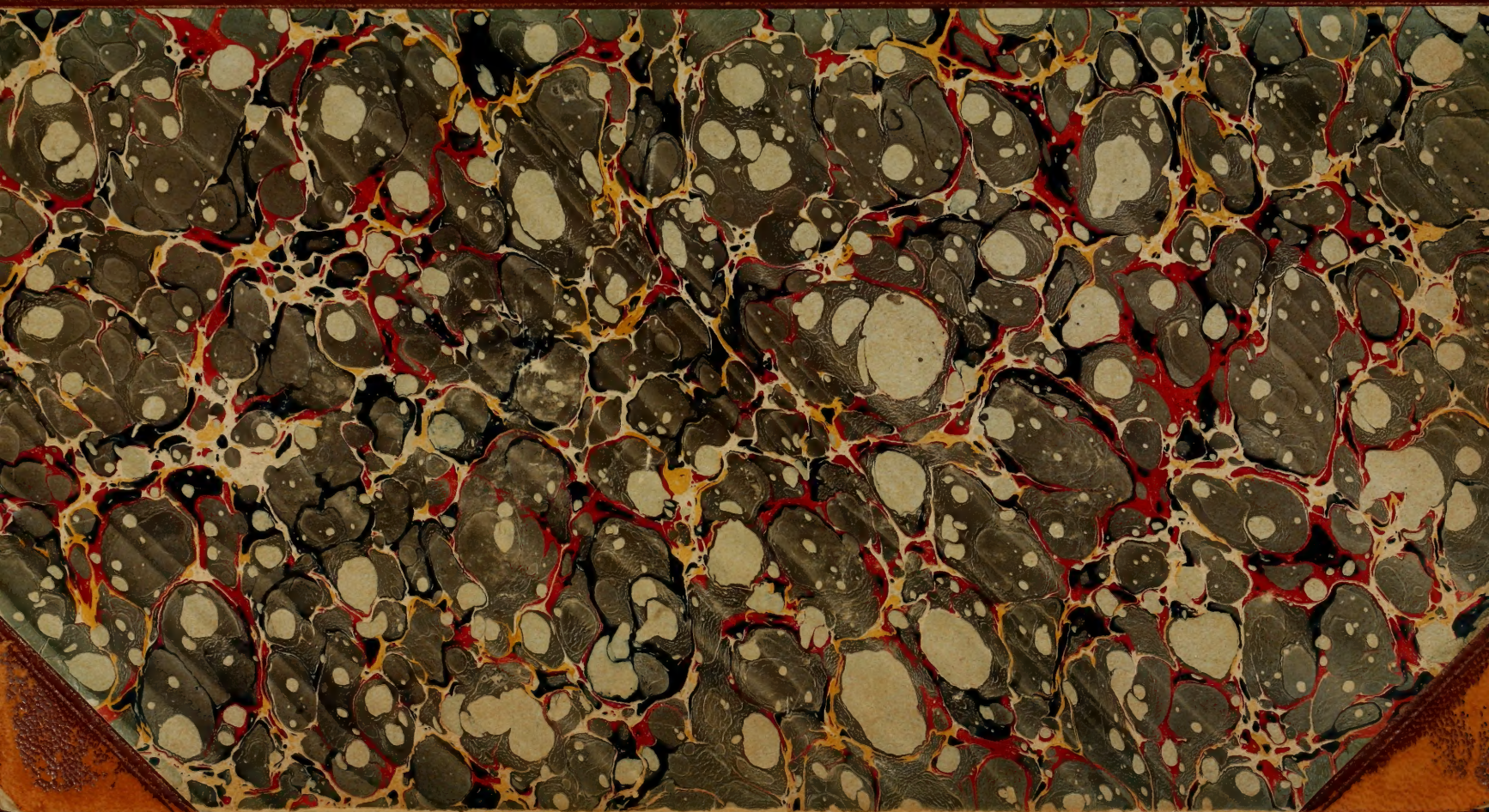
MUSIC - UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 07195 628 8



Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/daslebenpeterilj01chak

Tch
Tj

Chaikovsky, Modest Il'ich
Modest Tschaikowsky.

Das Leben

Peter Iljitsch

Tschaikowsky's.

Aus dem Russischen übersetzt

von

Paul Juon.

636/6
6/2/05.

In 2 Bänden

mit vielen Portraits, Abbildungen und Facsimile in Zinkographie.

MOSKAU—LEIPZIG
bei P. JURGENSON.

ML
410
C4C415
Bd 1

Dampf-Schnellpressendruckerei von P. Jurgenson in Moskau

Gewidmet

Herrn S. TANEJEW

und Allen Denjenigen, denen die Erinnerung an Peter Iljitsch gleich werth und heilig ist!

M. Tschaikowsky.

VORWORT.

Das Archiv Peter Iljitsch Tschaikowsky's welches in Klin aufbewahrt, und als Haupt-Material dieses Werkes gedient hat, besteht:

Abth. I. Aus Briefen von 807 Personen an Peter Iljitsch, in einer Anzahl von 6137 Nummern.

Abth. II. Aus Briefen von Peter Iljitsch an verschiedenen Personen und Auszügen aus seinem Tagebuch, in der Anzahl von 4112 Nummern.

Abth. III. Aus Briefen, Erinnerungen, Documenten über Peter Iljitsch. Die Anzahl der Nummern dieser Abtheilung ist noch nicht genau bestimmt und in voller Ordnung gebracht in Anbetracht noch immer neuer Zusendungen.

Abth. IV. Aus Manuscripten musikalischer und literarischer Arbeiten Peter Iljitsch's.

Abth. V. Aus seiner Bibliotek musikalischer und literarischer Werke mit Randbemerkungen auf verschiedenen Exemplaren.

Ausserdem hat mir als Material gedient:

1) Gedenkbuch der im Jahre 1891 entlassenen Rechtsschüler von W. R. Mordwinoff. *St.-Petersburg 1894.*

2) Erinnerungen an Peter Iljitsch Tschaikowsky von N. D. Kaschkin. *Moskau, P. Jurgenson. 1896.*

3) Recensionen und Artikel aus Zeitungen über Werke Peter Iljitsch's.

Mein Haupt-Mitarbeiter bei Zusammenstellung des 1ten Bandes war Hermann Augustowitsch Laroche, welchem ich viele wesentliche Theile dieser Biographie zu verdanken habe.

Zum Schluss spreche sowohl den bereits genannten wie auch den vielen Mitarbeitern welche auf meine Bitte hin mir ihre Erinnerungen mitgetheilt, und dadurch viel zur Vollständigkeit und Richtigkeit dieses Werkes beigetragen haben, meinen herzlichsten Dank aus.

M. Tschaikowsky.

Klin.
November 1900.

Band I.

1840 — 1877.

Die Vergangenheit bedauern, auf die Zukunft hoffen und nie mit der Gegenwart zufrieden sein —das ist mein Leben.

P. Tschaikowsky.

(aus einem Briefe).

Erster Teil.

I.

Einer der eigenartigsten Züge in Peter Iljitsch Tschaikowsky's Charakter war die Ironie, mit welcher er sich gegenüber seiner adeligen Abstammung verhielt. Bei jeder sich nur bietenden Gelegenheit bespöttelte er die Krone und das Wappen seiner Familie, nannte sie „phantastisch" und hielt mit einer Hartnäckigkeit an der plebejischen Abstammung seiner Ahnen fest, die oft an's Merkwürdige grenzte. Das war das Resultat seiner demokratischen Anschauungen und Sympatieen, aber auch der ausserordentlichen Gewissenhaftigkeit, und nicht zum wenigsten des Stolzes, welche den sittlichen Grund seiner Persönlichkeit bildeten.

Gleichgiltig gegen die Vornehmheit seiner Vorfahren, war er jedoch nichts weniger als gleichgiltig gegen ihrer Nationalität. Die Ansprüche einiger Verwandten auf Aristrokratismus bezweifelte und verspottete er, wenn ihn aber Jemand verdächtigte, polnischer Herkunft zu sein, so wurde er geradezu zornig. Die Liebe zu Russland und zu allem Russischen wurzelte in ihm so tief, dass er glücklich war, in der Person eines seiner frühesten Urahnen väterlicherseits einen echten rechtgläubigen Russen aus dem Kreis Krementschug feststellen zu können.

Im Register seiner Vorfahren und Verwandten in aufsteigender Linie stösst man auf keinen Namen, der zur musikalischen Kunst in irgend welcher Beziehung stände. Nicht ein einziger Berufsmusiker ist da zu finden und als Musikdilettanten erscheinen auch nur drei Personen, der Bruder seiner Mutter, Michael Assier, ihre Schwester Katharina, die seinerzeit in der Petersburger Gesellschaft bekannte und beliebte Gesangsdilettantin, und die Mutter

des Komponisten selbst, die mit Gefühl und Ausdruck die damals modernen Arien und Romanzen zu singen wusste. Alle anderen Assiers und Tschaikowsky's waren nicht nur gänzlich unmusikalisch, sondern auch sehr gleichgiltig gegen die Musik. Auch in der Generation, welcher Peter Iljitsch angehörte, sowie deren Nachkommen — zusammen etwa achtzig Personen — sind kaum zehn zu nennen, welche unzweifelhafte wenn auch oberflächliche musikalische Begabung aufzuweisen hätten. Die grosse Menge aller andern Verwandten zeichnete sich durch ganz besonders ausgeprägte Indifferenz zur Musik aus, welche beinahe an Abscheu grenzte, sodass es kaum möglich ist, festzustellen, von wem Peter Iljitsch sein Talent geerbt hat, wenn von Vererbung hier überhaupt die Rede sein kann. Das Einzige, was sich von seinen Ahnen auf ihn vererbt hat, war seine ganz aussergewöhnliche Nervosität, welche sich oft in hysterischen Anfällen äusserte und sich wahrscheinlich von seinem Grossvater Assier, der Epileptiker war, auf ihn übertragen hatte. Wenn es also wirklich so ist, wie einige neuere Gelehrte behaupten, nämlich, dass „Genie" eine gewisse psychische Anormalität sei, dann wäre es wohl möglich, dass gleichzeitig mit der Nervosität auch das musikalische Talent Tschaikowsky's aus der Familie Assier auf ihn überkommen ist.

II.

Ueber die Kindheit und Jugend des Vaters des Komponisten, Ilja Petrowitsch, fehlt uns jegliche Auskunft. Er selbst erzählte nie etwas von seinen jungen Jahren, es war ihm sogar stets unangenehm, darüber ausgefragt zu werden. Doch wäre es durchaus unrichtig, anzunehmen, dass irgend welche trübe Erinnerungen daran Schuld hätten. Ilja Petrowitsch vermied es einfach, die Aufmerksamkeit Anderer durch seine Person in Anspruch zu nehmen und erinnerte sich nur dann an seine Vergangenheit, wenn er irgend eine lustige Begebenheit zu erzählen hatte, oder wenn es ihn drängte, den Anwesenden Freud und Leid

I. P. Tschaïkowsky,

Vater von P. I. Tschaïkowsky, im Iahre 1860.

Dampfschnellpressen-Druckerei von P. Jurgenson, Moskau.

aus alter Zeit mitzuteilen; bei solchen Gelegenheiten vergass er jedoch -wie es ältere Herren in derartigen Fällen gewöhnlich zu thun pflegen, dass alles das, was seinem Erlebniss voraufgegangen oder sich nachher ereignet hatte, dem Zuhörer unbekannt sein musste; wenn ihn nun infolgedessen Dieser oder Jener um Aufklärung bat, so wurde er leicht ungeduldig oder gar etwas ärgerlich. Im folgerichtigen Zusammenhange hat er aber seinen Lebenslauf nie erzählt, ja—nicht einmal einzelne Epochen desselben. Allerdings hatte er einst seine Memoiren zu schreiben begonnen (Peter Iljitsch hat ihn dazu bewegt). Nachdem er aber kurz alle seine Ahnen aufgezählt hatte, und nun seine eigene Person an der Reihe war, hörte er auf und wollte nicht weiterschreiben.

Seine Erziehung genoss er im Kadetten-Corps für Bergbau, welche Anstalt er anno 1817 als zweiundzwanzigjähriger junger Mann mit Auszeichnung absolvierte. Im August desselben Jahres wurde er mit dem Titel Schichtmeister als Beamter der 13. Klasse in das Departement für Bergwerks-und Mineral-Angelegenheiten aufgenommen. Aeusserlich war sein Lebenslauf nicht gerade glänzend, denn zwanzig volle Jahre waren seit seinem Dienstantritt verflossen, als ihm der Rang eines Oberstleutnants verliehen wurde, nachdem er inzwischen Berggeschworener (12. Klasse), Hüttenverwalter (10. Klasse), Markscheider (9. Klasse), Ober-Hüttenverwalter (8. Klasse) und Ober-Bergmeister (7. Klasse), gewesen war. Der Umstand aber, dass er schon mit dreissig Jahren Mitglied des wissenschaftlichen Komitées für Bergbau war, sowie 1828 -1831 in den höheren Klassen des Bergbau-Instituts Statistik und Gesetzwesen des Bergbau's lehrte, weist darauf hin, dass er in seinem Fach ein begabter und fleissiger Arbeiter gewesen sein muss.

Im privaten Leben war er nach den Bekundungen Aller, die ihn kannten, ein sehr angenehmer, lebensfroher und geradsinniger Mensch. Ausserordentliche Herzensgüte, richtiger eine allumfassende Liebe war seine hervorragendste Charaktereigenschaft. Als Greis traute und glaubte er seinen Nebenmenschen ebenso wie in der Jugend und im reifen Mannesalter. Weder die schwere Schule des Lebens, noch die verschiedenen Enttäuschungen vermochten es zu verhindern, dass er einen jeden Menschen, mit dem er zusammenkam, für den besten und tugendhaftesten hielt. Sein Vertrauen hatte keine Grenzen; er wurde selbst dann

noch nicht misstrauischer, als er gerade infolge seiner Leichtgläubigkeit sein ganzes, mit so viel Mühe erworbenes Vermögen verlor. Enttäuschungen kränkten und erbitterten seine Seele auf's tiefste, konnten aber seinen Glauben an die Tugendhaftigkeit der Menschen und ihrer Beziehungen zu einander nicht erschüttern. Die Folge dieser idealen Weltanschauung war, dass Ilja Petrowitsch — wie gesagt — viel Kummer geerntet, anderseits aber auch eine so grosse Zahl treuer Freunde erworben hat, wie sie kaum je ein Anderer besass. Wegen seiner unveränderlichen Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit im Verkehr, wegen seiner steten Bereitwilligkeit, die Lage seiner Mitmenschen zu würdigen, erfreute er sich einer allseitigen Liebe.

Obgleich Ilja Petrowitsch in seinem Fach Tüchtiges leistete, war seine Allgemeinbildung ziemlich mittelmässig. Seine geistigen Bedürfnisse waren leicht zu befriedigen, denn für Kunst und Wissenschaft hatte er nur ein geringes Verständniss; am meisten interessierte ihn die Musik und das Drama. In seiner Jugend blies er die Flöte, wahrscheinlich aber sehr mangelhaft, denn er hörte schon sehr früh — noch vor seiner zweiten Heirath — damit auf. Die Schauspielkunst entzückte ihn bis an's Ende seiner Tage. Als achtzigjähriger Greis besuchte er noch allwöchentlich das Theater und war jedesmal bis zu Thränen gerührt, auch wenn das aufgeführte Stück nichts Rührendes enthielt.

Am 11. September 1827 heiratete Ilja Petrowitsch eine gewisse Maria Karlowna Keiser, welche ihm 1829 eine Tochter (Zinaida) schenkte. Im Anfang der dreissiger Jahre starb seine Frau, und Ilja Petrowitsch heiratete am 1. Oktober 1833 zum zweiten Mal und zwar die Jungfrau Alexandra Andreewna Assier.

Von der Kindheit und Jugend der Mutter des Komponisten ist uns ebensowenig etwas bekannt, wie von demselben Lebensalter ihres Gatten. Im Jahre 1816 verlor sie ihre Mutter und wurde 1819 in die Schule für weibliche Waisenkinder gebracht, welche sie 1829 absolvierte.

Nach den erhaltenen Schulheften Alexandra Andreewna's zu urteilen, wurde in dieser Schule sehr guter Unterricht erteilt: Inhalt, Stil und fehlerlose Orthographie der Schülerin beweisen das. Auf die gediegene Erziehungsmetode dieser Anstalt weist auch der Umstand hin, dass die genannten Hefte von Alexandra Andreewna auf das Sorg-

Alexandra Andreewna Tschaikowsky,

die Mutter P. I. Tschaikowsky's, im Jahre 1848.

Dampfschnellpressen-Druckerei von P. Jurgenson, Moskau.

fältigste aufbewahrt wurden (woraus man schliessen kann, dass die Schule bei ihr in gutem Andenken blieb) und, dass sie ausgezeichnete französische und deutsche Sprachkenntnisse besass. Allerdings kann es möglich sein, dass sie diese Kenntnisse schon als Kind im Hause ihres Vaters — welcher halb Franzose halb Deutscher war — erworben hatte, doch ist es schon anerkennenswert, dass diese Kenntnisse in der Schule nicht erstickt wurden, was leider in unseren modernen Lehr-Anstalten oft vorkommt.

Wenn man bedenkt, dass Alexandra Andreewna ausserdem etwas Klavier spielen und recht hübsch singen konnte, so kann mal wohl behaupten, dass eine solche Bildung für ein weder reiches noch vornehmes Mädchen doch recht befriedigend war.

Nach dem Zeugniss derjenigen Personen, welche sie kannten, war Alexandra Andreewna eine hohe, stattliche Erscheinung, nicht gerade schön, aber mit jenem wunderbaren Augenausdruck, welcher unwillkürlich die Aufmerksamkeit fesselt. Alle ohne Ausnahme behaupten, dass in ihrem Aeusseren etwas ganz besonders Anziehendes lag. Fanny Dürbach, die Gouvernante ihrer älteren Kinder, welche auch heute noch (in Montbeillard in Frankreich) lebt, erzählt, dass als sie zum ersten Mal nach Russland kam (sie zählte damals 22 Jahre), sie stets grosse Unentschlossenheit an den Tag legte, als ihr diese oder jene Stellung angeboten wurde, sodass sie oft ohne genügenden Grund sogar glänzende Angebote ausschlug; als sie jedoch Alexandra Andreewna sah, sie gleich im ersten Augenblick zu dieser vornehmen Erscheinung ein solches Zutrauen empfand, dass sie sofort ehe noch von ihren Pflichten und von Honorar die Rede war — den Entschluss fasste, die Stelle anzunehmen. „Ich hatte mich nicht getäuscht", erzählt sie weiter, „als ich damals meiner inneren Stimme Gehör schenkte, denn ich gewann die vier glücklichsten Jahre meines Lebens".

Nach der Erinnerung von Peter Iljitsch war seine Mutter eine hohe, ziemlich volle Frau mit wundervollen Augen und aussergewöhnlich schönen Händen. — „Solche Hände giebt es nicht wieder und wird es auch nie geben!" — sagte er oft. Im Gegensatz zu ihrem Gemahl, war Alexandra Andreewna im Familienleben ziemlich zurückhaltend mit warmen Gefühlsaeusserungen und fast geizig in Liebesbezeigungen. Sie war sehr gutherzig, diese Herzensgüte war aber im Vergleich mit der beständigen Freundlichkeit

ihres Gatten zu All' und Jedem eine strengere, die öfter in Thaten als in Worten ihren Ausdruck fand.

Wenn ein vierzigjähriger Mann aus Liebe ein noch ganz junges Mädchen heimführt, so erwartet man naturgemäss, dass sich die Frau dem alternden Manne vollständig unterwerfe. In diesem Falle war es aber umgekehrt. Der gutherzige, ungeachtet seiner Jahre wie ein Jüngling begeisterungsfähige, vertrauensselige und freigebige Ilja Petrowitsch fügte sich in Allem – ausgenommen seine dienstlichen Pflichten – dem Willen seiner ihn grenzenlos liebenden Frau. Nach Aussen hin, fremden Personen blieb diese Thatsache infolge des angeborenen Taktes dieser Frau und der Achtung, mit welcher sie ihren Ehemann behandelte, freilich verborgen.

Das erste Kind aus dieser Ehe war eine Tochter, welche jedoch bald nach der Geburt verstarb.

Im Jahre 1837 wurde Ilja Petrowitsch zum Oberhaupt des Bergwerks Kamsko-Wotkinsk (Gouvernement Wjatka) ernannt und siedelte mit seiner Frau dorthin über. Am 9. Mai 1838 schenkte sie ihrem Gatten einen Sohn, Nikolaus, und am 25. April 1840 gebar sie ihren zweiten Sohn, Peter.

III.

Die Lage des Direktors eines so grossen Bergwerks wie das Wotkinsk'sche glich aeusserlich derjenigen eines reichen Gutsbesitzers inmitten seiner Ländereien, war vielleicht sogar noch etwas bedeutender, denn zu allen Bequemlichkeiten und Behaglichkeiten des Lebens, einem prachtvollen Hause, einer ganzen Schar Diener und Dienerinnen, kam noch gewissermassen die Repräsentation der obersten Gewalt.

Ilja Petrowitsch verfügte z. B. über ein eigenes kleines Heer, eine Sotnja (100) Kosaken, hatte auch einen kleinen Hof um sich, welcher aus denjenigen Beamten des Bergwerks bestand, welche privilegierten Ständen angehörten. Das gute Gehalt ermöglichte dank der weisen Verwaltung Alexandra Andreewna's nicht nur jeden irgend wünsch-

baren Comfort, sondern auch die Zurücklegung einer kleinen Summe für etwaige schlechtere Zeiten. Die ausserdem für Repräsentationszwecke besonders zur Verfügung stehenden Gelder waren gross genug um die Kosten grösserer Empfänge zu decken und der Gastfreundschaft Ilja Petrowitsch's den weitesten Spielraum zu lassen, und seine Liebenswürdigkeit, sowie der eigenartige Reiz seiner Gemahlin bewirkten es, dass sein Haus der beliebteste Versammlungsort der ganzen Wotkinsk'schen Gesellschaft war. Diese Gesellschaft hatte mit dem groben Provinzialismus der damaligen Zeit Nichts gemein; sie bestand hauptsächlich aus Petersburger jungen Leuten und den feingebildeten Familien einiger Engländer, sodass man hier die unmittelbare Nähe Asiens und die weite Entfernung der Civilisationszentren absolut nicht verspürte.

In der Zeit der allerfrühesten Erinnerungen Peter Iljitsch's, d. h. zu Ende der ersten Hälfte der vierziger Jahre, vergrösserte sich die Familie Tschaikowsky um zwei Mitglieder: um ein Mädchen, Alexandra (geb. d. 28. Dec. 1842), und um einen Knaben, Hyppolit (geb. d. 10. April 1844). In dieser Epoche lebten bei Tschaikowsky's noch die alte Tante Ilja Petrowitsch's, Nadeshda Timofeewna Walzew, und zwei seiner Nichten: Anastasia Wassiljiewna Popoff, ein Mädchen von 38 Jahren, und Lydia Wladimirowna Tschaikowsky, ein 10-jähriges Mädchen, welches kurz vorher ihre Mutter verloren hatte. Die Pflege der jüngsten Kinder nahm Alexandra Andreewna so sehr in Anspruch, dass sie sich in die Notwendigkeit versetzt sah, für Lydia und Nikolaus eine Gouvernante zu engagieren. Als sie zum Zwecke des Wiedersehens ihrer Verwandten und der im Katharinen-Institut befindlichen Stieftochter nach Petersburg reiste, lernte sie dort Fanny Dürbach kennen und kehrte in deren Begleitung im November 1844 nach Wotkinsk zurück.

Angesichts des unauslöschbar tiefen Einflusses, welchen diese Person auf Peter Iljitsch gehabt hatte, werde ich mir erlauben, die Aufmerksamkeit des Lesers für einige Zeit auf sie zu lenken.

Alles, was über die damalige Fanny gesagt werden kann, ist, dass sie speziell für die pädagogische Thätigkeit vorbereitet war, bereits eine gewisse Erfahrung darin hatte, dass sie die französische so wie die deutsche Sprache gleich gut beherrschte, und dass sie in ihren moralischen Grundsätzen eine strenge Protestantin war. Um aber ihre

Vorzüge besser zu beleuchten, werde ich meine Begegnung mit ihr 1894 in Montbeillard, einem kleinen französischen Städchen in der Nähe von Belfort, erzählen.

Sie bewohnt mit ihrer Schwester ein eigenes dreistöckiges Häuschen, welches aber kaum gross genug ist, um ihre drei kleinen sauberen Stuben zu fassen. Sie wohnen ganz allein. Aus Mangel an Geldmitteln halten sie keinerlei Bedienung; die Pflichten der Köchin besorgt Frederike, welche ebenfalls längere Zeit in Russland als Gouvernante thätig gewesen war und sich ein ganz kleines Vermögen erspart hatte. Fanny erteilt bis Heute noch Unterricht. Die ärmlichen Verhältnisse, in denen sie lebt, überraschten mich umsomehr, da ich wusste, dass Peter Iljitsch zwei Jahre vorher sie beschwor, eine fortlaufende Geldunterstützung von ihm anzunehmen, und dass sie diese auf das Entschiedenste abwies. „Ich bin zufrieden mit dem was ich habe" wiederholte sie auch mir gegenüber stets, als ich ihr bei meinen ziemlich häufigen Besuchen andeutete, dass die Erben des Komponisten den Wunsch hätten, ihr in materieller Beziehung nach Möglichkeit zu helfen: „so weit es nach den schweren Schicksalsschlägen, die mich im Leben getroffen haben, überhaupt noch möglich ist glücklich zu sein—bin ich glücklich", sprach sie. Und in der That, in dem Ausdruck ihres für die 72 Jahre noch ziemlich jugendlichen Gesichtes, in dem Blick ihrer grossen schwarzen Augen glänzte eine solche Seelenruhe, eine solche Reinheit, dass es mir im Augenblick wohl schien, weder die physischen Leiden (sie krankt an Asthma und Schlaflosigkeit), noch alle materiellen Entbehrungen seien imstande, die Leuchte ihres Lebensabends zu verdunkeln.

Nachdem sie Russland in den fünfziger Jahren verlassen hatte, liess sie sich in Montbeillard nieder und verbrachte daselbst als Lehrerin volle vierzig Jahre ohne Unterbrechung. Die Hälfte aller Einwohner dieses Städtchens sind ihre Schüler und Schülerinnen gewesen. Als sie mir vor meiner Abreise noch ihren kleinen Gemüsegarten zeigen wollte und mich durch die Strassen in's Feld führte, wurde sie fast von jedem Entgegenkommenden ehrfurchtsvoll gegrüsst. „Wenn man so viele Freunde hat" sagte sie mir,— wie sollte man da noch klagen? Sie können ruhig sein, hier bin ich gut aufgehoben, selbst wenn es mir einmal schlecht gehen sollte". Ein englisches Sprichwort sagt: the child is father to the man. Frei übersetzt könnte man vielleicht sagen: die Jugend erzieht das Alter; nach dem

Dampfschnellpressen-Druckerei von P. Jurgenson, Moskau.

Geburtshaus P. I. Tschaikowsky's in Wotkinsk.

leuchtenden ruhigen Alter Fanny's kann man sich daher wohl vorstellen, was für ein gutes, tugendhaftes Mädchen sie im Jahre 1844 gewesen sein muss. Dafür spricht aber auch der Umstand, dass trotz der verhältnissmässig kurzen Zeit ihres Aufenthaltes in der Familie Tschaikowsky (nur 4 Jahre waren es) das Andenken an sie bis Heute noch fortlebt, während alle ihre Nachfolgerinnen bereits lange vergessen sind.

Zu unserem Glück erinnert sie sich sehr klar an die „glücklichste Epoche ihres Lebens". Ihre Erzählung über die Ankunft in Wotkinsk charakterisiert sehr lebhaft die patriarchalen Sitten der Verwandschaft Peter Iljitsch's. „Ich reiste von Petersburg mit Frau Tschaikowsky und Nikolaus ab. Wir waren volle drei Wochen unterwegs und lernten uns in dieser Zeit so gut kennen, dass wir bei unserer Ankunft bereits intime Freunde waren. Die Güte und das freundliche Entgegenkommen der Frau Tschaikowsky, so wie das angenehme Aeussere Nikolai's gefielen mir sehr, und das gute Benehmen, die Wohlerzogenheit des Knaben bürgte mir dafür, dass ich es nicht schwer haben werde. Und doch war ich sehr verwirrt. Alles wäre gut, wen ich nach der Ankunft nur mit Frau Tschaikowsky und ihrem Sohn zu thun haben würde, aber dem war nicht so: es erwarteten mich auch andere, mir fremde Personen, andere Sitten, andere Gebräuche, kurz ein ganz anderes unbekanntes Leben harrte meiner. Je näher zum Ziel, desto unruhiger und aufgeregter wurde ich. Als wir aber vor der Thür des Hauses angelangt waren, genügte ein Augenblick, um all'meine Angst für immer zu bannen. Es kam eine grosse Menge Leute herausgelaufen und es begann ein so allgemeines Küssen und Umarmen, dass man in dem Gewirr Verwandschaft und Dienerschaft nicht unterscheiden konnte. Die echte ungeheuchelte Freude verbrüderte Alle. Herr Tschaikowsky kam auf mich zu und küsste mich ohne Umstände, als wenn ich seine Tochter wäre. Diese einfache Herzlichkeit der Beziehungen ermunterte mich sehr, sodass ich mich fast als Familienmitglied fühlte. Es war, als ob ich nicht eben erst angekommen, sondern wie Frau Tschaikowsky und ihr Sohn nach Hause zurückgekehrt sei. Am nächsten Morgen schon begann ich mit dem Unterricht ohne jede Aufregung oder Furcht für die Zukunft".

IV.

Peter Iljitsch war damals $4\frac{1}{2}$ Jahre alt. Er flehte mit Thränen in den Augen, man möchte ihn auch am Unterricht teilnehmen lassen, sodass Alexandra Andreewna endlich nachgab und ihn zu Nikolai und Lydia gesellte. Von dieser Zeit an lernte er mit seinen älteren Geschwistern zusammen und war stets sehr beleidigt, menn man ihm aus Rüksicht auf sein Alter diese oder jene Arbeit ersparen wollte. Er hatte auch wirklich sehr bald seine Mitschüler in allen Fächern eingeholt und konnte als sechsjähriger Knabe fliessend französisch und deutsch lesen. Russischen Unterricht erteilte ein in's Haus kommender Lehrer Namens Blinoff [1]).

Vom ersten Augenblick an empfand Fanny eine besondere Zuneigung zu ihrem jüngsten Schüler, nicht nur weil er den Andern an Befähigung überlegen war und gewissenhafter arbeitete, auch nicht weil er im Vergleich mit Nikolai stiller war und seltener wegen Ungezogenheiten gescholten werden musste, sondern auch weil all' seinem Thun und Lassen etwas Besonderes, etwas Ungewöhnliches anhaftete, Etwas was Jeden, der mit diesem Kinde in Berührung kam, unwiderstehlich bezauberte.

Er war aeusserlich nicht so schön wie Nikolai, auch etwas nachlässiger als dieser. Seine Toilette war immer in Unordnung: entweder hatte er seine Kleider in Zerstreutheit irgendwo beschmutzt, oder es fehlte Dieses und Jenes daran; sein Haar war gewöhnlich nur mangelhaft gekämmt u. s. w., so dass er neben dem pomadisierten, eleganten und stets tadellosen Nikolai im ersten Augenblick gar keinen Eindruck machte. Aber schon nach kurzem Zusammensein übte sein Verstand, und noch mehr sein Herz jenen bezaubernden Einfluss aus, so dass man doch ihm den Vorzug vor den anderen Kindern geben musste. Dieses anziehende sympatische Wesen, diese köstliche Eigenschaft, alle Menschen für sich einzunehmen, blieb ihm in seinem ganzen Leben eigen. Der Gedanke liegt nahe, dass sein jetziger Ruhm bei Denjenigen, die ihn auch früher kannten, die Erinnerung beeinflusst haben könnte, dass sie retrospektiv die Person des Kindes mit dem Glanze dieses Ruhmes umgeben; dem ist aber nicht so, denn es sind viele Dokumente vorhanden, welche beweisen, dass die Person

[1]) Es ist mir nicht gelungen, Etwas Näheres über diesen Herrn in Erfahrung zu bringen.

Peter Iljitsch's schon damals Aller Aufmerksamkeit fesselte, als von Ruhm noch gar keine Rede sein konnte.

1843 bereits nannte ihn Ilja Petrowitsch in einem Briefe, „unser Aller Liebling", „die Perle meines Hauses". Alexandra Andreewna, welche von Aussen betrachtet, alle ihre Kinder gleich liebevoll behandelte, soll nach vielen Zeugnissen gar manches Mal gesagt haben, ihr zweiter Sohn sei „der Schatz, das Gold der Familie". Das alte Mütterchen Nadeshda Timofeewna hatte ihn zu ihrem Universalerben auserkoren. Anastasia Wassiljewna, welche der Ruhm eines Musikers durchaus gleichgiltig liess, welche nach ihrer Erziehung und den veralteten Ansichten ein solches Fach sogar verachten konnte, welche nie auch nur eine Note aus seinen Kompositionen gehört hatte, — hatte bis zum letzten Atemzug ihr „Peterchen" vergöttert. Und, Fanny, endlich, welche zur Zeit, als sein Ruhm den Höhepunkt erreichte, als der Name ihres Zöglings in ganz Frankreich genannt wurde, sich sorgfältig vor ihm verbarg und das Wiedersehen mit ihm durchaus nicht wünschte, aus Furcht „de ne plus retrouver son petit chéri d'autrefois" (ihren Liebling von früher in ihm nicht wiederzufinden), diese Fanny bewahrte während fünfzig Jahren den kleinsten von seiner Kinderhand beschriebenen Papierfetzen wie ein Heiligtum auf. Beweist dieses nicht zur Genüge, dass sie in Peter Iljitsch nicht den zukünftigen berühmten Mann liebte, sondern lediglich das Kind? Aber nicht nur die Nahestehenden Personen zeichneten ihn aus, auch Andere. Eine gewisse Emilie Landraschen, eine Freundin Fanny's, schrieb 1849: „dieses Kind gefällt mir besser, als die anderen".

Auf meine Frage, auf welche Weise denn dieser eigenartige Zauber, den der Knabe ausstrahlte, sich aeusserte, antwortete die greise Gouvernante: „Eigentlich in Nichts Besonderem und doch in Allem, was er that. Während des Unterrichts war Keiner so emsig und so verständig, in den Pausen erfand Keiner so lustige Spässe, in den Lesestunden hörte Keiner so aufmerksam zu, als er, und wenn ich in der Dämmerung der Feierabende meine Zöglinge um mich sammelte und einen Jeden irgend eine Geschichte erzählen liess, dann wusste Niemand so schön zu improvisieren, wie er. Diese köstlichen Stunden unseres Lebens werde ich nie vergessen. Im gewöhnlichen Umgang mit ihm hatte man ihn deshalb so lieb, weil er selbst alle lieb hatte. Seine Empfänglichkeit war geradezu grenzenlos, und

man musste ihn deshalb sehr vorsichtig behandeln. Er konnte durch eine Kleinigkeit verletzt, beleidigt werden. Das war ein „Porzellan"-Kind. Die geringste Bemerkung, ein einziges Scheltwort (von Strafen konnte bei ihm keine Rede sein) wie es bei andern Kindern unbeachtet zu bleiben pflegt, nahm er sich tief zu Herzen und konnte dadurch so verstimmt werden, dass es geradezu beängstigend wurde. Eines Tages machte ich beiden Brüdern wegen einer schlecht ausgeführten Arbeit Vorwürfe und sagte unter Anderem, dass ich ihren Vater bedauere, denn er müsste schwer arbeiten um für seine Kinder die Kosten der Erziehung zu erschwingen, sie seien aber so undankbar und würdigten das garnicht, indem sie ihre Pflichten vernachlässigten. Nikolai liess diese Bemerkung über sich ergehen, sprang und spielte aber an diesem Tage mit seinen Kameraden nicht minder fröhlich als sonst, Pierre jedoch blieb den ganzen Tag still und nachdenklich, und als er abends zu Bette ging, konnte er seine Thränen nicht länger zurückhalten, beteuerte, dass er seinen Vater doch sehr lieb hätte und dass er ungerechterweise der Undankbarkeit geziehen worden sei. Ich versichere Ihnen — man konnte nicht anders, als ihn gern haben, denn er hatte Alle und Alles lieb. Das Schwache, das Unglückliche hatte in ihm stets einen eifrigen Vertheidiger. Einst hörte er, dass Jemand die Absicht habe, ein Kätzchen zu ertränken. Nachdem er in Erfahrung gebracht, wer dieser Uebelthäter war, bat er bei diesem flehentlich um Schonung des Thierchens und erreichte auch sein Ziel. Hocherfreut eilte er nach Hause direkt in das Arbeitszimmer seines Vaters, welcher gerade in einer dienstlichen Unterredung mit einigen Herren begriffen war, und erzählte feierlichst, dass ihm die „Rettung" geglückt sei.

Die Liebe zu allen Unglücklichen fand auch in seiner ungewöhnlichen Sympatie für Ludwig XVII. Ausdruck. Fanny erzählt, dass er nicht müde wurde, alle Einzelheiten über den qualvollen Tod dieses unschuldigen Märtyrers auszufragen. Selbst als Erwachsener hörte er nicht auf, sich für den Prinzen zu interessieren; 1868 kaufte er in Paris ein Bild, welches ihn im Temples darstellte, und liess es einrahmen. Dieses Bild und das Portrait Anton Rubinsteins blieben lange Zeit hindurch der einzige Schmuck seiner Behausung. Der an Chauvinismus grenzende grosse patriotische Zug, welcher die Zeit der Regierung Nikolaus I. charakterisiert, hat auch auf Peter Iljitsch einen bleibenden Eindruck hinterlassen, denn aus dieser Zeit stammt jene

geradezu rührende Liebe zu Allem was „russisch“ war, welche Peter Iljitsch das ganze Leben hindurch in sich trug. Diese Liebe zum Vaterland hat er sogar -wie wir weiter unten sehen werden -in Gedichten besungen; manches Mal bekundete er sie aber auch auf eine recht drollige Art und Weise. „So war es auch“, erzählt Fanny, – „als er eines Tages während der Pause im Atlas blätterte. Wie er die Karte von Europa aufschlug, begann er plötzlich das Russische Reich mit Küssen zu bedecken, während er den übrigen Teil Europa's gleichsam anspie. Als ich ihm vorhielt, dass er sich schämen sollte, sich so zu benehmen, dass es schlecht sei, seine Mitmenschen, welche gleich ihm zu Gott „Unser Vater“ sagen, nur deshalb zu hassen, weil sie nicht Russen seien, dass er also auch sie, seine Fanny, anspucke, weil sie Französin sei! -„Sie haben keinen Grund, mich zu schelten, haben Sie denn nicht bemerkt, dass ich Frankreich mit der Hand bedeckt hielt?“ - antwortete Pierre“.

Obgleich Peter Iljitsch der allgemeine Liebling in der Familie war, so wurde er doch von Niemandem verwöhnt oder verhätschelt, ausser vielleicht von Nadeshda Timofeewna oder Anastasia Wassiljewna. Seine Mutter, unter ihrem Einflusse aber auch Fanny und alle Uebrigen behandelten ihn gerade so wie die andern Kinder, ohne ihn in irgend einer Weise zu bevorzugen. Fanny erzählt: „Wir lebten getrennt von den Erwachsenen unser eigenes Leben; nur beim Mittagessen kamen wir mit ihnen zusammen. Die Abende verbrachten wir bei uns oben in Unterhaltung oder beim Lesen. Im Sommer hatten wir eine Equipage zu unserer Verfügung und unternahmen Spazierfahrten in die Umgegend von Wotkinsk. An Werktagen war unsere Zeit von 6 Uhr früh an genau eingeteilt und das Programm wurde stets pünktlich ausgeführt. Da die Zahl der freien Stunden nur sehr gering war, so bestand ich darauf, dass sie zu körperlichen Uebungen verwendet wurden; oft hatte ich aber deshalb Auseinandersetzungen mit Pierre, denn nach dem Unterricht zog es ihn stets an's Klavier. Uebrigens fügte er sich gewöhnlich meinem Willen und lief und tollte gern mit seinen Geschwistern; man musste ihn aber jedesmal darauf bringen: sich selbst überlassen ging er lieber an die Musik, oder las, oder machte Gedichte“.

Die früheste eigene Erinnerung Peter Iljitsch's an jene Epoche seines Lebens bezieht sich auf eine Reise, die er in Begleitung seiner Mutter und Anastasia Wassiljewna's

nach Bad Sergiewsk machte. Das war im Jahre 1845. Unterwegs auf der Hinreise kehrten sie nach einer langen, ermüdenden, abendlichen Fahrt in dem hell erleuchteten Häuschen einer Verwandten Alexandra Andreewna's ein, und verbrachten da einige Tage. Der Eindruck, den dieses freundliche gemütliche Häuschen auf Peter Iljitsch machte, war ein sehr intensiver—zumal nach der langen Fahrt in finstrer Nacht. Nach seinen eigenen Worten, datiert seine grosse Neigung zum ländlichen Leben, die ihn nie verlassen hatte, seit jenem Ereigniss.

Aber auch das Leben im Bad selbst, wo er die Zärtlichkeiten seiner von ihm abgötterisch geliebten Mutter mit Niemandem zu teilen brauchte, das Kennenlernen neuer Gegenden, anderer Menschen gehörte zu seinen heitersten, angenehmsten Erinnerungen aus der Kindheit. Eine andere Begebenheit, die er gern erzählte, war die Rückkehr seiner Eltern aus Petersburg, wohin sie Ende 1846 gereist waren, um seine Stiefschwester Zinaida abzuholen, die unterdess den Lehrkursus im Katharinen-Institut durchgemacht hatte. Das geschah an einem Winterabend kurz vor Weihnachten. Er erinnerte sich lebhaft an das freudige Entzücken, welches ihn und mit ihm alle andern Hausbewohner ergriff, als das Glockengeklingel der herannahenden Troika ertönte und sie alle mit Freudenrufen in den Vorflur stürzten, wie dann die Thür aufging und eine ganze Wolke frostigen Dunstes eindrang, wie ein kleines allerliebstes weibliches Wesen in's Zimmer gelaufen kam,—seine Stiefschwester, welche er bis dahin noch nie gesehen hatte, denn Zinaida Iljinischna war noch vor seiner Geburt in das Institut gebracht worden. Er erinnerte sich auch an das überirdische Glücksgefühl, welches ihn überkam, als er nach drei-oder-viermonatelanger Trennung seine Mutter wieder umarmen durfte. Lange, sehr lange noch, als er bereits zum Manne herangereift war, konnte er nicht ohne Thränen von seiner Mutter sprechen, sodass seine Bekannten es geradezu vermieden, ihn darauf zu bringen.

Mit der Ankunft des hübschen, munteren, jungen Mädchens, dessen helles Lachen über das ganze Haus schallte, das ausserdem viele grossstädtische Neuigkeiten, namentlich inbetreff von allerlei Belustigungen und Gepflogenheiten mit sich gebracht hatte, wurde das ohnehin schon fröhliche Leben in diesem gastfreundlichen Hause noch lustiger, noch glücklicher. Unserem phantastisch veranlagten Knaben erschien Zinaida Iljinischna als eine Fee, welche aus einer

Welt voll Zauber und himmlischer Freuden herniedergekommen ist. Ihre Erzählungen vom Theater, welches zu sehen er sich als das höchste Glück dachte, die Tänze und lebenden Bilder, welche sie zu arrangieren wusste, dass Alles regte seine Phantasie an und entzückte ihn im höchsten Grade.

Am 6. Februar 1848 wurde Ilja Petrowitsch infolge seines eigenen Ansuchens mit dem Range eines Generalmajors pensioniert. Einige Zeit vorher hatte er aber Unterhandlungen mit der Verwaltung mehrerer grossen, sehr reichen Privatpersonen gehörenden Werke angeknüpft, mit der Aussicht eine Anstellung daselbst zu erlangen. Zu diesem Zwecke war aber ein längerer Aufenthalt in Moskau notwendig, sodass er im Herbst desselben Jahres mit seiner ganzen Familie Wotkinsk verliess. Da nun Alexandra Andreewna beabsichtigte nach der Ankunft in der Hauptstadt Lydia einem Institute anzuvertrauen und auch die älteren Söhne in eine Schule zu schicken, die jüngeren Kinder aber eher einer Bonne, als einer Gouvernante bedurften, so schlug Fanny es ab, mit der Familie nach Moskau überzusiedeln, fand eine andere Stelle bei dem Gutsbesitzer Neratoff und verabschiedete sich von ihren Freunden für immer. Erst nach 44 Jahren sollte es ihr vergönnt sein, Peter Iljitsch wiederzusehen.

Aus ihrer Correspondenz mit Tschaikowsky's ist zu ersehen, wie schwer für beide Teile diese Trennung wurde. Tschaikowsky's hatten Fanny ein gutes Andenken bewahrt, und sie selbst hat bis Heute noch Alle in der Erinnerung.

Um den Kindern den Abschied nicht allzu traurig zu machen, wurde beschlossen, das Fanny ganz in der Frühe, als sie alle noch schliefen, abreisen sollte. Alexandra Andreewna war der Hoffnung, dass die Kinder in dem Trubel der Vorbereitungen für ihre eigne Abreise, welche an demselben Tage, nur später erfolgen sollte, ihr Unglück weniger schwer empfinden würden.

V.

Ausser den für einen Biographen sehr wertvollen mündlichen Ueberlieferungen, hat Fanny all'die Hefte ihres Lie-

blings aufbewahrt, in welche er während der Mussestunden seine eignen Gedanken, meistens in Versen niederschrieb. Um keinen Preis in der Welt wollte die Greisin diese Reliquien ihrer Vergangenheit fortgeben. „Alles was von Pierre's Hand geschrieben worden ist, kann ich nur nach meinem Tode preisgeben. Diese lieben Blätter enthalten meine teuersten Erinnerungen",—schreibt sie in einem Briefe. Diese Blätter zu kopieren willigte sie jedoch ein.

Diese Hefte enthalten freilich nichts künstlerisch und litterarisch Vollkommenes, doch sind sie deshalb nicht weniger interessant. Man muss bedenken, dass sie von einem siebenjährigen Knaben herrühren, welcher sie nur für sich allein, und deshalb wahr und aufrichtig geschrieben hatte, nicht um heuchlerisch seine edlen Gefühle zur Kenntniss Anderer gelangen zu lassen, sondern lediglich, weil es ihn drängte, die ihn bestürmenden Gefühle und Gedanken auf irgend eine Weise auszudrücken; auch sollte er in Zukunft nicht Dichter sondern Musiker werden. In diesen Heften finden wir den Ursprung und die Erklärung seiner zukünftigen Richtung, sie sind deshalb nicht nur für die Biographie Peter Iljitsch's allein von Interesse, sondern liefern auch einiges Material für das Studium der Entwicklungsgeschichte eines jeden künstlerischen Genie's überhaupt. Von solchem Standpunkt aus erscheinen jene Verse, Bemerkungen und s. w. als handschriftliche Dokumente eines früh erwachten Dranges sich auszusprechen, sich mitzuteilen, während das richtige Mittel dazu noch nicht gefunden war. In ihnen pocht der zukünftige Künstler gleichsam an eine falsche Thür. Beim Lesen dieser kindischen und kindlichen Gefühlsergüsse muss man anfangs unwillkürlich über ihre ungeschickten oder missratenen Formen lächeln, je weiter man aber liest desto mehr wird man von der Erhabenheit und Reinheit der Stimmungen des Knaben ergriffen. Diese Stimmungen sind es eben, an denen wir nicht achtlos vorübergehen dürfen.

Im Ganzen sind es zwei Hefte und mehrere lose Blätter. Die Schriftzüge sind nicht schön, doch für einen Knaben von sieben Jahren merkwürdig ausgebildet und sicher. Im Anfang eines jeden Aufsatzes ist die Absicht zu merken, möglichst kalligraphisch zu schreiben, besonders sind die Titel offenbar sehr mühevoll mit verschiedenen Schnörkeln und sonstigen pretentiösen Verzierungen ausgeschmückt. Je weiter aber je weniger Geduld, und das Ende ist stets sehr flüchtig hingeworfen. Ueberhaupt trägt das aeussere

Aussehen dieser Hefte den Stempel vollkommener Willkürlichkeit und sogar Nachlässigkeit. So schreibt man jedenfalls nicht, wenn die Absicht vorhanden ist, es Jemandem zu zeigen. Gedichte, Auszüge aus Büchern, Entwürfe für Briefe, Versuche ein Häus'chen zu zeichnen, einzelne Sätze und Worte, ohne jede Beziehung zum Voraufgegangenen oder Nachfolgenden, finden wir da in bunter Abwechslung. Sehr interessant ist es, dass am häufigsten und ohne jeden Grund das Wort „Gott" vorkommt, manches Mal sogar in einer Vignette. Ob das einfach eine kalligraphische Uebung war, und ihn dieses Wort nur als Combination von hübschen Buchstaben interessierte, oder ob sich darin die Gedanken wiederspiegeln, die von der gottesfürchtigen Gouvernante oft angeregt wurden — ist jetzt schwer zu entscheiden, doch wird wohl letztere Annahme die richtige sein, da unter den Gedichten einige vorhanden sind, in welchen von Gott die Rede ist.

Das erste Heft beginnt mit einer Uebersetzung aus dem französischen Lehrbuch „L'education maternelle"; es ist das in's Russische übersetzte „Gespräch der Frau von Verteuille mit ihrer Tochter Pauline über die fünf Sinne". Diese Uebersetzung strotzt von grammatikalischen Fehlern; doch finden sich einzelne Sätze, welche ganz regelrecht geschrieben sind. Sie ist unbeendet geblieben, obgleich nur ein Weniges daran fehlen kann, denn ausser dem Tastsinn sind alle Sinne besprochen. Unter dieser Arbeit steht die Jahreszahl 1847 und eine französische Namensunterschrift.

Dieser Uebersetzung folgen mehrere Gedichte, von denen nur zwei in russischer Sprache verfasst sind, alle anderen in französischer. Ihrem Inhalte nach könnte man sie in drei Gruppen teilen: erstens, finden sich da Gedichte, welche von Gott handeln; zweitens, solche, in welchen die Liebe zum Vaterlande besungen wird, und drittens, solche, in welchen vom Mitleid mit den Schwachen und Unglücklichen und mit den Tieren, die Rede ist. Es scheint mir genügend, nur einige wenige Gedichte aus den drei Gruppen herauszugreifen und sie an dieser Stelle wiederzugeben.

Das erste davon ist mit dem Jahre 1847 vermerkt und trägt die Ueberschrift „L'Univers".

„Eternel notre Dieu c'est toi qui a fait tout cela
„Enfant! regarde ces plantes si belles
„Ces roses, ces germandrées, elles sont si belles.

„*Brillan* soleil eclaire *tou* le monde
„C'est *cette Ettre* qui *la fai*
„La lune etoiles *eclaire* notre *nui*
„Sans toi le blé *n'oré put etre*
„Les *vag(u)es* de ces belles *aux*
„Nous expirerons sans eux
„Les mers dont *l'etendu* est si grande
„Les fleuves *l'entoure*
„Mère! *Nourissé! Nourissé* Vos enfants
„Le bon Dieu les a *creé*
„Dieu
„Puissant on t'adore.

Par Pierre Tschaïkovsky *).

*) Ewiger Gott! Du hast das Alles gethan. Kind! Betrachte diese Blumen, die so schön sind, betrachte diese Rosen und Veronika's: sie sind so schön! Die strahlende Sonne beleuchtet die ganze Welt, dieses Wesen hat sie erschaffen. Der Mond, die Sterne beleuchten unsere Nacht. Ohne Dich könnte der Roggen nicht gedeihen, die Wogen dieser herrlichen Wasser... Sterben würden wir ohne sie. Die Meere, deren Flächen so gross sind. Die Flüsse umringen sie. Mütter! Nähret! Nähret Eure Kinder. Der gute Gott hat sie erschaffen. Mächtiger Gott Dich betet man an.

Die Liebe zum Vaterland verherrlicht der Knabe in vier Dichtungen (zuerst 1847), einmal sogar in dem Versuch einer historischen Abhandlung, die alle Johanna d'Arc gewidmet sind; diese Persönlichkeit lernte er aus dem Buch Michel Masson's „Les enfants célèbres", kennen.

Uebrigens muss ich bemerken, dass nicht bloss der Patriotismus der Jungfrau es war, welcher auf den Knaben so grossen Eindruck machte. Aus dem Inhalt seiner ihr gewidmeten Gedichte geht unzweifelhaft hervor, das dieser Kultus auch mit dem unbewussten Streben nach Ruhm im Zusammenhang stand, welcher schon damals die Einbildungskraft des jungen Dichters reizte. Es gefiel ihm nicht nur die Thatsache, dass Johanna das Vaterland gerettet, sondern auch, dass ein einfaches Hirtenmädchen solches vermocht hatte. Es entzückte ihn die Möglichkeit des Ruhmes eines so schwachen Geschöpfes, sodass der Ruhm auch für ihn erreichbar schien.

Das erste dieser patriotischen Gedichte heisst „L'héroïne de la France".

„On t'aime, on ne t'oublie pas
„Heroïne si belle!
„Tu as sauvé la France
„Fille d'un berger!
„Mais qui fait ces actions si belles!

„Barbare anglais vous ont tuée
„Toute la France vous admire
„Tes cheveux blonds jusqu'à tes genoux
„Ils sont très beaux
„Tu étais si célèbre
„Que l'ange Michel t'apparut
„Les célèbres on pense à eux
„Les mechants on les oublie! *)

*) Die Heldin Frankreich's. Man liebt Dich, man vergisst Dich nicht, Heldin, die Du so schön bist! Du hast Frankreich gerettet! Die Tochter eines Hirten, die so wunderbare Thaten vollbringt. Die englischen Barbaren haben Euch getödtet. Ganz Frankreich verehrt Euch. Deine blonden Haare reichen bis an's Knie und sind sehr schön. Du warst so berühmt dass der Engel Michael Dir erschienen ist. Die Berühmten—an die denkt man, die Bösen vergisst man.

An sein eigenes Vaterland wendet sich Peter Iljitsch in dem Gedicht „Sur ma patrie".

„Oh! patrie que j'aime
„Je ne veux point te quitter
„J'existe ici, *j'i* mourrai aussi
„Oh! Patrie que j'aime
„Ma terre cherie.
„Oh je n'irai point la
„Chez un peuple etranger
„Je t'honnore ma patrie
„Je n'honnore point une autre
„Ma ville natale est petite
„Et tres *peut peupler*
„Mais je l'honnore toujours
„Et je l'honnorerai.
„Si je vivrai *dans* un peuple etranger
„Oh! je serais bien triste
„Mais mon bon Dieu
„Fais que *n'irai* pas.
„Je.....
„Et ne veux pas
„Ma Russie très cherie
„Je..... *)

*) An mein Vaterland. Oh, Vaterland, ich habe dich so lieb, ich will dich nicht verlassen, ich lebe hier und will hier sterben. Oh, Vaterland, ich habe dich so lieb, mein teures Land. Oh, ich will nicht hingehen zum fremdländischen Volk, ich achte dich, mein Vaterland. Die Anderen achte ich nicht. Meine Vaterstadt ist klein und wenig bewohnt. Doch verehre ich sie und werde sie immer verehren. Wenn ich unter fremdländischen Menschen leben sollte, würde ich sehr traurig sein. Aber, mein Guter Gott, füge es, dass ich nicht fortgehe. Ich.... und will nicht. Mein teures Russland.... Ich....

Als ein Beispiel des dritten Typus möge hier noch folgendes Gedicht Platz finden.

„Mort d'un oiseau".

„*Elle* dort dans une place, sans tombeau
„*Elle* n'est point comme un homme dans la terre endormie
„Cependant elle n'est point du tout rien du tout pour Dieu
„*Elle* lui est quelque chose, sa vie n'est pas *perdus*.
„Pauvre petit n'ai pas peur
„Les *enfant* te *mettrons* dans la terre froide.
„Ils t'orneront de fleurs
„Ils te feront un tombeau
„Oh! le bon Dieu ne l'a point oublié
„Oh! toi petit oiseau tu ne peux pas te souvenir de lieu *).

*) Vöglein's Tod. Es schläft an einer Stelle ohne Grab. Es schläft unter der Erde nicht wie ein Mensch und doch ist es für Gott kein Nichts. Es ist doch Etwas für ihn; sein Leben ist nicht verloren. Armes, Kleines, fürchte dich nicht. Die Kinder werden dich in die kalte Erde legen und mit Blumen schmücken. Sie werden dir einen Hügel machen. Oh! Gott hat es nicht vergessen. Oh, du kleines Vögelchen, du kannst dich nicht mehr an die Stelle erinnern.

Den Rest des Inhaltes der Hefte bilden zwei Gelegenheitsgedichte, die zu Fanny's und Sinaida's Geburtstagen geschrieben worden waren, weiter einige historische Auszüge über Napoleon, Peter den Grossen, Ludwig XIV., XVII. und XVIII., Entwürfe für Briefe, etc.

Aus der Zeit nach 1848 sind keinerlei poetische Schöpfungen unseres kleinen Dichters zu unserer Kenntniss gelangt, vielleicht, weil Niemand um ihn war, welcher gleich Fanny, derartige Dinge aufbewahrt hätte, vielleicht aber auch, weil er in jener Zeit eine andere Sprache gefunden hatte, um alle seine Gedanken, Empfindungen und Stimmungen auszudrücken: die Musik.

VI.

In dem Ort, in welchem Peter Iljitsch das Licht der Welt erblickt hat und seine Kindheit verlebte, gab es ausser dem Klaviergeklimper einiger höchst mittelmässiger Dilettanten, gar keine Musik. Alexandra Andreewna konnte zwar etwas singen, aber auf dem Piano spielte sie höchstens ihren Kindern zum Tanz; wenigstens wissen wir seit

Prière d'une petite fille tout a fait orpheline

Père, père venez vez

Bon Dieu tu les a fait Anges

Aprésent fai moi Ange

Si j'avai etait bon

Par Pierre des Échaces

Votkinsk 5 Decembre 1847

Votkinsk

Prière d'une petite fille tout a fait orpheline

Père, Père venez vez
Et venant du ciel sur la terre
Pencez a votre fille
Qui est toute seul
Sans mère, sans mere
Je n'ai pas de mère
Pour me nourrir
Et du feux
Pour me ~~nourrir~~ rechauffer
Père, Père venez selement
M'embraser une fois
Et s'elever au ciel pour toujours
Quand vien~~dra~~ ce jour
Où mon ame veut vole
Là! chez vous au ciel
Je vous direr
Bon-jour de nouveau
Je vien ~~au~~ chez Dieu
Pour chercher deux anges
Qui m'aimer tant autrefois
Bon Dieu tu les a fait des Anges

Mes pa
A présent fai moi Ange
Si j'avai etait bon

Par Pierre des Echaces Vitkinski
Vitkinski 5 Decembre 1847

V. Vitkinski

ihrer Verheiratung Nichts von einem ernsteren Repertoir. Alle anderen Hausbewohner konnten nicht einmal soviel. Zum Unglück war auch Fanny ganz unmusikalisch, so dass die Rolle eines musikalischen Erziehers des zukünftigen Komponisten einem Gegenstande zufiel,– dem sogenannten Orchestrion, einer kleinen mechanischen Orgel, welche Ilja Petrowitsch einst aus Petersburg nach Wotkinsk mitgebracht hatte.

Dieses Orchestrion soll nach einstimmigem Urteil Aller sehr gut geklungen haben. Sein Programm war sehr umfangreich. Peter Iljitsch behauptete selbst, dass er seine ersten musikalischen Eindrücke hauptsächlich diesem Orchestrion zu verdanken habe. Er konnte nicht oft genug seinen Klängen lauschen. Ganz besonders entzückten ihn einige Kompositionen Mozart's. Seine leidenschaftliche Verehrung für diesen Genius datiert seit jener Zeit, seit dem unbeschreiblichen Genuss, dem „heiligen Entzücken", welches er schon in der frühesten Kindheit empfand, wenn das Orchestrion die Arie Zerlina's, oder ein Stück aus dem „Don Juan" anstimmte. Auch mit den Werken Rossini's, Bellini's und Donizetti's wurde er durch das Orchestrion bekannt, so dass auch seine Liebe zur italienischen Musik, die er bis ans Ende seiner Tage in seinem Herzen trug, schon damals ihren Anfang genommen haben mag.

Ein ausgezeichnetes Gehör und musikaliches Gedächtniss erwachten im Knaben schon sehr früh. Nachdem ihm seine Mutter einige elementare Kenntnisse der Musik beigebracht hatte, konnte er schon als fünfjähriger Knabe auf dem Piano Alles das nachspielen, was er von dem Orchestrion gehört hatte, und zeigte überhaupt so viel Lust zum Klavierspiel, dass man ihn oft vom Instrument geradezu fortzwingen musste; aber auch in diesen Fällen setzte er auf dem ersten besten Gegenstand das Trommeln mit den Fingern fort. Eines Tages trommelte er so auf einer Fensterscheibe und liess sich durch dieses stumme Spiel so hinreissen, dass das Glas zersprang und ihn nicht unerheblich an der Hand verwundete. Dieses an sich unbedeutende Geschehniss wurde für das Leben Peter Iljitsch's von Wichtigkeit, denn von nun an schenkten die Eltern der unüberwindlichen Neigung des Knaben grössere Beachtung und beschlossen, ernstlich für seine musikalische Entwickelung zu sorgen. Sie engagierten für ihn eine Klavierlehrerin, eine gewisse Marie Markowna Paltschikoff. Das geschah ungefähr ein Jahr nach Fanny's Ankunft. Von

wo diese Lehrerin hergekommen und wie weit sie in ihrem Beruf tüchtig war entzieht sich leider unserer Kenntniss. Thatsache ist nur, dass sie extra für Peter Iljitsch von ausserhalb verschrieben worden war, dass ihr Schüler ihr ein freundschaftliches Andenken bewahrt hat, dass sie aber den Anforderungen des zukünftigen Komponisten doch nicht genügen konnte, denn schon 1848 verstand er das Notenlesen ebenso gut wie sie selbst. Die musikalische Literatur kannte sie höchstwahrscheinlich nur sehr mangelhaft, denn Peter Iljitsch kann sich weder auf ihr Spiel noch auf ihr Repertoir besinnen. Es scheint überhaupt zweifelhaft, ob sie jemals in Anwesenheit von Zuhörern gespielt hat. Nach den Worten Fanny's war sie ein stilles, bescheidenes und schüchternes Mädchen. Im Jahre 1883, als Peter Iljitsch, der sie schon längst zu den Verstorbenen zählte, in Paris war, kam plötzlich ein Brief von ihr an, in dem sie den Komponisten um eine Unterstützung bat, da sie in Not geraten sei. Sofort beauftragte er seinen Verleger P. Jurgenson, ihr Geld zu schicken. „Meine erste Musiklehrerin, der ich zu grossem Dank verpflichtet bin, bittet mich um Unterstützung"—schrieb er „und ich kann ihr diese Bitte wirklich nicht abschlagen". Später hat er ihr sogar eine kleine Rente bewilligt und ist mit ihr in beständigem Briefwechsel geblieben, bis sie im Dezember 1888 starb.

Wir wissen bereits von Fanny, wie der Knabe jeden freien Augenblick an's Klavier ging und wie sie das stets zu verhindern suchte. Das Leben eines Musikers erschien ihr durchaus nicht im glänzenden Licht. Viel mehr Freude hatte sie an seinen literarischen Versuchen und nannte ihn mit den Anderen „le petit Pouchkine".

Auch merkte Fanny, dass die Musik sehr stark auf die Nerven Peter Iljitsch's wirkte. Nach seiner Musikstunde oder nach längerem Improvisieren auf dem Piano war er stets verstimmt und aufgeregt. Eines Abends war bei Tschaikowsky's grosser Besuch und es wurde sehr viel musiziert. Es war gerade Feiertag und die Kinder durften mit den Grossen sein. Anfangs war Peter Iljitsch sehr lustig, gegen Ende des Abends wurde er aber so müde, dass er sich früher als sonst zurückzog. Als Fanny einige Zeit darauf in's Kinderzimmer kam, schlief er noch nicht, sondern sass ganz aufgeregt mit fieberhaft glänzenden Augen und weinte. Sie fragte bestürzt, was ihm fehle, da antwortete er: „O, diese Musik, diese Musik! Erlösen Sie

mich von ihr! Sie sitzt hier—hier in meinem Kopf! Sie lässt mir keine Ruhe"!

Hin und wieder kam nach Wotkinsk ein polnischer Offizier auf Besuch, ein gewisser Maschewsky. Er war ein guter Dilettant und zeichnete sich namentlich durch den Vortrag der Mazurka's von Chopin aus. Für Peter Iljitsch war es natürlich stets ein Festtag, wenn er kam. Einst hatte er auch selbst zwei Mazurka's einstudiert und sie gelegentlich dem Herrn Maschewsky so hübsch vorgespielt, dass dieser ihn dafür abküsste. „Ich habe Pierre nie so glückstrahlend gesehen"—erzählt Fanny, „wie an jenem Tage".

Damit ist Alles erschöpft, was ich von dem musikalischen Leben Peter Iljitsch's in jener Epoche erfahren konnte.

VII.

Am 26. September verliessen Tschaikowsky's Wotkinsk und kamen am 9. Oktober in Moskau an. Hier sollten sie aber viel Unglück und schwere Enttäuschungen erfahren. Ilja Petrowitsch hatte noch in Wotkinsk einem seiner Freunde im Geheimen mitgeteilt, welch'glänzende Angebote er erhalten hatte. In Moskau angekommen, erfuhr er jedoch, dass der ungetreue Freund sein Vertrauen gemissbraucht und bereits selbst die an Ilja Petrowitsch offerierte Stellung zu erlangen gewusst hatte. Ausserdem schlich sich die damals in Moskau grassierende Cholera-Epidemie auch in die Familie Tschaikowsky's ein. Die Bonne der jüngsten Kinder wurde beinahe ein Opfer jener Krankheit. Alles zusammengenommen: die unbestimmte Situation, in welche die Familie geraten war; die Abwesenheit Ilja Petrowitsch's, der schleunigst nach Petersburg gereist, nachdem ihm die unangenehme Ueberraschung zu Teil geworden war; sowie das düstere Gespenst der Cholera trugen viel dazu bei, den Aufenthalt in der alten Hauptstadt recht traurig zu gestalten. Ganz besonders intensiv spiegelte sich das Alles auf dem nur zu empfänglichen Gemüt Peter Iljitsch's ab. Gerade in dieser Zeit be-

durfte seine Seele vielleicht am meisten der liebevollen vorsichtigen Behandlung, und musste ihrer doch zu keiner anderen Zeit in dem Maasse entbehren, denn Alexandra Andreewna hatte für so viele andere Dinge zu sorgen, die mit der Reise in Zusammenhang standen, und war ausserdem von Gedanken über die Zukunft der ganzen Familie so in Anspruch genommen, dass sie garkeine Musse fand, das Seelenleben eines jeden einzelnen Kindes zu verfolgen, und betraute damit ihre Stieftochter, welche selber noch halb Kind war und absolut keine Vorbildung zur erzieherischen Thätigkeit besass. Sinaida Iljinischna war die Einzige, deren Liebling Peter Iljitsch nicht war. Sie gab stets Nikolai den Vorzug, und es ist daher mehr wie wahrscheinlich, dass sie als Gouvernante dem kleinen Dichter gegenüber ungeduldig und ungerecht war. Vielleicht ist sein späteres ziemlich kühles Verhalten der Schwester gegenüber auf jene Zeit zurückzuführen. Unter solchen Umständen wurde seine Erinnerung an die freudevolle, glückliche Vergangenheit immer idealer, immer schöner und die Sehnsucht immer stärker.

Das ist auch aus seinem ersten Brief an Fanny zu ersehen, welchen er in Moskau, wahrscheinlich Ende Oktober oder Anfang November, geschrieben hatte.

„Chère M-elle Fanny! Nous sommes à Moscou deja plus de trois semaines et chaque jour *toute* les personnes de notre famille se *rapellent* de vous; il est si triste chez nous, trois personnes nous manquent beaucoup: Vous, ma tante, et ma cousine Anastasie; je vous assure que chaque jour je me *rapelle* de l'education que vous m'avez *donné;* mercredi *rappelez* vous comme j'*aprenai* bien, vendredi aussi et samedi rapellez vous? quand Vous nous ecriviez combien nous avions de premières dans *no semaines*. On ne peut se *rapellez* de cette vie de Votkinsk, je voudrais bien *pleurez* quand je pense à cela. *Apresent* nous apprenous chez Zina et je suis bien content que nous ayons quelqu'un pour *aprendre*. Ici j'ai vu bien *des* choses que jamais je n'ai vu. Papa est allé d'ici à Pétersbourg pour nous *apreter* un *cartié*. Nous sommes grace à Dieu bien portant et Vous ma chère M-elle Fanny? Ecrivez le moi je Vous en prie. Votre reconnaissant élève P. T.“ *).

*) Liebe Melle Fanny! Wir sind schon länger als drei Wochen in Moskau und denken Alle oft an Sie. Es ist so traurig bei uns; drei Personen fehlen uns sehr: Sie, Tantchen und „Schwesterchen“ Anastasia. Ich versichere Sie, dass ich jeden Tag an die Erziehung, die Sie mir gegeben haben, denke. Wissen sie noch, wie gut ich Mittwoch's lernte? Und Freitags auch, und Sonnabend's — wissen Sie noch, wie Sie anschrieben,

Die Familie Tschaikowsky im Jahre 1848.

1. Peter Iljitsch Tschaikowsky. 2. Alexandra Andrejewna. 3. Ilja Petrowitsch (die Eltern des Componisten) 4. Nikolai Iljitsch. 5. Hippolit Iljitsch. 6. Sinaïda Iljinischna. 7. Alexandra Iljinischna. (Geschwister des Componisten).

(Nach einer alten Daguerrotypie).

Dampfschnellpressen-Druckerei von P. Jurgenson, Moskau.

wieviel „erste" Nummern wir in der Woche bekommen haben. Ich darf nicht an das Leben in Wotkinsk denken. Ich möchte weinen, wenn ich daran denke. Jetzt unterrichtet uns Sina, und ich freue mich, dass Jemand da ist, der uns unterrichten kann. Papa ist nach Petersburg gereist, um für uns eine Wohnung vorzubereiten. Wir sind, Gottlob, Alle gesund. Und Sie, liebe Melle Fanny? Schreiben Sie, bitte, darüber. Ihr dankbarer Schüler P. T.

In den ersten Tagen des November kamen Tschaikowsky's in Petersburg an und bezogen eine Wohnung auf dem Wassiljewsky Ostrow in der Nähe der Börse.

Hier waren die ersten Eindrücke angenehmere, als in Moskau. Die junge Residenz war ja auch die Vaterstadt Alexandra Andreewna's; hier lebten viele Freunde und Bekannte Ilja Petrowitsch's; ausserdem wurde die Ankunft der Familie in Petersburg durch keine unangenehme Ueberraschung getrübt.

Aber für Peter Iljitsch begann jetzt erst die eigentliche Leidenszeit. Erstens, wurde er und Nikolai sofort nach der Ankunft einer Schule anvertraut. Durch Fanny's beständig freundliche und zärtliche Behandlung verwöhnt, sahen sie sich nun plötzlich einem teilnahmslosen Lehrer gegenüber; anstelle der früheren Mitschüler trat jetzt eine ganze Schaar Jungen, welche sie, wie üblich, mit Stössen und Püffen belästigten. Ausserdem mussten sie, da sie mitten im Semester eintraten, sehr fleissig arbeiten, um das von den Anderen bereits Gelernte nachzuholen. Morgens früh gegen acht Uhr gingen sie fort und kamen gewöhnlich erst um fünf Uhr Nachmittags nach Hause. Die häuslichen Arbeiten waren so schwer, dass sie oft bis Mitternacht sitzen mussten. Ausserdem erhielt Peter Iljitsch jetzt regelmässigen Musikunterricht von dem Pianisten Philipoff. Nach dem in sehr kurzer Zeit erreichten Resultat zu urteilen, war dieser Lehrer sehr tüchtig und verlangte auch viel von seinem talentvollen Schüler. Dieses Uebermaass von Arbeit ermüdete den Knaben freilich sehr, zumal da sich dazu noch viele künstlerische Eindrücke gesellten, denn die Kinder wurden oft in's Theater (Oper oder Ballet) mitgenommen.

Wenn schon der Gesang und das Spiel mittelmässiger Dilettanten den zukünftigen Komponisten in solch eine Aufregung versetzten, dass er noch lange hinterher von den Klängen, wie von Hallucinationen verfolgt wurde; wenn schon eine mechanische Orgel ihn entzücken konnte;— wieviel intensiver mussten die Klänge eines grossen Orchesters auf ihn einwirken, gleichzeitig aber auch seine Nerven krankhaft erregen. Selbstverständlich waren Körper und Geist des Knaben all'den Ansprüchen nicht gewach-

sen. Er wurde nicht nur mager und bleich, sondern auch kränklich, sodass der Besuch der Schule immer unregelmässiger wurde. Die moralische Reaktion blieb auch nicht aus und aeusserte sich darin, dass er reizbar und störrisch wurde.

Im Dezember erkrankten beide Brüder an den Masern. Bei Nicolai verlief die Krankheit normal, bei Peter jedoch nicht. Seine Ueberreiztheit griff noch weiter um sich und verursachte starke Nerven-Anfälle. Die Aerzte konstatierten ein Rückenmarksleiden.

Leider konnte ich in dem mir zur Verfügung stehenden biographischen Material Nichts Näheres in Betreff dieser Krankheit finden. Aus dem Umstand aber, dass die Aerzte für unbestimmte Zeit hinaus jedwede Beschäftigung verboten hatten, und dass der Kranke in der That bis zum Juni 1849 in absoluter Ruhe ausharren musste, könnte man schliessen, wie sehr die Eltern besorgt gewesen, und wie schrecklich jene Nerven-Anfälle sich geaeussert haben müssen.

Die rechtzeitig ergriffenen Massregeln übten auch ihren heilsamen Einfluss auf das körperliche Befinden des Knaben aus, doch sein Charakter konnte nicht mehr zu der früheren Gleichmässigkeit und Klarheit zurückkehren. Die Wunden heilten, die Narben blieben.

VIII.

Im Anfang des Jahres 1849 erhielt Ilja Petrowitsch die Stelle eines Verwalters der den Erben Iakowleff's gehörenden Werke zu Alapajew und Nishne-Newjansk.

Nachdem er den ältesten Sohn zwecks Vorbereitung in das Bergbau-Institut der Privat-Lehranstalt eines gewissen Herrn Grosdoff anvertraut hatte, verliess er mit der übrigen Familie Petersburg und siedelte nach dem Städtchen Alapajew über. Es war im Vergleich zu Wotkinsk eigentlich ein Dörfchen. Die ganze Gesellschaft dieses Dörfchens bestand aus der Familie eines Arztes.

Ilja Petrowitsch's neue Stellung war aeusserlich freilich nicht so glänzend, wie ein ähnlicher Posten im Staats-

dienst. Anderseits war aber auch kein Grund zu Klagen vorhanden. Das Wohnhaus war gross und mit allerlei Bequemlichkeiten versorgt, und Tschaikowsky's lebten sich sehr bald in die neuen Verhältnisse ein, indem sie die patriarchale Lebensweise von Wotkinsk in allen Einzelheiten wiederherzustellen versuchten.

Das ländliche Leben hat zwar Peter Iljitsch's Gesundheit wieder gekräftigt, vermochte aber nicht seine Trägheit und Reizbarkeit zu beseitigen.

Im Gegenteil, es scheint sogar, als wenn diese Eigenschaften sich fort und fort entwickeln. Unwillkürlich vergleicht er sein jetziges Dasein mit dem idealen Leben in Wotkinsk und zwar sehr zu Ungunsten von Alapajew. Erstens, fühlt er sich einsam: es fehlt ihm Nikolai. Lydia ist zwar da, gilt aber bereits fast für ein erwachsenes Fräulein, also nicht mehr Seinesgleichen. Alexandra und Hyppolit sind noch zu klein. Zweitens, vertritt die Stelle Fanny's Sinaida, welche er nicht gerade gern hat. Drittens wird seine Seele von etwas Eifersucht gequält, denn er merkt sehr wohl, dass seine Mutter sowohl als auch alle Andern Sehnsucht nach Nikolai haben; dazu erzählen die aus Petersburg ankommenden Briefe so viel Freudiges über die Fortschritte, die sein Bruder in der Schule macht. Alle sind darob entzückt. Er dagegen kommt im Lernen nicht recht vorwärts, zumal bei einer so schlechten Gouvernante, wie Sinaida Iljinischna.

„Pierre ist nicht wiederzuerkennen",—lautet eine Stelle in einem Briefe Alexandra Andreewna's,—er ist faul geworden, lernt Nichts und erbittert mich oft bis zu Thränen".

Seine Umwandlung war so radikal, dass sie selbst fremden Personen nicht verborgen blieb. Fanny's Freundin, Emilie Landraschen schreibt in einem Brief: „Alles was ich über Pierre erfahre, betrübt mich sehr, und ich kann mir wohl denken, wie Sie sich diese Veränderung zu Herzen nehmen werden. In meinen Augen war dieses Kind stets besser als die Andern, und ich kann es mir daher nicht recht erklären, wie sein Charakter, der so viele edle Züge barg, sich verändern konnte. Wie müssen die Eltern es bedauern, dass Sie nicht mehr bei ihren Kindern weilen. Besonders hat der arme Pierre darunter zu leiden. Ich wundere mich garnicht, dass er jetzt so schlechte Fortschritte im Lernen macht, denn Niemand versteht es, seine Erziehung so fortzuführen, wie Sie es angefangen hatten".

Auch Peter Iljitsch selbst bekennt seine Faulheit in einem Briefe (vom. 7. Juli): „Ma chère Melle Fanny! Je vous prie beaucoup de me pardonner que je ne vous ai ecrit si longtemps. Mais comme vous savez que je ne ment pas, c'est *ma paresse* qui en est cause, mais ce n'est pas *l'oublie* parceque je Vous aime toujours comme je vous aimais avant. Nicolas apprend trèsbien, etc... *)

*) Liebe Melle Fanny! Ich bitte Sie sehr um Verzeihung, dass ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe. Sie wissen ja, dass ich niemals lüge, darum sage ich, dass— Faulheit die Ursache davon ist, und nicht Vergesslichkeit, denn ich liebe Sie immer noch, wie ich Sie früher geliebt habe. Nikolai lernt sehr gut, etc...

Nachdem er vergeblich auf eine Antwort gewartet hatte, schrieb er Ende Juni noch einen Brief. Die etwas gekünstelte Form dieses Briefes, und das Fehlen orthographischer Fehler lässt vermuten, dass er von Jemandem korrigiert worden war. Endlich kam die Antwort auf den ersten dieser Briefe. Wahrscheinlich machte Fanny darin ihrem Liebling Vorwürfe, denn Anastasia Wassiljewna erzählt: „Als wir Ihren Brief erhalten hatten, las ihn Tantchen laut vor. Peterchen hat viel geweint; er hat Sie so lieb".

IX.

Eine wirkliche Besserung im Betragen Peter Iljitsch's tritt erst dann wieder ein, als eine neue Gouvernante—in der Person N. P. Petrowa's in's Haus kommt. Alexandra Andreewna berichtet darüber an Fanny: „Pierre wird wieder gescheiter und lernt willig mit seiner neuen Lehrerin".

Die Petrowa war eine Waise und hatte ihre Erziehung im Nikolai-Institut genossen. Zu Tschaikowsky's kam sie sozusagen direkt von der Schulbank, und zwar am 24. November 1849. Ebenso wie Fanny hatte sie unterwegs aus Furcht, unter Fremden leben zu müssen, bittre Thränen vergossen, beruhigte sich aber auch ebensobald wie Fanny. Sie war damals 18 19 Jahre alt, nicht schön von Gestalt und Gesicht, aber bescheiden und sympatisch. Ihren Kenntnissen nach entsprach sie den Bedürfnissen eines russischen Kindes vielleicht besser als Fanny; es gelang

ihr, Peter in weniger als einem halben Jahre für die Schule der Rechtswissenschaft ausgezeichnet vorzubereiten. Und doch konnte sie ihre Vorgängerin nicht voll erzetzen und die Erinnerung an sie nicht auslöschen. Gleich Fanny stand auch Fräulein Petrowa der Musik verständnisslos gegenüber.

Gleichzeitig mit dem Erscheinen der neuen Gouvernante in Alapaew, wurde das Haus ausserdem durch die Ankunft der Familie Schobert *) belebt, deren älteste Tochter Amalie (die spätere Gräfin Litke) sich sehr bald mit Peter Iljitsch befreundete und ihm sogar einigermassen den Bruder Nikolai ersetzte. Sie war jünger als er und älter als seine von ihm etwas von oben herab angesehene Schwester Alexandra, sodass sie sozusagen die Kluft zwischen den beiden Geschwistern überbrückte und sie einander näher brachte. Nach den Erzählungen der Gräfin Litke zeichnete sich Peter Iljitsch damals durch viel Phantasie im Erfinden von allerlei Spielen aus. Das Lieblingsspiel Aller war das sogenannte „Opferpriester"-Spiel. Dieses Spiel bestand darin, dass sie alle drei unter den roh aus Brettern gezimmerten Winterrutschbahnen, welche sie sich als grossartige Tempel vorstellten, den Göttern Opfer darbrachten und die von den jüngeren Geschwistern und andern Kindern erbeuteten Mohrrüben, Gurken, Erbsen u. A. auf selbstgebauten Altären verbrannten. Uebrigens wurde der grösste Teil dieser Opfergegenstände, wie es ja Priestern geziemte, von ihnen verschlungen. Das Talent Peter's im Erfinden von Belustigungen wurde von den beiden Mädchen so hoch geschätzt, dass er ihnen, als er Alapajew verlassen musste, einige „Regeln für Spiele" hinterliess, denen sie in seiner Abwesenheit zu folgen hatten.

Am 1. Mai 1850 erhielt die Familie Tschaikowsky Zuwachs durch die Geburt der Zwillinge Anatol und Modest. Dieses Ereigniss teilt Peter Iljitsch Fanny in folgendem Briefe mit:

Alapaew. 2 Mai 1850.

Chère et bonne Melle Fanny! C'est avec une grande joie que j'ai appris la nouvelle que Vous avez un élève siban et si dilligent.

Je veux aussi Vous apprendre, ma chère Fanny, une

*) Frau Schobert war die verwittwete Schwester Alexandra Andreewna's.

nouvelle qui peutêtre Vous rejonira un peu; c'est la naissance de mes frères qui sont jumeaux (la nuit du premier Mai). Je les ai deja vus plusieurs fois; mais chaque fois que je les vois je crois que ce sont des Anges qui ont descendu sur la terre. Vous me demandez, chère Melle F., qu'est ce que j'apprends. Je vous citerai les sciences *dont* ma chère gouvernante m'enseigne: la grammaire française, russe et allemande, la Geographie, l'histoire universelle aussi l'histoire sainte et l'Arithmetique. Je traduis, j'analyse en français, en russe et en allemand et bie souvent la conjugaison. „Le voyage autour du monde" et „l'histoire d'Ermac" sont mes lectures.

Votre reconnaissant élève *P. de T.* *).

*) Teure und liebe Melle Fanny! Mit grosser Freude erfuhr ich die Nachricht, dass Sie einen so guten und fleissigen Schüler haben....

Ich will Ihnen, liebe Fanny, ebenfalls etwas Neues mitteilen: dass ist die Geburt meiner Zwillingsbrüder (in der Nacht zum 1. Mai). Ich habe sie schon mehrere Male gesehen. Wenn ich sie ansehe, so denke ich, dass es zwei Engel sind, welche vom Himmel zur Erde gekommen sind. Sie fragen mich, teure Fanny, was ich jetzt lerne. Ich werde Ihnen die Gegenstände aufzählen, die meine Lehrerin mit mir durchnimmt: französische, russische und deutsche Grammatik, Geographie, Weltgeschichte, auch Biblische Geschichte und Rechnen. Ich übersetze, analysiere französisch, russisch und deutsch. Meine Lektüre besteht in „Die Reise um die Welt" und „Die Geschichte Ermak's"....

Ihr dankbarer Schüler *P. v. T.*

Der gekünstelte Ton dieses Briefes, die Manieriertheit einiger Ausdrücke, ihre gemachte Artigkeit und das gänzliche Fehlen der von Herzen kommenden Worte seiner früheren Briefe weisen darauf hin, dass die Zeit ihren Einfluss ausgeübt, dass der Knabe mit der Gegenwart Frieden geschlossen hat, dass seine Erinnerungen an Wotkinsk in das Unerreichbare entrückt sind, und dass er selbst anders geworden ist. Er will jetzt nicht nur deshalb gut sein, weil es seine edle Natur so verlangt, sondern hauptsächlich weil er darauf ausgeht, das Lob der Aelteren zu erringen, jenes begeisterte Lob, welches seinem Bruder Nikolai, so oft ein Brief von ihm kommt gezollt wird. Jedenfalls ist er nicht mehr das unschuldige reine Kind von früher.

In der Musik hatte er unterdess einen grossen Schritt vorwärts gemacht. „Sein Spiel ist mit dem von Wotkinsk garnicht zu vergleichen," sagt Lydia— „er spielt jetzt, wie ein Grosser". Ohne Zweifel hat ihm nicht nur der Unterricht des Herrn Philipoff grossen Nutzen gebracht, sondern überhaupt alle musikalischen Eindrücke, die mit seinem Aufenthalt in Petersburg verbunden waren. Er spielt jetzt auch schon öfter, wie er sagt, „für sich selbst, wenn

ich traurig bin", d. h. nicht nur die einstudierten Stücke, sondern das, was ihm gerade in den Kopf kommt. Seine musikalische Sprache ist reichhaltiger geworden und ist nun imstande das zu ersetzen, was für ihn in Wotkinsk die Poesie war. Von Gedichten ist keine Rede mehr. Nun hat er das richtige Mittel gefunden, Alles das, was seine Seele erfüllt, auszudrücken. Von dieser Zeit an, beginnt er zu komponieren, obgleich dieses Komponieren eigentlich nur ein Phantasieren ist. Wie er später selbst erzählt, verfolgten ihn die Töne überall und stets, wo er auch sein oder was er auch thun mochte. Seine Eltern jedoch wollten diesmal Nichts für seine künstlerische Entwickelung thun, einerseits, weil sie fürchten mussten, dass seine Nervenkrankheit wiederkommen könnte, anderseits aber auch, weil sie nicht die Zukunft eines Musikers für ihn im Auge hatten. Ueberhaupt interessierte sich in Alapajew Niemand für seine musikalische Begabung. Und er selbst behielt seine Ideen für sich, vielleicht aus Stolz, vielleicht weil er sich selbst noch nicht recht traute. Möglicherweise hat auch dieser Umstand dazu beigetragen, dass sein Charakter sich veränderte. Er wusste, dass er Etwas besass, was kein anderer Mensch aus seiner Umgebung besass, fühlte im Grunde seines Herzens seine Ueberlegenheit und ärgerte sich im Stillen, dass sie unbeachtet blieb und seine künstlerischen Bestrebungen Niemanden interessierten.

Jedenfalls war er kein Kind mehr, als er zum zweiten Mal nach Petersburg kam. Eigentlich waren seine Charaktereigenschaften ja dieselben geblieben, er ist nur durch etwas Lebenserfahrung zäher geworden, geeigneter, den Kampf um's Dasein aufzunehmen, seine Empfänglichkeit, seine Begeisterungsfähigkeit war ein wenig abgestumpft. Sein junges Leben hatte schon eine Vergangenheit, er hatte schon leiden gelernt, und die Zukunft sah er nicht mehr in Regenbogenfarben leuchten, sondern wusste, dass sie ausser Freuden auch Entbehrungen mit sich bringen werde. Ausserdem barg er aber auch einen Schatz in seinem Herzen, ein Licht, welches Niemand sah und welches ihm in Augenblicken des Kummers Trost spendete und Mut verlieh.

X.

Anfang August reiste Alexandra Andreewna mit ihrer Tochter, Stieftochter und Peter Iljitsch nach Petersburg.

Anfangs hatten die Eltern die Absicht, ihre beiden Söhne nicht zu trennen und sie Beide in das Bergbau-Institut zu bringen. Weshalb diese Absicht nicht verwirklicht und Peter Iljitsch in die Juristenschule kam, wissen wir nicht. Es lässt sich nur vermuten, dass diese Schule von dem alten Freunde Ilja Petrowitsch's, Herrn M. A. Wakar, dem Pflegevater Nikolai's, sehr empfohlen wurde. Der Bruder dieses Herrn Wakar, Plato Alexandrowitsch Wakar, der im späteren Leben Peter Iljitsch's eine grosse Rolle spielen sollte, war Jurist und wie alle Juristen ein treuer Anhänger seiner „alma mater". Er war ein prachtvoller Mensch und hatte eine glänzende Zukunft vor sich; es ist daher sehr wahrscheinlich, dass angesichts dieses Vorbild's Ilja Petrowitsch sich entschloss, seinen zweiten Sohn der betreffenden Schule anzuvertrauen.

Peter Iljitsch hatte noch nicht das nötige Alter erreicht, um in der eigentlichen Juristenschule selbst Aufnahme zu finden, sondern musste erst die sogenannte Vorbereitungs-Klasse dieser Schule besuchen. Diese Vorbereitungs-Klasse zerfiel ihrerseits wiederum in eine Unter- und Oberabteilung. Ende August wurde Peter Iljitsch nach ausgezeichnet bestandener Prüfung in die Zahl der Zöglinge der Unterabteilung aufgenommen.

In der ersten Zeit verbrachte er die Sonn- und Feiertage mit seiner Mutter, welche ausserdem jede Gelegenheit wahrnahm, um ihn zu besuchen, sodass er infolge der ziemlich häufigen Zusammenkünfte den Uebergang vom häuslichen Familienleben in die neuen ungewohnten Verhältnisse nicht besonders schwer empfand. Alexandra Andreewna konnte jedoch nicht länger als bis Mitte Oktober in Petersburg verbleiben, und so kam einer der „schrecklichsten" Tage im Leben Peter Iljitsch's heran, der Tag der Abreise seiner Mutter.

Im Augenblicke des Abschied's verlor er seine ganze Selbstbeherrschung. Er klammerte sich an die Mutter und wollte nicht von ihr lassen. Weder Bitten, noch Trostworte, noch das Versprechen bald wiederzukommen halfen etwas. Er hörte Nichts, er sah Nichts und blieb wie angegossen am geliebten Wesen hängen. Es blieb Nichts

Anderes übrig, als den armen Jungen mit Gewalt loszureissen und solange festzuhalten, bis Alexandra Andreewna in die Equipage gestiegen war und davonfuhr. Da entrang sich ihm ein Schrei der Verzweiflung und, seine ganze Kraft zusammenfassend, lief er dem Wagen nach und versuchte vergeblich, ihn am Rad zu fassen und zum Stehen zu bringen.

Nie in seinem Leben konnte Peter Iljitsch ohne Bitterkeit an jene Begebenheit denken. Dieses erste grosse Unglück, das er erlebte, konnte sich vielleicht nur mit jenem anderen—dem Tode seiner Mutter—messen. Obgleich er in seinem späteren Leben oft noch viel grösseren Schmerz erlitt und noch bedeutend traurigere und qualvollere Enttäuschungen und Entbehrungen erfuhr, so konnte er doch nie jenes brennende Gefühl der Erbitterung, und Verzweiflung vergessen, welches ihn erfasste, als er dem Wagen nachlief, der ihm seine geliebte Mutter entriss. Der düstere Schatten dieser Trennung breitete sich über seine ersten Schuljahre aus. Das Heimweh, die Sehnsucht nach der Mutter löschte in ihm alle anderen Eindrücke aus, zerbrach alle früheren Bestrebungen, Wünsche und Gedanken. Zwei volle Jahre verlebte er, wie es aus seinen Briefen zu ersehen ist, in der beständigen Hoffnung auf das Wiedersehen seiner Eltern. Diese Hoffnung füllte sein ganzes Sein aus.

XI.

Bald nach der Abreise Alexandra Andreewna's brach in der Schule eine Scharlach-Epidemie aus, und Herr M. Wakar veranlasste schleunigst, dass Peter für einige Zeit bei ihm wohnen bliebe. Das Schicksal wollte es aber, dass zusammen mit Peter auch die Krankheit in's Haus kam. Peter Iljitsch selbst blieb zwar gesund, infizierte aber den ältesten Sohn Wakar's, der auch bald darauf verschied. Peter Iljitsch wusste nur zu genau, dass er den Tod in's Haus gebracht hatte, und trotzdem ihm nie Jemand einen Vorwurf daraus machte, fühlte und glaubte er, dass man

nicht umhin konnte, ihm im Geheimen doch böse zu sein. Er verschonte sich auch nicht mit Selbstvorwürfen und seine Seele hatte unter dem Eindruck dieses Ereignisses um so schwerer zu leiden, als er den Verstorbenen in der kurzen Zeit sehr lieb gewonnen hatte. Es ist kein Wunder, dass ihm in jener Zeit die Gegenwart rauh und kalt schien und dass er sich mehr denn je nach seinen Eltern und Geschwistern sehnte. Alle seine Briefe aus jener Zeit verrathen diese eine grosse Sehnsucht.

Anfang April 1851 verliess Herr M. Wakar plötzlich Petersburg und siedelte mit der ganzen Familie nach Kamenez-Podolsk über, sodass die beiden Brüder Tschaikowsky der Fürsorge eines anderen intimen Freundes Ilja Petrowitsch's, einem gewissen I. Weiss, anempfohlen wurden. Diese Veränderung hatte auf die Stimmung Peter Iljitsch's garkeinen Einfluss gehabt, seine moralische Niedergeschlagenheit blieb nach wie vor dieselbe und in seinen Briefen flehte er nach wie vor seine Eltern, sie möchten doch recht bald nach Petersburg kommen.

Von den Ereignissen jener Zeit ist nur eines bemerkenswert: Mitte April wurden die Zöglinge der Vorbereitungs-Klasse auf einen Kinderball, der im Saale der Adelsversammlung stattfand, geführt, wo sie Gelegenheit hatten den Kaiser Nikolaus „so nahe, wie Vaters Schreibpult vom Sopha" zu sehen.

Anfang Mai nahm Plato Alexejewitsch Wakar die Söhne Ilja Petrowitsch's zu sich und behielt sie, bis die ganze Familie Tschaikowsky wieder in Petersburg ihr Domicil aufschlug. Plato Alexejewitsch, sowie seine Gemahlin Maria Petrowna, geborene Markowa, ganz besonders aber die Mutter und die Schwestern Maria Petrowna's, behandelten Peter Iljitsch sehr teilnahmsvoll und zuvorkommend. Von den Letzteren wurde er auch eingeladen, den Sommer bei ihnen auf dem Lande zu verbringen. Trotzdem kommt er aber in seinen Briefen an die Eltern immer wieder darauf zurück, dass er sich sehr nach ihnen sehne und sie bald in Petersburg zu sehen hoffe. Diese Hoffnung sollte aber erst im September in Erfüllung gehen.

Unterdess hat er die Prüfung in der Schule glänzend bestanden und ist in die Oberabteilung der Vorbereitungsklasse versetzt worden.

Anfang Juni nahm ihn Frau Markowa mit auf's Land. Die zwei Ferienmonate, die er dort verbrachte, waren die glücklichsten in diesem Jahr. „Ihr könnt es Euch garnicht

vorstellen", schreibt er,—„wie fröhlich ich hier lebe! Das Dorf liegt so malerisch auf einem Hügel. Eine schattige Allee führt zum Langen See, in dem es viele Fische giebt. Links von der Allee liegt ein Hühnerhof.

Hinter dem Hause befindet sich ein Garten, von dem aus eine Allee in den Wald führt. Von der anderen Seite des Hauses sieht man ein Kirchdorf, „Nadino".—Aber auch in diesem Brief vergisst er nicht die flehentliche Bitte, seine Eltern möchten dach recht bald zu ihm kommen. Anfang August nach Petersburg zurückgekehrt, ist er voll freudiger Erwartung, nun bald seinen Vater wiederzusehen. Im Stillen hofft er sogar, dass seine Mutter ihm eine Ueberraschung bereiten und auch kommen werde: „Es scheint mir immer, dass Du, Mutterchen, schon in Kasan oder Nishny bist. Ich glaube nicht, dass Du imstande wärest so eine Bitte, wie die meinige, abzuschlagen".

Doch kam Ilja Petrowitsch allein und verbrachte mit seinen Söhnen nur drei Wochen. Leider wissen wir nichts Ausführlicheres über diesen Aufenthalt Ilja Petrowitsch's in Petersburg. Jedenfalls aber hat er die Gelegenheit wahrgenommen, seine Kinder mit Zärtlichkeiten zu überschütten. Trotzdem gestaltete sich seine Abreise nicht mehr so tragisch wie vor Jahresfrist diejenige Alexandra Andreewna's. Jener herzzerreissende Auftritt wiederholte sich nicht. Peter Iljitsch war älter geworden und hatte sich bereits darein gefunden, ohne Eltern zu leben. Von nun an sind auch seine Briefe ruhiger. Er erzählt darin immer öfter verschiedene Petersburger Eindrücke und Erlebnisse. Die unvermeidlichen Bitten, doch recht bald wieder zu ihm zu kommen, finden sich allerdings auch jetzt noch in jedem Brief, sind aber nicht mehr so dringend, wie früher, ja manches Mal sogar in scherzhaftem Ton gehalten.

XII.

Anfang Mai 1852 siedelte die ganze Familie Tschaikowsky endgiltig nach Petersburg über. Ein kleines Vermögen, welches Ilja Petrowitsch im Laufe der Zeit erspart hatte, und die Pension, die er als früherer Staatsbeamter

bezog, ermöglichten es ihm, seine Stellung aufzugeben und mit den Kindern vereint, ein sorgenfreies Leben weiterzuführen.

Der Umzug fiel gerade in die Zeit, als die Schüler der Vorbereitungsklasse sehr fleissig zu arbeiten hatten, um die Prüfungen bei der Versetzung in die Septima der eigentlichen Juristenschule zu bestehen. Erst als diese schwere Zeit glücklich überwunden war, durfte Peter Iljitsch sich ganz den Freuden des so lange sehnsüchtig erwarteten Zusammenlebens mit seinen Angehörigen hingeben. Für den Sommer mietheten Tschaikowsky's eine „Datsche" (ein Landhaus) in der Nähe Petersburg's. Leider ist aus jener glücklichen Zeit nur wenig Interessantes zu berichten. Im Mittelpunkt des Familienlebens standen drei junge Damen: Zinaida Iljinischna, Lydia Wladimirowna und Anna Petrowna (jetzt Frau Merkling). Letztere, die Nichte Ilja Petrowitsch's, war von Alexandra Andreewna aus Moskau mitgebracht worden. Alle drei waren sehr hübsch und lockten natürlich viele junge Männer in's Haus, so dass die jüngeren Kinder sozusagen im Schatten blieben.

Mit Anna Petrowna war Peter Iljitsch am besten befreundet. Es vereinigte sie die Liebe zu Scherzen und Streichen, in welchen der zukünftige Komponist viel Phantasie offenbarte.

Hier ein Beispiel dafür. Im Nachbarhause wohnte eine zanksüchtige Polin von zweifelhaftem Lebenswandel, welche eine grosse Vorliebe für Truthähne hatte und eine ganze Menge deren besass. Peter und Anna hatten nun den Plan gefasst, diese Nachbarin zu ärgern. Sie begaben sich in die Nähe ihres Hühnerhofes und stimmten ein Duett an. Die Truthähne bullerten dann fürchterlich und die Polin kam herausgestürzt und überschüttete die Beiden mit Scheltworten. Das machte ihnen aber gerade grossen Spass und sie wiederholten diesen Streich so oft, bis eines Tages statt der Polin ein Mann mit ungeheurem Schnurrbart herauskam und sie derart erschreckte, dass sie ihren Scherz nie wieder wagten.

Peter Iljitsch hielt es für seine Pflicht, seine Gefährtin, wenn es nötig war, zu beschützen und zu verteidigen. Eines Abends, als die drei Mädchen oben auf ihrem Balkon sassen und vor dem Zu-Bett-gehen sich wieder einmal gegenseitig ihre Herzensgeheimnisse anvertrauten, kam Peter Iljitsch plötzlich zu ihnen heraufgestürzt und teilte ihnen in grosser Erregung mit, dass Nikolai und der Bru-

der Anna Petrowna's, Ilja, eine Leiter an den Balkon gestellt hätten, und die Plauderei der Mädchen belauschten. Die Folge davon war, dass den beiden Neugierigen ein Strahl kalten Wassers über die Köpfe gegossen wurde. Die Handlungsweise unseres Helden war den Damen gegenüber zwar sehr ehrlich, aber nichtsdestoweniger verrätherisch.

Diese zwei Begebenheiten habe ich nur erzählt, weil sie jene Neigung Peter Iljitsch's zu mehr oder weniger bösen Scherzen illustrieren, welche eigentümlicherweise mit seiner grenzenlosen Güte und seinem Grossmuth Hand in Hand ging. Jemanden in eine unangenehme Lage zu versetzen, oder zu verblüffen, oder gar einen richtigen Bubenstreich zu begehen,—war ihm stets ein grosses Vergnügen. Er scheute sich aber nie, seine Boshaftigkeit und seine schlechten Handlungen ganz offenherzig einzugestehen. Mit einer geradezu wollüstigen Schadenfreude pflegte er seine Streiche zu erzählen, ohne sie zu beschönigen oder sich selbst zu entschuldigen.

Das biographische Material jener Zeit seines Lebens bis zum Jahre 1854 ist so arm, dass es geradezu garnichts Erzählenswertes bietet. Das graue Einerlei des Schullebens wurde nur durch den Sonntagsurlaub, den Peter Iljitsch bei seinen Eltern verbrachte, unterbrochen. Weder Briefe noch Ueberlieferungen giebt es aus jener Zeit. Die älteren Geschwister, namentlich die drei jungen Damen, waren zu sehr mit ihren eignen Angelegenheiten, Ausfahrten, Bällen, Theaterbesuchen und kleinen Liebesgeschichten beschäftigt, sodass sie für das Leben Peter Iljitsch's nur wenig Interesse übrig hatten; seine jüngeren Geschwister hatten noch weniger Verständniss dafür.

Im Januar 1854 verheiratete sich Zinaida Iljinischna. In demselben Jahre wurde die Familie Tschaikowsky von einem tragischen Schicksalsschlag betroffen, welcher auf jene Zeit einen tiefen Schatten warf und die Gemüter noch lange in Bann hielt. Erst 1856 berichtet Peter Iljitsch darüber an Fanny folgendermassen:

„Jetzt erst will ich Ihnen etwas sehr Trauriges erzählen: ein grosses Unglück hat uns vor $2^1/_2$ Jahren heimgesucht. Vier Monate nach der Hochzeit Zinaida's bekam meine Mutter die Cholera. Dank der Bemühungen der Aerzte besserte sich allerdings ihr Zustand, aber leider nicht für lange, denn schon nach drei Tagen gab sie ihren Geist auf, ohne von uns Abschied genommen zu haben“....

Das geschah am 13. Juni 1854. Am Tage der Beerdigung erkrankte Ilja Petrowitsch ebenfalls an der Cholera und schwebte einige Tage in grosser Lebensgefahr, doch wurde er zum Glück seinen Kindern wiedergegeben.

Der unerwartete und schwere Verlust hatte Ilja Petrowitsch ganz aus der Fassung gebracht, sodass er garnicht recht wusste, was er nun anfangen sollte. Das älteste weibliche Wesen in der Familie war Lydia Wladimirowna. Sie war aber Braut, und die Hochzeit sollte schon im kommenden Herbst stattfinden; zudem war sie noch so jung und unerfahren, dass sie den Kindern wohl schwerlich die Mutter ersetzen konnte. Ilja Petrowitsch verstand sich garnicht auf die Erziehung der Kinder, ganz besonders der Tochter, und vertraute Alexandra Iljinischna einem Institut für adelige Mädchen (Smolny-Institut) an. Hyppolit wurde im Seekadettencorps untergebracht, sodass nur die beiden Zwillinge bei ihm blieben. Nach so vielen Jahren glücklichen Familienlebens konnte Ilja Petrowitsch die Einsamkeit nicht ertragen und beschloss daher zu seinem innig geliebten Bruder Peter Petrowitsch zu ziehen, deren Familie aus seiner Frau, fünf Töchtern und drei Söhnen bestand und im Herbst 1854 in Petersburg ihr Domicil aufschlug.

XIII.

Die Jahre 1850 1852 hatten zwiefache Bedeutung im Leben Tschaikowsky's.

Die Thränen, die er vergossen, die Leiden, die er gelitten, haben seinen Charakter geläutert. Die verschiedenen schlechten Triebe, die in ihm zu wuchern begannen, seine Reizbarkeit, Trägheit, Unwahrhaftigkeit, der aufkeimende Neid, die Unzufriedenheit mit seinem Leben, sind durch die Macht der seelischen Erschütterung bei der Trennung von seinen Eltern vollständig vernichtet worden, und es ersteht vor unsern Augen das gutherzige, allbestrickende, durch und durch ehrliche Wesen der glücklichen Wotkinsk 'schen Zeit. Anderseits, aber, wird die

bis dahin freie Entfaltung seiner Seele und seines Verstandes gewaltsam in ein System eingezwängt, welches ja in mancher Beziehung allerdings heilsam für ihn war, dafür aber der Entwickelung seiner musikalischen Fähigkeiten nicht nur garkeine Nahrung bot, sondern derselben direkt ein Hinderniss in den Weg legte.

Nach dem grossen Fortschritt, den Peter Iljitsch 1848/49 in der Musik gemacht hatte, erstarrte seine künstlerische Erziehung für volle zehn Jahre. Im Herbst 1850 begann für ihn das Leben eines zukünftigen Beamten des Iustiz-Ministeriums.

In den 39 Briefen, die er in den zwei ersten Jahren seines Schullebens geschrieben hatte, erwähnt er nur in zweien die Musik, und auch da nur ganz unwesentlich. Das eine Mal erzählt er, dass er seinen Kameraden eine Polka aufgespielt und dass er das vor drei Jahren eingeübte Stück „die Nachtigall" wiederholt habe. Das andere Mal teilt er den Seinigen mit, dass er ihnen gelegentlich einmal den Text des „Freischütz" erzählen wolle—(beiläufig gesagt — ein nicht gehaltenes Versprechen) und knüpft daran die Erinnerung, wie er in Petersburg zum ersten Mal „Das Leben für den Zaren" gesehen. Das ist auch Alles.

Daraus folgt allerdings noch nicht, dass er keine musikalischen Eindrücke gehabt hätte. Diese Eindrücke waren wohl vorhanden und waren sogar sehr intensiv. Der Komponist bekennt selbst, dass das geniale Werk Webers, sowie „Das Leben für den Zaren", seitdem nächst den Bruchstücken aus Mozart's „Don Juan", die er noch in Wotkinsk dank dem Orchestrion kennen gelernt hatte,— die erste Stelle im Tempel seiner Heiligtümer einnähmen. Er hatte aber Niemanden, mit dem er seine musikalischen Eindrücke teilen konnte. In seiner Umgebung gab es damals nicht einmal einen Dilettanten. Alle, mit denen er in Berührung kam, sahen die Musik als eine Spielerei an, die nur zum Zeitvertreib da war, und der man keine ernstliche Bedeutung im Leben beimessen sollte. Da Peter Iljitsch's Liebhaberei weder bei seinen Verwandten, noch bei seinen Erziehern, Lehrern und Kameraden Anklang fand, verschloss er sie ganz in das Innerste seiner Seele. Frau Merkling erzählt über ihn Folgendes: „Wenn er gebeten wurde, etwas zu spielen, that er es nur ungern und sehr flüchtig, nur um es schneller los zu sein. Wenn er aber für sich selbst auf dem Klavier phantasierte, indem

er allein zu sein glaubte, war er stets ganz weltentrückt. Ich weiss noch, wie ich dann seine Augen, die in weiter Ferne zu schweifen schienen, und das erregte Kindergesichtchen bewunderte. Sobald er aber merkte, dass ihn Jemand beobachtete, wachte er gleichsam auf und war sehr unzufrieden, wenn man ihn bat fortzusetzen. Das einzige Wesen, mit dem er über seine musikalischen Eindrücke sprechen konnte, war seine Tante Frau E. A. Alexejewa. In der instrumentalen Musik war sie allerdings ziemlich unbewandert, umsomehr aber in der vocalen. Peter Iljitsch wurde nicht müde, mit ihr den Klavierauszug des „Don-Juan" wieder und immer wieder zu studieren. „Die Musik des „Don-Juan", — schreibt er 1878, — „war die erste Musik, die mich tief ergriff. Sie entfachte in mir ein heiliges Entzücken, welches später Früchte trug. Durch sie bin ich in jene Welt der künstlerischen Schönheit gedrungen, wo nur die grössten Genien leben. Mozart verdanke ich es, dass ich mein Leben der Musik geweiht"....

Indem er seine ernsten musikalischen Bestrebungen und Gedanken für sich allein behielt und Niemandem mitteilte, trug er anderseits musikalisch Scherzhaftes oder Unterhaltendes stets gern und oft vor. So prahlte er z. B. oft mit seiner Coloratur und sang in der That die schwierigsten Vocalisen mit einer Leichtigkeit, welche einer italienischen Sängerin Ehre gemacht hätte. Er hatte mit der Frau Alexejewa damals ein grosses fioriturenreiches Duett aus „Semiramis" einstudiert, und sang darin die erste Stimme ganz ausgezeichnet. Ganz besonders stolz war er auf seinen wirklich famosen Triller.

Jene Epoche seines Lebens ist auch noch dadurch bemerkenswert, dass ein sehr charakteristischer Zug seiner Persönlichkeit damals zuerst deutlich zu Tage getreten ist, das ist seine grosse Nachgiebigkeit, Unterwürfigkeit fremden Einflüssen gegenüber in Allem, was nicht seine Musik betraf; diese war jedoch seine ureigenste Angelegenheit, und er duldete darin keine Einmischung. Allen aeusseren Einflüssen und Bemühungen, ihn nach dieser oder jener Richtung mit fortzureissen zum Trotz, blieb er fest und respektierte nur seine eigene Meinung, fügte sich nur seiner eignen inneren Stimme. In allen anderen Sachen war er dagegen weich wie Wachs.

Zweiter Teil.

I.

Die Schuljahre Peter Iljitsch's haben, wie gesagt, für die Richtung, die sein späterer Lebenslauf nahm, fast gar keine Bedeutung gehabt. In der Zeit von 1852 - 1859 wächst und gedeiht vor unseren Augen Nichts weniger als ein Künstler, sondern ein sympatischer, aber ziemlich mittelmässiger Beamter, von dem jedoch schon in der Mitte der sechziger Jahre auch nicht die Spur mehr übrig bleibt.

Daher ist auch das biographische Material jener Epoche seines Lebens ungemein karg. Es beschränkt sich hauptsächlich auf ziemlich unklare und mutmassliche Erinnerungen seiner Verwandten und Schulkameraden. Ist es doch damals gewiss Niemandem eingefallen, dem Thun und Lassen eines ganz gewöhnlichen Jünglings irgend welche Bedeutung beizumessen.

Von dem ganzen Lehrer-und Erzieher-Personal der Juristenschule hat Niemand es vermocht, in geistiger oder moralischer Beziehung einen dauernden Einfluss auf Peter Iljitsch auszuüben. Das waren alles Herren, welche die Mittelmässigkeit weder nach der guten noch nach der schlechten Seite hin erheblich überschritten. Die Einen waren etwas strenger, die Andern etwas nachsichtiger; die Einen unterrichteten etwas besser, die Andern etwas schlechter; Einige wurden verehrt, Einige gefürchtet; Alle aber übten ihre Berufspflichten ohne rechten Eifer aus, nicht mehr und nicht weniger als gewissenhaft; so verging Stunde auf Stunde, Tag auf Tag genau nach der Vorschrift des Programms. Ebenso war es auch bei den Schülern. Sie

trachteten stets danach, sich möglichst schnell ihrer Arbeiten zu entledigen und wendeten nur soviel Mühe daran, als es nötig war, um keine schlechte Zensur zu bekommen, oder am Sonnabend nicht ohne Urlaub zu bleiben. Der Lehrkursus der sogenannten „jüngeren Abteilung" der Schule war halb klassisch halb real; griechischen Sprachunterricht gab es nicht, statt dessen aber Geschichte und Physik. Angesichts der Notwendigkeit, in den höheren Klassen das Römische Recht zu studieren, stand auch Latein im Programm.

Peter Iljitsch war ein recht wissbegieriger und befähigter Jüngling. Viele wissenschaftliche Fächer interessierten ihn, aber weder er selbst noch seine Mitschüler konnten sich später erinnern, dass er für irgend ein Fach ganz besonderes, vornehmliches Interesse gehabt hatte, oder irgend einen Lehrer den Anderen vorzog. Er war auch in der Schule fleissig und gewissenhaft, wurde stets mit ziemlich guten Zensuren versetzt, brauchte nur selten bestraft zu werden, zeigte aber anderseits auch keinen Uebereifer, geschweige denn Liebe zur Sache, that sich überhaupt durch Nichts besonders hervor. Nur die Mathematik fiel ihm recht schwer. Folgende, für seinen „Stumpfsinn" in jener Wissenschaft, allerdings, recht bezeichnende Geschichte wusste er zu erzählen. Er war schon in der Quinta, als es ihm und einem seiner Kameraden (Schadursky) eines Tages unerwarteterweise gelungen war, ohne fremde Hilfe eine algebraische Aufgabe zu lösen. Darüber waren sie Beide so erstaunt und so entzückt, dass sie sich vor lauter Freude umarmten; am merkwürdigsten ist aber, dass jenes Ereigniss, welches nebenbei gesagt sich nie wiederholte, den ersten Anstoss zur späteren intimen Freundschaft Tschaikowsky's und Schadursky's gab. Unerklärlich ist es, wie Peter Iljitsch, welcher thatsächlich im Rechnen nur die vier Species verstand, und die algebraischen Formeln sowie die geometrischen Figuren absolut nicht begreifen konnte, für welchen die Mathematik im wahren Sinne des Wortes ein undurchdringbarer Urwald war, bei den Prüfungen doch das Prädikat, „genügend" erhalten und stets versetzt werden konnte. Wie oberflächlich mussten die Lehrer über das wirkliche Wissen ihrer Schüler orientiert sein! Auch in den drei obersten Klassen, in der III, II und I, wurde es nicht anders. Auch hier fehlte den meisten Lehrern und Professoren der nötige Eifer für den Unterricht und sie vermochten nicht, Peter Iljitsch zu interessieren

und seinen Verstand anzuregen. Uebrigens hatte hier zum grossen Teil auch Peter Iljitsch selbst daran Schuld, denn er fühlte wohl, wie wenig Veranlagung er für die Wissenschaften besass und hatte daher garkeine Lust, viel Mühe und Fleiss daran zu wenden. Wenn auch die Art des Unterrichts in der Juristen-Schule Manches zu wünschen übrig liess, so gab es da doch einige talent-und-geistvolle Lehrer, die Tüchtiges in ihrem Fach leisteten, so dass diejenigen Schüler, die Lust und Liebe für ihren zukünftigen Beruf hatten, auch wirklich viel lernen konnten. Dieses beweist schon die Thatsache, dass so viele ausgezeichnete Juristen, Theoretiker und Praktiker, aus jener Schule hervorgegangen sind.

II.

Die Schüler der Juristenschule waren meistens Kinder des mittleren Adels, sodass Peter Iljitsch beim Eintritt in die Schule unter Seinesgleichen kam. Gleich ihm, stammten seine Mitschüler aus geachteten, nicht gerade reichen, aber auch nicht armen Familien, in deren Stammbaum einige Generationen gebildeter und adeliger Ahnen vorhanden waren.

Der XX. Jahrgang dieser Schule, dem Peter Iljitsch angehörte, hatte in seiner Mitte nicht so viele hoffnungsvolle junge Männer, denen später eine glänzende Zukunft beschieden war, als der nächstfolgende, der XXI. Jahrgang, aus welchem ein Minister, ein Vorsitzender des Kassationshofes, mehrere Mitglieder des Reichsrathes und einige andere hohe Würdenträger hervorgegangen sind; dafür wies er aber Namen auf wie Tschaikowsky, Apuchtin [1]) und Gerard [2]).

Wie Gerard erzählt, strebten die Schüler des XX. Jahrganges nach hohen Zielen. Namentlich hatten Alle grosses Interesse für die Literatur. Dieses aeusserte sich darin, dass schon in den unteren Klassen eine Zeitschrift

[1]) Berühmter russischer Dichter.
[2]) Ein sehr populärer Advokat.

herausgegeben wurde, der „Schul-Anzeiger“. Mitarbeiter dieser Zeitschrift waren: Apuchtin, Masloff, Aertel, Gerard und Tschaikowsky. Ein kritischer Aufsatz „Die Geschichte der Literatur unserer Klasse“, welcher Peter Iljitsch zum Verfasser hatte, soll nach dem Zeugniss Masloff's sehr hübsch und geistreich gewesen sein.

Auch in der Schule hatte Peter Iljitsch Alle für sich eingenommen. Er war der ausgesprochene Liebling nicht nur seiner Kommilitonen, sondern auch seiner Lehrer. Dieses bekunden alle seine damaligen Studiengenossen ohne Ausnahme.

„Seine Freundlichkeit, sein Zartgefühl im Umgang mit seinen Kameraden“, erzählt Gerard, „erwarben ihm die weitgehendsten Sympatieen. Ich glaube nicht, dass er sich jemals mit Jemandem verzankt oder verfeindet hätte. Wenigstens erinnere ich mich an keinen einzigen derartigen Fall“. Ein gewisser S. N. Turtschaninoff erzählt: „Zweifelsohne lag im Wesen Tschaikowsky's Etwas besonders Anziehendes, Etwas, was ihn über die andern Knaben stellte und was die Herzen Aller für ihn einnahm. Ein gutes Herz, ein weiches Gemüt und eine gewisse Sorglosigkeit in Bezug auf seine eigne Person waren von jeher seine charakteristischen Eigenschaften“. Diese Sorglosigkeit in Bezug auf seine eigne Person beschreibt Masloff folgendermaassen: „Im Alltagsleben zeichnete sich Tschaikowsky duch seine Unordentlichkeit aus. Er hatte in kurzer Zeit fast alle Bücher aus der Bibliothek seines Vaters an seine Kameraden „verborgt“, hatte aber auch selbst so manches Buch geliehen erhalten, ohne um dessen Rückgabe je besorgt gewesen zu sein. Peter war stets ohne Schulbücher und musste sie sich bei Andern ausbitten, anderseits war aber auch sein Pult „Allgemeingut“, denn Jeder durfte darin herumkramen. Er führte damals auch ein Tagebuch unter dem Titel „Alles“, in welchem er seine intimsten Geheimnisse niederschrieb, war aber so leichtsinnig und so naiv, dieses Tagebuch in seinem Pult aufzubewahren, wo seine und fremde Bücher und Hefte durcheinander lagen. Einst bereiteten wir uns (d. h. er und ich) gemeinschaftlich zum Examen vor, und spazierten täglich in den Sommer-Garten, um daselbst zusammen zu studieren. Um die nötigen Bücher und Hefte nicht jedesmal mitbringen zu müssen, versteckten wir sie in einen alten hohlen Baumstamm und legten einige Bretter drüber zum Schutz gegen Wind und Wetter. Nach dem Examen

holte ich natürlich meine Bücher aus ihrem eigentümlichen Aufbewahrungsort, Tschaikowsky aber vergass es, sodass seine Bücher vielleicht auch Heute noch da liegen".

Das Tabakrauchen war in der Schule selbstverständlich auf das strengste verboten. Für die Uebertretung dieses Verbotes waren aeusserst harte Strafen angesetzt, so dass man viel Mut und Unerschrockenheit besitzen musste, um zu den „Rauchern" zu gehören. Es ist kurios, dass Peter Iljitsch, welcher seine intimeren Freunde unter den „Stillen" fand, weil er selbst diesem Typus der Schuljungen angehörte, und es sonst nie wagte, gegen Gesetz und Regel zu handeln, einer der leidenschaftlichsten Raucher war.

Das Rauchen habe ich an dieser Stelle erwähnt, um zu zeigen, wie früh in diesem nervösesten aller Menschen die Sucht zur Narkose erwacht war. Freilich muss man das Rauchen in der Schule zum Teil auch der bei der Jugend ja üblichen Neigung zu „gefährlichen Abenteuern" zuschreiben, doch erzählte später Peter Iljitsch, dass ihm das Rauchen selbst auch ein Genuss war. Er rauchte immer hastig, gierig. Der ruhige, langsame Genuss des aromatischen Tabakrauches befriedigte ihn nicht, es reizte ihn vielmehr die Betäubung, die sich nach den ersten sehr tiefen Zügen einzustellen pflegt und im Anfang allerdings ein gewisses Wonnegefühl verursacht, später jedoch in Uebelkeit und Ekel übergeht.

III.

Von den Schulkameraden Peter Iljitsch's muss an erster Stelle Wladimir Stepanowitsch Adamoff genannt werden. Obgleich er nur einige Monate mit Peter Iljitsch in der gleichen Klasse blieb, befreundeten sich die Beiden so sehr, dass sie bis an den Tod intime, herzliche Beziehungen zu einander unterhielten. Adamoff war der Typus eines fleissigen, bewusst arbeitenden Schülers, zugleich aber auch voll aestetischer Bestrebungen und Sympatieen. Besondere Vorliebe hatte er für die Schönheiten der Natur; in ihren Mussestunden plauderten die beiden Freunde

gewöhnlich über verschiedene Reisepläne; sie sehnten sich danach, gemeinschaftlich Italien und die Schweiz zu durchwandern, doch sind ihre Träume nie in Erfüllung gegangen, obgleich ein Jeder Einzelne von ihnen jene beiden Länder später gründlich kennen gelernt hat. Ausserdem hatte Adamoff leidenschaftlich die Musik lieb. Diese Liebhaberei fand darin ihren Ausdruck, dass er mit Peter Iljitsch zusammen sehr oft die italienische Oper besuchte. Er nahm auch Gesangsstunden, brachte es aber trotz grosser Anstrengungen nie weiter, als bis zu einem schlechten Dilettanten. Adamoff absolvierte die Schule als einer der Besten und erhielt die goldene Medaille. Durch ungeheuren Fleiss und Energie errang er schon in der kurzen zeit von 14 Jahren die glänzende Stellung des Departement - Direktors des Justiz-Ministeriums. Sein im Jahre 1877 erfolgter Tod erschütterte Peter Iljitsch sehr tief, denn Adamoff ist in der That einer der intimsten Freunde Peter Iljitsch's gewesen, Einer von Denen, welchen Peter Iljitsch seine künstlerischen Bestrebungen mitteilen konnte, welche diese Bestrebungen verstanden und hochschätzten.

Zur Zeit als Peter Iljitsch bereits in der eigentlichen Juristenschule war, verbreitete sich daselbst die Kunde, dass in die Vorbereitungsklasse ein Knabe mit phänomenaler dichterischer Begabung eingetreten sei, der alle Welt von sich reden machte, dessen Verse nicht nur von den Kameraden, sondern auch von Erwachsenen bewundert würden. Peter Iljitsch interessierte sich sehr für diesen Wunderknaben und stattete der Vorbereitungsklasse einst einen Besuch ab, um ihn kennen zu lernen. Seit jenem Tage spielt Apuchtin [1] — so hiess der Knabe — im Leben Peter Iljitsch's eine so hervorragende Rolle, dass es notwendig ist, diese bedeutende Persönlichkeit ausführlicher zu charakterisieren.

Im Jahre 1853 war dieser dreizehnjährige Knabe in der That ein Phänomen. Er stammte aus einer nicht sehr reichen Gutsbesitzerfamilie, war der Abgott seiner Mutter, einer sehr klugen und gebildeten Frau, und verdiente nicht nur mit Recht den Ruhm eines Poeten, sondern zeichnete sich in jeder Beziehung durch ungewöhnliche Reife, glänzenden Scharfsinn und ein immenses Gedächtniss aus.

Apuchtin und Peter Iljitsch waren äusserlich und innerlich grundverschiedene Naturen. Apuchtin war ein ma-

[1] Alexéi Nikolaewitsch Apuchtin — berühmter russischer Dichter.

gerer kleiner unscheinbarer Junge, verhielt sich seinen Mitmenschen gegenüber verächtlich-gleichgiltig, Manche hasste er sogar, und nur sehr, sehr Wenige erfreuten sich seiner Freundschaft und Liebe.

Auch er besass gleich Peter Iljitsch die Fähigkeit, Alle zu bezaubern und zu entzücken, nur that er das im Gegensatz zu Peter Iljitsch stets bewusst, vorsätzlich. Er entzückte nur Diejenigen, welche er entzücken wollte, während er Andere hart, schroff und boshaft behandelte.

Die Bewunderung, die ihm von allen Seiten entgegengebracht wurde, die Anregung und Aufmunterung, welche ihm nicht nur seitens seiner Lehrer sondern sogar von hohen Persönlichkeiten, wie z. B. vom Prinzen Peter Georgiewitsch zu Teil wurde, das Interesse, welches solche Männer wie Turgenew und Fet für ihn hatten—das Alles machte ihn stolz und er sah den breiten Weg zum Ruhm offen vor sich liegen.

Apuchtin war in seinem Wissen viel weiter und viel reifer als Peter Iljitsch. Er kannte gut die Literatur; viele Dichter, namentlich Puschkin, konnte er zum grossen Teil auswendig. Im Hause seiner Eltern hatte er schon als Kind Gelegenheit, viele bedeutende Männer der damaligen Zeit kennen zu lernen und ihren Gesprächen zu lauschen, so dass in ihm schon früh ganz bestimmte Ansichten gereift waren; er hatte in der Literatur scharf ausgeprägte Sympatieen und Antipatieen, und vertrat Tendenzen, die nicht frei von Skeptizismus waren. Kurz — er war das gerade Gegenteil von Peter Iljitsch. Alles war in den beiden Naturen verschieden. Nur jenes heilige Feuer und das Verständniss der Auserwählten besassen die Beiden, jenes Etwas, was alle Künstler verbrüdert, wo—wann—und unter welchen Umständen sie sich auch begegnen mögen. Die Liebe für Poesie, die Empfänglichkeit für alles Erhabene und Schöne, der Abscheu vor dem Gemeinen, die feine Beobachtungsgabe, das Sichbegegnen in gleichen Gefühlen, gleichen Gedanken—das machte Tschaikowsky und Apuchtin zu Freunden. Die Kontraste in allen anderen Dingen festigten nur diese Freundschaft, indem sie den Beiden oft Gelegenheit boten, sich selbst zu prüfen und das gegenseitige Seelenleben besser kennen zu lernen.

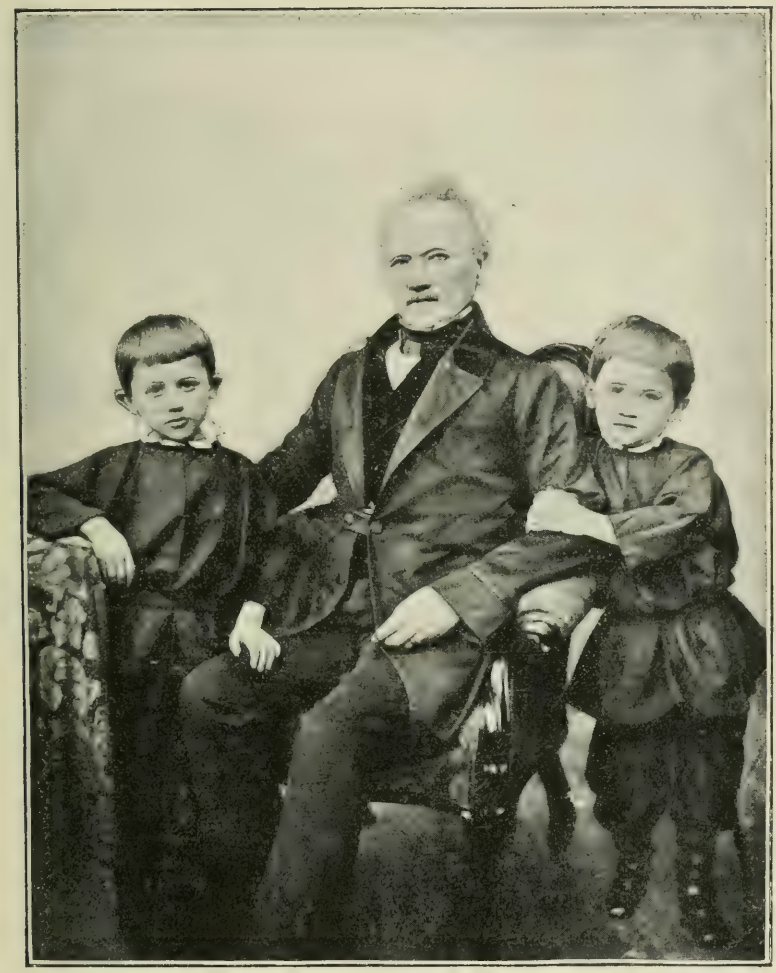
Peter Iljitsch entfaltete als Freund und Schulkamerad dieselben herrlichen Eigenschaften, wie ehemals als Kind in Wotkinsk. Er bezauberte auch hier All' und Jeden und war gleichsam von einer Atmosphäre voll Liebe und Freund-

schaft umgeben, welche seiner edlen, zarten Seele unentbehrlich war. Wie in Wotkinsk, in Alapajew, im Hause Wakar, auf dem Lande bei Markow's; wie späterhin im Ministerium und noch später im Petersburger und Moskauer Konservatorium, in Kiew, Odessa, Tiflis, Paris, London, Berlin, Leipzig, wie jenseits des Oceans—in Amerika, er unmerkbar für sich, ungewollt, immer neue Verehrer seiner Person warb, so nahm er auch in der Schule Alle für sich ein, und der Kreis seiner Freunde wurde immer grösser.

In dieser Beziehung war er also derselbe geblieben. Was aber seinen Geist und Verstand anbetrifft, so war da Nichts mehr von dem ehemaligen „prächtigen Kind" übrig geblieben. Seine Fähigkeiten hatten sich vermittelmässigt, wenn man so sagen darf, seine Gedanken und Interessen waren nicht mehr so erhaben und rein.

Mit dem Uebergang aus der Vorbereitungsklasse in die eigentliche Juristenschule war seine ideale Weltanschauung, der Glaube an die Unantastbarkeit und Heiligkeit der bestehenden Ordnung der Dinge verschwunden. Der Verkehr mit der älteren Schuljugend untergrub allmälig seine Achtung vor der Autorität der Erwachsenen. Die Lehrer und Erzieher hatten Spott-und Spitznamen, wurden hinter dem Rücken ausgelacht, oder gar betrogen; ihren Anordnungen sich zu widersetzen, oder ihnen einen Streich zu spielen—galt als Heldenthat. Die Folge davon war, dass Peter Iljitsch nicht mehr mit dem heiligen Eifer und um der Sache selbstwillen arbeiten konnte. Er arbeitete von nun an nur soweit gewissenhaft und fleissig, als es nötig war, um nicht bestraft zu werden, und später Aemter und Würden bekleiden zu können, ohne jegliches Interesse für die Wissenschaften, die er erwarb. Zum musikalischen Beruf hatte weder er selbst, noch die Andern das rechte Vertrauen, so dass er selber nicht wusste, weshalb und wohin er ging. Gleichzeitig erwachte allmälig in dem zum Jüngling Heranreifenden die brennende Begierde, die Freuden des Lebens zu kosten; die Zukunft erschien ihm, wie ein langes unendliches Fest, wie eine einzige ununterbrochene grosse Freude, und diesem schönen Traum seiner Phantasie gab er sich voll und ganz hin.

Mit der Allgewalt einer leidenschaftlichen Natur verfiel er dem Leichtsinn und wurde ein sehr lustiger, gutmütiger und sorgloser junger Mann, ohne ernste Bestrebungen, zwecklos und ziellos dahinlebend.



Ilja Petrowitsch Tschaikowsky mit zwei Söhnen, Modest und Anatol, im Jahre 1855.

Dampfschnellpressen-Druckerei von P. Jurgenson, Moskau.

IV.

Im Jahre 1855 gestaltete sich das Familienleben Ilja Petrowitsch's infolge des Dahinscheidens seiner Gattin ganz anders, als es bis dahin gewesen war. Ilja Petrowitsch war zwar ein liebevoller und zärtlicher Vater, verstand sich aber auf sachgemässe Kindererziehung garnicht. In richtiger Erkenntniss dessen, und weil er die Einsamkeit nicht ertragen konnte, beschloss er, seine Familie mit der seines Bruders Peter Petrowitsch zu vereinigen und bezog mit diesem eine gemeinschaftliche Wohnung.

Peter Petrowitsch war damals ein siebzigjähriger Greis mit silberweissem Haar, ein Soldat durch und durch, der viele Schlachten mitgemacht und ehrenvolle Wunden davongetragen hatte. Er war ausserordentlich religiös und hatte bis zu seiner Verheiratung ein Leben nach dem Muster mittelalterlicher Ordensritter geführt, zwischen Gebet, Fasten und Krieg. Streng zu sich selbst, verlangte er auch von seiner Frau und seinen Kindern vollständige Unterwerfung und blinden Gehorsam, da er aber Weiber und Kinder garnicht kannte und mit ihnen absolut nicht umzugehen verstand, so sah er endlich ein, dass er sein Ziel nie erreichen werde, schloss sich seither ingrimmig in sein Zimmer ein und schrieb unendliche Traktate über religiös-mystische Themen.

Seine Gattin Elisabeth Petrowna fürchtete ihn zwar ein wenig und unterwarf sich ihm auch scheinbar, kehrte sich aber im Grunde wenig an sein Schelten und Wettern und that gewöhnlich Alles nach eignem Willen. Sie war im Gegensatz zu ihrem Ehegemahl durchaus der Meinung, dass Vergnügungen und Belustigungen keine Sünden wären, solange sie die Grenzen des Sittlichen nicht überschritten, und veranstaltete für ihre Töchter oft Tanzabende, Theateraufführungen u. A.; führte sie auf Bälle, Kostümfeste, Konzerte, sorgte aber auch für die Bildung und Entwickelung ihres künstlerischen Geschmackes, liess sie Musik- und Zeichenunterricht nehmen, kurz, unternahm eine Reihe von Handlungen, die mit den Ansichten Peter Petrowitsch's im schroffsten Gegensatz standen. Auf diese Weise ist es ihr gelungen, ihre fünf Töchter zu allerliebsten jungen Damen heranzuziehen, welche durch ihren Liebreiz alle Welt entzückten und bezauberten. Die Aelteste, Anna Petrowna, war ein ganz besonders kluges und geistreiches,

lebensfrohes Mädchen. Sie besass viel Humor und Witz, dazu eine feine Beobachtungsgabe, war stets bereit zu lustigen, übermütigen Scherzen, und erschien dadurch wie ein lebendiger Protest gegen die asketischen Tendenzen ihres Vaters. Peter Iljitsch war damals, wie wir gesehen haben, auch Nichts weniger als pessimistisch gesinnt, und so kam es, dass er sich mit Anna Petrowna nicht nur sehr gut vertrug, sondern direkt befreundete. Sonntags versammelte sich bei Tschaikowsky's gewöhnlich die junge Welt der ganzen Bekanntschaft und Verwandschaft, und da waren Peter Iljitsch und Anna Petrowna selbstverständlich der Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft; es wurde bis spät in die Nacht hinein gelacht, gescherzt und getollt. Im Herbst des Jahres 1857 kamen die Väter der beiden Familien aber zu der Ueberzeugung, dass sie eigentlich doch nicht länger zusammen wohnen bleiben sollten und trennten sich wieder; doch geschah das in vollem Frieden, ohne dass sie sich aus irgend welchem Grunde verzankt hätten.

Ilja Petrowitsch vertraute den Haushalt und die Erziehung seiner beiden jüngsten Söhne der eben erst aus dem Institut entlassenen fünfzehnjährigen Alexandra Iljinischna an. Darob waren die älteren Frauen aus seiner Verwandschaft natürlich nicht wenig entsetzt, und bedauerten die „arme Familie, welche einem so jungen, unerfahrenen Mädchen" ausgeliefert worden war. Alle ihre Befürchtungen erwiesen sich jedoch als grundlos. In dem jungen Mädchen erwachte gerade zur rechten Zeit ein sehr willensstarkes und energisches Weib, welches mit ihren schweren Pflichten ausgezeichnet fertig wurde.

Alexandra Iljinischna war um zwei Jahre jünger als Peter Iljitsch, besass aber bedeutend mehr praktischen Verstand und Geschicklichkeit im Umgang mit Menschen, als er. Er war erstaunt und zugleich erfreut, in ihr ein so verständiges und reifes Wesen zu finden, und fügte sich willig allen ihren Anordnungen. Und sie machte ihn zu ihrem Ratgeber und Helfer, namentlich wenn es galt, sich zu zerstreuen und zu belustigen. Vielleicht war auch das die Ursache, weshalb Tanzabenden und Theaterbesuchen unverhältnissmässig viel Raum gelassen wurde.

Leider sollte aber dieses freudevolle, sorgenlose Leben nicht lange mehr dauern. Im Frühjahr 1858 verlor Ilja Petrowitsch durch sein übergrosses Vertrauen plötzlich sein ganzes Vermögen und war auf seine alten Tage genötigt,

Arbeit zu suchen. Dank seiner persönlichen Bekanntschaft mit dem damaligen Finanz-Minister Knjashewitsch ist es ihm zum Glück sehr bald gelungen, eine Stellung zu finden und sogar eine sehr glänzende, nämlich die des Direktors des Technologischen Instituts.

In der neuen prachtvoll eingerichteten Direktorwohnung vereinigten sich Tschaikowsky's mit der Familie Schobert, und Alexandra Iljinischna legte mit Freuden die Sorge um den Haushalt in die Hände ihrer Tante Elisabeth Andreewna.

Diese war eine milde, stets gutmütige und freundliche Frau und wurde von den Kindern Ilja Petrowitsch's seit ihrem Aufenthalt in Alapajew herzlich geliebt. Sie selbst hatte drei Töchter und einen Sohn.

V.

Am 13. Mai 1859 wurde Peter Iljitsch aus der Juristenschule mit dem Range eines Titularrathes entlassen und trat als Beamter in die 1. Abteilung des Departements des Justiz-Ministeriums ein.

Dieses, im Leben eines jeden Andern hochbedeutsame Ereigniss, war für Peter Iljitsch Nichts weniger, als bedeutsam. Während für seine Kameraden von nun an ein neuer Lebensabschnitt begann, ein selbständiges Arbeiten und Schaffen, war Peter Iljitsch noch nicht einmal am eigentlichen Anfang dessen angelangt, was er einst werden sollte, ja, er hatte sogar noch garkeine Ahnung davon.

In den ersten Jahren seines Beamtentums blieb er noch derselbe leichtfertige, vergnügungssüchtige Jüngling, welcher er noch in der Schule gewesen war. Auch konnte er seiner neuen Beschäftigung nicht mehr Geschmack abgewinnen, als ehemals dem „langweiligen Studium der Rechte". Er gab sich zwar auch hier die redlichste Mühe, seine Pflichten gewissenhaft zu erfüllen, aber es ist ihm hier ebensowenig wie in der Schule geglückt, über die graue Mittelmässigkeit hinauszukommen und bessere als gewöhnliche Resultate zu erzielen.

Peter Iljitsch Tschaikowsky im Jahre 1859.

Wie wenig ihn seine Thätigkeit als Beamter interessierte, erhellt schon daraus, dass er, nachdem er kaum seinen Beruf gewechselt hatte, nicht mehr imstande war anzugeben, was er im Ministerium eigentlich zu arbeiten gehabt hatte. Von seinen Kollegen hatte er nur Einen im Gedächtniss behalten, weil „aus dessen Augen etwas Besonderes hervorleuchtete". Nach 25 Jahren traf Peter Iljitsch diesen „Kollegen" wieder und zwar in der Person des so berühmt gewordenen Landschaftsmalers Wolkoff. Nur noch eine „sagenhafte" Erzählung — und die Chronik des Dienstes Peter Iljitsch's im Ministerium ist erschöpft. Eines Tages musste er ein vom Departementsdirektor unterzeichnetes Dokument irgendwo hintragen, liess sich unterwegs aber mit Jemandem in ein Gespräch ein und merkte in seiner Zerstreutheit garnicht, dass er — wie es zum Unglück seine Gewohnheit war — von dem betreffenden Schriftstück nach und nach immer ein Stück abriss und diese Stücke eines nach dem andern zerkaute (so machte er es gewöhnlich mit Theaterzetteln, Konzertprogrammen u. s. w.). Es blieb ihm da freilich Nichts Anderes übrig, als das Dokument nochmal zu schreiben und, so unangenehm es war, dem Direktor wieder zur Unterschrift zu unterbreiten.

Später beklagte sich Peter Iljitsch oft darüber, dass man ihn als Beamten stets unverdienterweise zurückgesetzt hatte. Es will mir aber scheinen, dass diese Klagen ungerechtfertigt seien. Allerdings war er klüger, befähigter und fleissiger, als Mancher seiner Kollegen, seine Vorgesetzten merkten aber sehr wohl, dass er nicht das geringste Interesse für seinen Beruf hatte und dass seine Strebsamkeit

nur eine scheinbare war; zeigte es sich doch in tausend kleinen Dingen und Ereignissen nach Art des „zerkauten Dokumentes", wie verächtlich-gleichgiltig er in Wirklichkeit seine Arbeit that. Daher kam es jedenfalls auch, dass er bei Gelegenheit von Avencements oder Verleihung von Auszeichnungen so manches Mal „umgangen" worden war.

Seine dienstfreie Zeit widmete Peter Iljitsch ganz Vergnügungen und Belustigungen aller Art. Es ist unmöglich all' die kleinen und grossen Amüsements aufzuzählen, denen er nachging. Sein liebenswürdiges Wesen warb ihm in allen Gesellschaftsklassen immer neue Freunde, und er hatte reichlich Gelegenheit, sein Leben voll und ganz zu geniessen. In eleganten Salons, in Theatern, in Restaurants, in Spazierfahrten, Spaziergängen —überall suchte und fand er die köstlichen Blumen der Freude. Das Einzige, was ihn manches Mal unglücklich machen konnte war Mangel an Geld, oder unerwiderte Liebe. Aber, obgleich er nicht viel Erfolg in Herzensangelegenheiten hatte, und auch seine Einnahmen nicht allzu üppig waren (er bezog ein Gehalt von nur 50 Rubeln monatlich), so fühlte er sich im Grossen und Ganzen doch sehr glücklich und hatte an der geringsten Kleinigkeit seine Freude. Namentlich entzückte ihn stets die schöne freie Gottesnatur. Eine Fusswanderung, die er in Gesellschaft einiger Freunde im Jahre 1859 nach dem Sergius-Kloster unternommen hatte, blieb für immer in seiner Erinnerung haften, ebenso eine 1860 gemachte Reise nach dem Imatra-Wasserfall. Ein anderer Mensch hätte von einer Reise um die Welt nicht so viele Eindrücke, so viele begeisterte Erzählungen heimgebracht. Nach zwanzig Jahren noch konnte man auf dem Schreibtisch Peter Iljitsch's verschiedene Steine sehen, die er sich damals als Reiserinnerungen mitgebracht hatte.

Von den winterlichen Belustigungen hatte er das Theater am liebsten, besonders das französische Schauspiel, das Ballet und die italienische Oper.

Im Ballet entzückte ihn hauptsächlich das Phantastische, das Märchenhafte; solche Ballete, in welchen keine übernatürlichen Dinge vorkamen, hatte er nicht gern. Nach und nach lernte er aber auch die Technik der Tanzkunst schätzen. Von den Tänzerinnen gefiel ihm am besten die Ferraris.

Die Vorstellungen der Adelaide Ristori machten auf Peter Iljitsch stets einen sehr grossen Eindruck; mit der

Zeit lernte er sogar, ihr Spiel recht gut zu imitieren. Seine grösste Begeisterung war aber die Sängerin Lagroua. Sie war nicht schön, gab aber die „Norma“ mit so ausserordentlich tragischem Pathos, mit solch einer Plastik, dass sie sich mit den berühmtesten dramatischen Schauspielerinnen wohl messen konnte.

Peter Iljitsch besass auch selbst etwas schauspielerisches Talent. Dadurch, dass er im Scherz oft die Lagroua und die Ristori nachahmte, eignete er sich nach und nach eine recht grosse Virtuosität in graziösen und schönen Bewegungen an. Er konnte sehr gut in französischer Manier deklamieren und verstand vorzüglich, die Monologe von Racine zu lesen. Ganz besonders gut machte er aber komische Rollen und musste infolge dessen oft in Liebhaber-Aufführungen mitwirken. Er verstand sich namentlich darauf, durch Einflechten einzelner frei erfundener komischer Bemerkungen oder Handlungen die Zuschauer zum Lachen zu reizen und war überzeugt, dass das Talent eines Komikers in solchen kurzen Improvisationen am besten offenbart werden konnte. Eines Tages spielte er wieder in einer Dilettantenvorstellung und erging sich dabei in den allertollsten und lächerlichsten Einfällen, so dass das Publikum ausser sich vor Jubel war. Da — in dem Moment, als er sich gerade anschickte, seinen Haupttrumpf auszuspielen, welcher beweisen sollte, dass es noch nie einen solchen Komiker gegeben hatte, raunte ihm sein Partner — vielleicht aus Neid, vielleicht aus gerechter Entrüstung über die „Corruption“ des Stückes, unwillig zu: „Hören Sie doch auf mit Ihren faulen Witzen. Das ist schon kein Spiel mehr! Sie machen sich ja zum Harlekin! Es ist eine Schmach, Sie anzusehen!“ Wie Peter Iljitsch später selbst erzählte, war sein Ehrgefühl nie so sehr beleidigt gewesen, wie damals durch jene Bemerkung. Er verlor seine ganze Stimmung und führte die Rolle mechanisch und langweilig zu Ende. Seit dem hat er überhaupt die Lust verloren, auf den Brettern zu erscheinen. Immer wieder musste er an jene Worte denken und die dunkle Empfindung dessen, dass sein Partner damals nicht Unrecht gehabt haben könnte, lähmte seine Inspiration so gründlich, dass er endlich das Schauspielern ganz aufgesteckt hat.

Uebrigens geschah das zu einer Zeit als Peter Iljitsch überhaupt etwas übersättigt war vom genussreichen lustigen Leben, und als die ersten Symptome jener grossen Umwälzung sich bemerkbar zu machen begannen, welche für seinen Lebenswandel entscheidend werden sollte.

Im November 1860 verheiratete sich Alexandra Iljinischna mit einem Herrn Leo Wassiljewitsch Dawidow und verliess mit diesem Petersburg, um im Gouvernement Kiew ihren Wohnsitz aufzuschlagen.

Auch verschiedene andere Familienglieder verliessen Anfang 1861 das Vaterhaus und zerstreuten sich in alle Weltgegenden, sodass das lustige Leben ein Ende nahm und über die Familie Tschaikowsky Schobert ein leichter Schatten von Melancholie sich ausbreitete. Vielleicht war die Abwesenheit der stets glückstrahlenden Alexandra Iljinischna zum grössten Teil daran schuld. Auch Peter Iljitsch fühlte sich daheim nicht mehr so recht behaglich. In seine Beziehungen zum Vater und zur Tante schlich sich etwas Egoistisches, etwas Trockenes und Verächtliches ein. Freilich war diese Stimmung in ihm — wie wir später sehen werden—nur vorübergehend, doch kann ich nicht umhin, sie an dieser Stelle zu konstatieren. Nicht dass er seine Angehörigen nicht mehr lieb hatte — nein, sondern er langweilte sich einfach in ihrer Gesellschaft. Still zu Hause zu sitzen war für ihn einfach unerträglich.

Unter solchen Umständen begann das Jahr 1861, welches eine neue Aera im Leben Peter Iljitsch's bedeutete.

VI.

In der Juristenschule hatte die musikalische Kunst zur Zeit Peter Iljitsch's zwei Vertreter: einen Klavierlehrer in der Person des Herrn K. I. Karel, an dessen Stelle später Franz Bekker trat, und einen Gesanglehrer in der Person des Herrn Gabriel Lomakin.

Ob Peter Iljitsch jemals bei Herrn Karel Unterricht gehabt hatte—ist unbekannt. Bei Herrn Bekker, jedoch, hatte er eine Zeit lang Stunden, welche aber vollständig seinem Gedächtniss entschwunden sind.

Auch Lomakin gab ihm Gesangsunterricht, welcher aber eigentlich nur auf Chorproben beschränkt war. Lomakin war ein tüchtiger Mann in seinem Fach und hatte

den Schulchorgesang bis zur grösstmöglichen Vollendung gebracht; aus Mangel an Zeit konnte er jedoch nicht jeden Einzelnen im Sologesang ausbilden, sodass er auch auf Peter Iljitsch keinen direkten Einfluss ausüben konnte, obgleich er dessen schöne Sopranstimme und grosse Veranlagung für die Musik sehr wohl erkannte. Das Repertoir des Schulchors bestand hauptsächlich in Kirchengesängen, welche für den Schulgottesdienst und für besonders festliche Gelegenheiten einstudiert werden mussten. Einmal musste Peter Iljitsch bei einer solchen Gelegenheit in einem Soloterzett die Sopranstimme singen und war natürlich nicht wenig stolz darauf. Er selbst erzählt diese Begebenheit in einem seiner, aus dem Jahre 1879 datierten Briefe folgendermaassen:

„Ganz im Anfang des neuen Semesters begannen wir schon mit den Proben für den St.-Katharinentag. Es waren zu meiner Zeit gute Sänger vorhanden; auch ich konnte mich einer prächtigen Sopranstimme rühmen, sodass ich ausserwählt wurde im Soloterzett mitzusingen. Die Liturgie machte stets auf mich einen sehr tiefen Eindruck; wie ich damals stolz war, in diesem erhabenen Gottesdienst mitwirken zu dürfen! Und wie glücklich war ich, als der Metropolit sich nachher bei mir bedankte und mich segnete! Später durfte ich sogar an demselben Tisch mit dem Metropoliten und dem Prinzen von Oldenburg sitzen. Als ich dann nach Hause kam, erzählte ich glückstrahlend meine gesangliche Heldenthat und rühmte mich des väterlichen Wohlwollens des hochwürdigen Metropoliten....“

Später, als die Stimme Peter Iljitsch's zu wechseln begann, musste er im Chor die Partie des 2. Sopran und noch später die des Alt singen. Zuletzt (in der Prima) hatte Lomakin ihn zum Dirigenten machen wollen, Peter Iljitsch erwies sich aber für einen derartigen Posten durchaus untauglich, denn er verstand es garnicht, seinen Kameraden - welche nur zu ungern die Proben besuchten - in dem nötigen Maasse zu imponieren und sich Respekt zu verschaffen.

Ausser diesen Musiklehrern hatte Peter Iljitsch damals noch Einen, der ihm zu Hause Klavierunterricht erteilte. Dieser war Rudolf Kündinger.

Kündinger war seinerzeit als achtzehnjähriger Jüngling nach Russland gekommen und begeisterte das Petersburger Publikum durch seine glänzende Virtuosität derart, dass er schon nach seinem ersten Konzert, in welchem er

unter Anderem das Klavierkonzert von Litolff spielte, viele Schüler bekam und dauernd in Petersburg bleiben konnte. Im Jahre 1855 engagierte ihn Ilja Petrowitsch als Klavierlehrer für seinen Sohn Peter. „Wenn ich damals nur geahnt hätte", — erzählt Kündinger — „was aus meinem Schüler später werden würde, so hätte ich über den Fortgang meines Unterrichts ein Tagebuch geführt; ich habe es mir leider aber garnicht vorstellen können, daher bin ich Heute nicht mehr imstande, über die Stunden, die ich ihm gegeben, genauen Bericht zu erstatten. Er war ohne Zweifel sehr talentiert, besass ein feines Gehör und gutes Gedächtniss, daraus konnte man aber noch nicht einmal folgern, dass aus ihm einst ein grosser Pianist, geschweige denn ein berühmter Komponist werden könnte. Ein Phänomen war er deshalb noch lange nicht; vor ihm und nach ihm hatte ich eine ganze Menge junger Leute unterrichtet, die nicht weniger begabt waren, als er. Das Einzige, womit er meine Aufmerksamkeit in etwas höherem Maasse fesselte, waren seine Improvisationen. Hier konnte man allerdings Etwas nicht ganz gewöhnliches heraushören. Auch setzte er mich manches Mal durch sein ausserordentliches Feingefühl für die Harmonie in Erstaunen. Es kam vor, dass ich ihm meine Kompositionen zeigte und er mir in Betreff der Harmonie diesen oder jenen Rat gab, welcher durchaus am Platze war, obgleich Peter Iljitsch damals wohl kaum eine Ahnung von der Theorie der Musik hatte. Als mich Ilja Petrowitsch einst fragte, ob ich es für gerechtfertigt und lohnend hielte, wenn sein Sohn sich ganz dem Musikstudium widmete, musste ich dennoch aus voller Ueberzeugung Nein sagen.

Freilich musste ich dabei auch an die in damaliger Zeit gar zu traurige Lage eines Musikers in Russland denken. Doch hatte ich ausserdem keinen rechten Glauben an das Talent Peter Iljitsch's.

Ich kann nicht behaupten, dass er im Laufe der drei Jahre meines Unterrichts grosse Fortschritte gemacht hätte; vielleicht fehlte ihm die nötige Zeit zum Ueben. Ich gab ihm nur eine Stunde wöchentlich, und zwar immer am Sonntag. Nach der Stunde blieb ich gewöhnlich zum Frühstück da und ging darauf mit Peter Iljitsch zusammen in das Universitäts-Konzert.

Im Jahre 1858 musste ich den Unterricht einstellen, denn Herr Tschaikowsky konnte infolge der über ihn hereingebrochenen Geldkrise das Honorar nicht mehr bezahlen".

Wenn solche Fachmänner wie Lomakin und Kündinger in dem Talent Peter Iljitsch's nichts Phänomenales entdecken konnten, so ist es kein Wunder, wenn die Andern, die Nicht-Fachmänner es erst recht nicht thaten.

Seine Schulkameraden schätzten zwar sein musikalisches Talent sehr hoch, waren aber weit davon entfernt, eine zukünftige Berühmtheit in ihm zu erblicken. Apuchtin galt jedenfalls als viel genialer und ihn nannte man den aufleuchtenden „Stern". Tschaikowsky war hingegen nur der talentvolle Improvisator, der verschiedene musikalische Scherze und Kunstücke zu machen wusste: er phantasierte z. B. sehr unterhaltend über angegebene Themata aus modernen Opern, spielte auf einer mit einem Handtuch bedeckten Tastatur, konnte die Tonarten nach dem Gehör erraten, und Anderes mehr.

Seine Geschwister und Cousinen waren zwar eher geneigt, ihn zu bewundern, und hielten schon das Improvisieren von Tänzen für eine geniale Leistung, dafür urteilten aber seine andern Verwandten, mit Ausnahme des Vaters, viel strenger. Sie verhielten sich seiner Kunst gegenüber nicht nur gleichgiltig, sondern sogar verächtlich und nannten sie „unnütze Spielerei".

Der Einzige, der die Sache einigermaassen ernst nahm, war Ilja Petrowitsch. Er hatte zuerst für einen guten Lehrer gesorgt und dachte immer wieder darüber nach, ob er zur Förderung seines Sohnes auch wirklich gewissenhaft Alles gethan habe. Er war auch der Erste, der 1861 Peter Iljitsch anregte, doch ernstlich an das Musikstudium zu gehen. Den Vater kann also kein Vorwurf treffen, dass er die Fähigkeiten seines Sohnes vernachlässigt habe, denn er hat doch wirklich Alles gethan, was ein Mann wie er, der absolut keine Kenntnisse über Musik und Musiker besass, thun konnte.

Peter Iljitsch hatte, als er in der Schule war, nur zwei Abende und einen Morgen frei, an denen er sich mit Musik beschäftigen konnte. Er hatte somit garkeine Gelegenheit dazu, sich gründlich in diesem Fach auszubilden. Wann und wo sollte er beispielsweise die symphonischen Meisterwerke der grossen Deutschen kennen lernen? Allerdings wurden sie hin und wieder in den sogenannten Universitätskonzerten aufgeführt, welche jeden Sonntag Nachmittag stattfanden. Das Orchester dieser Konzerte bestand aber zum grössten Teil aus Dilettanten, und ausserdem wurden die Symphonieen ohne Proben—prima vista

heruntergespielt, sodass die Zuhörer wohl kaum eine richtige Vorstellung von den Werken erhalten konnten. Die Direktionen der Kaiserlichen Theater und der Philharmonischen Gesellschaft veranstalteten damals noch keine Symphonie-Konzerte, und private Unternehmungen gab es auch nur höchst höchst selten. Es war wirklich nur ein glücklicher Zufall, wenn das Petersburger Publikum eine Symphonie von Haydn, Mozart oder Beethoven in guter Ausführung zu hören bekam.

Auf diese Weise blieb dem zukünftigen Komponisten Nichts Anderes übrig, als die westeuropäische Instrumentalmusik in Klavierauszügen kennen zu lernen. Dieses Kennenlernen war aber auch sehr lückenhaft, denn, erstens, waren die Noten damals sehr teuer (die wohlfeilen Ausgaben von Peters, Litolff u. A. existierten noch nicht) sodass die Anschaffung sämmtlicher Werke eines Autors, ja — sogar nur eines completen Sonatenheftes, für einen nicht sehr reichen Mann wie Tschaikowsky fast unerschwinglich war, und zweitens, fand Peter Iljitsch auch in den Notenbiblioteken seiner musizierenden Freunde und Bekannten nicht das, war ihm eigentlich notwendig war. Es ist daher nur sehr erklärlich, dass Peter Iljitsch's musikalischen Kenntnisse in jener Zeit ausserordentlich mangelhafte waren. Es lässt sich nicht feststellen, wieviele und welche Werke Beethovens, Mozarts, Mendelssohns und Schuberts ihm vor dem Jahre 1861 bekannt gewesen waren, gewiss ist nur, dass er noch nicht einmal soviel wusste, wieviel heutigen Tages ein jeder halbwegs gute Dilettant weiss. Von Schumann hatte er, z. B., gar keine Ahnung, und wusste nicht, wieviele und welche Symphonieen Beethoven komponiert hatte. Peter Iljitsch besuchte oft und gern die italienische Oper. Das war aber auch die einzige Stätte, wo er Gelegenheit hatte, ein gutes Orchester, gute Chöre und ausgezeichnete Solisten zu hören. Die russische Oper befand sich damals in sehr trauriger Verfassung, er ging höchstens nur dann hin, wenn dort seine Lieblingsoper „Das Leben für den Zaren“ gegeben wurde. Alle andern Opern hörte er sich bei den Italienern an. Diese bestärkten nicht nur seine Schwärmerei für „Don Juan“ und „Freischütz“, sondern machten ihn auch mit Meyerbeer, Rossini, Donizetti, Bellini und Verdi bekannt, für welche er sich ebenfalls bis zum Enthusiasmus begeisterte.

In den fünfziger Jahren lebte in Petersburg der vielgerühmte Gesanglehrer Piccioli. Er war Neapolitaner von

Geburt, war vor etwa zehn Jahren nach Petersburg gekommen und hatte sich daselbst niedergelassen. Seine Gattin war eine Freundin der Frau Schobert, und so kam es, dass auch Tschaikowsky's mit ihm bekannt wurden. Obgleich er bereits gegen fünfzig Jahre alt war, befreundete er sich sehr intim mit dem kaum siebzehnjährigen Peter Iljitsch. Uebrigens, was Piccioli's Alter anbelangt, so wusste Niemand etwas Bestimmtes darüber, denn er hat es stets verheimlicht. So viel war aber gewiss, dass er sein Haar färbte und dass Gesicht schminkte. Böse Zungen behaupteten, dass er schon über siebzig sei und am Hinterkopf einen kleinen Apparat trage, der seine Gesichtsfalten glattziehe; ich erinnere mich lebhaft daran, wie wir —ich und mein Bruder Anatol—als Kinder uns oft Mühe gaben, diesen Apparat zu entdecken und endlich annahmen, dass er irgendwo unter dem Kragen verborgen liege. Wie dem auch sei, den Jahren nach konnte Piccioli Peter Iljitsch's Grossvater sein, und doch entwickelte sich zwischen den Beiden ein echt freundchaftliches Verhältniss, denn in der Brust des Italieners flammte noch das jugendliche Feuer der Begeisterung. Er betrachtete das Leben als eine Freude, war stets in eine seiner Schülerinnen verliebt, und hegte einen tiefen Abscheu vor allem Dem, was alt, leidend oder schon tot war. In Betreff der Musik aeusserte Piccioli solch leidenschaftlich-fanatische Ueberzeugungen und Ansichten, verstand es, dieselben so überredend und glänzend zu verteidigen, dass er einen Jeden, selbst einen weniger nachgiebigen Charakter wie Peter Iliitsch, zu seinem Glauben zu bekehren vermocht hätte. Ausser Rossini, Bellini, Donizetti und Verdi verneinte er Alles. Er verspottete und hasste in vollkommen gleicher Weise die Symphonieen von Beethoven, die modernen Gassenhauer, die Messen von Bach, das „Leben für den Zaren" u. A. Ausser den Schöpfungen der grossen italienischen Melodiker gab es für ihn keine Musik. Trotz der Beredsamkeit des Italieners konnte Peter Iljitsch im Grunde seiner Seele dessen Ansichten nicht beitreten, erstens, weil er überhaupt kein Freund von Parteilichkeit war, und zweitens, weil sein persönlicher musikalischer Geschmack bereits ziemlich festen Fuss in ihm gefasst hatte und nicht mehr so leicht ins Wanken gebracht werden konnte. Er trug einen eigenen kleinen Olymp im Herzen, dem er mit voller Seele ergeben war. Nichtsdestoweniger blieb die Freundschaft zwischen ihm und Piccioli bestehen, und Pe-

ter Iljitsch verdankt seine gründlichen Kenntnisse der italienischen Opernliteratur nicht zum wenigsten dieser Thatsache. Vielleicht ist es dem Einflusse Piccioli's zuzuschreiben, dass Peter Iljitsch in jener Zeit der Opernmusik den Vorzug vor der symphonischen gab und sich für die Letztere nicht nur wenig interessierte, sonder sie sogar etwas verächtlich ansah.

Seit dem Anfang der fünfziger Jahre hatte sich das schöpferische Talent Peter Iljitsch's noch nie anders geäussert, als in Improvisationen und Phantasieen am Klavier. Obgleich er seither schon manchen Walzer, manche Polka und „Rêverie de salon" komponiert hatte, welche, jedenfalls nicht schlechter gewesen sein mögen, als ähnliche Musikstücke etlicher seiner „auch" komponierenden Freunde, so konnte er sich doch nie entschliessen, seine Gedanken zu Papier zu bringen — vielleicht aus Bescheidenheit, vielleicht aus Stolz. Nur ein einziges Mal hatte er eine Romanze niedergeschrieben, deren Text „Mein Genius, mein Engel, mein Freund" von dem Dichter Fet herrührt, und die eine echte, völlig talentlose Dilettantenarbeit ist. Doch war im Laufe der Zeit sein musikalisches Bewusstsein, die eigene Erkenntniss seines eigentlichen Berufes unstreitig gewachsen. Er erzählte später oft, dass, als er noch in der Schule war, ihm der Gedanke an die Komponistenlaufbahn keine Ruhe liess, da er aber fühlte, dass von seiner Umgebung Niemand an sein Talent glaubte, so sprach er nur sehr selten darüber. Turtschaninoff ist der Einzige von seinen früheren Schulfreunden, der sich erinnern kann, dass Peter Iljitsch ihm einst anvertraut hatte, dass er eine Oper zu schreiben beabsichtige, und wie er, Turtschaninoff, ihm versprechen musste, der ersten Aufführung dieser Oper beizuwohnen. (Dieses Versprechen hat Turtschaninoff aber erst bei der dritten Oper von Tschaikowsky, „Wakula", einlösen können. Er suchte den Autor hinter den Kulissen auf, erinnerte ihn an das Gespräch in der Schule, und sie umarmten sich Beide herzlich). Dann hat mir Peter Iljitsch selbst einmal erzählt, wie er eines Tages den Mut gehabt, einem Schulkameraden (seinen Namen habe ich leider vergessen) gegenüber zu äussern, dass aus ihm noch ein grosser Komponist werden würde, wie er aber gleich darauf selber ob seiner Anmaassung erschrak und wie gross dann sein Erstaunen gewesen sei, als der betreffende Schulkamerad ihn nicht nur nicht ausgelacht, sondern in seinem Glauben noch bestärkt, und ihn damit fast bis zu

Thränen gerührt habe. Ein anderer, ähnlicher Vorfall, welcher beweist, wie gross das Selbstvertrauen Peter Iljitsch's war, ereignete sich später, als die Frage, ob er sich ganz der Musik widmen sollte, im Prinzip bereits entschieden war. Ende 1862, bald nachdem er als Schüler in das Konservatorium eingetreten, fuhr er eines Tages mit seinem Bruder Nikolai zusammen irgendwo hin. Nikolai gehörte zu Denjenigen, welche seinen Entschluss, zum Musikstudium überzugehen, nicht billigten, und versuchte, ihn davon abzubringen, indem er ihm unter Anderem sagte, dass er das Talent eines Glinka doch nicht besitze und dass das armselige Leben eines mittelmässigen Musikers doch durchaus nicht beneidenswert sei. Peter Iljitsch antwortete Nichts darauf. Als sie aber an ihrem Ziel angelangt und aus dem Schlitten gestiegen waren, sagte Peter Iljitsch: „Ein Glinka werde ich vielleicht nicht, aber ich versichere Dich: Du wirst noch stolz sein, mich zum Bruder zu haben". Diese Worte, den Klang seiner Stimme und den Blick seiner Augen hat Nikolai Iljitsch bis Heute noch nicht vergessen.

Dritter Teil.

I.

Die langsamen und unerspriesslichen Fortschritte, die Peter Iljitsch's musikalische Entwickelung in den fünfziger Jahren gemacht hatte, waren mit seiner leichtfertigen Lebensweise Hand in Hand gegangen. Seine im Grunde liebereiche und für alles Schöne empfängliche Seele war zusammen mit seinem später so fruchtbaren Talent gleichsam in einen tiefen Schlaf gesunken; aber im Moment des Erwachens, erblühten gleichzeitig mit seiner musikalischen Begabung alle seine andern guten Triebe. Mit dem oberflächlichen Dilettanten verschwand auch der leichtfertige Lebemann; mit dem strebsamen, eifrigen Forscher erstand auch der zärtliche und dankerfüllte Sohn, der liebende und sorgende Bruder.

Die Umwandlung hatte sich ganz unbemerkt vollzogen. Es ist schwer, den Zeitpunkt ihres Anfanges anzugeben, denn es sind ihr keinerlei bedeutsame Ereignisse vorausgegangen. Unzweifelhaft zu erkennen ist sie im Jahre 1861, denn da beginnt Peter Iljitsch von Neuem, an eine musikalische Laufbahn zu denken, und nimmt auch mit seiner Familie wieder engere Fühlung, um in ihr die Befriedigung seiner höheren geistigen Bedürfnisse zu suchen, welche er in seinem früheren Lebenswandel nicht gefunden hatte. Er war müde geworden vom üppigen Leben, und der Wunsch, diesem Leben ein Ende zu machen, begann, sich immer stärker in ihm zu regen; er fürchtete auch, in dem Sumpf eines kleinlichen, unnützen, lasterhaften Daseins ganz zu versinken. Inmitten der fieberhaften Jagd nach den Freuden des irdischen Lebens, überkamen Pe-

ter Iljitsch nach seinen eigenen Worten immer öfter Momente der qualvollsten Verzweiflung. Ob die Uebersättigung plötzlich in ihm erwacht war vielleicht unter dem Eindruck irgend eines uns unbekannt gebliebenen Ereignisses, oder ob sie sich nach und nach in seine Seele geschlichen hat, das weiss wohl Keiner, denn Peter Iljitsch hat sich durch jene schweren Stunden ganz allein durchgerungen. Seine Umgebung hat erst dann etwas davon gemerkt, als die Umwandlung bereits geschehen war, und vor seinem geistigen Auge das erste Morgenrot eines neuen Lebens zu leuchten begann.

Nachdem Alexandra Iljinischna sich verheiratet hatte und fortgereist war, dachte Peter Iljitsch gar nicht daran, in einen Briefwechsel mit ihr einzugehen. Seine brüderliche Liebe drückte er nur dadurch aus, dass er der Schwester passiv „alles Gute" wünschte. Im März 1861 jedoch, als er hörte, dass Alexandra Iljinischna Heimweh habe, überkam ihn plötzlich ein Gefühl sehnsüchtiger Zärtlichkeit für seine Schwester, und er schrieb ihr einen liebevollen Trostbrief. In diesem Brief erzählte er unter Anderem auch ein Ereigniss, welches an sich zwar unbedeutend, doch als eigentlicher Anfang seiner musikalischen Laufbahn bezeichnet werden kann. Sein Vater, Ilja Petrowitsch, hatte ihm, nämlich, selbst,—aus eigener Initiative -den Vorschlag gemacht, sich ganz der Musik zu widmen.—

„Beim Abendessen sprach man von meinem musikalischen Talent",—schreibt Peter Iljitsch,—„Vater behauptet, dass es für mich noch nicht zu spät sei, Künstler zu werden. Wenn es nur wirklich so wäre! Die Sache ist aber die, dass mein Talent, selbst wenn ich es in der That besitzen sollte, wohl kaum mehr entwickelt werden kann. Man hat aus mir einen Beamten gemacht, aber nur einen schlechten; ich versuche, mich nach Möglichkeit zu bessern, und meine Dienstpflichten gewissenhafter zu besorgen; und gleichzeitig damit sollte ich den Generalbass studieren?!.."

Ein anderes Ereigniss, ebenso gewöhnlich, ebenso alltäglich, wie jenes, gab aeusserlich den ersten Anlass zur Umgestaltung des intimen Lebens Peter Iljitsch's, des Verkehrs mit seinen Familienangehörigen, und beleuchtet noch heller die Umwälzung in seinem Seelenleben. Hier muss ich mich aber für einige Zeit meinen persönlichen Erinnerungen zuwenden.

Zur Zeit der Verheiratung Alexandra Iljinischna's waren

wir Zwillingsbrüder, Anatol und ich, zehn Jahre alt. Obgleich Alexandra Iljinischna, hingerissen und berauscht von dem lustigen Leben eines hübschen Mädchens und später einer glücklichen Braut, in den letzten Jahren ihres Aufenthaltes im elterlichen Hause sich nur wenig um unsere Erziehung gekümmert hatte, so hingen wir an ihr doch nicht weniger zärtlich und fühlten uns nach ihrer Abreise sehr verwaist. Dazu kam noch, dass wir in die Privatschule eines Herrn A. gebracht wurden, wo es uns infolge der vernachlässigten Erziehung gar nicht möglich war, mit den anderen Schülern im Lernen gleichen Schritt zu halten. Dieser Herr A. war ein Untergebener unseres Vaters und ein sehr schlauer, unaufrichtiger Mensch, der mit geheucheltem Entzücken unsere Erziehung übernommen hatte, hinter dem Rücken Ilja Petrowitsch's jedoch seiner Verpflichtung nur sehr mangelhaft nachkam. Aeusserlich wurden wir als „Generalssöhne" verwöhnt und verhätschelt: er schmeichelte uns in den kleinsten Dingen. Als er sah, dass wir gegenüber seinen andern Schülern sehr zurückgeblieben waren, hielt er es doch nicht für nötig oder, richtiger, nicht für vorteilhaft, für uns einen besonderen Kursus einzurichten, sondern lies uns mit den Andern zusammen in einer Klasse, wo wir absolut Nichts verstanden und nicht verstehen konnten. Freilich wurden wir sehr bald die Zielscheibe des Spottes seitens unserer Lehrer und Kameraden. Einerseits wurden wir ausgelacht, verhöhnt, halb für Idioten gehalten, anderseits aber erwies man uns ganz zwecklose und überflüssige „Ehrungen" und Aufmerksamkeiten; so wurde uns z. B. während des Unterrichts Kaffee mit Kuchen serviert. Um drei Uhr kamen wir gewöhnlich nach Hause und waren dort bis zur Nacht vollständig sich selbst überlassen. Wir waren, natürlich, nicht imstande, unsere Aufgaben selbständig zu arbeiten, fanden aber auch zu Hause Niemanden, der uns mit Rat und That helfen konnte, denn die Einen hatten selber genug zu thun, die Andern waren nicht zu Hause oder hatten auch „keine Zeit", so dass wir die Sache gehen liessen, wie sie eben ging, und die ganzen Abende im Nichtsthun verbrachten.

An einem solchen greulich langweiligen Abend war es, als wir Beide im Saal auf dem Fensterbrett saassen und unsere Beine hin und her baumeln liessen, kam Peter an uns vorbei. Seit unserer frühesten Kindheit an fühlten wir für ihn nicht eigentlich Liebe, sondern eine gewisse Ver-

ehrung, Hochachtung. Ein jedes seiner Worte war uns heilig. Er, dagegen, schien uns garnicht zu bemerken, als wenn wir garnicht da wären für ihn.

Schon die Thatsache, dass er zu Hause war, dass wir ihn ansehen durften, genügte, um unsere Langeweile zu zerstreuen und uns etwas freudiger zu stimmen, wie gross war aber unser Erstaunen und unser Entzücken, als er— nicht wie gewöhnlich – achtlos an uns vorüberging, sondern stehen blieb und fragte: „Ihr langweilt Euch? Wollt Ihr den Abend mit mir verbringen?"—Bis Heute kann ich jenen denkwürdigen Abend nicht vergessen, denkwürdigenweil auch für uns seitdem ein neues Leben begann.

Der weiseste, der erfahrenste Pedagog, die liebevollste, zärtlichste Mutter würde uns seitdem Peter nicht ersetzen können, denn er war für uns ausserdem Kamerad und Freund. Alles, was wir dachten und was wir fühlten, durften wir ihm erzählen, ohne zu fürchten, dass er kein Interesse dafür habe. Wir scherzten, wir tollten mit ihm, respektierten aber auch ein jedes seiner Worte. Sein Einfluss auf uns war grenzenlos. Er war für uns Bruder, Mutter, Freund, Lehrer und Erzieher zugleich. Wir unsererseits wurden die grösste Sorge und der Zweck seines Lebens. Wir drei bildeten damals sozusagen eine Familie in der Familie. Ein Jahr darauf schrieb Peter an seine Schwester: „Meine Anhänglichkeit zu diesen beiden Leutchen wird von Tag zu Tag grösser. Ich bin sehr stolz auf dieses Gefühl, vielleicht dass beste meines Herzens. Wenn ich traurig bin, so brauche ich nur an die Beiden zu denken, und mein Leben erhält Wert. Ich suche, ihnen nach Möglichkeit die Liebe und die Sorge einer Mutter zu ersetzen"....

II.

Trotz jenes bedeutsamen Gespräches beim Abendessen, trotz der seelischen Wiedergeburt Peter Iljitsch's und der Veränderung seiner Beziehungen zu den Angehörigen, welche das Fundament bildete für den bleibenden intimen, herzlichfreundschaftlichen Verkehr mit seinen Zwillingsbrü-

dern und mit der Familie Dawidow, blieb vorläufig sein Lebenswandel aeusserlich noch beim Alten.

Er behielt seine Stellung im Departement und setzte fort, Salons, Theater und Bälle zu besuchen. Von allen Genüssen, die er erstrebte, von allen Wünschen, die er hegte, bliebt nur einer unausgekostet, unerfüllt, und dieser war—eine Reise ins Ausland.

Aber auch dieser Wunsch Peter Iljitsch's sollte nun verwirklicht werden.

Ein Ingenieur, ein gewisser W. W., welcher mit Ilja Petrowitsch früher in Geschäftsverbindung gestanden und sich nach und nach auch mit der Familie Tschaikowsky, besonders mit Peter Iljitsch befreundet hatte, ein angenehmer und geistreicher Gesellschafter, hatte damals vor, eine Geschäftsreise ins Ausland zu machen. Da er die fremden Sprachen jedoch nicht genügend beherrschte, so war für ihn ein sprachenkundiger Begleiter unentbehrlich, und er machte daher Peter Iljitsch den Vorschlag, als Dolmetscher mit ihm zu reisen. Hocherfreut nahm Peter Iljitsch diesen Vorschlag, selbstverständlich, an, und Ilja Petrowitsch, für den es stets eine Freude war, wenn er Jemandem eine Freude machen konnte, war nicht nur damit einverstanden, sondern versorgte seinen Sohn sogar mit einer kleinen Summe Geldes, damit er nicht in allzugrosse Abhängigkeit von seinem Reisegefährten gerate. Peter Iljitsch war überglücklich und schrieb am 9. Juni 1861 an seine Schwester: „Wie Du wahrscheinlich schon wissen wirst, reise ich ins Ausland; Du kannst Dir wohl mein Entzücken vorstellen, zumal da mir diese Reise fast Garnichts kosten wird; ich werde Etwas in der Art eines Sekretärs, Uebersetzers oder Dragomans W. W's sein. Selbstverständlich wäre es ohne diese Verpflichtung besser, aber was thun? Diese Reise scheint mir vorläufig noch ein verführerischer, unerfüllbarer Traum zu sein. Ich werde nicht eher daran glauben, als bis ich an Bord des Schiffes bin. Ich—und in Paris! In der Schweiz! - Das ist sogar lächerlich!..“ Anfang Juli reisten W. W. und Peter Iljitsch aus Petersburg ab, jedoch nicht per Schiff, sondern per Eisenbahn bis Dünaburg, und von da per Diligence bis zur Grenze. „Das Passieren der Grenze“—schreibt Peter Iljitsch dem Vater, „war ein hochpoetischer und feierlicher Moment. Alle haben sich bekreuzigt, und der letzte russische Wachtposten rief uns ein „Mit Gott“ zu und winkte bedeutungsvoll mit der Hand.“

Die ausführliche Beschreibung dieser Reise würde zu weit führen, ich will daher nur einen kurzen Auszug aus den vier grossen Briefen machen, welche Peter Iljitsch während der Reise an seinen Vater geschrieben hatte. Da Peter Iljitsch nur zum Vergnügen, mit der Absicht sich zu amüsieren diese Reise unternommen hatte, so beurteilte und schätzte er eine jede Stadt dementsprechend, d. h. nach der Zahl und den Eigenschaften der Belustigungen, welche er in ihr fand.

Die erste Stadt, in welcher die beiden Reisenden vier Tage blieben war Berlin. Damals hielt es ein jeder Russe für seine Pflicht, diese Stadt ganz fürchterlich auszuschimpfen. Dieser Pflicht, oder besser gesagt Gewohnheit, hat auch Peter Iljitsch seinen Tribut gezollt. Trotzdem spricht er sich nicht klar über den Eindruck aus, den Berlin auf ihn hinterlassen hat. Einesteils behauptet er, dass Alles in Berlin schlecht und hässlich sei, anderenteils giebt er zu, dass er viel Freude an der Reise habe, dass „sogar dieses elende Berlin" ihn zu interessieren imstande war.

Nachdem er zum Schluss bei Kroll gewesen, einem Ballsaal seinen Besuch gemacht und „Orpheus in der Unterwelt" von Offenbach gesehen hatte, schreibt er in jugendlicher Naivetät: „Jetzt haben wir Berlin gründlich kennen gelernt und haben genug davon"!

Nach Berlin kam Hamburg, wo die Beiden eine ganze Woche verbrachten. Hamburg ist bedeutend besser als Berlin", schreibt Peter Iljitsch, „denn erstens habe, ich vom Balkon aus eine „köstliche Aussicht, und zweitens, giebt es da viel mehr Amüsements", welche zwar nicht immer sehr edler Natur, manche sogar von recht niedriger Sorte waren, aber was fragt ein einundzwanzigjähriger junger Mann viel danach? Hamburg verliess Peter Iljitsch nur „ungern". Brüssel und Antwerpen gefielen ihm ganz und garnicht, vielleicht weil er dort fast die ganze Zeit allein war, denn sein Gefährte hatte viele Fabriken zu besichtigen und blieb tagelang fort, Peter Iljitsch sich selbst überlassend. Freilich langweilte sich Dieser, denn er war an die Einsamkeit durchaus nicht gewöhnt, und es überkam ihn das Heimweh. In Ostende verlebte Peter Iljitsch drei Tage. „Hier ist es sehr schön. Ich liebe das Meer, besonders wenn es schäumt und braust, und in diesen Tagen wütet es geradezu"!

Dann ging es weiter nach London. „Der Aufenthalt

hier würde mir sehr angenehm sein, wenn nicht die Ungewissheit über Euer Wohlbefinden mich quälte," schrieb er seinem Vater, —„Eure Briefe erwarten mich in Paris, und mein Herz sehnt sich dahin, aber W. W. will noch einige Tage hier bleiben. London ist sehr interessant, macht aber einen sehr düsteren Eindruck. Die Sonne ist fast nie zu sehen, und es regnet jeden Augenblick." Hier hatte Peter Iljitsch Gelegenheit, Adeline Patti zu hören, welche ihn später so sehr entzückte, damals jedoch hat er „Nichts Besonderes" an ihr gefunden.

Wie zu erwarten war, hat Peter Iljitsch von allen Städten Paris am besten gefallen. „Ueberhaupt ist das Leben in Paris sehr schön,"—schrieb er,—„man kann machen, was man will, nur zur Langeweile hat man gar keine Zeit. Man braucht blos auf den Boulevard zu gehen, und man wird schon heiter gestimmt. Der Zeitvertreib Peter Iljitsch's in Paris gestaltete sich umso angenehmer, als er dort einen früheren Schulkameraden, Juferoff, und später die Freundin seiner Kindheit, Lydia Wladimirowna mit ihrem Gemahl Olchowsky traf. Die sechs Wochen, welche Peter Iljitsch in dieser angenehmen Gesellschaft verlebte, erscheinen als der Kulminationspunkt des vergnügensreichen Feiertagslebens Peter Iljitsch's; noch nie war soviel Abwechslung im Programm seiner Unterhaltungen und Belustigungen, noch nie hatte er sich so sorgenlos dem Freudentrubel ergeben dürfen, so voll, so ganz! Inmitten seines Jubels sollte er aber eine arge Enttäuschung an Herrn W. W. erleben. Nach einer Reihe peinlicher Auseinandersetzungen musste er sich von seinem Reisegefährten trennen und kehrte Ende September allein nach Russland zurück.

Viel Nutzen im wissenschaftlichen und aesthetischen Sinne hat Peter Iljitsch von seiner Reise nicht gehabt. Es ist geradezu erstaunlich, wie wenig Sinn er für derartige Eindrücke damals noch hatte. In den drei Monaten seines Aufenthaltes in fremden Ländern hat er nur Eines positiv wissen gelernt: wo es am lustigsten war. Und doch war seine Reise in gewissem Sinne nicht bedeutungslos geblieben. Zum ersten, hat sie ihm Gelegenheit gegeben, die Macht seiner Anhänglichkeit und Liebe zu seinen Angehörigen zu prüfen. In der Ferne erst sah er ein, wie sehr sie ihm ans Herz gewachsen waren, und je weiter er war, desto grösser war sein Heimweh. Am meisten sehnte er sich nach den Zwillingen. „Sorge doch, lieber Vater, dass Toly un Modi [1]) nicht die Hände in den Schoos legen."—

[1]) Abkürzungen der Namen Anatol und Modest.

„Lernen Toly und Modi auch fleissig?“ „Vergiss nicht den Examinatoren zu sagen, dass Toly und Modi für die Oberabteilung vorbereitet sind. Warum schreiben sie mir nicht?“—u. s. w.

Zum zweiten, hat Peter Iljitsch auf dieser Reise das nichtsthuerische, genusssüchtige Leben in seiner letzten Konsequenz kennen und infolge dessen einsehen gelernt, dass er auf diesem Wege nicht weiter gehen durfte, dass es noch andere, edlere Ziele des menschlichen Daseins geben müsse. Das bunte, aufgeregte Leben in Paris hat in ihm eine heilsame Reaktion gezeitigt, und an der Schwelle einer neuen Thätigkeit konnte er ruhigen Blickes seine Vergangenheit betrachten, nur den einen brennenden Wunsch fühlend, möglichst schnell aus ihrem Dunkel an Gottes Tageslicht zu gelangen.

Bald nach seiner Heimkehr schrieb er folgenden Brief an seine Schwester:

23 Oktober 1861.

„...Was soll ich Dir über meine Reise erzählen? Es ist besser, garnicht davon zu reden. Wenn ich je eine kolossale Dummheit begangen habe, so war es diese Reise. Du erinnerst Dich wohl noch an W. W. Stelle Dir vor, dass unter der Maske jener *bonhomie*, welche mich einen guten Menschen in ihm vermuten liess, sich die gemeinsten Charaktereigenschaften verbargen. Du kannst Dir denken, ob es mir angenehm war, drei Monate mit einem solchen Gefährten zusammen zu sein. Dazu habe ich mehr Geld ausgegeben, als ich sollte, und garkeinen Nutzen davon gehabt. Siehst Du jetzt ein, dass ich ein Thor war? Uebrigens schilt mich nicht; ich hatte nur wie ein Kind gehandelt, Nichts weiter. Du weisst, dass der sehnlichste Wunsch meines Lebens von jeher eine Reise ins Ausland gewesen ist. Als sich die Gelegenheit dafür bot la tentation était trop grande schloss ich die Augen und—ergriff sie. Daraus darfst Du aber nicht folgern, dass es im Auslande schlecht und das Reisen eine langweilige Sache sei. Ganz im Gegentheil; man muss aber unabhängig sein, eine genügende Portion Geld haben, und einen bestimmten Zweck verfolgen. In Paris verbrachte ich die Zeit sehr angenehm mit Juferoff, und das war mir ein grosser Trost. Das ist ein reizender Mensch! Du glaubst nicht, wie glücklich ich war, nach Petersburg zurückzukehren. Ich muss gestehen, dass ich eine grosse Vorliebe für die russiche Hauptstadt

habe. Was thun? Ich habe mich so eingelebt in ihr; Alles, was meinem Herzen teuer ist befindet sich in Petersburg... Du weisst, dass ich eine Schwäche habe: sobald ich im Besitze einiges Geldes bin, so gebe ich es auch schon für Vergnügungen aus: das ist gemein, das ist unklug, das weiss ich; es liegt aber einmal in meinem Charakter. Wie weit werde ich damit kommen? Was kann ich von der Zukunft erwarten? Es ist schrecklich, daran zu denken. Ich weiss, dass ich früher oder später, nicht mehr imstande sein werde, mit den Mühsalen des Lebens zu kämpfen, bis dahin aber will ich das Leben geniessen und Alles für dieses Geniessen opfern. Seit zwei Wochen verfolgt mich dafür das Unglück: mit meinem Dienst steht es sehr schlimm. Die Rubel zerschmelzen sehr schnell. In der Liebe Pech. Aber es wird schon eine Zeit kommen, wo es wieder besser geht...

P. S. Ich habe begonnen den Generalbass zu studieren, und mache darin gute Fortschritte. Wer weiss, vielleicht wirst Du nach drei Jahren meine Opern anhören und meine Arien singen".

III.

Das Merkwürdigste an der Umwandlung Peter Iljitsch's aus einem eleganten Beamten und gesellschaftlichen „Laffen" in einen Jünger der musikalischen Kunst — ist, dass ihr bei all' ihrer scheinbaren Plötzlichkeit und Bestimmtheit durchaus Nichts Ueberhastetes, Aufwallendes, Unüberlegtes anhaftete; aus keiner Handlung, aus keinem Wort Peter Iljitsch's ist zu ersehen, dass er in den Gedanken verliebt gewesen wäre, einst berühmt zu werden; er unternimmt Nichts Schroffes, er thut Nichts Gewaltsames; jeder seiner Schritte in der neuen Thätigkeit ist durchdacht, entschlossen und, trotz einer gewissen Zurückhaltung unerschütterlich fest; Peter Iljitsch's Ruhe und Zuversicht ist so gross, dass sie sich sogar seiner Umgebung mitteilt, und dass alle Hindernisse und Schwierigkei-

ten, denen er begegnet von selbst verschwinden und ihm freie Bahn lassen.

Der psychologische Teil der Umwälzung, welche in Peter Iljitsch vor sich gegangen, die pathetische Seite des Kampfes, welchen seine Seele zwei Jahre hindurch gekämpft wird unserer Wissenschaft wohl für immer entzogen bleiben, nicht weil das Material an Briefen aus jener Zeit sehr knapp ist, sondern weil Peter Iljitsch eifersüchtiges Schweigen über die Vorgänge in seinem Innern bewahrte, keine fremde Einmischung in sein Seelenleben dulden wollte, die schwere Zeit allein, ganz allein durchlebte, und vor seinen Mitmenschen immer derselbe ruhige, lustige Peter Iljitsch blieb, welcher er bis dahin gewesen. Aber je nüchterner, je werktäglicher der Prozess der Wiedergeburt Peter Iljitsch's war, um so radikaler und sicherer war er auch.

Peter Iljitsch's Zustand spiegelt sich sehr klar in vier Briefen wieder, die er in jener Zeit an seine Schwester geschrieben hat, und die den vier Stadien der geschehenen Metamorphose entsprechen. Diese Briefe werfen ein grelles Licht auf die vier Hauptmomente jener zwei Lebensjahre Peter Iljitsch's.

Der erste Brief (vom 23. Oktober, 1861) ist dem Leser schon bekannt. In ihm erwähnt Peter Iljitsch seine begonnenen musikalischen Studien im post scriptum, nur so nebenher, wie etwas höchst Unwichtiges, und das ist sehr bezeichnend. In der That sind in jenem Moment seine Theoriestunden bei Zaremba, nur ein kleines Detail mehr im Dasein eines Lebemanns, ebenso wie auch der italienische Sprachunterricht, den er nimmt. Sein Hauptinteresse konzentriert sich vorläufig immer noch auf den Dienst im Departement, und die meiste Zeit widmet er immer noch dem Gesellschaftsleben.

Der zweite Brief zeugt schon von einer etwas veränderten Lage der Dinge. Obgleich er nur wenige Wochen später geschrieben worden ist, so erscheint in ihm das Musikstudium Peter Iljitsch's doch schon in wesentlich anderem Licht. Sein nebensächlicher Charakter hat sich verloren. Zwar sind die Dienstangelegenheiten für Peter Iljitsch immer noch die wichtigeren, die wesentlicheren, aber die Musik *hindert* ihn bereits in seiner Beamtencarriere. Um dieser willen wäre es für ihn jetzt eigentlich am zweckmässigsten, eine Anstellung in der Provinz zu finden, doch „die Stunden bei Zaremba stehen dem im Wege", er bringt

also der Musik bereits ein Opfer dar. Am 4. Dezember 1861 schreibt Peter Iljitsch: „Mir geht es gut. Hoffe, bald zu avancieren, d. h. zum „Beamten für besondere Angelegenheiten" ernannt zu werden. Da wird es um 20 Rubel mehr Gehalt geben und weniger Arbeit. Gott gebe, das es zustande kommt! Was die Provinz anbelangt, so werde ich jetzt wohl kaum Petersburg verlassen können. Ich hatte Dir, glaube ich, schon geschrieben, dass ich die Theorie der Musik zu lernen begonnen habe, und zwar recht erfolgreich; Du wirst zugeben, dass es bei meinem ziemlich grossen Talent (hoffentlich fassest Du das nicht als Prahlerei auf) thöricht wäre, sein Glück in dieser Beziehung nicht zu versuchen. Ich fürchte nur für meine Charakterlosigkeit; am Ende wird meine Trägheit siegen, wenn aber nicht, so verspreche ich Dir, dass aus mir noch Etwas werden wird. Zum Glück ist es noch nicht zu spät...."

Weiter teilt er der Schwester verschiedene für uns gleichgiltige Neuigkeiten aus dem gesellschaftlichen Leben mit.

Acht Monate sind seit diesem zweiten Brief bis zum dritten verflossen. In diesen acht Monaten hat Peter Iljitsch seine Selbstbeschuldigung in der „Trägheit" zu widerlegen und zu beweisen versucht, dass es in der That „noch nicht zu spät sei".

Ich erinnere mich, dass ich damals zwei Thatsachen entdeckt, welche mich in grosses Erstaunen versetzt haben. Die erste Entdeckung war, dass die beiden Begriffe „Bruder Peter" und „Arbeit" sich einander durchaus nicht auszuschliessen brauchen; und die zweite, dass es ausser der angenehmen und interessanten Musik noch eine andere, fürchterlich unangenehme und langweilige geben kann, welche sogar die Wichtigere von beiden sein soll. Ich weiss noch, mit welcher Hartnäckigkeit Peter oft stundenlang am Klavier sass und die „scheusslichsten", „unverständlichsten" Fugen und Präludien spielte. Seine Ausdauer darin, sowie das nicht-enden-wollende Notenschreiben verblüffte und ärgerte mich zugleich, denn nach meiner damaligen Meinung hätte er seine Zeit viel angenehmer verbringen können. Mein Erstaunen war aber geradezu grenzenlos, als er mir erklärte, dass er „Aufgaben löse." Es überstieg alle meine Begriffe, dass ein so reizendes Unterhaltungsmittel wie die Musik Etwas Gemeinsames mit der verhassten Matematik haben könnte. Gleichzeitig kam ich zu der Ueber-

zeugung, dass Beethoven garnicht so ein langweiliger Kerl war, als ich dachte, denn seine Symphonieen, welche Peter manches Mal mit Diesem oder Jenem seiner Freunde vierhändig spielte, gefielen mir sehr, eine von ihnen — die Fünfte—fand ich sogar entzückend.

In der äusseren Lebensweise Peter Iljitsch's machte sich ebenfalls eine Veränderung bemerkbar. Von allen seinen Bekannten und Freunden blieb er eigentlich nur Apuchtin und Adamoff treu. Von den Andern besuchte er hin und wieder nur Diejenigen, welche zur Musik in irgend welcher Beziehung standen.

Ausser den Arbeiten für die Lektionen bei Zaremba widmete Peter viele Stunden dem Studium der Klassiker. Und doch, trotz alledem, blieb sein Dienst für ihn Hauptsache, Hauptlebenszweck. Im Sommer 1862 ist er in seinem Beruf, nach seinen eigenen Worten, sogar noch eifriger, noch fleissiger geworden als früher, denn im Departement sollte zum Herbst eine Stelle frei werden, auf die er alle Anrechte besass, so dass es nur galt, den Vorgesetzten seine Befähigung durch besonders regen Fleiss nachzuweisen. Seine Mühe war aber umsonst: Peter Iljitsch bekam die Stelle nicht. Seine Verstimmung und sein Aerger darüber, dass man ihn „übersehen" hatte, war grenzenlos, und ich zweifle nicht daran, dass dieses Ereigniss auch ein gut Teil dazu beigetragen hatte, ihn endgiltig der Musik in die Arme zu stossen. Die letzten Bande, die ihn an das Beamtentum fesselten, waren infolge jener „Ungerechtigkeit" gerissen.

An dieser Stelle müssen auch einige Familienereignisse erwähnt werden.

Elisabeth Andreewna Schobert hatte eine Pension erworben, und trennte sich von der Familie Ilja Petrowitsch's, Nikolai Iljitsch bekleidete eine Stellung in der Provinz, und Hyppolit befand sich auf einer grösseren Seereise, sodass die Familie Tschaikowsky damals auf vier Personen reduziert war: Ilja Petrowitsch, Peter Iljitsch und die beiden Zwillinge. Während die Sorge um die Letzteren bis dahin Pflicht Elisabeth Andreewna's gewesen war, ist sie nun auf Peter Iljitsch übergegangen und er wurde im vollen Sinne des Wortes ihr Erzieher und Vormund.

Im dritten Brief, welcher vom 10. September 1862 datiert und dem dritten Stadium der Umwandlung Peter Iljitsch's entspricht, sehen wir Diesen wieder in anderem Licht, als acht Monate vorher. Sein Dienst ist ganz in den

Hintergrund getreten, während die Musik als seine Spezialität und sein Lebenszweck nicht nur von ihm selbst, sondern auch von seiner Umgebung anerkannt wird.

„Ich bin in das neu eröffnete Konservatorium eingetreten",—erzählt er, „der Kursus beginnt in einigen Tagen. Im vorigen Jahr habe ich mich, wie Du weisst, viel mit der Theorie der Musik beschäftigt und bin zu der Ueberzeugung gekommen, dass ich früher oder später meinen Dienst mit der Musik vertauschen werde. Glaube nicht, dass ich mir einbilde, jemals ein grosser Künstler zu werden — ich möchte nur das thun, wozu ich Beruf in mir fühle. Ob aus mir ein berühmter Komponist oder ein armer Musiklehrer herauskommen wird —ist gleichgiltig,—jedenfalls aber wird mein Gewissen rein sein, und ich werde kein Recht mehr haben, über mein Schicksal zu murren. Meine Stellung werde ich, freilich, so lange nicht aufgeben, bis ich die Versicherung erlange, dass ich kein Beamter, sondern ein Künstler bin."

Von seinen Bekannten und von den Ereignissen des gesellschaftlichen Getriebes ist in diesem Brief gar keine Rede mehr. Seine freie Zeit verbringt Peter Iljitsch an Werktagen meistens mit dem Vater. Seine Anhänglichkeit an ihn, welche sich bis dahin nur wenig gezeigt hatte, nahm ausserordentlich zu.

Noch nie hatte die zärtliche Güte Ilja Petrowitsch's in dem Herzen seines Sohnes soviel ehrfurchtsvolle Dankbarkeit wachgerufen, als sein Verhalten gegenüber dem Berufswechsel Peter Iljitsch's. 16 Jahre später erzählte Letzterer darüber Folgendes: „Ich kann nicht ohne Rührung daran denken, wie mein Vater meine Flucht aus dem Justiz-Ministerium ins Konservatorium beurteilt hatte. Freilich musste es ihm weh thun, dass ich seine Hoffnungen, welche er auf meine Beamtencarriere setzte, nicht erfüllte, und dass ich freiwillig viele Entbehrungen auf mich genommen habe, um Musiker zu werden,—doch hat er mir nie auch nur mit einem Wort zu verstehen gegeben, dass er mit mir unzufrieden sei. Vielmehr hat er sich mit warmer Teilnahme oft nach meinen Absichten und Plänen erkundigt und mich verschiedentlich aufgemuntert. Viel, viel Dank schulde ich ihm. Wie wäre mir zu Mute gewesen, wenn mir das Schicksal einen Tyrannen als Vater gegeben hätte, wie so vielen andern Musikern?"

„Mittag esse ich immer zu Hause," — lautet der Brief an die Schwester weiter, „abends gehe ich mit Vater

ziemlich oft in's Theater, oder spiele mit ihm Karten.“ Doch wird bald darauf auch für Theater und Karten die Zeit zu knapp. Sein Musikstudium beschränkt sich nicht blos auf zweimalwöchentlichen Unterricht, sondern beansprucht fast alle Werktage für sich. An Sonn-und-Feiertagen giebt er sich ganz dem Zusammensein mit den aus der Juristenschule auf Urlaub kommenden Zwillingen hin, hat also fast nie mehr Zeit, verschiedenen Einladungen zu Diner's, Tanzabenden etc. Folge zu leisten, und bleibt nach und nach dem gesellschaftlichen Leben ganz fern. Ausserdem knüpft er im Konservatorium neue Bekanntschaften an, Bekanntschaften mit Fachmusikern, denen er den Rest seiner freien Zeit widmet.

Unter den Letzteren spielt Laroche eine so ausserordentlich hervorragende Rolle im künstlerischen und intimen Leben Peter Iljitsch's, dass ich es für nötig halte, den Leser mit seiner Persönlichkeit, welche von nun an und für immer der erste und einflussreichste Freund Peter Iljitsch's bleibt, näher bekannt zu machen.

Hermann Augustowitsch Laroche [1]) wurde am 13. Mai 1845 in Petersburg geboren. Sein Vater, Hannoveraner von Geburt, war lange Jahre hindurch in Petersburg als Lehrer der französischen Sprache thätig. Seine Mutter war ebenfalls eine sehr gebildete Frau und hatte es verstanden, ihrem Sohn vollkommene Beherrschung der vier Sprachen: Russisch, Deutsch, Französisch und Englisch, sowie manche anderen Kenntnisse beizubringen. Ueberhaupt verdankt Hermann Augustowitsch seine ganze wissenschaftliche Bildung ausschliesslich seiner Mutter, denn er ist eigentümlicherweise bis zu seinem Eintritt ins Konservatorium noch nie in einer Schule gewesen und hat nie Lehrer gehabt (ausser – für Maematik). Als Kind ist er sehr schwächlich und kränklich gewesen und bedurfte der sorgfältigsten Pflege. Die ausserordentlichen Fähigkeiten seines Verstandes, ganz besonders das Gedächtniss, entwickelten sich dank der Fürsorge der Mutter, enorm schnell, aber sehr zum Nachteil seiner körperlichen Gesundheit. Sein musikalisches Talent hat sich sehr früh offenbart: als zehnjähriger Knabe hatte er bereits einen Marsch und eine Ouverture komponiert. Man hatte ihm damals die „Allgemeine Musiklehre“ von Marx und die „Harmonielehre“ von Arnold geschenkt, welche

[1]) Der berühmte Musikschriftsteller und Kritiker.

beiden Bücher er sehr bald auswendig konnte, wodurch er sich allerdings noch lange keine gründlichen musikalischen Kenntnisse angeeignet hat. Das systematische Musikstudium begann er erst 1860 in Moskau unter Dubuque's Leitung. Anfangs wollte er Virtuose werden. Sein Professor hat es ihm aber abgeraten, weil seine Hände für das Klavierspiel ganz ungeeignet waren, und hat mehr Gewicht auf sein kompositorisches Talent gelegt, indem er ihn nach den Mustern Haydn's, Mozart's und Bach's Sonaten, Quartette und Fugen schreiben liess. Im Sommer 1861 war er bereits so weit, das er ganz allein, ohne Anleitung, Cherubini's „Traité de contrepoint et de fugue" durchstudieren konnte. In demselben Sommer komponierte er ein Quartett, welches einem gewissen Kologriwoff, dem Mitbegründer des Petersburger Konservatoriums und Freund A. Rubinsteins, sehr gefiel und dieser Kologriwoff durch eine dritte Person Laroche übermitteln liess, dass ein so talentvoller Schüler wie er dem Konservatorium sehr willkommen wäre. Als Laroche im Herbst 1862 ins Konservatorium aufgenommen wurde, überragte er an musikalischem Wissen alle seine Mitschüler um ein Beträchtliches und war dazu ein sehr gebildeter und belesener junger Mann.

Tschaikowsky und Laroche begegneten sich zum ersten Mal im Oktober 1862 in der Stunde beim Klavierprofessor Gerke. Hermann Augustowitsch war damals 17 Jahre alt. In seiner Figur und in seinem ganzen Gebahren lag noch die Naivetät und die Unbeholfenheit eines Jünglings, welcher bis zu seinem sechszehnten Lebensjahr unzertrennlich mit der Mutter gewesen ist und daher nicht den Schatten von Selbstständigkeit gelernt hat. Mit seinem ungeschickten und etwas furchtsamen Auftreten vereinigte er aber eine solche Verstandesreife und Gelehrtheit, dass Peter Iljitsch sofort ein lebhaftes Interesse für ihn empfand, und sich sehr bald für immer mit ihm befreundete. Von welch ausserordentlicher Bedeutung diese Freundschaft für Peter Iljitsch später geworden ist—werden wir weiter sehen, in jenem Angenblick war sie für ihn in dreifacher Beziehung von Wichtigkeit. Erstens, fand er unwillkürlich in der Person Hermann Augustowitsch's, welcher in musikalischer Hinsicht bedeutend belesener war als Peter Iljitsch, einen inoffiziellen Leiter im Studium der Musikliteratur; zweitens, wurde Laroche der erste Kritiker der Schülerkompositionen Peter Iljitsch's, der erste und einflussreichste zugleich, denn Peter Iljitsch hatte von vornherein

ein grosses Vertrauen zu ihm gefasst; drittens verdrängte Laroche nach und nach alle früheren Bekannten und Freunde aus dem Herzen Peter Iljitsch's: er wurde für Diesen der liebste und angenehmste Gesellschafter und Freund. Die Vielseitigkeit seiner Interessen, die Schärfe seines kritischen Verstandes, seine beständige Heiterkeit und sein Witz machten die Stunden der Musse, welche Peter Iljitsch von nun an meistenteils mit ihm verbrachte, lehrreich und angenehm zugleich, während Laroche's Unerfahrenheit im praktischen Leben und seine Unbeholfenheit im Verkehr mit den Menschen Peter Iljitsch sehr ergötzten und ihm Gelegenheit gaben, seinen neuen Freund in dieser Hinsicht zu bevormunden und zu beraten.

Peter Iljitsch Tschaikowsky im Jahre 1859.

Anfang 1863 gab Peter Iljitsch seinen Dienst im Departement auf und entschloss sich endgiltig, ganz zur Musik überzugehen.. Bis zu welchem Grade fest und unwiederruflich dieser Entschluss war, wie mutig Peter Iljitsch um der Musik willen mit der Vergangenheit gebrochen und einer entbehrungs-und dornenvollen Zukunft entgegenging, geht schon daraus hervor, mit welcher Ruhe er sich gegenüber den damals plötzlich wieder eingetretenen misslicheren Vermögensverhältnissen des Vaters verhielt. Ilja Petrowitsch hat damals infolge einiger Meinungsverschiedenheiten mit seinen unmittelbaren Vorgesetzten seinen Abschied eingereicht und denselben auch erhalten. Dazu kam, dass gerade in jener Zeit seine letzte Hoffnung, das 1858 verlorene Geld wiederzugewinnen, durch das Urteil des Gerichtes in seinem Prozess zu Nichte gemacht wurde. Das war ein unerwarteter Schlag, denn jene optimistische Hoff-

nung, der er sich so sorglos hingegeben, hatte ihn verleitet, einige Schulden aufzunehmen. In die Notwendigkeit versetzt, diese Schulden nicht aus dem Kapital, wie er gehofft, sondern aus seiner Pension zu bezahlen, musste er seine Ausgaben bis auf's Minimum beschränken.

Wenn das Alles ein Jahr früher geschehen wäre,— wer weiss, ob dann Peter Iljitsch seinen Entschluss gefasst hätte. Er ist zwar nie reich gewesen, doch hat sich sein Vater wohl in der Lage befunden, seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Er hat seinem Sohn Wohnung, Kleidung, Essen und Trinken gegeben, sodass Peter Iljitsch das Gehalt, welches er im Departement erhielt ganz für seine Liebhabereien hat verwenden dürfen. Von nun an, aber, musste er auf das Gehalt verzichten, und der Vater konnte ihm höchstens Wohnung, Speise und Trank gewähren. Trotzdem blieb sein Wille stark, denn die Liebe zur Kunst und der Glaube an seinen Beruf hatten bereits tief Wurzel gefasst in seiner Seele.

Der vierte und letzte Brief, in dem er seiner Schwester die Gründe auseinander setzt, welche ihn veranlasst haben, den Dienst zu verlassen, zeigt uns bereits einen ganz neuen Menschen.

15 April 1863.

„Liebe Sascha![1]) Aus Deinem Heute angekommenen Brief an Vater ersehe ich, dass Du lebhaften Anteil nimmst an meiner Lage, und den entschlossenen Schritt, den ich unternommen, etwas misstrauisch ansiehst. Deshalb will ich Dir hier ausführlich mitteilen, was ich vorhabe und worauf ich hoffe. Mein musikalisches Talent wirst Du wohl nicht verleugnen wollen, desgleichen auch die Thatsache, dass dieses mein einziges Talent ist. Wenn dem so ist, so versteht sich's von selbst, dass ich diese, mir von Gott verliehene Gabe, nicht ungepflegt und unentwickelt lassen soll. Aus diesem Grunde habe ich angefangen, mich ernstlich mit der Musik zu beschäftigen. Bis jetzt hatte es mich nicht gestört, meinen Dienst weiter zu dienen, und ich blieb im Ministerium. Nun aber, da meine Studien immer schwieriger und zeitraubender werden, so bin ich genötigt, Eines von Beiden aufzugeben: neben meinen musikalischen Arbeiten kann ich nicht mehr den Dienst gewissenhaft besorgen; unverdienterweise das Gehalt weiter zu

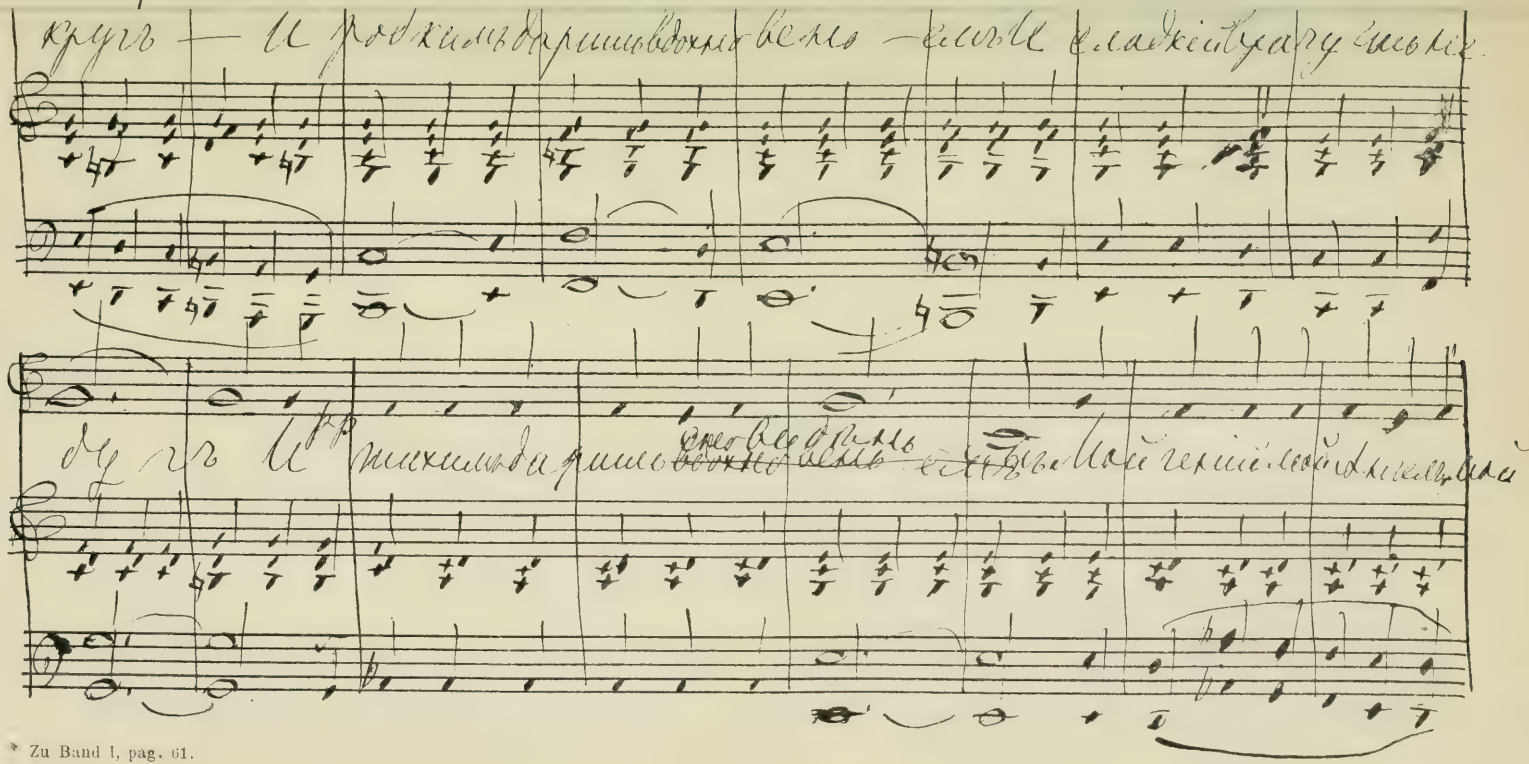
[1]) Abkürzung von Alexandra.

beziehen – geht nicht, würde auch wohl kaum gestattet werden; es bleibt mir also Nichts Anderes übrig, als den Dienst aufzugeben (zumal ich ihn später immer wieder aufnehmen darf). Mit einem Wort, ich habe nach langem Ueberlegen den Entschluss gefasst, auf das Gehalt zu verzichten und meine Stelle zu kündigen. Folgere aber nicht daraus, dass ich nun die Absicht habe, Schulden zu machen, oder mir Geld vom Vater geben zu lassen, dessen Situation augenblicklich durchaus keine glänzende ist. Freilich, in materieller Beziehung habe ich Nichts gewonnen; erstens, hoffe ich, in der künftigen Saison im Konservatorium eine kleine Anstellung zu erhalten (als Gehilfe des Professors); zweitens, habe ich für das nächste Jahr einige Privatstunden in Aussicht; und drittens, – was die Hauptsache ist – entsage ich jetzt vollständig jeglichen Amüsements und Liebhabereien, sodass meine Ausgaben sich sehr wesentlich vermindert haben: Nun wirst Du, wahrscheinlich, wissen wollen, was aus mir nach Beendigung des Studiums denn eigentlich werden wird. Eines weiss ich bestimmt, dass aus mir ein guter Musiker werden wird und dass ich mein täglich Brot wohl zu finden verstehen werde. Die Professoren des Konservatoriums sind mit mir zufrieden und sagen, dass ich es bei dem nötigen Eifer recht weit bringen könnte. Das Alles erzähle ich nicht, um damit zu prahlen (das liegt nicht in meinem Charakter), sondern um offen, ohne falsche Bescheidenheit, mit Dir zu reden. Ich träume davon, nach beendetem Studium für ein ganzes Jahr zu Dir zu kommen und in der stillen Umgebung ein grösseres Werk zu komponieren. Dann aber—hinaus in die weite Welt!"

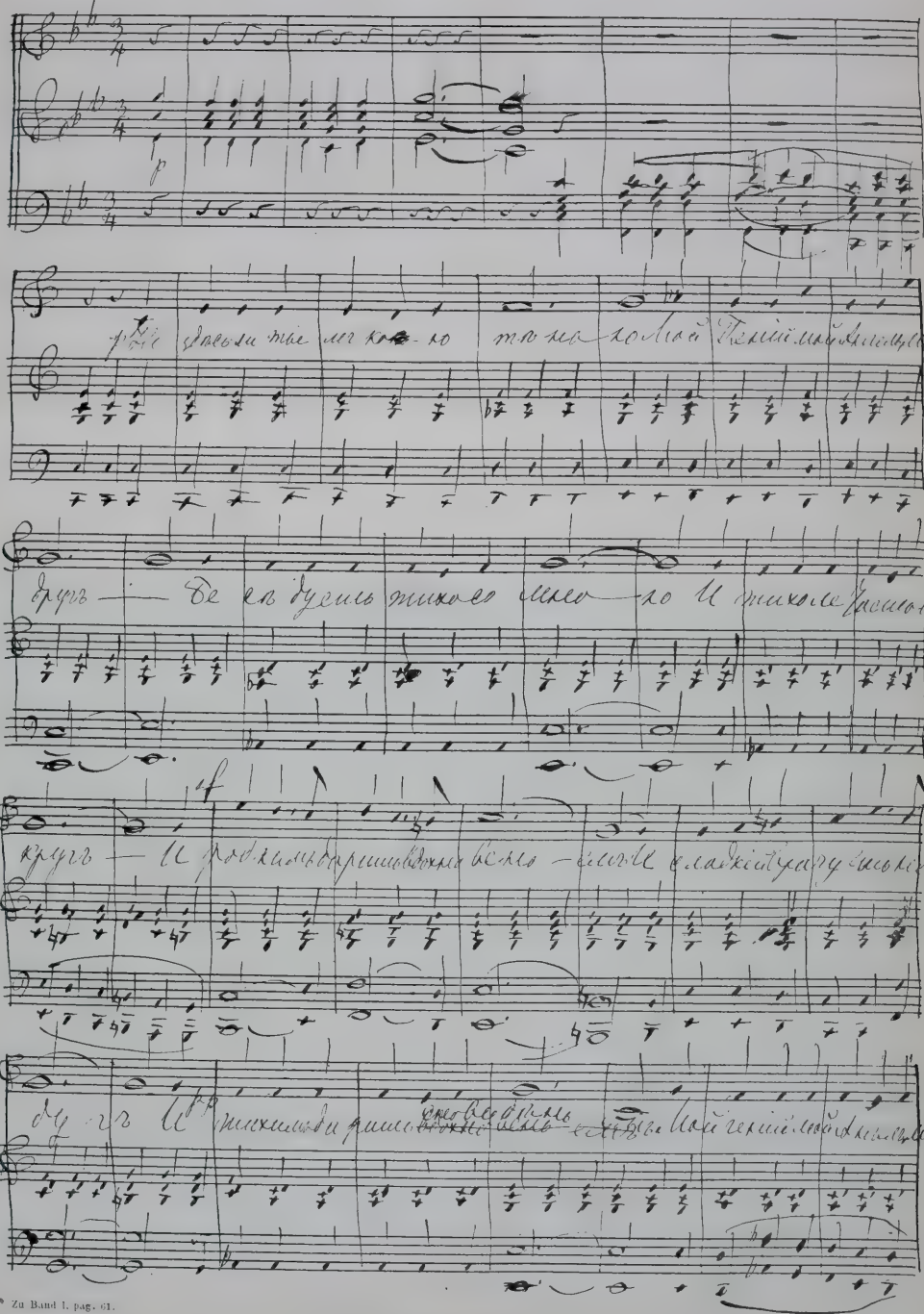
Im Frühjahr 1863 verliess Ilja Petrowitsch das technologische Institut und reiste mit Modest und Anatol für den ganzen Sommer zu seiner Tochter Alexandra in das Oertchen Kamenka (Gouvernement Kiew), und Peter Iljitsch nahm die Einladung Apuchtins an, den Sommer bei ihm im Dorf Pawlodar (Gouvernement Kaluga) zu verbringen. Von diesem Sommeraufenthalt Peter Iljitsch's weiss ich Nichts zu sagen, ausser – dass er ihm garnicht behagt hatte. Im Herbst 1863 kehrte er nach Petersburg zurück, innerlich und äusserlich ein anderer Mensch: mit lang gewachsenen Haaren, in einem etwas abgetragenen, frühermal elegant gewesenen Rock, der noch aus der „Mode-Laffen-Zeit" Peter Iljitsch's stammte, sodass in dem nunmehrigen Tschaikowsky der frühere Peter Iljitsch kaum noch

Larghetto

Повышение . . . . . .



* Zu Band I, pag. 61.



Larghetto

Посвящено . . . . . .

p

рой здѣсь ли тые мечко-ю тѣ на-ю Мой Пенiй мой Анальмой

другъ — Бе сѣ дуешь тихо со мно-ю И тихо ле частово

f

кругъ — И роднимъ дарить вдохновено-емъ И сладкiй врачу сынъ не

дугъ И тихимъ дарить ~~вдохновенно~~ сновидѣнь ~~емъ~~ Мой генiй мой Анальмой

* Zu Band I. pag. 61.

zu erkennen war. Seine materielle Lage gestaltete sich folgendermaassen: Ilja Petrowitsch, welcher eine Pension von nur 2000 Rubel jährlich bezog, von denen jedoch 800 Rubel für Bezahlung der Schulden abgingen, hatte eine sehr bescheidene Wohnung in Petersburg bezogen, und konnte ihn zwar bei sich beherbergen und speisen, aber nicht für seine übrigen Bedürfnisse sorgen. Um diese zu bestreiten übernahm Peter Iljitsch einige Privatstunden, die ihm zum Teil A. Rubinstein verschafft hatte. Diese Stunden brachten ihm ungefähr 50 Rubel monatlich ein.

Die Entsagung allen Freuden des Lebens und die Entbehrungen, welche Peter Iljitsch auf sich genommen, verstimmten und erbitterten seine Seele nicht im Geringsten. Im Gegenteil, er scherzte nur fröhlich über seine Armut und ist noch nie in seinem Leben so heiter und ruhig gewesen. In einem kleinen, schmalen Zimmer, in welchem nur ein Bett und ein Schreibtisch Platz hatten, begann er mutig sein neues mühevolles Leben, und hat dort seither manche Nacht hindurch emsig gearbeitet.

IV.

Folgendes erzählt Laroche über Peter Iljitsch's Konservatoriumsjahre:

„In dem von Anton Rubinstein 1861 unter dem Protektorat der Grossfürstin Helene gegründeten Konservatorium erstreckte sich der Unterricht auf folgende Fächer: Chorgesang (Lomakin und Dütsch), Sologesang (Frau Nissen-Soloman), Klavier (Leschetizky und Beggrow), Violine (Wieniawsky), Violoncello (Schuberth) und musikalische Komposition (Zaremba).

Von allen diesen Fächern studierte Peter Iljitsch nur das Letztere.

Nikolai Iwanowitsch Zaremba war damals 40 Jahre alt. Er stammte aus Polen, hatte seinerzeit auf der Petersburger Universität Jurisprudenz studiert und bekleidete später einige Zeit hindurch eine Staatsbeamtenstellung. In ihm war der eigenartige, aber unter Slaven

nicht selten vorkommende Typus der Verdeutschung in seiner fast letztmöglichen Konsequenz vertreten. Russisch sprach er nicht nur makellos, sondern sogar mit glänzender Beredsamkeit; er war auch ein unzweifelhafter russischer Patriot und hatte für seine damals aufrührerischen Landsleute durchaus keine Sympatieen. Und doch war die Art seines ganzen Denkens und Fühlens dermaassen von deutschen Elementen durchdrungen, dass man ihn nicht für einen Russen halten konnte; selbst seine Beredsamkeit, welche überall und immer, auch bei dem unbedeutendsten Gespräch, in gleichem Maasse auffiel, machte den Eindruck einer bis zur Virtuosität korrekten Uebersetzung aus einer fremden Sprache.... Die Musik, speziell die Kompositionslehre hatte er in Berlin bei dem berühmten Adolph Bernhard Marx studiert, den er seither vergötterte. Als Komponist ist Zaremba dem Schreiber dieser Zeilen nicht bekannt. Niemals, weder in der Stunde noch im Privatgespräch, erwähnte er auch nur mit einem Wort seine Kompositionen. Nur ein einziges Mal ist es geschehen, als er eines Tages Peter Iljitsch zu sich eingeladen, und ihm an jenem Abend, welchen er mit ihm, wenn ich nicht irre, unter vier Augen verbracht, die Partitur eines Streichquartettes eigner Komposition gezeigt hatte. Am folgenden Tage erzählte mir Peter Iljitsch, dass das Quartett „sehr nett, im Haydn'schen Styl komponiert sei."

Nikolai Iwanowitsch besass viele Eigenschaften eines idealen Professors. Obgleich das Unterrichten ihm, wenn ich nicht irre etwas Neues war, erschien er in voller Rüstung, mit einem bis in die kleinsten Details durchgearbeiteten Kursus, fest in seinen aestetischen Tendenzen und erfinderisch im Vortrag seines Faches... Wie es einem überzeugten Marxianer geziemte, war Nikolai Iwanowitsch in musikalischer Beziehung Progressist und Liberaler, glaubte an Beethoven im Allgemeinen und an dessen letzte Periode im Besonderen, hasste den Zwang der Schulregeln, und war überhaupt, eher dazu angethan, seine Schüler zu „verwahrlosen," als sie durch uebermässige Strenge zu drücken und einzuengen. Sein einziger Unterschied von Marx (dessen Methode er in jeder anderen Beziehung genau verfolgte) bestand darin, dass er nach der Harmonielehre den Kontrapunkt im strengen Satz nach dem damals soeben erschienenen Lehrbuch Heinrich Bellermanns vortrug. Ich glaube aber nicht, dass er den strengen Satz aus eigner Initiative in den Lehrgang auf-

genommen hat; wahrscheinlich ist er darin nur dem dringenden Wunsche Rubinstein's nachgekommen. Zaremba hatte die Fähigkeit und die Neigung, eine jede Lehre aeusserlich in eine systematische Ordnung zu bringen, was seinen Vorträgen Ueberzeugungskraft und Schönheit verlieh. Diese Eigenschaften seiner Vorlesungen gefielen mir sehr und ich bemerkte mit Erstaunen, dass sie auf viele meiner Studiengenossen lange nicht so bestechend wirkten, wie auf mich. Bedauerlich war es, dass Zaremba, welcher theoretisch so unerschütterlich folgerichtig, so systematisch, so geistreich und begeistert zu lehren wusste, nicht die Technik des praktischen Musikers besass, welche für die Korrektur der Schülerarbeiten unentbehrlich ist: in einem schwierigen Fall einen Ausweg finden, einige Takte anstatt des Schülers und besser als der Schüler aufschreiben — das war seine Sache nicht. Dieser Mangel machte sich besonders in den höheren Klassen fühlbar und untergrub recht wesentlich die Autorität des talentvollen Interpreten der Marx'schen Ideen. Oben habe ich Zaremba einen Progressisten genannt. Er war in der That ein begeisterter Anhänger des „späten" Beethovens, aber er ist bei Beethoven, oder eher bei Mendelssohn-Bartholdy stehen geblieben; die neuere Bewegung der Musik in Deutschland, welche von Schumann ausging, war ihm unbekannt. Desgleichen kannte er auch Berlioz nicht und ignorirte Glinka. In diesem letzteren Umstand trat seine Entfremdung vom russischen Boden ganz besonders zum Vorschein. Peter Iljitsch, welcher mehr zum Empirismus neigte und von Natur ein Feind jeglicher Abstraktion war, gefiel die Beredsamkeit Zaremba's nicht, es gefiel ihm nicht die aeussere Logik im Aufbau, hinter welcher er Willkür und Gewalt witterte. Dem Missverhältniss zwichen Lehrer und Schüler steuerte noch der Umstand, dass Nikolai Iwanowitsch am liebsten und am häufigsten Beethoven zitierte, während er Mozart — auch hierin dem Beispiel seines Lehrers Marx folgend — im Geheimen, manches Mal aber auch offenkundig verneinte. Tschaikowsky hingegen, hatte für Beethoven mehr Hochachtung als Enthusiasmus, und beabsichtigte durchaus nicht, dessen Bahnen zu wandeln. Peter Iljitsch's Verstandesrichtung war überhaupt etwas skeptisch: sein Bedürfniss nach Unabhängigkeit — sehr gross; seit der Zeit, dass ich ihn kenne, ist er noch nie irgend einem Einfluss blindlings ergeben gewesen, und hat noch nie auf Jemanden in verba magistri geschworen. Auch Za-

remba hat ihn nie für sich begeistern können. Als Lehrer war er Peter Iljitsch sogar antipatisch, wenngleich er ihm als Mensch wohl gefiel. In dem späteren Komponisten Tschaikowsky, sowie in dem späteren Professor Tschaikowsky, bemerken wir nicht einen einzigen Zug, der ihm von Zaremba eingeimpft worden wäre, und diese Thatsache ist umso bemerkenswerter, als Zaremba in Tschaikowsky sozusagen Rohmaterial zur Verarbeitung erhalten hatte, d. h. in Peter Iljitsch einen Schüler fand, der bei ihm mit dem ABC anfing, sodass es ihm, wie man denken sollte, leicht fallen musste, tiefen, bleibenden und entscheidenden Einfluss auf ihn zu gewinnen. Doch muss ich hier der Wahrheit entsprechend eine kleine Begebenheit erzählen, welche mit meiner Behauptung, dass Zaremba Peter Iljitsch nie auf irgend eine Weise beeinflusst habe, in einem gewissen Gegensatz steht. Als ich 1862 oder 1863 eines Tages in einem Gespräch mit Peter Iljitsch ihm meine Bewunderung darüber zollte, dass er so viel Fleiss und Energie in seinen Studien entwickelte, antwortete er mir, dass er früher, im Anfang seines Unterrichts bei Zaremba, nicht so fleissig gewesen wäre und sogar „sehr oberflächlich, wie ein richtiger Dilettant" gearbeitet habe, dass ihn Zaremba deshalb einst bei Seite genommen und ihm dringend ans Herz gelegt, sich doch ernstlicher zu beschäftigen, indem er hinzugefügt habe, dass er ein schönes Talent besitze. Diese Ermahnung hat Peter Iljitsch damals so gerührt und erfreut, dass er seit jenem Augenblick seine Faulheit bekämpft und ausserordentlich fleissig und strebsam geworden ist.

Bei Zaremba hatte Peter Iljitsch 1861—1862 die Harmonielehre nach Marx, und 1862—1863 den Kontrapunkt im strengen Satz und die Kirchentonarten durchstudiert. Im September 1863 begann er, ebenfalls bei Zaremba, mit der Formenlehre und kam gleichzeitig in die von A. Rubinstein geleitete Klasse der Instrumentationslehre.

Für die kolossale Persönlichkeit des Direktors des Konservatoriums hegten wir Schüler nicht nur maasslose Verehrung, sondern auch nicht geringe Furcht. Im Grunde gab es keinen nachsichtigeren und gutmütigeren Vorgesetzten, und doch sein finsteres Aussehn, sein Jähzorn, zusammen mit dem Reiz seines europäisch berühmten Namens imponierten uns ausserordentlich. Ausser den Pflichten der Verwaltung des Konservatoriums, übernahm er noch die sehr zahlreich besuchte Klavierklasse welche das Ziel

und der sehnsüchtigste Wunsch der ganzen klavierspielenden Jugend des Konservatoriums war, denn die anderen Klavierprofessore (Gerke, Dreyschock, Leschetizky) wurden, trotzdem sie sich eines guten Rufes erfreuten, durch den Ruhm Rubinsteins und sein wundervolles Spiel vollständig in den Schatten gestellt. In seiner Klasse, welche damals aus drei Schülern und einer ganzen Schaar Schülerinnen bestand, stellte Rubinstein oft die schnurrigsten Dinge an; so liess er z. B. Czerny's „Tägliche Studien" in allen Tonarten mit ein und demselben Fingersatz spielen, u. A. m. Seine Schüler und Schülerinnen waren jedoch sehr stolz auf die „Strapazen", die sie bei ihm durchmachen mussten, und erregten nach wie vor den Neid ihrer, bei Leschetizky, Dreyschock und Gerke studierenden Kameraden. Als Lehrer der Theorie war Rubinstein das gerade Gegenteil Zaremba's. Während Dieser so ausserordentlich beredt war, erwies sich Jener geradezu als wortkarg. Rubinstein kannte zwar mehrere Sprachen, sprach aber keine von ihnen ganz korrekt. Russisch drückte er sich oft gewandt und treffend aus, die Grammatik hinkte jedoch, was namentlich im gebundenen Vortrag eines theoretischen Gegenstandes sehr zu merken war. Merkwürdigerweise schadete dieser Mangel seinen Vorlesungen durchaus nicht. Bei Zaremba war Alles System, jedes Wort stand auf seinem Platze, bei Rubinstein dagegen herrschte die liebe Unordung: ich glaube, dass er fünf Minuten vor der Stunde noch nicht wusste, was er durchnehmen wollte, und diese Frage ganz der Stimmung des Augenblicks überliess. Obgleich infolgedessen die literarische Form seiner Vorlesungen unter aller Kritik stand, imponierten diese uns doch, und wir besuchten sie mit grossem Interesse. Die ausserordentlichen praktischen Kenntnisse Rubinsteins, sein Fernblick, die für einen dreissigjährigen Mann fast unglaubliche kompositorische Erfahrung, verliehen seinen Worten eine Autorität, die ihre Wirkung auf uns nicht verfehlte. Selbst die Paradoxe, mit denen er nur so um sich warf, und welche uns oft ärgerten oder auch belustigten, trugen den Stempel einer genialen Natur und eines denkenden Künstlers. Wie ich schon gesagt habe, hielt sich Rubinstein an kein System. Er merkte wohl oft, dass es in seinem Unterricht nicht recht „klappte", das machte ihn aber nicht mutlos und er ersann immer wieder einen Ausweg, wobei er — ähnlich wie in seiner Klavierklasse — manche eigentümliche Idee zu Tage förderte. So hatte er einstmals

Tschaikowsky den Auftrag gegeben, die d-moll-Klaviersonate von Beethoven auf vier verschiedene Arten für Orchester zu arrangieren. Eines von diesen vier Arrangements hatte Peter Iljitsch sehr raffiniert und grüblerisch gestaltet, mit Anwendung des Englisch-Horns und anderer Seltenheiten, wofür er von Rubinstein tüchtig ausgescholten wurde. Hier möchte ich noch hinzufügen, dass Rubinstein seinen Schüler sehr lieb gewonnen hatte, wenngleich er dessen Genie vielleicht nicht voll zu würdigen verstandt. Es war aber auch nicht schwer, dasselbe zu übersehen, denn die gleichmässige und normale Entwickelung der Fähigkeiten Peter Iljitsch's war jeglicher Ueberraschungen bar. In seinen Arbeiten, welche stets gleichmässig gut waren, begegnete man nie jenen — wenn man sich so ausdrücken darf — „Blitzlichten", welche den erstaunten Professor in Entzükken versetzen.

Auf Tschaikowsky hat Rubinstein einen geradezu magischen Eindruck gemacht. Peter Iljitsch bewahrte allerdings auch in diesem Fall die vollkommene Unabhängigkeit seines Urteils, scherzte sogar recht humorvoll über Rubinsteins Mangel an Logik und Grammatik, betrachtete auch nicht ohne Bitterkeit die Masse der farb-und gehaltlosen Kompositionen Rubinstein's, in welchen Dieser gleichsam das Andenken an seine wenigen chefs d'oeuvres ertränkte, aber weder die Eigenarten des Professors, noch die immer zunehmenden Schwächen des Komponisten, vermochten die Verehrung Peter Iljitsch's für Rubinstein, als Menschen, zu unterdrücken. Diese Verehrung trug Peter Iljitsch bis an seinen Tod im Herzen, obgleich er nie mit Anton Rubinstein in so intimen, freundschaftlichen Beziehungen gestanden hatte, wie mit dessen Bruder Nikolai. In der uns beschäftigenden Epoche war jene persönliche Verehrung für Peter Iljitsch von grossem Vorteil. Sie erleichterte ihm die Arbeit und beflügelte seine Kräfte. Rubinstein merkte den Eifer seines Schülers und stellte immer grössere Anforderungen an seine Leistungsfähigkeit. Je grösser aber seine Ansprüche wurden, um so energischer arbeitete auch Peter Iljitsch; manches Mal sass er ganze Nächte durch, um früh morgens die kaum fertiggeschriebene Partitur seinem unersättlichen Lehrer vorlegen zu können. Wie aus den Thatsachen hervorgeht, hat dieser übermässige Fleiss Peter Iljitsch's Gesundheit nicht geschadet und keine üblen Folgen gezeitigt.

Der stumme Protest, den Peter Iljitsch gegen die Me-

thode Zaremba's hegte, war in ihm auch Rubinstein gegenüber vorhanden, wenn auch in viel geringerem Maasse. Rubinstein war, nämlich, in Franz Schubert, Mendelssohn und Schumann aufgewachsen, und anerkannte nur deren Orchester, d. h. das Orchester Beethoven's mit Hinzufügung der Posaunen und Vertauschung der Natur-Hörner und Trompeten mit chromatischen. Wir Jungen aber, begeisterten, uns selbstverständlich, für das allerneueste Orchester. Was Peter Iljitsch anbelangt, so war ihm dieses neueste Orchester aus den Opern Meyerbeers und Glinkas schon bekannt. Ausserdem lernte er es in den Proben und Konzerten (welche wir Schüler unentgeltlich besuchen durften) der Musikalischen Gesellschaft kennen, welche von diesemselben Rubinstein geleitet, und in welchen Werke von Meyerbeer, Berlioz, Liszt und Wagner aufgeführt wurden. Endlich war 1862 Richard Wagner selbst nach Petersburg gekommen und hatte in einer ganzen Reihe von Konzerten nicht nur die berühmtesten Nummern seiner früheren, zum Teil schon damals bekannten Opern, sondern auch einige Teile des „Nibelungen-Ringes" aufgeführt und dadurch in unserer Mitte grosse Begeisterung entfacht. Auf Peter Iljitsch hatte damals nicht sowohl die Musik Wagners Eindruck gemacht, als vielmehr seine Instrumentationskunst. Es ist eigentlich merkwürdig, dass Peter Iljitsch bei all seiner Liebe für Mozart nicht ein einziges Mal in seinem Leben, auch nicht einmal des Scherzes halber, oder als tour de force, versucht hat, ein Stück für das klassische Orchester zu schreiben: die musikalische Sprache, die er redete, war das enorme neue nach-Meyerbeersche Orchester. Dieses zu beherrschen, hat er nicht leicht gelernt, aber seine Vorliebe für dasselbe war in ihm schon damals reif. Rubinstein kannte das betreffende Orchester zwar ausgezeichnet, erklärte es gewissenhaft auch seinen Schülern, in der Erwartung, dass Diese es nach Kenntnissnahme bei Seite legen würden, um nie wieder darauf zurückzukommen. In dieser Beziehung hat er aber an Tschaikowsky einmal eine grosse Enttäuschung erlebt. Im Frühjahr wurde den Schülern der Kompositionsklasse gewöhnlich eine grosse Aufgabe zugeteilt, welche sie in den Sommerferien zu arbeiten hatten. Im Sommer 1864 sollte Peter Iljitsch eine grosse Ouverture komponieren, und hatte als Programm für diese Ouverture Ostrowsky's [1])

[1]) A. N. Ostrowsky -der hervorragendste russische Dramatiker. Seine bekanntesten Dramen sind: „Gewitter", „Wald", „Die arme Braut", „Schneewittchen", „Wölfe und Schafe", u. A.

„Gewitter“ gewählt. In der Partitur dieser Ouverture [1]) kam ein Orchester zur Verwendung, welches so „ketzerisch“ war, als nur irgend möglich: Tuba, Englisch-Horn, Harfe, Tremolo der Geigen im divisi u. A. m. Mit dem ihm eigenen Optimismus glaubte Peter Iljitsch, wahrscheinlich, dass das Programm eine derartige Instrumentation vollauf rechtfertige und dass seine Insubordination gegenüber den strengen Regeln ungestraft bleiben würde. Nachdem Peter Iljitsch die Arbeit beendet, schickte er sie mir per Post mit der Bitte, sie Rubinstein zur Beurteilung zu überbringen (ich weiss nicht mehr, aus welchem Grunde Peter Iljitsch nicht persönlich kommen konnte). Ich that es denn auch, und Rubinstein befahl mir, nach einigen Tagen wieder zu ihm zu kommen, um seine Meinung zu hören. Nie in meinem Leben habe ich für meine eigenen Sünden eine solche Strafpredigt zu hören bekommen, als jenes Mal für fremde (es war dazu ein Sonntag-Morgen)! Mit ungewolltem Humor stellte Rubinstein die Frage so: „Wenn Sie es gewagt hätten, mir ein solches Stück ihrer eignen Komposition zu bringen, so...“ und er begann so fürchterlich zu schimpfen und zu wettern, wie man sagt „was das Zeug hält, dass er wahrscheinlich seinen ganzen Vorrat an Zorn über mein Haupt geschüttet und für den eigentlichen Schuldigen Nichts mehr übrig behalten hat, denn, als Peter Iljitsch einige Tage später persönlich kam, wurde er vom Direktor des Konservatoriums ziemlich freundlich empfangen und erhielt nur einige kurze Bemerkungen in Betreff der Ouverture....

Einer der sehnlichsten Wünsche Rubinsteins war die Gründung eines Schülerorchesters. In der ersten Zeit des Bestehens des Konservatoriums war aber auf baldige Verwirklichung jenes Wunsches nur wenig Hoffnung vorhanden. Ausser der ziemlich grossen Anzahl von Geigern, welche durch den Namen Wieniawsky angelockt waren, gab es soweit ich mich erinnere im ersten Jahre kaum Einen, der auf irgend einem Orchester-Instrument einigermaassen erträglich spielen konnte. Da spendete Rubinstein, der damals selber noch keine grossen Einnahmen hatte, volle 1500 Rubel jährlich für unentgeltlichen Unterricht auf denjenigen Instrumenten, welche seinem zu gründenden Orchester noch fehlten. Da fanden sich sogleich auch Lernbegierige ein. Einer der Ersten war Peter Iljitsch, welcher

[1]) Diese Ouverture ist nach dem Tode Tschaikowsky's bei Belajeff als op. 76 erschienen.

Peter Iljitsch Tschaikowsky im Jahre 1863.

Dampfschnellpressen-Druckerei von P. Jurgenson, Moskau.

den Wunsch äusserte, Flöte zu lernen. Nachdem er etwa zwei Jahre lang dieses Instrument spielen gelernt hatte und im Schülerorchester die Partie der 2. Flöte recht befriedigend auszuführen vermochte (eines Tages musste er sogar gelegentlich eines Musikabends, welchen Frau Klara Schumann mit ihrer Anwesenheit beehrte, in einem von Kuhlau komponierten Flötenquartett mitblasen), kam es wie zu erwarten war — doch endlich dahin, dass er, sobald keine Notwendigkeit mehr vorhanden war, sein Spiel immer mehr und mehr vernachlässigte und es schliesslich ganz vergass. Von noch geringerer Bedeutung waren die Orgelstunden, welche Peter Iljitsch eine Zeit lang bei dem berühmten Heinrich Stiehl genommen hatte. Der damals noch sehr junge Stiehl war eben erst als Organist an die Peterskirche berufen worden und erfreute sich einiger Popularität für seine leichten und dankbaren, wenn auch oberflächlichen und physiognomielosen Kompositionen. Auf das poetische Gemüt Peter Iljitsch's machte der majestätische Klang des Instrumentes, der unerschöpfliche Reichtum seiner Mittel, sowie der grosse, leere, in geheimnissvolles Dunkel gehüllte Innenraum der evangelischen Peterskirche, in welcher die Stunden stattfanden, einen mächtigen Eindruck. Dieser Eindruck war aber auch nur ein vorübergehender: seine Phantasie strebte nach anderen Welten, und das Reich Bachs blieb ihr ziemlich fern. Als gewissenhafter und strebsamer Schüler, hat Peter Iljitsch auch bei Stiehl gute Fortschritte gemacht, sobald aber die Stunden aufhörten, verschwand auch sein Interesse für die Orgel, und er hat nicht ein einziges Stück für dieses Instrument komponiert.

V.

„In der Biographie eines Künstlers", — setzt Laroche fort, „spielt neben der Entwickelung seiner Persönlichkeit eine grosse Rolle auch die Beobachtung aller aeusseren Einflüsse, denen der betreffende Künstler unterworfen gewesen. Im vorliegenden Falle verstehe ich unter „äussere Einflüsse" das musikalische Repertoir, welches Peter Iljitsch

kannte. In der ganzen Zeit seines Aufenthaltes im Konservatorium, besonders im Laufe der ersten zwei Jahre, bin ich oft und regelmässig mit ihm zusammen gewesen, und kann daher ziemlich lückenlos über die musikalischen Eindrücke berichten, welche in seiner Seele eine mehr oder minder nachhaltige Spur hinterlassen haben. Bald nach unserer ersten Begegnung lud mich Peter Iljitsch zu sich ins Technologische Institut ein. Seitdem besuchte ich ihn regelmässig einmal in der Woche abends und brachte jedes Mal einige vierhändige Noten mit, welche mir dank der Liebenswürdigkeit des Geschäftsführers der Musikalienhandlung Bernhard, Herrn J. I. Jurgenson[1]), in unbeschränkter Menge zur Verfügung standen. Ich kann genau alle Stücke aufzählen, welche wir im ersten Jahr durchgespielt hatten. Das waren: die neunte Symphonie von Beethoven, die dritte von Schumann, auch „Paradies und Peri“ und „Lohengrin“. Peter Iljitsch war stets unzufrieden, wenn ich ihn lange Vokalkompositionen mit unendlichen Recitativen, die auf dem Klavier höchst langweilig klangen, spielen liess, aber die Schönheit der ganzen, gebundenen Sätze entwaffneten ihn immer wieder. Am wenigsten gefiel ihm Richard Wagner. Ueber das berühmte Lohengrin-Vorspiel hat er sogar direkt geschimpft, und erst viel später mit der ganzen Oper Frieden geschlossen. Eines Tages hatte er sehr unerschrocken geäussert: „Ich weiss nur Eines, dass Seroff viel mehr Kompositionstalent besitzt, als Wagner. Den grössten Eindruck haben auf ihn die dritte Symphonie von Schumann und der „Ocean“ von Rubinstein hinterlassen. Dieses letztere Stück hörten wir einige Zeit später unter der Leitung seines Autors, was unsere Begeisterung für dasselbe noch erhöhte. Mancher Leser wird sich wundern, zu erfahren, dass eine der grössten Schwärmereien der Jünglingsjahre Peter Iljitsch's — Henri Litolff war, d. h. eigentlich nur dessen zwei Ouverturen „Robespierre“ und „Die Girondisten“. Ohne zu übertreiben kann man behaupten, dass seit jenen beiden Ouverturen und seit „Struensee“ von Meyerbeer Tschaikowsky das ganze Leben hindurch die Leidenschaft für Programm-Musik verfolgte.

In seinen ersten Ouverturen, auch „Romeo und Julie“ nicht ausgeschlossen, ist der Einfluss Litolff's nicht zu verkennen, während er sich Liszt, welcher doch entschieden

[1]) J. I. Jurgenson — der Bruder des Hauptverlegers Tschaikowsky's, P. I. Jurgenson.

mehr dazu angethan ist, einen Jüngling zu begeistern, nur sehr langsam, unentschlossen, misstrauisch näherte. Während der Konservatoriumsjahre hat ihn nur der „Orpheus“ hinzureissen vermocht; die „Faust-Symphonie“ lernte er erst viel später schätzen. Gerechterweise muss ich hier noch hinzufügen, dass auf den Styl seiner Kompositionen die symphonischen Dichtungen Liszt's, welche eine ganze Generation russischer Komponisten zu Sklaven zu machen vermocht, nur einen sehr unbedeutenden, ephemären Einfluss ausgeübt hatten.

Der Beachtung wert ist der Umstand, dass Peter Iljitsch in damaliger Zeit viele merkwürdige, krankhafte musikalische Antipatieen hatte, von welchen er erst nach geraumer Zeit frei wurde. Diese Antipatieen bezogen sich nicht auf Komponisten, sondern auf verschiedene Arten der musikalischen Komposition, richtiger—auf ihre Klangwirkung. Zum Beispiel, gefiel ihm nicht die Klangkombination des Klaviers mit dem Orchester, oder der Klang eines Streichquartetts, namentlich aber die Vereinigung des Klaviers mit einem oder mehreren Streichinstrumenten. Obgleich er aus Wissbegier gern die Werke der Kammermusik und die Klavierkonzerte studierte, obgleich es sehr oft vorkam, dass die eine oder die andere dieser Kompositionen ihn entzückte, schalt er doch bei der ersten besten Gelegenheit ihre „scheussliche Klangfärbung“. Nicht einmal, auch nicht zehn Mal, sondern Hunderte von Malen hat er in meiner Anwesenheit geschworen, dass er nie in seinem Leben ein Klavierkonzert, eine Klavier-Violinsonate, oder ein Trio, Quartett u. s. w. schreiben werde. In Betreff der Klavier-Violinsonate hat er allerdings, sein Wort gehalten. Noch merkwürdiger ist es, dass er um dieselbe Zeit oft gelobte, nie kleine Klavierstücke und Lieder für Gesang zu komponieren. Von Letzteren, namentlich, sprach er mit der grössten Verachtung. Doch war diese Verachtung rein platonischer Natur, denn in dem nächsten Augenblick schon war er bereit, sich mit mir zusammen an den Gesängen Glinka's, Schumann's und Franz Schubert's zu erfreuen.

Es war bei Peter Iljitsch eine Art Krankheit, sich in gewissen musikalischen Dingen für unfähig, für unvermögend zu halten. So oft beteuerte er beispielsweise, dass er absolut nicht imstande sei, zu dirigieren. Das Kapellmeistertalent ist sehr oft mit dem Talent eines Begleiters identisch, und Peter Iljitsch war ein ausgezeichneter Akkompagniator. Diese Thatsache allein musste eigentlich genü-

gen, die Grundlosigkeit seiner Behauptung zu beweisen. Im Konservatorium gab es die Einrichtung, dass die Schüler der Kompositionsklasse abwechselnd das Schülerorchester zu dirigieren hatten. Tschaikowsky kam als Erster an die Reihe. Ich erinnere mich nicht mehr genau, ob er sich bei jener Gelegenheit „ausgezeichnet" hatte, nur soviel weiss ich bestimmt, dass Nichts besonders Schlechtes passiert war und dass er kein augenscheinliches Fiasko gemacht hatte. Trotzdem fand aber Peter Iljitsch auch in jenem ersten Dirigierversuch die Bestätigung seiner Meinung. Er behauptete, dass ihm das Stehen auf dem erhöhten Podium vor dem Orchester eine solche nervöse Angst einflösse, dass er die ganze Zeit das Gefühl habe, sein Kopf müsste ihm von den Schultern fallen; um dieser Katastrophe vorzubeugen, stützte er mit seiner Linken das Kinn, und dirigierte nur mit der Rechten. Es ist schwer zu glauben, dass diese fixe Idee noch jahrelang in ihm sitzen blieb. 1868 wurde Peter Iljitsch eines Tages aufgefordert, in einem Konzert, welche die Moskauer Theaterdirektion zu einem wohlthätigen Zweck zu geben beabsichtigte, die Tänze aus seiner neuen Oper „Der Woiwode" selbst zu dirigieren. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er in jenem Konzert dastand, in der Rechten den Taktstock, in der Linken seinen blonden Vollbart fest zusammengepresst!

Von der leidenschaftlichen Verehrung Tschaikowsky's für Glinka, besonders für „das Leben für den Zaren", ist schon an einer anderen Stelle des vorliegenden Buches die Rede gewesen. Zu denjenigen Werken des Vaters der russischen Musik, welche dem Herzen Peter Iljitsch's lieb und teuer waren, gehört auch „Fürst Holmsky". Was aber „Ruslan und Ludmilla" anbelangt, so waren in Peter Iljitsch einige Schwankungen bemerkbar, welche jedoch später näher erörtert werden sollen. Zu Anfang der sechziger Jahre kannte er nur einige wenige Nummern aus Glinka's zweiter Oper, welche ihm ohne Weiteres gefielen. Desgleichen gefiel ihm damals ausserordentlich die Musik, sowie auch der Text der 1863 zur Aufführung gelangten Oper Seroff's „Judith". Es muss bemerkt werden, dass, während einige Meisterwerke in seinem musikalischen Pantheon unerschütterlich und unantastbar blieben, wie z. B. „Don Juan", „Das Leben für den Zaren", „die C-dur-Symphonie" von Schubert, er in Bezug auf andere musikalische Erzeugnisse gewissermaassen einer starken Ebbe und Flut unterworfen war; eine Saison trug er sich mit der „Achten" von Beet-

hoven herum, in der nächsten fand er sie bereits „nur sehr nett, und nicht mehr"; mehrere Jahre lang behauptete er, dass die Musik zum „Faust" von Pugni (ehemals bekannter Balletkomponist) unermesslich wertvoller sei, als Gounod's gleichnamige Oper, später jedoch nannte er Gounod's „Faust"—ein Meisterwerk. Um so bemerkenswerter, dass er Seroff's „Judith" bis an sein Lebensende treu geblieben ist. Einen Teil dieser Sympatie hat er auch auf die zweite Oper Seroff's, „Rogneda", übertragen. Der Erfolg dieses groben und bunten Erzeugnisses war bekanntlich ein kolossaler. Viele glaubten, dass Seroff das Geheimniss der russischen Musik erschlossen habe, und dass Alles Dagewesene nur eine Vorbereitung, Vorahnung des Gekommenen gewesen sei. Dieser Erfolg ist Seroff selbst zu Kopf gestiegen, und er machte sich daran, hirnverbrannte Artikel und ungeniessbare Romanzen zu schreiben. Der klare und nüchterne Verstand Tschaikowsky's hat auch in diesem Fall das Gleichgewicht nicht verloren, obgleich auch er, wenn auch nur in geringem Maasse, mitgerissen wurde. Die scenischen Effekte, mit welchen die Oper vollgepfropft ist, wirkten gar zu bestechend, sodass Peter Iljitsch die Trivialität und Seichtheit der Musik damals sehr nachsichtig beurteilte, und erst nach und nach eine andere Ueberzeugung gewann. Gegenüber den literarischen Artikeln Seroff's verhielt sich Tschaikowsky sehr skeptisch; die populären Vorträge, welche Seroff im Jahre 1864 hielt, besuchten wir Beide und belustigten uns gemeinsam über die verzweifelten Anstrengungen des Vortragenden, die Autorität des Konservatoriums zu untergraben, Glinka zu stürzen und Werstowsky [1]) zu verherrlichen. Schon allein seine Angriffe gegen Rubinstein, dessen eifriger Anhänger Tschaikowsky war, schadeten ihm in den Augen Peter Iljitsch's; aber noch viel mehr schadeten ihm seine Phrasen „von dem geistigen Inhalt der Musik", „das sich organisch herausgebildete musikalische Drama" und dergleichen hohe Dinge, hinter welche Seroff seinen unglaublichen Mangel an Prinzipien versteckte.

Der Vollständigkeit halber möge mir erlaubt sein, die persönliche Begegnung Tschaikowsky's mit dem Komponisten der „Judith" zu beschreiben. Das geschah, wenn ich nicht irre, im Herbst 1864, und zwar bin ich Derjenige gewesen, welcher diese Bekanntschaft vermittelte. Einer

[1]) Alexei Nikolajewitsch Werstowsky—der Komponist der in Russland populär gewordenen Oper „Askold's Grab".

unserer Studienkameraden, ein gewisser Slavinsky, welcher schon von früher her mit Seroff bekannt war, hatte sich einst erboten, mich an einem der „Dienstage“ bei Seroff einzuführen. An diesen „Dienstagen“ versammelten sich bei ihm gewöhnlich einige Freunde, meist Schriftsteller, und verbrachten den Abend von 8—12 Uhr in Unterhaltung bei einem Glase Thee. Unter den Gästen befanden sich auch Männer, wie Maikow, Strachow, Awerkieff und Dostojewsky. Obgleich es mir wie ein Verrat an Rubinstein vorkam, dahin zu gehen, so konnte ich mich meiner Neugier nicht erwehren und liess mich überreden, den ärgsten Feind des Konservatoriums zu besuchen, welcher sich als ein zuvorkommender Wirt und bestrickender Gesellschafter erwies. Erst nachdem ich mehrere Male dagewesen war, brachte ich es übers Herz, meine „verräterische“ Handlungsweise Rubinstein zu gestehen. Rubinstein fand jedoch Nichts Uebles darin und sagte, dass er garnichts dagegen habe, wenn seine Schüler die verschiedensten Meinungen und Ansichten über musikalische Dinge kennen lernen. Ungefähr ein Jahr nach meinem ersten Besuch führte ich auch Peter Iljitsch bei Seroff ein. Ich erinnere mich, dass an jenem Abend Dostojewsky sehr viel und sehr unverständig über Musik geredet hat, wie ein echter Literat, der in musikalischen Dingen absolut unwissend ist. Die Person Seroff's hat Peter Iljitsch garnicht gefallen und, ich glaube, er ist nie wieder hingegangen, obgleich auch er sehr zuvorkommend und freundlich aufgenommen worden war. Während Peter Iljitsch in dem Autor der „Judith“ nur den Komponisten verehrte und nicht den Menschen, war in den Beziehungen Seroff's zu Tschaikowsky gerade das Umgekehrte der Fall. Persönlich hat ihm Peter Iljitsch sehr gefallen, als er aber anderthalb Jahre später Gelegenheit hatte, in einem Konservatoriumskonzert Tschaikowsky's Abiturientenarbeit, die nach Schiller's Text komponierte Kantate „An die Freude“ zu hören, soll er gesagt haben: „Nein, die Kantate ist schlecht; von Tschaikowsky habe ich entschieden mehr erwartet“.

Zum Schluss dieser meiner, allerdings, nur unvollständigen, fragmentarischen Erinnerungen an Tschaikowsky's Konservatoriumsjahre, werde ich mir gestatten, noch eine Episode zu erzählen, welche zwar nicht sowohl für ihn, als vielmehr für mich bedeutungsvoll wurde, welche ihn aber als kritisch denkenden Beobachter der ihn umgebenden Erscheinungen charakterisiert. Er gab damals einer

Dame mit Namen Bonné (welche ihm später ein von eigner Hand stammendes prachtvolles Potrait Rubinsteins schenkte) Klavier-,vielleicht aber auch Theoriestunden. Ich war mit dieser Dame nicht bekannt, begleitete ihn aber oft bis vor die Thür ihrer ziemlich weit gelegenen Wohnung. Eines Tages waren wir, als wir vor dem Hause anlangten, in eine so eifrige und interessante Diskussion verwickelt, dass Peter Iljitsch im Augenblick gar nicht in der Verfassung war, die Stunde zu geben, und wir auf zwei Prellsteinen Platz nahmen, um das Gespräch fortzusetzen; d. h. ich sprach eigentlich allein, während Peter Iljitsch zuhörte, das war gewöhnlich so zwischen uns Beiden, denn ich war mindestens viermal redseliger als er. Ich ging damals mit Feuer und Erbitterung dem „Kunstwerk der Zukunft" von Wagner zu Leibe. Peter Iljitsch hörte lange Zeit schweigend und beifällig nickend zu, dann sagte er aber plötzlich: „Anstatt ein Langes und Breites darüber zu reden, sollten Sie das Alles zu Papier bringen. Ihr unzweifelhafter Beruf ist die musikalische Kritik". Diese ruhigen Worte, gesprochen inmitten der prosaischen Umgebung einer schmutzigen, kleinen Gasse, verdrehten mir den Kopf. Wie ein Verrückter lief ich seither in ganz Petersburg herum, besuchte Redaktion nach Redaktion und bot mich überall als Mitarbeiter an, natürlich erfolglos. Mehrere Jahre waren verflossen, ehe meine Bemühungen ein Resultat erzielten, aber für mich steht es unzweifelhaft fest, dass die erste Anregung dazu von Peter Iljitsch ausgegangen war. Ich glaube, in meiner Person den Vorläufer, den Urtypus der vielen, vielen jungen Leute erblicken zu dürfen, die lange Jahre später, als Peter Iljitsch den Höhepunkt seines Ruhmes erreicht hatte und bereits ein einflussreicher Mann geworden war, aus allen Weltgegenden zu ihm kamen, um ihm ihre Fähigkeiten zu zeigen und ihn um Rat zu fragen. Zweifellos hat er den entscheidenden Einfluss, den er ehemals auf seinen Kameraden ausgeübt, später noch sehr oft Leuten gegenüber zur Geltung gebracht, welche ihrem Alter nach seine Kinder hätten sein können. Zweifellos hat er Vielen ihren Beruf angewiesen, und unter den Heute noch wirkenden Opernsängern und Sängerinnen, konzertierenden Künstlern und Kapellmeistern, Musiklehrern und Schriftstellern giebt es, wahrscheinlich, Manchen, dessen Talent Peter Iljitsch erkannt, und dessen Laufbahn er, dank seinem ungewöhnlichen Scharfblick vorausbestimmt hat.

Ausser dem Schreiber dieser Zeilen und N. A. Hubert, dessen Bekanntschaft dem Leser noch bevorsteht, kann ich nicht einen einzigen Schüler des Konservatoriums nennen, mit dem Peter Iljitsch in dauernden intim-freundschaftlichen Beziehungen gestanden und auch nach dem Verlassen des Konservatoriums solche Beziehungen zu unterhalten fortgesetzt hätte. Er war, so zu sagen, zu Allen gut, mit Vielen dutzte er sich sogar. Unter diesen mehr oder weniger ephemären Freunden Tschaikowsky's waren Einige, die sich mehr, als die Andern durch Talent und Wissen auszeichneten. Von ihnen gebührt die erste Stelle Gustav Kross. Er war bei seinem Eintritt ins Konservatorium bereits ziemlich fertiger Pianist, hatte bei Henselt Unterricht gehabt und ist in Petersburg oft mit Erfolg in Konzerten aufgetreten. Das hinderte ihn jedoch nicht, bei Eröffnung des Konservatoriums in die Klavierklasse Rubinsteins als Schüler einzutreten und drei Jahre daselbst zu verbleiben. Später ist er an demselben Konservatorium als Professor für Klavierspiel angestellt worden. Dieser Kross war es, welcher, wie wir weiter unten sehen werden, als Erster Tschaikowsky's Klavierkonzert in Petersburg öffentlich gespielt hat. Dann war da noch ein gewisser Richard Metzdorf, der später in Deutschland als Komponist und Kapellmeister vorteilhaft bekannt gewordene Sohn des Waldhornbläsers Hermann Metzdorf. Er war ebenfalls schon als gereifter Musiker ins Konservatorium eingetreten, nachdem er bereits ziemlich lange Zeit in Deutschland studiert hatte. Er war ein gutmütiger, einfacher junger Mann, befand sich damals aber in einer Sturm—und Drang-Periode, hatte ein ungeheueres Selbstbewusstsein, redete immer nur von Richard Wagner und dünkte sich ein „Genie".

Von den Mitschülern Tschaikowsky's sind ausserdem noch zu nennen: Karl van-Ark, der spätere ausgezeichnete Pädagoge und Professor des Klavierspiels am Petersburger Konservatorium; der früher schon erwähnte Slavinsky, ein gewisser Joseph Lödscher und Nikolai Hubert.

Nikolai Albertowitsch Hubert, der Sohn eines Klavierlehrers, war trotz seines fremdländischen Namens Stockrusse. Von Kindheit auf lebte er nur in Musik und durch Musik, denn er hat schon sehr früh durch Unterrichtgeben selbst für seinen Lebensunterhalt sorgen müssen. Infolgedessen besass er viele praktische Kenntnisse, war aber theoretisch ziemlich schwach vorbereitet, als er ins Konservatorium kam. Bei Zaremba machte er ziemlich gewöhn-

liche, eigentlich sogar etwas farblose (wenn man so sagen darf) Fortschritte. Die vielen Privatstunden, die er zu geben genötigt war, im Verein mit seiner schwächlichen und unbeständigen Gesundheit, hinderten ihn, über das notwendigste Maass hinaus zu arbeiten, und obgleich er auf uns wohl den Eindruck eines talentvollen Musikers und klugen Menschen machte, so erblickte Keiner von uns in ihm einen zukünftigen Komponisten, aber auch er selbst schien keinen besonderen Ehrgeiz dafür zu besitzen. Er war ein edler, warmherziger Mensch, ein interessanter Erzähler und pflegte die Gastfreundschaft. Er liebte es, in seinem grossen, aber nur sehr mangelhaft möblierten Zimmer, seine Freunde zu versammeln und mit ihnen die Abende beim gemütlichen Samowar zwischen Musizieren und Disputieren zu verbringen. Die eifrigsten Besucher dieser Abende waren Tschaikowsky, Lödscher und ich. Die eigentliche intime Freundschaft Tschaikowsky's und Hubert's nahm jedoch erst viel später ihren Anfang, erst nachdem Hubert sein Amt als Direktor des Moskauer Konservatoriums niedergelegt hat, also etwa um die Mitte der achtziger Jahre".

Damit schliesst Laroche seine „Erinnerungen". Ehe ich aber mit der Schilderung des privaten Lebens Peter Iljitsch's in jener Epoche beginne, seiner Beziehungen ausserhalb des Konservatoriums, möchte ich dem Leser einige nicht uninteressante Einzelheiten aus dem Thun und Treiben der Konservatoriumszöglinge mitteilen, die zwar ganz nebensächlich sind und auf das musikalische Gedeihen unseres Komponisten gar keinen Einfluss gehabt haben, die aber das Bild seines Konservatoriumslebens etwas vervollständigen, und die ich wiederum Laroche's Erinnerungen entnehme.

„Ungefähr um das Jahr 1863 wurde in Petersburg circa ein halbes Dutzend kleiner Café-und Speisehäuser eröffnet, welche ausschliesslich in Kellerräumen placiert waren und auf ihren Aushängeschildern alle die gleiche Inschrift trugen; „Ein Glas Thee —5 Kopeken, ein Glas Kaffee—5 Kopeken, ein Glas Chokolade 10 Kopeken". Angelockt durch die Billigkeit, verhältnissmässige Reinlichkeit und, was das Wichtigste war, die vorteilhafte Lage in der Nähe des Konservatoriums, strömte die ganze Aristokratie der Musikstudierenden nach diesen Kellercafés. Wir verbrachten dort die zwischen Proben, Vorlesungen und Privatstunden liegenden Pausen, sodass wir trotz unseres permanenten Geldmangels damals ein viel regeres Kneipenleben führten, als

jemals später. Besagte Lokale erhielten von uns den Namen „Fünfer-Café". Zu gewissen Stunden herrschte in einigen von ihnen entschieden das musikalische Element vor und man konnte fast an jedem Tisch die in unserer Kunst gebräuchlichen technischen Ausdrücke hören. Auch Peter Iljitsch gehörte zu den Stammgästen der „Fünfer-Café's".

VI.

Im Herbst des Jahres 1863 kam die Mutter unseres Schwagers Leo Wassiljewitsch Dawidow nebst ihren Töchtern nach Petersburg und schlug daselbst ihr Heim auf.

Alexandra Iwanowna, die Wittwe des bekannten Dekabristen Wassili Dawidow, war eine sehr rüstige, gute und kluge alte Frau, die in ihrem langen Leben viel gesehen und viel gelitten hatte. Von ihrer sehr zahlreichen Familie sind nur vier Töchter und der jüngste Sohn, Alexei, den Peter Iljitsch schon von früher her kannte, mit nach Petersburg gekommen. Peter Iljitsch befreundete sich sehr bald auch mit den Schwestern Alexei's sowohl als auch mit Alexandra Iwanowna selbst. Von den Schwestern waren es namentlich Elisabeth und Wera, mit denen er in sehr herzliche Beziehungen trat, und zwar – wiederum dank der Musik. Beide Schwestern liebten diese Kunst und interessierten sich für dieselbe sehr, hauptsächlich Wera, für welche das Leben in Petersburg nur deswegen grosse Anziehungskraft besass, weil es ihr die Möglichkeit bot, bei guten Lehrern Klavier-und Gesangunterricht zu nehmen.

Nirgends fühlte sich Peter Iljitsch so heimisch, wie bei Dawidow's. Ausser der Freude, welche er in seiner Rolle als musikalischer Vormund und Cicerone Wera Wassiljewna's fand – war er glücklich, einen Neuling in die Schönheiten der Werke Schumann's, Berlioz' und Glinka's, welche für ihn selbst noch den ganzen Zauber unlängst entdeckter Welten hatten, einweihen zu dürfen – war es für ihn ein grosser Genuss mit Alexandra Iwanowna und Elisabeth Wassiljewna zu plaudern.

Peter Iljitsch interessierte sich von jeher für die Vergangenheit seines Vaterlandes, im Besonderen für die Regierung Katharinas II. und Alexanders I. Alexandra Iwanowna war sozusagen ein lebendiges Stück Geschichte der letzten Herrscherjahre Alexanders I. und hatte viele hervorragende Männer jener Zeit persönlich gekannt, unter Anderen auch A. S. Puschkin, welcher oft Dawidow's Gast in Kamenka gewesen war. Daher liebte es Peter Iljitsch sehr, den Erzählungen Alexandra Iwanowna's über Freud' und Leid aus alter Zeit zu lauschen.

Elisabeth Wassiljewna, bereits ein ältliches Fräulein, regte die Wissbegier Peter Iljitsch's ebenfalls in hohem Maasse an. Sie war von ihrer Mutter seinerzeit, als diese ihrem Gemahl freiwillig in die Verbannung zu folgen beschlossen hatte, der Gräfin Tschernyschoff-Kruglikoff zur Erziehung anvertraut worden, und ist also in einem Hause aufgewachsen, in welchem die bedeutendsten Persönlichkeiten der ersten Regierungsjahre Nikolai's I. verkehrten. Sie ist mit Gogol und Puschkin bekannt gewesen und hat viele Reisen durch Europa und Sibirien gemacht. Ausserdem interessierte sie sich sehr für Kunst und Literatur, verfügte auch selbst über ein hübsches Talent zum Zeichnen.

Unter denjenigen wenigen Bekannten Peter Iljitsch's, welche trotz dessen Uebergang zur Musik ihre freundschaftlichen Beziehungen zu ihm beibehalten hatten, befand sich auch der Fürst Alexei Golizin. Er hat den armen Musiklehrer und Konservatoristen sogar vielfach unterstützt, half ihm, Privatstunden zu finden, lud ihn oft zu glänzenden Festlichkeiten ein, und überredete ihn endlich, den Sommer bei ihm auf seinem prächtigen Landsitz Trostinez (Gouvernement Charkow) zu verbringen. Peter Iljitsch hatte ursprünglich den Wunsch, jenen Sommer bei seiner Schwester in Kamenka zu verleben, da ihm aber die nötigen Mittel für diese grosse Reise fehlten Eisenbahnen gab es dorthin noch nicht und die Fahrt per Diligence kostete sehr teuer, — so entschloss er sich, der Aufforderung des Fürsten Folge zu leisten, und verbrachte den Sommer 1864 in Trostinez.

Das Leben beim Fürsten kam Peter Iljitsch wie ein Märchen vor. Er war mit einer Pracht und mit einem Luxus umgeben, wie nie vorher. Die Gegend war herrlich, dazu genoss Peter Iljitsch vollkommene Freiheit. Des morgens und den Tag über arbeitete er, oder unternahm einsame Spaziergänge, die Abende jedoch widmete er dem Fürsten und seinen Gästen.

Um dem Leser einen Begriff zu geben, mit welcher Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit Peter Iljitsch vom Fürsten behandelt wurde, genügt es, eine einzige Begebenheit zu erzählen. Am 29. Juni, dem Namenstage Peter Iljitsch's inszenierte der Fürst ihm zu Ehren ein grossartiges Fest. Nach dem Vormittagsgottesdienst gab es ein feierliches Frühstück und abends, als es dunkel geworden war, unternahm man eine Spazierfahrt durch den Wald. Der ganze Weg war zu beiden Seiten mit brennenden Pechfässern umstellt, was einen grandiosen Anblick gewährte. Inmitten des Waldes, in einem Pavillon war die Festtafel gedeckt und rundherum im Grünen waren zu Ehren Peter Iljitsch's Volksbelustigungen aller Art eingerichtet.

Von den Briefen Peter Iljitsch's aus jenem Sommer ist nur einer erhalten geblieben, der am 28. Juli an seine Schwester adressierte:

„Liebe Sascha! Mit Unrecht glaubst Du, dass ich nur deshalb nicht in Kamenka bin, weil es mir bei Golizin so gut gefällt, dass ich mich von ihm nicht trennen kann. Ich gebe es wohl zu, dass ich es hier sehr gut habe, aber bei Dir und den Deinigen hätte ich es gewiss noch viel besser. Mein Herz sehnt sich zwar nach Dir, der Verstand gebietet aber aus vielen schwerwiegenden Gründen, unser Wiedersehen bis zum künftigen Sommer zu verschieben; dann komme ich aber direkt von Petersburg für volle drei Monate..... Habe Dank für Deinen Brief; er hat mich in der That beruhigt: ich habe wohl ein wenig gefürchtet, dass Du mir böse seiest. Ich lebe hier sehr still und sehe, ausser Golizin, Niemanden. Sage an Wera Wassiljewna, dass mein „Gewitter" gute Fortschritte macht, und dass sie riskiert, dasselbe in der Musikalischen Gesellschaft zu Gehör zu bekommen".

Wie aus den letzten Worten des Briefes hervorgeht, hat Peter Iljitsch in Trostinez sein erstes ganz selbständig komponiertes Werk verfasst und instrumentiert.

Er hatte schon von jeher geschwärmt, den Inhalt seines liebsten russischen Dramas, „Gewitter" von Ostrowsky, für die Komposition einer Oper zu verwenden. Als nun A. Rubinstein für die Sommerferien 1864 ihm die Aufgabe stellte, eine grosse Ouverture zu komponieren, wählte er selbstverständlich, das ihn seit lange interessierende Thema. Auf Seite 30 der in meiner Verwahrung liegenden Instrumentationsarbeiten Peter Iljitsch's von 1863 1864 hat sich noch das mit Bleistift hingeworfene Programm dieser Ouver-

ture erhalten: „Einleitung: adagio (die Kindheit Katharinas und ihr ganzes Leben vor der Heirat), allegro (Andeutung des Gewitters): ihre Sehnsucht nach wahrhafter Liebe und Glück. Allegro appassionato (ihr Seelenkampf). Plötzlicher Uebergang zum Abend am Ufer der Wolga: wieder der Kampf nur mit dem Zug eines gewissen fieberhaften Glückes. Die Vorboten des Gewitters (Wiederholung des Motives nach dem adagio und die weitere Entwickelung jenes Motives). Gewitter: der Höhepunkt des verzweifelten Kampfes und—der Tod".

Die nächste selbständige Komposition Peter Iljitsch's, welche nicht verloren gegangen, wie viele andere seiner ersten Arbeiten, sind — die „Tänze der Landmädchen", welche er später als Balletnummer in seine Oper „Der Woiwode" hereingenommen hat. Es lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, wann diese Tänze komponiert worden sind, gewiss ist nur, dass sie im Frühjahr 1865 bereits fertig und auch schon instrumentiert waren.

VII.

In der ersten Hälfte des Jahres 1865 trat Ilja Petrowitsch zum dritten Mal in den heiligen Ehestand, und zwar mit der Wittwe Elisabeth Michailowna Alexandrowa. Eine Veränderung im äusseren Leben Peter Iljitsch's ist deshalb nicht eingetreten, da Elisabeth Michailowna schon seit 1862 mit der Familie Tschaikowsky bekannt gewesen, stets an ihrem Schicksal den lebhaftesten Anteil genommen hat, und dafür von Allen verehrt und geliebt wurde. Auch Peter Iljitsch hatte diese Frau sehr gern und suchte in schwierigen Fällen oft Rat und Hilfe bei ihr. Bald darauf beschloss Ilja Petrowitsch, um die Schulden schneller los zu werden, seinen Haushalt für den Zeitraum eines Jahres aufzulösen und dieses Jahr bei seiner ältesten Tochter Zinaida Olchowsky im Ural zu verbringen, während seine Gattin bei ihren Verwandten Unterkunft finden sollte. Peter Iljitsch, jedoch, und seine Brüder machten sich zur Schwester Alexandra nach Kamenka auf.

Kamenka ist ein am Fluss Tjasmin gelegenes idyllisches Oertchen, welches nebst umfangreichen Ländereien das auf den Bruder des Schwagers Peter Iljitsch's überkommene Erbe des nach Sibirien verbannten Dekabristen Wassily Dawidow bildete, und seinerzeit eines der wichtigsten Zentren der unter der Regierung Alexanders I. umsichgreifenden revolutionären Bewegung war. Nikolai Wassiljewitsch Dawidow, ein früherer Gardeoffizier, hatte die Verwaltung seines Gutes seinem Bruder Leo Wassiljewitsch, dem Schwager Peter Iljitsch's überlassen, und behielt nur die Aufsicht über die Gärtnereien für sich, beschäftigte sich im Uebrigen aber eifrig mit dem Studium politischer, historischer und philosophischer Fragen.

Kamenka verfügt nicht über bemerkenswerte Naturschönheiten. Der Aufenthalt daselbst hat Peter Iljitsch nichtsdestoweniger ausserordentlich gefallen und in ihm sogar die Erinnerung an die Pracht Trostinez's verdunkelt. Alles und Alle gefielen ihm hier, angefangen mit Nikolai Wassiljewitsch, welchen er sich, bevor er ihn persönlich kennen lernte, als einen menschenscheuen Grübler und Pedanten vorgestellt hatte, der den grössten Teil des Tages in seiner Bibliotek zubrachte und Alles Das verächtlich anblickte, worauf er freiwillig verzichtete. Peter Iljitsch war daher nicht wenig erfreut, ih ihm zwar einen ältlichen, aber frischen, schönen, sehr liebenswürdigen und mitteilsamen Mann zu finden, welcher sich durch eine sehr eigenartige Verstandesrichtung auszeichnete und dessen Ansichten und Meinungen mit den damals allgemein üblichen liberalen Ideen durchaus nicht harmonierten. Dieser urwüchsige und kraftvolle Mensch imponierte Peter Iljitsch in hohem Maasse und hat sogar seine, Peter Iljitsch's, politischen Ueberzeugungen in anderes Fahrwasser zu bringen vermocht.

Allerdings ist Peter Iljitsch bis ans Ende seiner Tage ohne irgend welche bestimmt ausgeprägte politische Ansichten ausgekommen; seine Tendenzen schwankten ziemlich oft und waren bald von dieser bald von jener Färbung, je nachdem, ob er für diesen oder jenen Leiter der öffentlichen Meinung Sympatie oder Antipatie hatte. Daher kam es jedenfalls auch, dass seit der Bekanntschaft Nikolai Wassiljewitsch's mit Peter Iljitsch die politischen Ueberzeugungen des Letzteren eine mehr konservative Schattierung erhalten hatten.

Hauptsächlich war es aber das gemütliche und muster-

giltige Familienleben Alexandra Iljinischna's, welches so wohlthuend auf Peter Iljitsch wirkte. Glücklichere Menschen konnte er sich garnicht denken, und er wurde bei ihrem Anblick von einer solchen Freude und Rührung ergriffen, dass er noch lange Zeit darauf das Leben in Kamenka als die Verkörperung des idealsten irdischen Glückes betrachtete. Die Familie seiner Schwester wurde seither für ihn der liebste Zufluchtsort: dort erholte er sich später gar oft von den Mühsalen und Aufregungen seines Lebens; dort schlug er endlich 12 Jahre später sein beständiges Heim auf.

Vielleicht wären diese erfreulichen Eindrücke nicht so stark gewesen, wenn nicht ausser ihnen das Bewusstsein vollbrachter Arbeit beruhigend auf Peter Iljitsch gewirkt hätte. A. Rubinstein hatte ihm, nämlich, dieses Mal die Aufgabe gestellt, die „Instrumentationslehre" von Gevaërt ins Russische zu übersetzen. Diese Aufgabe hat er gewissenhaft erfüllt und hat ausserdem eine grosse Konzertouverture in C-moll komponiert.

In musikalischer Hinsicht sollte er in Kamenka, übrigens, eine kleine Enttäuschung erleben. Er hatte früher viel von den ungewöhnlichen melodischen Schönheiten der kleinrussischen Volkslieder sprechen hören und hoffte daher, recht viele dieser Melodieen zu notieren und eine ganze Menge Material für zukünftige Kompositionen bei seiner Rückkehr nach Petersburg mitzubringen. Das geschah jedoch nicht. Das, was er zu hören bekommen hat, schien ihm unnatürlich, gekünstelt zu sein, und stand an Schönheit und Originalität gegenüber den grossrussischen Volksmelodieen bedeutend zurück. Nur ein einziges Lied hat er in Kamenka notiert, welches die Arbeiterinnen im Garten immer sangen. Dieses Thema hat er anfangs in ein Streichquartett, dass er im Herbst zu komponieren begann, hereingenommen, später verwendete er es jedoch in dem Klavierstück „Scherzo à la russe", Op. 1 № 1. In der zweiten Hälfte des August reiste Peter Iljitsch mit seinen Brüdern nach Petersburg ab.

Auf dem Wege zwischen Kiew und dem Städtchen Ostrow hatten sie mit vielen Unzuträglichkeiten zu kämpfen. Infolge der Durchreise des Grossfürsten Nikolai nach dem Süden, waren nirgends Postpferde aufzutreiben und man musste sich mit Bauerngäulen und unerfahrenen Kutschern zufrieden geben, was nicht nur oft Verzögerungen verursachte, sondern auch einige Lebensgefahr mit sich

brachte. Ich erinnere mich, wie einst die Pferde mit unserer Equipage bergab durchgingen, und nur durch einen Zufall bei einer Krümmung des Weges direkt vor einem gähnenden Abgrund noch rechtzeitig Kehrt machten und über die Brücke rannten. Ausserdem mussten wir stark durch Hunger und Durst leiden, denn auf den Stationen und in den Hôtels waren sämmtliche Lebensmittelvorräte vom Gefolge des Grossfürsten aufgezehrt, sodass wir tagelang ausser Schwarzbrot und Wasser Nichts zu essen und zu trinken fanden.

VIII.

„Petersburg empfing uns mit einem gewaltigen Regenguss", schrieb Peter Iljitsch an seine Schwester zurück. Aber auch in verschiedenen anderen Hinsichten bereitete ihm Petersburg einen recht unfreundlichen Empfang.

Erstens hat ihm die Wohnungsfrage viel Unannehmlichkeiten gekostet. Das Zimmer, welches man ihm für 8 Rubel monatlich gemietet hatte, erwies sich sehr klein und ungemütlich.

Anfangs dachte Peter Iljitsch, dass es ihm nur so vorkomme und dass er sich bald daran gewöhnen werde, aber — je länger er darin wohnen blieb, desto „abscheulicher" fand er es, sodass er endlich im September zu Frau E. A. Schobert zog, um nach Monatsfrist auch dieses Heim zu verlassen. „Seit der Zeit, dass ich hier wohne", schreibt er Mitte Oktober, „fühle ich mich ununterbrochen schlecht: bald habe ich Armschmerzen, bald Fussschmerzen, beständigen Husten u. s. w. Ausserdem bin ich hier zu weit entfernt vom Zentrum, vom Konservatorium. Ruhe geniesse ich garnicht: die Klingel befindet sich neben meinem Zimmer und geht immer zu, den ganzen Tag". Diese Wohnungsnot nahm erst im November ein Ende, als Apuchtin, in der Absicht, Petersburg für zwei Monate zu verlassen, ihm sein Zimmer zur Benutzung anbot.

Zweitens, stellte sich bei ihm ein hartnäckiges Augenleiden ein und hinderte ihn am regelmässigen Arbeiten.

Drittens, begann die Sorge um seinen Lebensunterhalt und an seine Zukunft nach Beendigung des Konservatoriums an ihm zu nagen. Solch ein Leben, wie er es jetzt führte, auch später fortzusetzen—erschien ihm schrecklich. Augenblicklich musste er aus seinen eigenen Mitteln, welche sich nicht vergrössert hatten, seine ganzen materiellen Bedürfnisse bestreiten. Ausserdem musste er am 1. November einen Wechsel über 150 Rubel bezahlen, denn der Gläubiger wollte keinen Aufschub gewähren, obgleich ihn Peter Iljitsch himmelhoch bat, doch bis zum Frühjahr zu warten, denn bis dahin hoffte er, von Rubinstein das Honorar für die Uebersetzung zu erhalten. Nach vielen fruchtlosen Bemühungen ist es Peter Iljitsch mit Hilfe seiner Stiefmutter gelungen, diese Schuld zu bezahlen.

Wie schwer ihm der Kampf mit der Not damals gewesen sein muss, geht aus dem Umstand hervor, dass die bereits längst vergessenen Zweifel an seiner musikalischen Carrière von Neuem in ihm auftauchten und der Gedanke an die Wiederaufnahme des Staatsdienstes nicht mehr so schrecklich schien. In einigen Freunden fand seine momentane Schwäche Wiederhall, Einer von ihnen hat ihm sogar allen Ernstes eines Tages die leidlich bezahlte Stellung eines „Fleischbeschauers", oder „Aufsehers über Lebensmittel" angeboten. Zum grossen Glück aller Konsumenten jener Lebensmittel und zum Heil unseres Komponisten selbst ist es damals jedoch bei dem blossen Angebot geblieben.

Gleichzeitig mit der Periode der grössten Armut Peter Iljitsch's und des ihn in allen seinen materiellen Unternehmungen verfolgenden Missgeschickes, erblühte ihm aber auch der erste Lorbeer in seiner Kunst. „Im Allgemeinen ist meine Stimmung eine ziemlich gute, — trotz aller Plagen", -schreibt er an seine Schwester, „denn mein Ehrgeiz (dieser mein grösster Fehler) ist in letzter Zeit durch einige musikalische Erfolge sehr geschmeichelt worden". Diese Erfolge halfen ihm, eine recht philosophische Ruhe zu bewahren gegenüber all' den kleinen Unannehmlichkeiten, Unbequemlichkeiten und sonstigen Leiden, die er in damaliger Zeit über sich ergehen lassen musste.

Freilich waren jene künstlerischen Erfolge nur sehr bescheidene im Vergleich zu denen, die in Zukunft seiner harrten, doch ist gewöhnlich für einen so jugendlichen Musiker schon das Lob des Professors, der Beifall der Kameraden, oder ein, wenn auch noch so mangelhafter und

bedeutungsloser öffentlicher Vortrag eines seiner Werke schon genügend, um in seinem Herzen helle Freude zu entfachen. So hat denn auch die im August stattgehabte Aufführung der „Tänze der Landmädchen" in Pawlowsk unter Leitung des Walzerkönigs Johann Strauss unseren jungen Komponisten sehr ermuntert. Ein anderes für Peter Iljitsch sehr freudiges Ereigniss bestand darin, dass Nikolai Rubinstein, der nach dem Muster seines Bruders auch in Moskau (1864) ein Konservatorium gegründet hatte, ihn dorthin als Professor für Theorie engagierte.

Anfangs fiel N. Rubinsteins Wahl auf Seroff, welcher sich damit auch einverstanden erklärt hatte. Als aber die Oper „Rogneda" in Petersburg einen so kolossalen Erfolg errang, während die „Judith" in Moskau Fiasko machte, so zog Seroff schleunigst sein Versprechen zurück und wollte in Petersburg bleiben. Das geschah im Herbst 1865. Da blieb Nikolai Rubinstein Nichts Anderes übrig, als einen Schüler des Petersburger Konservatoriums aufzufordern, als Lehrer für Harmonie nach Moskau zu kommen. Als einen Solchen empfahl ihm A. Rubinstein denn auch Tschaikowsky. Obgleich das für Letzteren ein sehr ehrenvolles Anerbieten war, ging er nicht ohne Weiteres darauf ein, denn das von Nikolai Rubinstein vorgeschlagene Honorar betrug nur 50 Rubel monatlich, überstieg also nicht die Summe, mit welcher Peter Iljitsch in Petersburg sich nur mühsam durchzuschlagen vermochte. Erst im November entschloss er sich, die Stelle anzunehmen.

Die übrigen Erfolge, welche Peter Iljitsch damals zu verzeichnen hatte, galten seinen Kompositionen.

Trotz seiner lästigen Augenkrankheit und trotz seiner Umzüge von einer Wohnung zur andern, war die Zeit Peter Iljitschs nicht fruchtlos verstrichen. Er hat damals ein Streichquartett (B-dur) [1]) und eine Ouverture (F-dur) komponiert. Das Quartett ist an einem Vortragsabend im Konservatorium (30. Oktober 1865) gespielt worden, und vierzehn Tage später kam auch die Ouverture [2]) in einem Zöglingskonzert zum Vortrag.

Im November begann Peter Iljitsch mit der Komposition einer Kantate für Chor und Orchester über Schillers Hymnus „An die Freude" [3]) Diese Arbeit hat ihm A. Rubinstein

1) Von diesem Streichquartett ist nur das erste Allegro unversehrt geblieben. Die anderen Teile hat wahrcheinlich der Komponist selbst später vernichtet.

2) Diese Ouverture hat Peter Iljitsch später für grosses Orchester umgearbeitet, in welcher Form sie verschiedentlich in Petersburg und Moskau aufgeführt wurde.

3) Das Manuscript dieser Kantate befindet sich im Archiv des Petersburger Konservatoriums.

als Abiturіumaufgabe übertragen und wollte sie gelegentlich des Jahresaktus im Konservatorium aufführen. Die Kantate enthält sechs Sätze:

I. Instrumentale Einleitung.
II. Allegro non troppo für Chor und Orchester.
Freude, schöner Götterfunken!
Tochter aus Elysium, etc.
III. Adagio molto für Soloquartett.
Wem der grosse Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein, etc.
IV. Allegro für Soli, Chor und Orchester.
Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur, etc.
V. Andante non troppo, für Bass-Solo,
Chor und Orchester.
Froh, wie seine Sonnen fliegen, etc.
VI. Finale. Allegro giusto für Soli, Chor und Orchester.
Freude sprudelt in Pokalen, etc.

Am 31. Dezember 1865 fand im Konservatorium die überaus feierliche öffentliche Prüfung für die Abiturienten statt. In Gegenwart sämmtlicher Direktoren der Russischen Musikalischen Gesellschaft und der Prüfungskomission, in deren Mitte einige vom Ministerium des Kaiserlichen Hofes ernannte Regierungs-Delegierte sassen: der Direktor des Hofchors, N. Bachmetjew und die Kapellmeister der Kaiserlichen Theater, Kashinsky, Ljadow und Ricci wurde die Kantate von Tschaikowsky von den Zöglingen des Konservatoriums zum Vortrag gebracht.

Peter Iljitsch selbst blieb der Feierlichkeit fern, um dem mündlichen Examen, welches vor der Ausführung der Kantate stattfinden sollte, aus dem Wege zu gehen. A. Rubinstein war darüber sehr erzürnt und wollte dem eigensinnigen Schüler das Reifezeugniss solange vorenthalten, bis er sich dazu verstehen würde, seine theoretischen Kenntnisse öffentlich prüfen zu lassen. Dazu kam es jedoch nicht. Wahrscheinlich hat sich das Können und Wissen des jungen Künstlers in seiner Kantate zur Genüge offenbart, und er sowohl als seine Kommilitonen: Ludwig Albrecht (Violoncello), Wassily Bessel (Bratsche), Gustav Kross (Klavier), Iwan Ribassow (Klavier) und Alexander Reinhard (Klavier) sind alle des Diploms und des Titels „Freier Künstler“ für

würdig erachtet worden. Ausserdem hat man Kross und Tschaikowsky durch Verleihung je einer silbernen Medaille ausgezeichnet.

Trotz dieses offiziellen Erfolges hat die Kantate den Beifall der hervorragenden musikalischen Autoritäten der damaligen Zeit nicht gewonnen.

Anton Rubinstein hat sie offenbar nicht gefallen, denn Peter Iljitschs Bitte, sein Werk in einem der Konzerte der Russischen Musikalischen Gesellschaft aufzuführen, hat er abgelehnt, — es sei denn, dass Peter Iljitsch „umfassende Aenderungen" vornehme, denn so, wie die Kantate war, erschien sie ihm nicht gut genug, um neben den Werken anderer russischer Komponisten (Sokalsky, Christianowitsch, Rimsky-Korsakoff und Balakireff) placiert zu werden. Die Meinung Seroff's in Betreff dieser Komposition kennen wir bereits.

In dem Seroff feindlich gesinnten Lager jungrussischer Komponisten, welche sich um Dargomyzski schaarten und unter welchen sich auch Balakireff, Rimsky-Korsakoff und César Cui befanden, hat die Kantate noch weniger Anklang gefunden. Drei Monate nach der Aufführung verfasste Cui, der Rezensent der „St.-Petersburger Nachrichten", folgende Kritik: „Der Konservatoriumskomponist, Herr Tschaikowsky, ist sehr schwach. Allerdings komponierte er die Kantate unter sehr ungünstigen Verhältnissen: auf Bestellung, zu einem bestimmten Termin, auf ein gegebenes Thema und unter Beibehaltung der üblichen Formen. Und doch, wenn er nur etwas Talent hätte, würde dasselbe gewiss an irgend einer Stelle die Konservatoriumsfesseln gesprengt haben. Um nicht viele Worte zu machen, werde ich nur Eines sagen: alle Herrn vom Schlage Reinthalers und Volkmanns würden über Herrn Tschaikowsky's Kantate gewiss hocherfreut sein und ausrufen: „noch Einer von den Unserigen"!

So beurteilten das erste Werk Tschaikowsky's die musikalischen Grössen und die Presse.

Ich bin aber im Besitz noch einer anderen Meinung, welche nicht von einem grossen Meister herrührt, sondern von einem zwanzigjährigen Jüngling, welcher seinen musikalischen Lehrgang noch nicht ganz durchgemacht, welcher später, allerdings, Musikkritiker geworden ist, jene Meinung aber einige Jahre vor dem Anfang seiner musikschriftstellerischen Thätigkeit geäussert hatte. Folgendes schrieb der Schüler des Konservatoriums, Laroche, an Peter Iljitsch nach Moskau:

„Petersburg, Mitternacht des 11. Januar 1866.

.....Rubinstein hat mir gesagt, dass er die Kantate nur unter der Bedingung grosser Aenderungen aufführen wird. Das bedeutet aber soviel, dass Sie nun die ganze Partitur umschreiben müssen. Ob sich das lohnt? Damit will ich die Vorzüge Ihrer Kantate durchaus nicht verneinen *diese Kantate ist das grösste musikalische Ereigniss Russland's nach der „Judith"*; sie steht, was Inspiration und Arbeit anbetrifft, unermesslich höher, als die berühmte und nichtswürdige „Rogneda". Aber das Umschreiben!! Umschreiben ist schrecklich! Bilden Sie sich nicht ein, dass ich Ihnen dieses als Freund sage: ich sage es Ihnen offen, dass ich in Verzweiflung bin, als Kritiker bekennen zu müssen, *dass Sie das grösste musikalische Talent des gegenwärtigen Russland sind.* Kraftvoller und origineller als Balakireff, edler und schöpferischer als Seroff, unvergleichlich gebildeter als Rimsky-Korsakoff! *In Ihnen erblicke ich die grösste, oder besser gesagt die einzige Hoffnung unserer musikalischen Zukunft!* Sie wissen sehr gut, dass ich nicht schmeichle: ich habe keinen Augenblick gezögert, Ihnen zu sagen, dass Ihre „Römer im Kolosseum" eine traurige Trivialität und dass Ihr „Gewitter" ein Museum antimusikalischer Kuriositäten wären. Uebrigens ist Alles, was Sie bisher gemacht haben, die „Charaktertänze" und die Szene aus „Boris Godunow" [1]) nicht ausgenommen, in meinen Augen nur eine vorbereitende, experimentale (wenn man so sagen darf) Schularbeit. *Ihre eigentlichen Schöpfungen werden vielleicht erst nach fünf Jahren beginnen. Diese reifen und klassischen Schöpfungen aber, werden Alles übertreffen, was wir nach Glinka gehabt haben.*

Um kurz zusammenzufassen, was ich eben gesagt habe: nicht dafür verehre ich Sie so sehr, was Sie bis jetzt vollbracht haben, sondern dafür, was Sie bei der Macht und Lebendigkeit Ihres Genie's noch zu vollbringen imstande sind. Die Proben, die Sie bisher geliefert sind nur das feierliche Versprechen, alle Ihre Zeitgenossen zu überflügeln".

[1]) Mit Ausnahme der Tänze und des „Gewitter's" ist Alles spurlos verschwunden.

Vierter Teil.

I.

Die ersten Eindrücke in Moskau und ihre Bedeutung für Peter Iljitsch beschränken sich auf einige Moskowiter, die er kennen lernte und mit denen er allmälig herzliche, bis an sein Lebensende dauernde Beziehungen anknüpfte. Seine ganze spätere künstlerische Thätigkeit hängt so untrennbar mit dem kleinen Kreis seiner Moskauer Bekannten zusammen, dass es für den Leser von Interesse sein dürfte, die einzelnen Personen jenes Bekanntenkreises Peter Iljitschs des Näheren kennen zu lernen, ehe ich mit der Beschreibung der Lehrer-und Komponistenthätigkeit meines Bruders beginne.

An der Spitze des Moskauer Musiklebens stand damals Nikolai Gregorjewitsch Rubinstein. Man kann wohl behaupten, dass Niemand eine grössere Rolle in dem Schicksal des Komponisten gespielt hat, Niemand in höherem Maasse als Künstler und auch als Freund dem Aufblühen seines Ruhmes förderlich gewesen, Niemand mehr für Peter Iljitsch gesorgt und seinen ersten furchtsamen Anfängen eine thatkräftigere Unterstützung hat angedeihen lassen als der Direktor des Moskauer Konservatoriums. Der Name Nikolai Rubinsteins ist mit allen Einzelheiten des privaten und des öffentlichen Lebens Peter Iljitsch's auf das Innigste verwebt. Ueberall sind die Spuren des wohlthuenden Einflusses des besten aller Freunde Peter Iljitsch's zu erkennen. In den ersten Jahren war für Peter Iljitsch ohne Uebertreibung ganz Moskau in der Person N. Rubinsteins verkörpert.

Laroche charakterisiert ihn in seinen „Erinnerungen“ folgendermaassen:

„Nikolai Gregorjewitsch ist am 2. Juni 1835 geboren. Ebenso wie sein „berühmterer“ Bruder hat er schon ausserordentlich früh phänomenales musikalisches Talent offenbart. Man behauptet sogar, dass er mit noch grösserer Leichtigkeit gelernt habe, als sein älterer Bruder, und für noch genialer gehalten worden wäre, als Dieser.

Während aber Anton sich vollständig der Musik gewidmet und in Berlin studiert, hatte Nikolai sich die Gelehrtenlaufbahn erwählt und war in die Moskauer Universität als stud. jur. eingetreten....

Als Student, und auch später, bis zur Gründung der Russischen Musikalischen Gesellschaft, hatte er sich seinen Lebensunterhalt durch Klavierstunden erworben, deren er eine ganze Masse zu geben hatte (eine Zeit lang hatte er dadurch, wie er mir selbst erzählte, an 7000 Rubel jährlich eingenommen). Bei seiner Verheiratung hat er aus Rücksicht auf die Ansichten der Verwandten seiner Frau das Spielen in Konzerten aufgeben müssen. Sein eheliches Glück ist nicht von langer Dauer gewesen: die Meinungsverschiedenheiten, welche zwischen ihm und den Angehörigen seiner Frau in Betreff verschiedener Gepflogenheiten, Sympatieen und Antipatieen herrschten, hatten sehr bald —nach zwei Jahren bereits zum Bruch geführt.

Vor der Gründung der Moskauer Abteilung der Russischen Musikalischen Gesellschaft setzte er seine ganze Energie für die Regelmässigkeit der von ihm zu erteilenden Klavierstunden ein, was ihn jedoch nicht hinderte, die Abende und sogar ganze Nächte hindurch dem Kartenspiel obzuliegen. Seine eminentesten Fähigkeiten erglänzten im vollen Licht erst, als es ihm gelungen war, das Moskauer Konservatorium zu gründen. Ausser seinem genialen Klavierspiel, offenbarte er grosses Talent als Dirigent und Administrator. Er verstand es, in seiner Person allein, die ganze Musikalische Gesellschaft zu repräsentieren: er war überall und Alles, obgleich er fortsetzte jede Nacht im „Englischen Klub“ Karten zu spielen und die Bekanntschaft mit ganz Moskau, d. h. mit fast sämmtlichen Vertretern der kommerziellen, administrativen, literarischen, gelehrten, künstlerischen und aristokratischen Welt Moskaus zu unterhalten“.

In der Sache der Förderung des Moskauer Konservatoriums war N. Rubinstein der grösste Idealist. Die Rein-

heit und Erhabenheit seiner Bestrebungen in dieser Sache hatte er bis an seinen Tod im Herzen getragen, er war stets gerecht, liess keinerlei Kompromisse zu und besass nie persönliche Sympatieen oder Antipatieen. Er war stets bereit, einem Künstler, besonders einem russischen, zu helfen, und hat in solchen Fällen nie an seine Mittel gedacht, sondern einfach Alles hingegeben, was er im betreffenden Augenblick bei sich führte.

Nikolai Gregorjewitsch war nur um fünf Jahre älter, als Peter Iljitsch, in ihren Beziehungen aber, besonders in der ersten Zeit ihrer Annäherung, machte sich ein viel grösserer Unterschied bemerkbar. Das kam, erstens, daher, dass Peter Iljitsch gewissermaassen als ein Untergebener nach Moskau kam, wo dazu der Name Rubinstein einer der populärsten war; zweitens, aber, wiesen auch die Charaktereigenschaften der Beiden genug Verschiedenheiten auf: der Eine gehörte zu denjenigen Menschen, welche man sich nicht anders, als herrschend, dominierend vorstellen kann; Etwas Gewaltiges lag im Wesen Nikolai Gregorjewitsch's, und ihm unterwarf sich unwillkürlich die ganze Umgebung. Peter Iljitsch war aber gerade im Gegenteil, äusserlich stets sehr nachgiebig und unterwürfig, obgleich er in seinem Innern gegen jede Beeinflussung und jeden ihm auferlegten Zwang protestierte und im Grunde auch selbständig blieb, wenigstens was seinen wichtigsten Lebensfaktor, die Musik, anbelangt. Diese Selbstverwahrung ist ihm aber nie leicht geworden, daher hatte er auch die Einsamkeit so lieb. Er fürchtete die Menschen, weil er es nicht verstand, ihnen nicht nachzugeben, und sich unterwerfen wollte er nicht. Das Letztere gilt übrigens nicht von Peter Iljitsch des Jahres 1866, als er dankerfüllt die väterliche Sorge Nikolai Gregorjewitsch's über sich ergehen liess und sich dem Willen seines neuen Freundes, sogar in Bezug auf die Einzelheiten seiner Toilette widerspruchslos fügte.

Nur manches Mal wurden die herzlichen Beziehungen der Beiden durch geringe Meinungsverschiedenheiten getrübt, welche aber nie in Zank ausarteten, sondern nur darin bestanden, dass Peter Iljitsch auf Nikolai Gregorjewitsch für dessen übereifrige Bevormundung schmollte, und Nikolai Gregorjewitsch seinerseits Peter Iljitsch's Mangel an Ergebenheit schalt.

„Die rechte Hand Nikolai Gregorjewitsch's", erzählt Laroche, „war, im wahren Sinne dieses oft gemissbrauch-

ten Ausdruckes, der Inspektor des Konservatoriums, Konstantin Karlowitsch Albrecht, welcher um circa fünf Jahre älter als Peter Iljitsch, und seit 1862 mit der Tochter des sehr tüchtigen Klavierlehrers Langer verheiratet war. Er lebte sehr still und bescheiden, und war infolge des reichen Kindersegens stets in Geldverlegenheit: übrigens war er von Kindheit auf daran gewöhnt, seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen und hatte schon als fünfzehnjähriger Knabe die Stelle eines Cellisten am Grossen Theater bekleidet. Wie er nach Moskau gekommen, weiss ich nicht. Sein Vater ist seinerzeit als Kapellmeister zu beträchtlicher Berühmtheit gelangt. Konstantin Karlowitsch war ein sehr befähigter und in mancher Beziehung interessanter Mensch, bei dem grossen Publikum jedoch unpopulär. Peter Iljitsch fühlte sich aber sehr zu ihm hingezogen und wurde bald nach der Ankunft in Moskau sein Pensionär, d. h. frühstückte und mittagte bei ihm täglich. Die Ansichten, besser, Ueberzeugungen Albrechts waren ausserordentlich paradoxalen Charakters.

In der Politik vertrat er die konservativste Richtung und beweinte sogar, wenn ich nicht irre, die Aufhebung der Leibeigenschaft, was aber die Musik anbelangt, so gab es 1866 in Moskau wohl kaum einen Radikaleren, als ihn. Richard Wagner, Liszt, die letzte Periode Beethovens und ein wenig Schumann—das war fast Alles, was er anerkannte. Als Kuriosum füge ich noch hinzu, dass er die „Russalka" von Dargomizski „verehrte". Er hat auch selbst etwas komponiert und etwa ein halbes Dutzend Lieder, mehrere Männerchöre und Etuden für das Cello herausgegeben. Bei der grossen Masse ist er aber erst durch sein Handbuch des Chorgesanges" bekannt und sogar berühmt geworden. Er war stets sehr beschäftigt: erstens hatte er im Konservatorium ausserordentlich viel zu arbeiten, ausserdem war er an den verschiedensten Instituten und Lehranstalten (eine Zeit sogar im Civilgefängniss) Chorgesanglehrer. Und das ist die einzige Sphäre, wo er wirkliche, greifbare Resultate erzielt hatte: er schaffte gewissenhafte Schüler, die später selbst ausgezeichnete Lehrer wurden.

Ausser für Musik, interessierte sich Konstantin Karlowitsch sehr für Geologie, Entomologie und Mechanik; für Letztere besass er sogar ein gewisses Talent und erfand jeden Augenblick irgend einen Apparat oder eine Vorrichtung zu einem, gewöhnlich sehr fern liegenden und unpraktischen Zwecke. Im Sommer sammelte er leidenschaft-

lich allerlei Käfer und Schmetterlinge. Für diejenigen Dinge aber, welche einen Musiker sonst zu interessieren pflegen, für auswärtige Politik, für Geschichte, Poesie und Belletristik spürte er nicht die geringste Neigung. Ich glaube kaum, dass er je in seinem Leben einen Roman gelesen hätte“.....

Peter Iljitsch war sehr hoher Meinung von dem musikalisch-schöpferischen Talent Konstantin Karlowitsch's und hat ihm oft sein Bedauern darüber ausgedrückt, dass ein so grosses Talent verloren gehe.

In der Hauptsache war es aber dennoch nur die ungewöhnliche Herzensgüte, aber auch der eigenartige Humor Konstantin Karlowitsch's, welche ihm die Sympatie Peter Iljitsch's zuführten.

Ganz anderer und wichtigerer Art war die Annäherung Peter Iljitsch's an P. I. Jurgenson, den ersten und hauptsächlichsten Verleger seiner Werke.

Peter Iwanowitsch Jurgenson war 1836 in Reval geboren worden und hat seine erste Kindheit in sehr traurigen Verhältnissen verlebt: seine Eltern hatten schwer mit der Armut zu kämpfen und erzogen ihren Sohn äusserst streng, ihn für die unschuldigsten Vergehen jeden Augenblick hart bestrafend. Mit neunzehn Jahren erhielt er eine Stelle als Verkäufer in einer Musikalienhandlung zu Petersburg.

Er hatte sich sehr bald mit dem Geschäft vertraut gemacht, und kam, nachdem er noch einige ähnliche Stellungen in anderen Musikalienhandlungen Petersburg's inne gehabt, als Verwalter der Musikalienhandlung der Gebrüder Schildbach nach Moskau, in welcher Stellung er zwei Jahre verblieb. Nach Ablauf dieser Zeit löste sich die Firma auf, und Peter Iwanowitsch blieb ohne Stelle. Da er keine Hoffnung hatte, in kurzer Zeit wieder eine Anstellung zu erlangen, so entschloss er sich zu einem, bei seinen geringen Geldmitteln sehr gewagten Unternehmen, und eröffnete 1861 in Moskau eine eigne Notenhandlung.

In N. Rubinstein fand sein junges Geschäft einen selbstlosen und mächtigen Freund und Helfershelfer. Zwanzig Jahre lang hat Rubinstein mit unermüdlicher Energie die Verlagsunternehmungen Jurgensons unterstützt und gefördert. Das erste, auf Rubinsteins Anregung im neuen Verlag erschienene Stück war eine Gavotte von J. S. Bach. Im Jahre 1862 wurde die in damaliger Zeit erste und einzige Gesammtausgabe der Klavierwerke Mendelssohn-Bar-

tholdy's veranstaltet, und 1864 brachte Jurgenson eine Sammlung von Schuberts Liedern mit russischem, von N. Rubinstein redigiertem Text heraus. Diese Anfänge errangen der jungen Firma einen glänzenden Erfolg und wurden zum Grundpfeiler für ihr ferneres Wachstum.

1866 hatte Peter Iwanowitsch die schwerste Zeit bereits hinter sich und begann, im musikalischen Leben Moskau's eine hervorragende Rolle zu spielen. Mutig und unternehmungslustig, war er einer der thätigsten Jünger Rubinsteins, dieses „Peter des Grossen" des musikalischen Moskau, und hat ihm durch seine kaufmännischen Fähigkeiten in Sachen der Schöpfung des Konservatoriums grosse Dienste geleistet. In den Angelegenheiten seines eignen Unternehmens hat er es verstanden, neben den egoistischen Tendenzen des Geldverdienstes auch dem edlen Bestreben der Förderung und Verbreitung gediegener Musik in Russland Rechnung zu tragen. Ungeachtet des grossen materiellen Vorteils verschmähte er es, leichte und schlechte Musikstücke (Tänze, Zigeunerlieder, Kouplet's, etc.) zu verlegen und wurde der erste russische Herausgeber der unsterblichen Werke der klassischen deutschen Kunst. Auch begann er als Erster, die Kompositionen junger russischer Tondichter, unter welchen sich auch Peter Iljitsch befand, in seinen Verlag aufzunehmen.

Peter Iljitsch hat Jurgenson, welcher trotz seiner esthländischen Herkunft ein begeisterter russischer Patriot war, sehr schnell lieb gewonnen und ist nach und nach auch in der Familie Peter Iwanowitsch's ein gern gesehener Gast geworden.

Augenblicklich ist P. I. Jurgenson fast der alleinige Inhaber der sämmtlichen Kompositionen Tschaikowsky's. Von den in seinem Besitz befindlichen und im feuersicheren Lagerraum seiner Notenstecherei—der grössten in Russland—in Verwahrung liegenden zweihundert Tausend Platten entfallen mehr denn siebenzig Tausend auf Peter Iljitsch's Werke.

Den vierten seiner intimen Freunde, N. D. Kaschkin, hat Peter Iljitsch schon vor der persönlichen Begegnung mit ihm aus Laroche's Erzählungen noch in Petersburg gut gekannt.

„.....Nikolai Dmitrijewitsch Kaschkin war der Sohn eines bekannten und beliebten Buchhändlers in Woronesch",—erzählt Laroche in seinen „Erinnerungen",—„von Kindheit auf zeigte er grosse Befähigung für das Klavierspiel und

hat es durch eifriges Selbststudium so weit gebracht, dass er schwere Konzertstücke ziemlich fertig spielen konnte. In Woronesch hat er schon früh die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gelenkt und ist nicht nur der beliebteste Virtuos jener Stadt, sondern auch der kompetenteste Pädagog geworden. Das hinderte ihn jedoch nicht, einzusehen, dass ihm die richtige Schule noch fehlte, und er kam als zweiundzwanzigjähriger Jüngling nach Moskau, um bei Dubuque Klavierunterricht zu nehmen... Ich lernte ihn damals kennen und wir standen seither in recht freundschaftlichem Verkehr, bis ich 1862 in's Petersburger Konservatorium kam...

Tschaikowsky ist erst viel später mit ihm bekannt geworden. Obgleich Nikolai Dmitrijewitsch nie irgend einen Einfluss auf Peter Iljitsch auszuüben vermocht hatte, waren ihre Beziehungen deshalb nicht weniger freundschaftlich. Als Peter Iljitsch nach Moskau kam, war Nikolai Dmitrijewitsch bereits verheiratet und Professor am Moskauer Konservatorium. Er, sowohl als auch seine junge Frau, gefielen dem in Moskau anfangs sich recht einsam fühlenden Komponisten von vornherein sehr und sie traten bald in intimen Verkehr mit einander. Das Haus Kaschkin's war seit 1865 lange Zeit hindurch einer der liebsten Versammlungsorte der Professore des Moskauer Konservatoriums.....

In damaliger Zeit war Kaschkin noch nicht die musikkritische Autorität, als welche ihn die gegenwärtige Generation kennt. Seine hauptsächlichste Beschäftigung bestand im Stundengeben. In Moskau ist er nie als Pianist öffentlich aufgetreten, das schadete aber seinem Ruf als Lehrer nicht im Geringsten. N. Rubinstein schätzte ihn ausserdem als Ratgeber, was wir anderen Lehrer des Konservatoriums, übrigens, auch thaten. Für einen Jeden von uns, seinen Freunden, war er gleichsam die personifizierte Kritik. Kaschkin das Manuscript einer frisch komponierten Partitur, oder eines soeben verfassten Aufsatzes zu zeigen— war für uns eine ebensolche Notwendigkeit, als — ihn in Angelegenheiten unseres musikalischen oder nicht musikalischen Privatlebens um Rat zu fragen.

Viele Jahre nach der Zeit, von welcher jetzt die Rede ist, hat Nikolai Dmitrijewitsch die Lehrthätigkeit am Konservatorium, welche ihm soviel Erfolge und Anerkennung gebracht, aufgegeben und ist Musikkritiker geworden. Aber auch in diesem, so heiklen Beruf, welcher gar oft Misshel-

ligkeiten und unversöhnliche Feindschaft säet, wusste er, sich die alten freundschaftlichen Beziehungen zu bewahren und sogar neue Freunde zu erwerben".

Wenn wir zu den genannten vier Männern—N. Rubinstein, K. Albrecht, P. Jurgenson und N. Kaschkin—die uns schon bekannten Studiengenossen Peter Iljitsch's Laroche und Hubert, gesellen, von denen der Erstere nach einem Jahr, und der Andere nach drei Jahren ebenfalls nach Moskau kamen, so ist die Reihe der intimen Freunde Peter Iljitsch's vollständig. Diesem Freundeskreis unseres Komponisten war es beschieden, Peter Iljitsch's Talent die wirksamste Förderung angedeihen zu lassen, die sicherste Stütze für seinen wachsenden Ruhm zu werden, und bis an den Tod in innigstem Kontakt mit seiner Person zu bleiben. In diesem Kreis hatte Peter Iljitsch Aufmunterung und Teilnahme gefunden, zu einer Zeit, als er dessen am dringendsten bedurfte.

II.

Am 5. Januar 1866 verliess Peter Iljitsch Petersburg.

Die Beschreibung der ersten Moskauer Eindrücke ihm selbst überlassend, halte ich es nicht für notwendig, den Leser mit verschiedenen Einzelheiten und, auf den ersten Blick unbedeutend scheinenden Ausführlichkeiten zu schonen, denn gerade in diesen Einzelheiten, in diesen Kleinigkeiten, spiegeln sich die Grundzüge der Stimmung Peter Iljitsch's in jener schweren Periode seines Lebens am besten wieder: die Tiefe seiner Zärtlichkeit für seine Angehörigen, die Sehnsucht nach den Brüdern, das anfängliche Einsamkeitsgefühl in der fremden Stadt, und das allmäliche Sich-Hineinleben, bis ihm endlich Moskau die „liebste Stadt der Welt" wird.

An Anatol und Modest Tschaikowsky:

„3½ Uhr Nachmittags, d. 6. Januar.

Meine lieben Brüder, meine Reise ist zwar traurig doch glücklich von statten gegangen. Ich habe immer an Euch

gedacht und es quälte mich der Gedanke, dass ich Euch in der letzten Zeit mit meiner Verstimmung, an der ich sehr stark litt, gar zu lästig gewesen sein muss. Zweifelt aber niemals an meiner Liebe, selbst wenn sie sich in keiner greifbaren Art und Weise äussert. Abgestiegen bin ich im Hotel Kokoreff; war auch schon bei Rubinstein und habe die Bekanntschaft zweier Direktoren der Musikalischen Gesellschaft gemacht. Rubinstein hat mich so eindringlich gebeten, bei ihm zu wohnen, dass ich es nicht abschlagen konnte und ziehe morgen zu ihm....

Ich habe immer noch Halsschmerzen. Oben auf dem Schrank, zwischen meinen Manuscripten und Papieren, ist die Uebersetzung liegen geblieben, an welcher ich im Sommer gearbeitet habe. Bitte bringet sie mit den Partituren zusammen in's Konservatorium an A. Rubinstein: ich hatte versprochen, ihm dieselben noch vor meiner Abreise abzuliefern.

Küsse Euch herzlich. Habet mich lieb! Grüsse an Alle. Schreibt! Bald werde ich wieder schreiben. Eben habe an Vater geschrieben. Thuet das auch".

An Dieselben:

„Moskau, d. 10. Januar.

Liebe Brüder, nun wohne ich bei Rubinstein. Er ist ein sehr guter und sympatischer Mensch. Mit der gewissen Unnahbarkeit seines Bruders hat er Nichts gemein, kann sich aber auch in anderer Beziehung nicht mit ihm vergleichen: Als Künstler. Ich nehme eine kleine Stube neben seinem Schlafzimmer ein, und — die Wahrheit zu sagen — fürchte ich, dass ihn abends, wenn er zu Bett gegangen, das Kratzen meiner Feder am Einschlafen hindert (uns trennt nur eine ganz dünne Wand), ich bin aber sehr beschäftigt [1]). Ich sitze fast die ganze Zeit zu Hause, und Rubinstein, welcher ein ziemlich zerstreutes Leben führt, kann meinen Fleiss nicht genug bewundern. Ich bin auch schon je einmal in beiden Theatern gewesen, — die Oper ist scheusslich, dafür habe ich aber wohl kaum jemals einen so grossen künstlerischen Genuss gehabt, wie in der dramatischen Vorstellung.

.....Ich habe noch fast gar keine weiteren Bekanntschaften gemacht, nur mit einem gewissen Kaschkin, dem Freun-

[1]) Er arbeitete damals an der Instrumentation der im Sommer komponierten C-moll-Ouverture.

de Laroche's, einem ausgezeichneten Musiker —bin ich recht gut bekannt geworden.

Ausserdem hat mich Rubinstein eines abends fast mit Gewalt zu Tarnowsky's geschleppt, welche, übrigens, ganz angenehme Leute sind. Gestern gab es hier ein populäres Konzert, welches in materieller Hinsicht misslang, aber künstlerisch recht interessant war. Das Orchester ist gut, der Chor sogar ausgezeichnet. Manchmal bin ich etwas melancholisch gestimmt, im Allgemeinen aber spüre ich in mir einen unwiderstehlichen Arbeitsdrang, und das ist mein Trost. Den grössten Teil meiner Ouverture habe ich bereits instrumentirt, zu meinem grossen Entsetzen, jedoch, merke ich, dass das Stück so ungeheuer lang werden wird, wie ich es garnicht erwartet habe. Ich habe N. Rubinstein versprochen, dieses Werk erst hier zur Aufführung bringen zu lassen, ehe ich es nach Petersburg sende. Gestern beim zu-Bett gehn habe viel an Euch gedacht: ich malte in meiner Phantasie alle Schrecken der ersten Nacht nach den Ferien aus: ich stellte mir vor, dass Modi seine Nase in die Bettdecke gesteckt und bittre Thränen vergossen habe; wie gern hätt' ich da trösten mögen! Nicht der üblichen Phrase wegen sage ich Dir, Modi: büffle, büffle, büffle und führe Freundschaft mit anständigen Kameraden, aber nicht mit diesem verrückten H.. Ich fürchte sehr, dass Du in der Klasse sitzen bleiben und in die Zahl derjenigen geraten wirst, welche von den Vorgesetzten nicht gutgeheissen werden. Für Toly fürchte ich nicht und gebe ihm deshalb keine Ratschläge. Lieber Toly, überwinde mal Deine Trägheit für's Briefschreiben und schreibe mir. Herzlichen Kuss!"

Die C-moll-Ouverture, von welcher in diesem Brief die Rede ist, hat Peter Iljitsch einige Tage später N. Rubinstein zur Begutachtung vorgelegt. Dieser hat aber ein absprechendes Urteil darüber gefällt und erklärt, dass das Werk zu einer Aufführung in einem Symphoniekonzert der Russischen Musikalischen Gesellschaft ungeeignet sei. Nach diesem Misserfolg schickte Peter Iljitsch seine Ouverture an Laroche nach Petersburg mit der Bitte, er möchte Anton Rubinstein veranlassen, sie in einem seiner Konzerte zum Vortrag zu bringen. „Ihre Ouverture ist bei Rubinstein";—schreibt ihm Laroche zurück,—„ich habe ihm Wort für Wort Ihr Anliegen vorgetragen, worauf er mit einer tiefen und ironischen Verbeugung geantwortet hat. Uebrigens ist das seine Art. Er bedauert, dass die Stimmen

nicht ausgeschrieben seien: er hätte das Stück gern mal durchgespielt, denn er meint, es sei schwer, nach dem blossen Durchlesen der Partitur sich ein Urteil zu bilden. Vorläufig kann also von einer Aufführung keine Rede sein. Ich sagte ihm, dass er die Stimmen ausschreiben lassen möchte und dass Sie die Kosten gern tragen wollten, worauf er erwiderte, dass er Ihnen noch das Honorar für die Uebersetzung schuldig sei.

Ich fügte dann weiter hinzu, dass mir die Ouverture gefallen hätte, dass aber Nikolai Gregorjewitsch entgegengesetzter Meinung sei. Da lachte er laut auf und sagte: „Nun ja, dieser „Kanaille" kann man es nur schwer recht machen, sehr schwer!"... — Und das ist wahr: diese „Kanaille" hatte mir eines Tages gesagt, dass die Symphonie von Raff des letzten Dezenniums schönster — Dreck sei!"

Ob es zum Durchspielen der Ouverture gekommen — wissen wir nicht; dass sie A. Rubinstein aber missfallen hat — ist nicht zu bezweifeln. Auch von K. Ljadow, dem damaligen Kapellmeister der Kaiserlichen Oper, ist sie abgelehnt worden, als Laroche versuchte, ihn zu bewegen, sie in das Programm eines der Konzerte der Theaterdirektion aufzunehmen. Viele Jahre später, hat sich übrigens, Peter Iljitsch selbst der Ansicht Ljadow's und der beiden Rubinsteine angeschlossen und auf dem Umschlag seines Werkes die Worte „schrecklicher Dreck" vermerkt. Die Meinung Laroche's über die Ouverture ersehen wir aus der Fortsetzung seines oben angeführten Briefes, welche folgendermaassen lautet: „Ihre Ouverture ist prächtig, obwohl weniger glücklich, als die Kantate. Sie enthält viele schöne Stellen. Das zweite Thema des Allegro (in es, — Flöten, Klarinetten und Fagott über dem Orgelpunkt des Bratschentremolo) ist voll „humour" (sprechen Sie das englisch aus) und Originalität; das Motiv der Celli (in ges) ist vielleicht weniger neu, kann aber von grosser Wirkung sein... Endlich das Vorspiel zum „Gewitter", welches Sie eingeschmuggelt haben (dazu noch ohne das Englisch-Horn: das ist, wie ein ihrer Hauptreize beraubtes Weib), hat mir schon früher sehr gefallen. Ihre „Fantasie-Ouverture" ist jedoch viel zu kompliziert, was durch den Doppelnamen durchaus nicht entschuldigt werden kann. Sie enthält ausser dem Recitativ der Kontrabässe zum Schluss—vier vollkommen verschiedene Phrasen (das russische Thema, das erste und das zweite Thema des Allegro und das Thema der Celli), aus denen man ganze zwei Ouverturen zuschneiden

könnte. Es ist merkwürdig, aber doch wahr, dass der Hauptvorzug einer Musik darin liegt, über ein *Weniges* viel zu sagen (Beweis die Fuge). Dann: wissen Sie, dass diese ewigen zehn Blechinstrumente wie ein Geständniss der eignen Schwäche anmuten? und dass sie mich, der ihre Verwendung in allen Ihren Arbeiten wohl kennt, nachgerade zu langweilen beginnen?.. Diese Art, Wirkung zu erzeugen ist sehr primitiv und unschuldig: dazu hätten Sie nicht halbsoviel von dem zu lernen brauchen, was Sie wissen. Wenn Sie doch endlich einmal zu einem weniger „materiellen" Mittel greifen wollten!... Hat denn das Orchester der „Fingalshöhle" oder der „Melusine" wirklich gar keinen Reiz für Sie? Garnicht zu reden von Haydn und Mozart".

Am 11. Januar 1866 war in den „Moskauer Nachrichten" folgendes Inserat zu lesen: „Der Unterricht in der Theorie der Musik unter Leitung des Herrn P. I. Tschaikowsky beginnt am 14. Januar und soll Dienstags und Freitags um 11 Uhr Vormittags im Konservatorium stattfinden. Dieses zur Kenntnissnahme Aller Derjenigen, welche am Unterricht teilzunehmen wünschen. Das Honorar beträgt 3 Rubel monatlich".

An Anatol Tschaikowsky:

„14. Januar.

Lieber Toly, habe Dank für den Brief. In den letzten Tagen habe ich mich nicht sehr gut gefühlt, jetzt geht's besser. Eure Briefe bereiten mir stets ein grosses Vergnügen. Gestern hielt ich den Probevortrag und genierte mich dabei fürchterlich, doch ist er gut verlaufen. Was meine Reise nach Petersburg oder Eure Reise nach Moskau anbelangt, so wünsche ich das Wiedersehen mit Euch nicht weniger sehnsüchtig, als Ihr selbst, doch kann man leider nicht immer das thun, was man möchte! Ich werde es nie in meinem Leben zugeben, dass Ihr die Reisekosten traget!... Ausserdem ist hier Alles unglaublich teuer. Mein ganzes Gehalt für den ersten Monat wird für einen neuen Anzug draufgehen, die Anschaffung dessen Rubinstein von mir verlangt, indem er behauptet, dass mein gegenwärtiger Rock für einen Professor der Theorie der Musik höchst mangelhaft sei... Mit einem Wort, es ist am besten, wir verschieben unser Wiedersehen bis Ostern"....

An Frau A. I. Dawidowa:

„15. Januar.

.....Von meinem Leben und Treiben habe ich Nichts Sonderliches zu berichten. Ich werde hier die Theorie der Musik lehren und habe gestern bereits der Aufnahmeprüfung beigewohnt. Es haben sich recht viele hübsche junge Damen gemeldet. Ich wohne bei dem Moskauer Rubinstein. Das ist Einer der liebenswürdigsten Menschen, die ich je getroffen. Moskau selbst gefällt mir ganz gut, und doch glaube ich, dass ich mich nie einleben werde: ich bin zu sehr mit Petersburg verwachsen"....

Ueber den „Künstler-Verein", welchen Peter Iljitsch damals zu besuchen begann, schreibt Kaschkin Folgendes: „Damals war der Künstlerverein der Mittelpunkt, wo sich die Schriftsteller, Schauspieler, Musiker, überhaupt Alle, welche sich für Kunst und Literatur interessierten, zu versammeln pflegten. Diesen Verein hatte N. Rubinstein in Gemeinschaft mit A. N. Ostrowsky und dem Fürsten W. Odoewsky gegründet. Die Versammlungen hatten, gewöhnlich, kein feststehendes Programm, und doch gab es jedes Mal Etwas Interessantes zu hören. Sehr oft wurden da literarische Novitäten vorgetragen, oder es wurde musiziert, u. A. m.; es war Sitte, dass durchreisende auswärtige Virtuosen sofort als Gäste in den Verein eingeführt wurden und zuerst dort Proben ihres Könnens ablegten. Da unter den Anwesenden gewöhnlich auch viele Damen waren, so veranstaltete man nicht selten Tanzabende; die Tanzmusik wurde angefangen mit Rubinstein abwechselnd von uns Allen gemacht; manchmal wurde sie von Rubinstein und J. Wieniawsky gleichzeitig auf zwei Klavieren und über gegebene Motive improvisiert".

An A. und M. Tschaikowsky:

„23. Januar.

Liebe Brüder, bitte vergeudet Euer Geld nicht auf Briefe. Schreibt mir lieber nur einmal wöchentlich, dafür aber recht viel und recht ausführlich, vielleicht in der Art eines Tagebuches. Ihr wisset, wie gern ich Eure Plaudereien aus der Schule habe! Auf diese Weise werde ich stets eine Vorstellung darüber haben, was Ihr macht, sonst aber muss ich meinen Verstand zu sehr anstrengen, um eine Ahnung davon zu bekommen, was Ihr treibt. Ich will

Euch auch regelmässig ein oder zweimal in der Woche schreiben.

Ich bin soeben von einer Konferenz der Professore des Konservatoriums, welcher ein grosses, von einem der Direktore der Russischen Musik-Gesellschaft (einem gewissen Sanin) gegebenes Diner gefolgt war, nach Hause zurückgekehrt. Im Allgemeinen ist der Lehrerverband des hiesigen Konservatoriums nicht so hervorragend, wie der in Petersburg, doch giebt es wohl zwei oder drei tüchtige Männer. Ich stehe mich mit Allen sehr gut, ganz besonders aber mit Rubinstein, Kaschkin, Albrecht und Osberg[1]). Mit Torlezky, einem der Direktore der Russischen Musikalischen Gesellschaft — einem sehr reichen Mann bin ich ebenfalls bekannt geworden und war neulich bei ihm zu einer Soirée eingeladen. Ausserdem habe vor Kurzem die Bekanntschaft einer Familie Tschaikowsky[2]) gemacht, habe dort sehr viel gegessen, aber am Tanzen nicht teilgenommen, obgleich ich in Rubinsteins Frack steckte. Rubinstein pflegt mich, als wenn er meine Kinderfrau wäre, und will nicht aufhören, diesen Beruf mir gegenüber auszuüben. Heute hat er mir gewaltsam sechs ganz neue Hemden geschenkt (an Dawidows braucht Ihr das nicht zu erzählen, überhaupt Niemandem), und will mich Morgen mit Gewalt zu seinem Schneider bringen, um mir einen Rock zu bestellen. Ueberhaupt, ist das ein ungemein liebenswürdiger Mensch. Ich verstehe nur nicht, wie er zu seiner kolossalen musikalischen Autorität gekommen ist. Er ist ein ziemlich gewöhnlicher Musiker, mit dem Bruder garnicht zu vergleichen[3]).

Beim Aufzählen meiner hiesigen Freunde kann ich Alexander, den Diener Rubinsteins, nicht unerwähnt lassen: das ist ein sehr ehrbarer Greis und besitzt eine prachtvolle weisse Katze, welche augenblicklich bei mir auf dem Schoss sitzt, und welche ich zärtlich streichle. Mein angenehmster Zeitvertreib ist—an den Sommer zu denken. In der letzten Zeit spüre ich für Sascha, Leo und deren Kinder ganz besonders tiefe Neigung, und habe beschlossen, den Sommer in Gemeinschaft mit Euch bei ihnen zu verbringen".

---

1) Der Gesangsprofessor.

2) All mein Forschen nach dieser Familie ist erfolglos geblieben. Zweifellos ist nur, dass sie nicht mit uns verwandt gewesen ist.

3) Später hat Peter Iljitsch seine Meinung geändert.

An A. und M. Tschaikowsky:

„Sonntag, den 30. Januar.

Soeben bin ich im Zoologischen Garten gewesen, welcher hier sehr gut ist. Dort gab es Heute ein grosses Fest mit Feuerwerk u. s. w. Die vorige Woche habe ich recht angenehm verbracht; durch Rubinstein habe ich das Recht des Eintrittes in den „Kaufmännischen Verein", welcher über eine ausgezeichnete Bibliothek verfügt, erhalten; ich habe derselben ziemlich viele Bücher entnommen und lese mit grossem Genuss. Ueber Dickens lache ich von ganzem Herzen, ohne Zeugen, und manches Mal reizt mich der Gedanke, dass mich Niemand hört, zu noch tollerem Lachen. Ich empfehle Euch ebenfalls, Dickens zu lesen; wenn man sich mit der Belletristik begnügen will, so soll man wenigstens solche Autoren wählen, wie Dikkens. Er hat viel Aehnlichkeit mit Gogol: dieselbe Ursprünglichkeit und Natürlichkeit des Humors, dieselbe Meisterschaft, mit wenigen Strichen einen ganzen Charakter zu zeichnen; nur die Tiefe Gogol's fehlt ihm. Meine Theoriestunden machen recht gute Fortschritte, und ich selbst erfreue mich der allgemeinen Verehrung seitens der von mir zu belehrenden Moskowiterinnen, welche sich überhaupt sehr leicht zu entflammen scheinen.—An dieser Stelle bin ich durch Tarnowsky's unterbrochen worden, welche nach mir geschickt hatten; und von dort schleppte mich Rubinstein in's Grosse Theater auf den Maskenball. Meine Furchtsamkeit vergeht nach und nach. Mein Bekanntenkreis hat sich wieder etwas vergrössert (leider). Uebrigens sind es alles nette Leute. Von ihnen gefallen mir namentlich Tarnowsky's, Mann und Frau, welche sehr reich und grosse Musikfreunde sind. Gestern bin ich bei Kaschkin zu Blini [1]) gewesen. Kaschkin hat an Laroche 10 Rubel geschickt, damit er hierher kommen kann, und ich freue mich sehr, Einen von den Petersburgern wiederzusehen. Bei uns sind jetzt verschiedene Sitzungen und Diskussionen im Gange, betreffs Vergrösserung des Konservatoriums; diese Diskussionen verlaufen gewöhnlich sehr stürmisch. Neulich habe ich an der Formulierung der Statuten teilgenommen und eine grosse Instruktion verfasst, welche ohne Veränderungen angenommen worden ist. Ueber den gestrigen Maskenball habe ich Nichts zu berichten, er war

[1]) Blini—eine russische Fastnachtspeise.

grade so, wie sie in Petersburg auch sind: ganz ebenso langweilig. Ich bin auch wieder einmal im Russischen Theater gewesen und habe eine prächtige Tragödie von Piszemsky, „Die Eigenmächtigen", sowie das reizende Stück von Olchowsky „Allegri" gesehen.

Erkläre mir, Toly, wie das gekommen, dass Du in der physikalischen Geographie eine 5 bekommen hast, und ob das schlechte Folgen für Dich haben kann. Teilt mir bitte, recht ausführlich mit, wie Ihr die Butterwoche [1]) verbringen werdet. Ich werde Euch, meinerseits auch Alles Interessante erzählen. Wenn Laroche kommen sollte, so werde ich, höchstwahrscheinlich, die ganze Zeit mit ihm sein. Der Gedanke an eine Oper fängt an, mich zu beschäftigen. Alle Texte, die mir Rubinstein gegeben, sind unglaublich schlecht. Ich habe schon selbst einen Stoff gefunden und will auch das Textbuch selbst schreiben. Das wird einfach eine Umarbeitung einer Tragödie werden. Hier lebt übrigens der Dichter Pleschtschejew, welcher sich bereit erklärt hat, mir zu helfen.

Adieu, meine Lieben!"

An A. Tschaikowsky:

„D. 6. Februar.

Mein lieber Toly, verzeihe mir, dass ich Dir nicht sofort geantwortet habe... In Betreff des Dich verfolgenden Gedankens von Deiner Geringfügigkeit und Nutzlosigkeit rate ich Dir, diese Dummheiten abzuthun. Für einen 16-jährigen Jüngling ziemt es sich nicht, sein zukünftiges Leben zu bekritteln. Du musst nur zusehen, dass die Gegenwart angenehm für Dich sei, d. h. so dass Du mit Dir (dem 16-jährigen Jüngling) zufrieden seist. Und dazu musst Du: 1) arbeiten, arbeiten, arbeiten und dem Müssiggang aus dem Wege gehen, um für die spätere Arbeit tüchtig zu werden. 2) Sehr viel lesen. 3) In Betreff Deiner selbst möglichst bescheiden sein. Indem Du dich selbst für einen Thoren hälst, brauchst Du deshalb noch nicht, auch Alle Andern für Thoren zu halten; glaube einfach, dass irgend ein übernatürlicher Einfluss die Menschen daran hindere, die Fähigkeiten Deines Verstandes zu erkennen. Ueberhaupt musst Du bestrebt sein, Dich zu einem gewöhnlichen guten und anständigen Menschen vorzubereiten, nicht

1) Die Woche vor dem Beginn der grossen Osterfasten heisst in Russland—Butterwoche.

aber ein Genie zu werden, für welches kein Gesetz gilt. 4) Darfst Du Dich nicht vom Wunsch hinreissen lassen, zu gefallen und zu entzücken. In dem Verkehr mit Deinen Kameraden (das ist vorläufig, in der Schule, sehr wichtig) sollst Du nicht zu stolz sein, aber auch nicht allzu entgegenkommend; Denen aber, welche Dich nicht lieb haben, oder Dich links liegen lassen, sollst Du Gleiches mit Gleichem vergelten, nicht aber sentimentale Zänkereien und ebenso sentimentale Versöhnungen zulassen. 5) Darfst Du Dich nicht durch Ungemach verblüffen lassen, z. B. durch schlechte Nummern, oder durch die Ungerechtigkeiten Sch.'s, oder durch die Tobsucht I.'s, u. s. w.. Alles Das ist im Vergleich mit Dem, was Dich in Deinem späteren Leben erwartet—nur eine ganz geringfügige Kleinigkeit. Ich wünschte wohl, dass Du Erster in deiner Klasse wärest, aber selbst wenn Du auch Letzter werden solltest, würde ich nicht zürnen, sofern ich nur die Versicherung hätte, dass das nicht infolge Deiner Faulheit gekommen. Ein schlechter Jurist kann nichtsdestoweniger ein guter Mensch sein. 6) Die Hauptsache, du sollst nicht eingebildet und auf das Schicksal eines gewöhnlichen Sterblichen gefasst sein; Du sagst: ein Beamter sein — ist Nichts Anziehendes. Ich sage Dir aber, dass ich eine ganze Menge der talentreichsten und klügsten Menschen kenne, welche ihr ganzes bisheriges Leben im Departement gesessen, sich nicht für verkannte Genie's gehalten haben, und deshalb durchaus nicht unglücklich sind. Beispiel: Adamoff, Maslow u. s. w.

Die ganze Butterwoche habe ich zu Hause gesessen. Habe viel gelesen und geschrieben. Freue mich, dass die Grosse Fastenzeit nahet: ich sehe sie als Vorboten des Frühlings und des Sommers an. An den Sommer denke ich mit Freuden und hoffe, ihn mit Dir bei Sascha zu verbringen. Küsse Dich vielmals, auch Modi".

An Frau A. I. Dawidowa.

„7. Februar.

.....Ich fange allmälich an, mich an Moskau zu gewöhnen, wenngleich mich die Einsamkeit oft traurig stimmt. Der Kursus schreitet zu meinem grossen Erstaunen sehr erfolgreich vorwärts; meine Aengstlichkeit ist spurlos verschwunden und ich gewinne nach und nach die richtige Physiognomie eines Professors. Mein Heimweh verschwin-

det auch, aber Moskau ist für mich dennoch eine fremde Stadt, und es wird noch viel Zeit verstreichen, ehe ich ohne Bangen daran werde denken können, für lange Jahre, vielleicht für immer hier bleiben zu müssen.

Heute ist der erste Tag der grossen Fasten, und Moskau ist wie ausgestorben.

Die Briefe aus Petersburg kann ich garnicht alle beantworten, so viele bekomme ich, und das tröstet mich ausserordentlich. Mit den Brüdern bin ich zufrieden: sie haben bewiesen, dass sie mich aufrichtig gern haben, was ich ihnen hundertfältig vergelten möchte".

An M. Tschaikowsky.

(Mitte Februar).

„Mein lieber Freund Modi, ich war in der letzten Zeit sehr beschäftigt und habe Euch nur deshalb so lange nicht geschrieben. Rubinstein hat mir eine sehr wichtige Arbeit aufgetragen, welche ich bis zur dritten Fastenwoche beenden will. Die Antworten auf deine Fragen sind folgende: 1) In Betreff der Winzigkeit Deiner Persönlichkeit lies das, was ich an Toly geschrieben habe. Merkwürdig, dass Ihr Beide—jedenfalls ohne Verabredung—an ein und derselben Einbildung leidet. 2) Du weisst, dass Anatol—selbst wenn er Dich wirklich manchmal mit seiner Gouvernanterei belästigt—es doch nur aus Liebe thut, indem er Dir Gutes wünscht. Desgleichen darfst auch Du ihn beobachten und ihn auf sein Gesichterzerren so lange aufmerksam machen, bis er's eben unterlässt.

Ich gerate immer in Verlegenheit, wenn ich von mir reden soll. Mein Leben fliesst still und einförmig dahin, so dass ich nicht weiss, was ich Dir erzählen soll. Vielleicht wird Dich Folgendes interessieren: ich bin sehr oft bei Tarnowsky's. Dort giebt es eine Nichte, welche so wunderschön ist, wie ich noch nie ein Weib gesehen. Ich muss gestehen, dass ich mich sehr mit ihr beschäftige, was Rubinstein Stoff zu den langweiligsten Nörgeleien giebt. Sobald wir nur bei Tarnowsky's erscheinen, beginnt man, sie und mich zu necken, uns aufeinander zu stossen u. s. w. Zu Hause wird sie „Mufka" genannt und ich bin augenblicklich sehr mit der Frage beschäftigt, wie ich es anfangen soll, um zu dem Recht zu kommen, sie ebenfalls bei diesem Namen nennen zu dürfen: dazu brauche ich nur, etwas näher mit ihr bekannt zu werden. Rubinstein

ist auch in sie verliebt gewesen, aber jetzt schon seit lange wieder erkaltet. Meine Sittsamkeit ist jetzt in der besten Ordnung; ich bin sehr ruhig geworden, sogar heiter. Ich denke sehr oft an Ostern, Frühling, Sommer u. s. w.".

Die im Anfang dieses Briefes erwähnte Arbeit, welche Rubinstein Peter Iljitsch gegeben hat, bestand in der Uminstrumentierung der F-dur-Ouverture, welche ursprünglich für das kleine Schülerorchester gesetzt war, –für grosses Orchester. Nikolai Gregorjewitsch hatte die Absicht, die betreffende Ouverture in seinem Konzert aufzuführen.

Laroche, welcher die Ouverture in ihrer ursprünglichen Gestalt noch vom Petersburger Schülerkonzert, in welchem sie seinerzeit gespielt worden war, her kannte, behauptet, dass diese Komposition in der neuen Ausgabe viel an Formschönheit und einheitlichem Charakter eingebüsst habe.

Ob Laroche Recht hat, ist jetzt schwer zu entscheiden, denn ich besitze die Ouverture nur in ihrer anfänglichen Gestalt. Ihr anderes Arrangement ist, glaube ich, vom Autor selbst vernichtet worden.

Am 4. März ist diese Ouverture im Grossen Saale der Russischen Adelsversammlung durch N. Rubinstein zur Aufführung gekommen.

Obgleich die Kritik über das Debut Peter Iljitsch's sich ausgeschwiegen und Kaschkin nur gesagt hat, dass die Ouverture „keinen glänzenden Erfolg errungen", war Peter Iljitsch selbst von dem Eindruck, welchen sein Werk auf Musiker und Publikum gemacht, dennoch vollauf befriedigt.

An A. und M. Tschaikowsky.

„6. März.

Unser Wiedersehen steht jetzt so nahe bevor, dass es eigentlich garnicht mehr lohnt, Briefe zu schreiben, denn in der Charwoche gedenke ich in Petersburg einzutreffen, und all' mein Denken und Trachten gilt dieser Reise; in Betreff des Absteigequartiers bin ich noch im Zweifel. Schreibet, wo ich am besten untergebracht sein werde.....

Am Freitag ist meine Ouverture gespielt worden und hat einen guten Erfolg gehabt: ich wurde einmütig gerufen und—um mich gelehrt auszudrücken — das Publikum hat lauten Beifall gezollt. Noch schmeihelhafter war für mich die mir beim Souper, welches Rubinstein nach dem Konzert zum Besten gegeben, dargebrachte Ovation. Ich

war als Letzter erschienen und bin mit lebhaftem und anhaltendem Händeklatschen empfangen worden, wobei ich mich sehr ungeschickt und errötend nach allen Seiten hin verbeugte. Während des Essens brachte Rubinstein einen Toast auf mich aus, und da gab es wieder eine Ovation. Ich schreibe deshalb so ausführlich darüber, weil das eigentlich doch mein erster öffentlicher Erfolg, und daher für mich sehr angenehm ist. Noch eine Ausführlichkeit: in der Probe applaudierten mir die Orchestermusiker. Ich will es nicht verheimlichen, dass dieser Umstand meinem ferneren Verweilen in Moskau in meinen Augen einen grossen Reiz verliehen hat".

Ende März entfloh Peter Iljitsch endlich mit dem Gefühl eines Schulbuben, der in die Ferien geht, aus Moskau und stürmte nach Petersburg, wo er bis zum 4. April blieb.

Er selbst schreibt in einem Brief an die Schwester über seine Reise so: „Ich bin in Petersburg gewesen und habe dort sehr angenehme 14 Tage verbracht... Das Wiedersehen mit Allen Denjenigen, die meinem Herzen lieb und teuer sind, war unbeschreiblich erquickend". Zu diesem kurzen Bericht kann leider weder ich noch mein Bruder Anatol Etwas aus eigener Erinnerung hinzufügen, ausser, dass wir Beide bei jener Begegnung mit Peter eine unauslöschlich denkwürdige Freude erlebt haben.

An A. und M. Tschaikowsky.

„7. April., Moskau.

Brüder! Verzeihet, dass ich so lange nicht geschrieben habe. Die Reise ist glücklich von statten gegangen. Die Nachricht vom Attentat auf den Kaiser hat uns schon auf derjenigen Station ereilt, wo wir Thee tranken, aber nur in sehr unklarer Form. Wir hatten uns schon eingebildet, dass der Kaiser gestorben sei, und eine Dame hat bereits bittre Thränen darüber vergossen, während eine andere Dame alle guten Eigenschaften des neuen Kaisers rühmte. In Moskau erst habe ich das Richtige erfahren. Die Freude ist hier ganz unglaublich gross: im Grossen Theater, beispielsweise, wo ich Vorgestern „Das Leben für den Zaren" gesehen habe, schrie das ganze Publikum, als die Polen auf der Bühne erschienen, „Nieder, nieder, nieder mit den Polen!" Im letzten Auftritt des vierten Aufzugs, wo die Polen Sussanin zu töten haben, fing der Kerl, der

den Sussanin machte, so mit den Armen an zu fuchteln, dass er – da er über eine immense Kraft verfügte — viele der Choristen-Polen zu Boden warf; und als die übrigen „Polen" sahen, dass diese Beschimpfung der Kunst, der Wahrheit und des Anstandes grossen Anklang beim Publikum fand, fielen sie von selbst alle nieder, und der triumphierende Sussanin entfernte sich, drohend die Fäuste schüttelnd, unversehrt unter dem donnernden Beifall der Moskowiter. Zum Schluss wurde das Bild des Kaisers auf die Bühne getragen und es begann ein nicht in Worten wiederzugebender Tumult.

Vom Bahnhof bin ich direkt in die Theoriestunde gekommen, und das hatte eine heilsame Wirkung auf mich, da ich auf diese Weise ganz plötzlich in die Prosa des Moskauer Lebens getaucht worden bin. Selbstverständlich bin ich hier freudig empfangen worden; am selben Tage war bei Tarnowsky's Diner und später musikalische Soirée, welche ich mit der Ouverture zu „Ruslan und Ludmilla" eröffnete. Das Wetter ist hier anhaltend prachtvoll; es ist so warm, wie im Juni, und ich habe Gestern lange im Alexander-Garten spaziert. Das Tagesgespräch dreht sich um das Attentat auf den Kaiser und Komissaroff ist plötzlich ein berühmter Mann geworden. Im „Englischen Klub" hat man ihn einstimmig zum Ehrenmitglied ernannt und ihm einen goldenen Ehrendegen übersandt...

Gestern Abend ereignete sich folgende kuriose Geschichte: ich war bei Tarnowsky's zufällig ganz allein mit drei Damen geblieben, und sie haben es durchgesetzt, dass ich abwechselnd mit Jeder von ihnen getanzt habe, und infolgedessen so müde geworden bin, dass ich mich kaum bis zu meinem Zimmer schleppen konnte".

An Frau A. Dawidow.

„8. April.

.....Ich will Heute den Rechtsanwalt zweier Wesen machen, welche nur noch von Kamenka schwärmen. Du hattest mir geschrieben, dass man Toly und Modi in Petersburg lassen könnte, ich habe aber beschlossen, ihnen vorläufig Nichts über deine Absicht mitzuteilen: sie würden ganz den Mut verlieren (besonders Toly). Einer der Gründe, weshalb sie so gern für den Sommer nach Kamenka kommen möchten, besteht darin, dass ich bei Euch sein werde, und das ist der einzige Ort, wo wir eine Zeit

lang zusammen leben können. Wenn Du nur wüsstest, wie sehr diese beiden Männchen an mir hängen (was ich übrigens hundertfach erwidere), dann würde es Dir gewiss Leid thun, sie von mir zu trennen. Also richte es doch so ein, meine Liebe, dass sie reisen können. Es ist sehr leicht möglich, dass ich einen Teil der Unkosten werde auf mich nehmen können.

Am 24. April soll meine Ouverture (dieselbe, welche in Moskau gespielt worden ist) in Petersburg in einem populären Konzert zur Aufführung gelangen. Leider werde ich nicht dort sein können".

An A. Tschaikowsky.

„25. April.

Schon lange habe ich keine Zeile von Dir erhalten und bin traurig darüber. Es haben mich überhaupt Alle vergessen, und ich habe keine Ahnung mehr davon, was in Petersburg vorgeht. Meine Tageszeit ist jetzt ordnungsmässig eingeteilt und vergeht, wie folgt:

Zwischen 9 und 10 Uhr erwache ich gewöhnlich, und unterhalte mich, im Bett liegend, eine Weile mit Rubinstein, dann stehe ich auf und trinke mit ihm Thee. Von 11 bis 1 gebe ich entweder Unterricht, oder arbeite bis 2 Uhr an der Symphonie [1]) (welche übrigens nur langsame Fortschritte macht); in dieser Zeit besuchen mich oft Kaschkin und Frau Walzeck [2]). Um halb drei begebe ich mich in die Ulitinsche Buchhandlung, lese dort die Zeitungen durch und gehe nachher etwas spazieren. Um 4 Uhr esse ich Mittag. Nachmittag gehe ich entweder wieder spazieren, oder sitze zu Hause. Abends trinke ich oft bei Tarnowsky's Thee, oder gehe in den Künstler-Verein, oder in den Kaufmännischen, oder auch in den Englischen Klub, wo ich die Zeitschriften durchsehe. Um 12 bin ich stets wieder zu Hause, schreibe Briefe oder komponiere an der Symphonie, und lese noch im Bett ziemlich lange. In letzter Zeit schlafe ich sehr schlecht: meine apoplexischen Erscheinungen [3]) sind wiedergekommen und zwar mit grösserer Intensivität als je, sodass ich jetzt schon immer im Voraus weiss, ob sie in der bevorstehenden Nacht kommen werden oder nicht, und im ersteren Falle mich bemühe, gar-

1) Symphonie № 1 (G-moll), Verlag Jurgenson.
2) Frau Walzeck-Gesanglehrerin am Konservatorium.
3) Eigentümliches nervöses Hämmern im Kopf, welches sich bei Peter Iljitsch immer infolge von Ueberanstrengung beim Einschlafen einzustellen pflegte.

nicht einzuschlafen. So habe ich, z. B., Vorgestern die ganze Nacht nicht geschlafen. Meine Nerven sind wieder ganz zerrüttet. Die Ursachen davon sind: 1) die nicht gelingen wollende Symphonie; 2) Rubinstein und Tarnowsky's haben entdeckt, dass ich leicht zu erschrecken bin, und erschrecken mich spasseshalber jeden Augenblick auf die verschiedenste Art und Weise; 3) mich will der Gedanke nicht verlassen, dass ich bald sterben und die Symphonie unbeendet hinterlassen werde. Mit einem Wort, ich erwarte jetzt den Sommer, wie das verheissene Paradies, und hoffe, in Kamenka Ruhe und Gesundheit zu finden und alles Missgeschick zu vergessen. Von Gestern an habe ich mir vorgenommen, keinen Schnaps, keinen Wein und keinen starken Thee mehr zu trinken.

Ueberhaupt: ich hasse das Menschengeschlecht und würde mit Genuss in einer Wüste Zuflucht suchen, mit einem nur geringen Gefolge umgeben. Das Billet für die Diligence habe ich mir für den 10. Mai schon besorgt".

In dem von Kologriwoff am 1. Mai in Petersburg unter Leitung A. Rubinstein's veranstalteten populären Konzert ist u. A. auch die F-dur-Ouverture zur Aufführung gekommen.

Dieses erste Petersburger Debut Peter Iljitsch's ist ganz unbemerkt geblieben. Die Zeitungen haben dasselbe auch nicht mit einem Wort erwähnt. Aus dem Umstand, dass auch von denjenigen Petersburgern, mit denen Peter Iljitsch im Briefwechsel stand, Keiner über jene Aufführung berichtet, geht hervor, dass sie garkeinen Erfolg gehabt hat. Der Einzige, der mir einmal einige Worte darüber geäussert hat, ist N. A. Rimsky-Korsakoff; er sagte mir, dass er in jenem Konzert gewesen sei, dass er damals zum ersten Mal eine Tschaikowsky'sche Komposition zu Gehör bekommen und nur eine schlechte Meinung vom Talent des Komponisten gewonnen habe.

Die von Peter Iljitsch so lange und sehnsüchtig erwartete, in Gesellschaft der Zwillinge zu unternehmende Reise zur Schwester nach Kamenka hat leider nicht stattfinden sollen.

An Frau A. I. Dawidow.

„14. Mai.

Liebe Freundin Sascha! Habe Dir deshalb so lange nicht geschrieben, weil ich vorerst die endgiltige Entscheidung in Betreff meiner Reise abwarten wollte. Es han-

delt sich darum, dass die Chaussée zwischen Moskau und Kiew zur Hälfte unpassierbar sein soll und die Diligencen nur bis Dowsk fahren. Den Reisenden ist es anheim gestellt die Weiterfahrt auf der „versunkenen" Strasse auf eigene Gefahr hin im Privatfuhrwerk zu unternehmen. Vor ungefähr drei Wochen bin ich im Diligencenbureau gewesen und wollte das Billet lösen; der Beamte erklärte mir aber, dass ich das Billet für den 16. Mai und nur bis Dowsk erhalten könne, fügte aber hinzu, dass die Chaussée bis dahin wieder hergestellt sein würde. Ich habe nun infolgedessen die Unvorsichtigkeit begangen, das Billet zu nehmen und 19 Rubel zu bezahlen mit der Bedingung, dass mir am 16. das Billet bis Dowsk auf ein anderes bis Kiew umgetauscht werde. Nun erweist es sich aber, dass die Chaussée bis Heute noch nicht ausgebessert ist und die Diligencen immer noch blos bis Dowsk fahren. Ueber den Zustand der Strasse zwischen Dowsk und Kiew weiss man hier in Moskau so schreckliche Geschichten zu erzählen, dass ich es nicht wagen möchte, die Reise zu unternehmen. Du glaubst garnicht wie sehr mich dieses dumme Hinderniss verstimmt hat. Den ganzen Winter träumte und schwärmte ich von Nichts Anderem, als von dem Wiedersehen mit Euch, von der Seelenruhe, welche ich nur bei Euch zu finden vermag und plötzlich kommt so eine dumme Chaussée dazwischen! Die Brüder können sich auch nicht entschliessen, die Reise zu unternehmen. Sie flehen mich jetzt an, zu ihnen nach Petersburg zu kommen, gemeinschaftlich das Weitere zu beraten und einen Entschluss zu fassen.

Du wirst Dich, vielleicht, wundern, dass mir der Weg zwischen Dowsk und Kiew eine solche Furcht einflösst; aber das ist es nicht allein, was mich zurückhält, sondern auch der Mangel meiner Finanzen, denn mein Geld reicht nur für den Fall, dass ich die ganze Strecke per Diligence zurücklegen kann. Das Honorar für die Uebersetzung Gevaerts werde ich wahrscheinlich erst im August erhalten.

Küsse Dich, Leo und die Kinder unendlich viele Mal" u. s. w.

Die Fahrt nach Petersburg hat die Schwierigkeiten nicht nur nicht beseitigt, sondern sie eher vermehrt, indem sie Peter Iljitsch in Ausgaben stürzte. In Petersburg war das Geld für die Reise nach Kamenka erst recht nicht zu finden. Ueberhaupt, hat sich Peter Iljitsch wohl noch nie in einer so kritischen Lage befunden, wie damals. Es kam

sogar soweit, dass er die erste Nacht nach seinem Eintreffen in Petersburg ohne Obdach unter freiem Himmel bleiben musste. Als er, nämlich, vom Bahnhof direkt zu Schoberts kam, erwies sich dort das ganze Haus bereits voller Gäste. In der Hoffnung, gegen Abend bei einem seiner Petersburger Bekannten oder Freunde ein Nachtlager zu finden, wollte er den Tag über bei Schobert's bleiben, merkte aber in der Freude des Wiedersehens mit seinen Brüdern garnicht, wie schnell die Zeit verflog, sodass als er erst spät abends fortging – es ihm unmöglich schien, in so vorgerückter Stunde Jemanden um Nachtquartier zu ersuchen, und er es vorzog, da er für ein Hôtel kein Geld hatte, auf der Strasse den Morgen zu erwarten.

Da nun von einer Reise nach Kamenka, dazu noch zu Dreien, garkeine Rede mehr sein konnte, so blieb Peter Iljitsch Nichts Anderes übrig, als die Einladung der Schwiegermutter seiner Schwester, Alexandra Iwanowna Dawidow's, den Sommer in ihrer Familie im Oertchen Mjatlewo in der Nähe Petersburgs zu verbringen, anzunehmen.

Mit Hilfe des soeben vom Ural zwrückgekehrten Ilja Petrowitsch ist es Peter Iljitsch gelungen, wenigstens Anatol die Reise zur Schwester zu ermöglichen, während er selbst mit Modest in der Familie der Frau Dawidow Aufnahme fand.

Mjatlewo war Peter Iljitsch schon von früher her bekannt und mit angenehmen Erinnerungen verknüpft. In der Nähe befand sich das Sergius-Kloster, wohin er Sonnabends zum Nachmittagsgottesdienst gern zu gehen pflegte. Auch der Vater Peter Iljitsch's wohnte in jenem Sommer in Mjatlewo in der Familie seiner Frau, sodass Peter Iljitsch den denkbar besten Ersatz für Kamenka gefunden hatte; und doch konnte er sein Bedauern nicht unterdrücken.

An A. I. Dawidow.

„7. Iuni.

Teure Sascha! Es vergeht aber auch wirklich nicht eine Stunde, ohne dass ich bei den geringsten Anlässen an Alles Das denken muss, was sich grade vor einem Jahr bei Euch zugetragen hatte. Ach, ich habe so gehofft, mich an Eurer Seite etwas zu erwärmen. Ausser Euch muss ich nun auch noch einen anderen „Wärme-Apparat" lange Zeit hindurch entbehren. Ich meine Toly.

Wir leben in Mjatlewo eigentlich garnicht schlecht und ich würde dieses Leben vielleicht sogar sehr nett finden,

wenn nicht der beständig nagende Gedanke an Kamenka wäre! Das Wetter ist sehr schön. Vater sehe ich sehr oft.

Was sind das doch für ideale Menschen die Dawidow's! Für Dich ist es ja Nichts Neues, ich kann aber nicht umhin, darüber zu reden; so intim, wie jetzt, bin ich ja noch nie mit ihnen gewesen und habe jeden Augenblick Gelegenheit, ihre Güte zu bewundern.

Jetzt wende ich mich an Dich, Toly. Ich habe jede Minute Deiner gedacht und die Reise Schritt für Schritt verfolgt. Nur in diesem Augenblick kann ich mir nicht vorstellen, was Du thust, da ich nicht weiss, ob ihr am Montag rechtzeitig zur Abfahrt des Dampfers gekommen seid. In diesem Falle schläfst Du jetzt, wahrscheinlich, im Hôtel „Europa", was auch Modest jetzt thut, indem er die nächtliche Stille mit seinem ziemlich „gesunden" Schnarchen erfüllt. Er beträgt sich sehr gut. Es fällt mir angenehm anf, dass er stets lustig und von gleichmässigem Charakter ist.

Ich habe schon mit dem Instrumentieren der Symphonie begonnen. Meine Gesundheit ist im leidlichen Zustand. Nur einmal, vor Kurzem habe ich eine Nacht nicht geschlafen, da mich wieder die „Hämmerchen" [1]) gequält hatten".

In meinen Erinnerungen an jenen Sommer, erscheint Peter Iljitsch viel weniger fröhlich gestimmt, als vor einem Jahr. Am Tage unternahm er öfter als früher einsame Spaziergänge, indem er meine Begleitung ablehnte, was mich stets sehr kränkte; nur die Abende verbrachte er mit uns. Nur in diesen Stunden mied er nicht unsere Gesellschaft, und wir veranstalteten oft gemeinsame Exkursionen in die naheliegenden Wälder, oder unternahmen Spazierfahrten. Aber die köstlichsten Momente für mich und für Wera Wassiljewna, deren musikalische Erziehung Peter Iljitsch, wie früher, beaufsichtigte, waren—wenn er sich Abends ans Piano setzte und uns eine der Symphonieen Schumanns (die erste oder vierte), oder „Paradies und Peri", oder auch die italienische Symphonie von Mendelssohn vorspielte. Namentlich entzückte ihn der erste Teil von „Paradies und Peri": jedesmal, wenn er es vortrug, war er ganz entzückt und verlangte von uns jedesmal eine ganz besondere Aufmerksamkeit, wenn der jugendliche Held vor dem grausamen Herrscher erschien, oder der Chor der Engel den Tod des jungen Märtyrers verherrlichte; er

[1]) „Hämmerchen" nannte Peter Iljitsch die auf Seite 131 erwähnten nervösen Erscheinungen.

behauptete jedesmal, dass er Etwas Schöneres in der ganzen Musik nicht kenne. Trotzdem er in seinen musikalischen Sympatieen ziemlich veränderlich war und oft das Eine oder das Andere schlecht machte, wovon er eben erst entzückt gewesen, hat Peter Iljitsch „Paradies und Peri“ ewige Treue bewahrt, gleich „Don Juan“, „Freischütz“ und dem „Leben für den Zaren“.

Ungeachtet der Schönheit der Gegend, der Gesellschaft der immer mehr und mehr von ihm geschätzten Familie Dawidow, ungeachtet der Nähe des Vaters, und des poetischen Eindruckes der Fahrt zum Ladoga-See — war für Peter Iljitsch die Erinnerung an den in Mjatlewo verlebten Sommer unangenehm. Das lag an der G-moll-Symphonie, welche unter dem Namen „Winterträume“ bekannt geworden ist. Nicht eine einzige seiner Kompositionen hat ihm soviel Mühe und soviel Qual gekostet, wie gerade diese Symphonie.

Er hat diese Komposition noch in Moskau im Frühjahr in Angriff genommen, und schon damals war sie die Ursache seiner Nervenschwäche und zahlloser schlafloser Nächte. Das lag jedenfalls an seiner noch ziemlichen Unerfahrenheit im Komponieren, welche sich bei dem ersten selbständigen grossen Werk nach Absolvierung des Konservatoriums zeigte, zum Teil aber auch an jenem unerforschbaren Zufall, welcher es fügt, dass die eine Arbeit schnell und leicht, und die andere wieder nur mühsam und langsam von statten geht; am wahrscheinlichsten, jedoch, lag es daran, dass Peter Iljitsch nicht nur den Tag über, sondern auch in der Nacht arbeitete. Trotz des enormen Fleisses machte die Symphonie nur langsame Fortschritte und je mehr Peter Iljitsch arbeitete, desto schwächer wurden seine Nerven. Die Ueberanstrengung verscheuchte den Schlaf, und die Schlaflosigkeit wirkte lähmend auf die schöpferische Kraft. Ende Juni kam es endlich zu schrecklichen nervösen Anfällen. Der herbeigerufene Arzt konstatierte, dass Peter Iljitsch nur „um einen Schritt vom Wahnsinn“ entfernt sei, und dass die Lage eine verzweifelte wäre. Die Krankheit äusserte sich hauptsächlich und am fürchterlichsten darin, dass Peter Iljitsch von Halluzinationen und von einem beklemmenden Angstgefühl verfolgt wurde. Wie schwer Peter Iljitsch unter dieser Krankheit gelitten haben muss, geht aus dem Umstand hervor, dass er später nie mehr in der Nacht zu arbeiten wagte. Nach jener Symphonie ist nicht eine einzige Note seiner Kompositionen Nachts entstanden.

Auf diese Weise ist es also Peter Iljitsch nicht gelungen, die Symphonie noch im Sommer zu beenden. Trotzdem hat er sie vor seiner Rückreise nach Moskau seinen Lehrern A. Rubinstein und N. Zaremba gezeigt, in der Hoffnung, dass sie das Werk für eines der Symphonie-Konzerte der Russischen Musikalischen Gesellschaft in Aussicht nehmen würden. Er sollte aber schon wieder eine bittere Enttäuschung erleben: seine Arbeit wurde einer sehr strengen Kritik unterworfen und einer Aufführung nicht für wert erachtet. Zaremba hat, unter Anderem, das zweite Thema des ersten Satzes missfallen, welches dem Autor selbst durch den Kontrast gegenüber dem ersten Thema grade gefiel. Und doch war die Autorität der Professore einflussreich genug, um Peter Iljitsch zu veranlassen, die Symphonie nach Moskau mitzunehmen und sie dort gründlich umzuarbeiten.

Diese Symphonie ist das erste Werk, welches er nach Alsolvierung des Konservatoriums selbständig komponiert hat. Alles Uebrige, woran er gearbeitet, beschränkt sich auf die Instrumentierung der Ouverturen F-dur und C-moll, welche beiden Werke bis Heute unveröffentlicht geblieben sind.

III.

1866—1867.

In den letzten Tagen des Monats August kehrte Peter Iljitsch nach Moskau zurück, diesmal jedoch ohne jenes feindselige Gefühl, mit welchem er am 6. Januar in diese Stadt gekommen war. In dieser Veränderung seines Verhaltens gegenüber Moskau spielte nicht zum wenigsten sein ausserordentlich sensibles künstlerisches Ehrgefühl eine Rolle. Nach dem absprechenden Urteil der Petersburger Autoritäten über seine Symphonie, verglich er unwilkürlich den Empfang, der ihm und seinen Kompositionen in Petersburg beschieden gewesen, mit der Anerkennung, die ihm seitens der Moskowiter zu Teil wurde, und zwar sehr zu Gunsten der Letzteren. Ausserdem hat er in der

Peter Iljitsch Tschaikowsky im Jahre 1867.

drei Monate langen Trennung die Freundschaft mit seinen Moskauer Kollegen, N. Rubinstein, Albrecht und Kaschkin recht schätzen gelernt und freute sich sehr auf das Wiedersehen mit ihnen. Endlich musste auch der sehr wichtige Umstand anziehend auf Peter Iljitsch wirken, dass vom September an sein Gehalt mehr als um das Doppelte vergrössert werden sollte. Er musste sich ausserordentlich freuen, dass die Not endlich ein Ende haben sollte, und ein Einkommen von mehr als Hundert Rubel monatlich erschien ihm fast als Reichtum. „Geld habe ich über und über genug", schreibt er im November an seinen Bruder.

Gleichzeitig fingen die letzten Bande, die ihn noch an Petersburg fesselten, an, sich zu lockern. Als Komponist hat er es weder seinen ehemaligen Lehrern, welche seine Symphonie abgelehnt, noch dem Publikum, welches mit kalter Gleichgiltigkeit seine Ouverture angehört, recht machen können. Die Anhänglichkeit an seinen Vater und seine Brüder ist zwar die gleiche geblieben, aber -erstens, hatte er sich bereits daran gewöhnt, getrennt von ihnen zu leben, und zweitens konnte von einem Bedauern der Zwillingsbrüder, sowie von der brennenden Sorge um sie nicht mehr die Rede sein: wusste er doch, dass sie im Hause ihres Vaters wieder ein Heim haben. Und doch blieb noch ein leises Gefühl der Sehnsucht nach Petersburg in ihm leben. Sein Heil erwartete er immer noch von der Anerkennung seines Talentes in Petersburg. Moskau war für

ihn immer noch die „fremde“ Stadt, deren Sympatie zu erobern „nicht der Mühe wert“ war,—die Provinz, deren Meinung er keine ernstliche Bedeutung beimessen wollte.

Im Jahre 1866 hat sich das Konservatorium derart vergrössert, dass es in der Wohnung Rubinsteins nicht mehr Platz hatte und nach einem grösseren Lokal verlegt werden musste. Die pädagogische Thätigkeit Peter Iljitsch's erstreckte sich auf einen Kursus Harmonielehre (der aber nur ziemlich schwach besucht war) und die Klasse der Elementartheorie, sodass er im Ganzen etwa 20 Stunden wöchentlich zu unterrichten hatte, und ihm für das Komponieren genug Zeit übrig blieb. Da sein, wenn auch erhöhtes Gehalt doch nicht genügend war, um eigne Wirtschaft zu führen, so blieb er vorläufig noch bei Rubinstein wohnen, welcher sich eine neue Wohnung in unmittelbarer Nähe des Konservatoriums gemietet hatte. Sie beide nahmen ihr Mittagsmahl bei Albrecht ein, dessen Pensionäre sie noch lange Zeit hindurch blieben.

Am 1. September fand die feierliche Einweihung des neuen Konservatoriums statt, welcher sämmtliche Honoratioren und hervorragende Vertreter der Gesellschaft Moskau's beiwohnten. Nach dem Festgottesdienst gab es ein Bankett, bei welchem viele Toaste ausgebracht wurden. Auch Peter Iljitsch erhob sein Glas und trank, nachdem er einige ausserordentlich warmherzige und begeisterte Worte geredet, das Wohl Anton Rubinsteins. N. D. Kaschkin, der einzige noch lebende Zeuge jenes Bankett's, erzählt, dass diese Rede Peter Iljitsch's einen sehr guten Eindruck hervorgebracht habe, erstens dank ihrem Inhalt, und zweitens, weil sie sehr gut gesprochen wurde.

„Nach dem Essen“, erzählt Kaschkin weiter,—„wollte man musizieren. Den neuengagierten Cellisten Kossmann hatte, ausser Rubinstein, noch Keiner von uns gehört, und wir waren Alle sehr begierig, das Spiel eines der berühmtesten Virtuosen Europa's kennen zu lernen. Tschaikowsky war aber der Meinung, dass die erste Musik im neuen Konservatorium —die Musik Glinka's sein müsse, setzte sich ans Klavier und spielte auswendig die Ouverture zu „Ruslan und Ludmilla“. Nachher kam ein Trio von Beethoven (Rubinstein, Laub und Kossmann) und eine Sonate desselben Meisters (Rubinstein und Kossmann) zum Vortrag.

Die Flut neuer Kollegen in der Sache der musikalischen Erleuchtung Moskaus, welche durch die Vergrösserung des Konservatoriums bedingt war, hat den intimen Freundes-

kreis Peter Iljitsch's nicht wesentlich erweitert. „Keinem von den Professoren des Konservatoriums ist Peter Iljitsch damals nahe gestanden. Er bewunderte zwar das unvergleichliche Spiel Laub's, vermochte aber nicht, intimere Bekanntschaft mit ihm zu schliessen, erstens, weil Laub, ausser der Musik und der Flintenjagd, sich für Nichts interessierte; zweitens konnte er nur deutsch sprechen, während Peter Iljitsch in dieser Sprache sich nur mühsam verständigte. Mehr Annäherungspunkte hatte Peter Iljitsch mit Kossmann, einem ausgezeichneten Musiker und gebildeten Menschen, welcher die französische Sprache vollkommen beherrschte. Mit I. Wieniawsky ist Peter Iljitsch nur kurze Zeit bekannt gewesen, denn Der verliess schon nach einem halben Jahr seinen Lehrerposten und reiste auf Nimmerwiedersehen fort. Manchen Abend versammelten wir uns bei A. I. Dubuque, einem sehr gastfreundlichen Herrn, dessen famoses Klavierspiel, namentlich der einzig in seiner Art dastehende Vortrag Field'scher Nocturno's und anderer damals modern gewesener Kompositionen, auch Peter Iljitsch sehr gefiel. Ausserdem war Dubuque ein stets lustiger und interessanter Erzähler"... Auch der jetzt in Wien lebende bekannte Klaviervirtuose Anton Door zählte damals zu den Freunden Peter Iljitsch's.

Von denjenigen nicht musikalisch-fachmännischen Bekannten Peter Iljitsch's wäre an erster Stelle der Kunstfreund Fürst Wladimir Odoewsky zu nennen, der Verfasser verschiedener bekanntgewordener wissenschaftlicher Schriften. Dieser Fürst brachte Peter Iljitsch sein besonderes Interesse entgegen und hat ihn stets in jeder möglichen Weise protegiert. Peter Iljitsch war ihm dankbar dafür und hatte ihn seinerseits sehr verehrt und ihm ein freundschaftliches Andenken bewahrt. 1878 spricht er sich in einem seiner Briefe folgendermassen über den Fürsten Odoewsky aus: „Das ist eine der erleuchtetsten Persönlichkeiten, denen ich je begegnet bin. Er war die personifizierte Herzensgüte, und verband mit seiner grossen Klugheit allumfassende Kenntnisse, unter Anderen auch die der Musik. Es scheint mir, dass ich erst vor Kurzem sein liebes Gesicht gesehen! Vier Tage vor dem Tode ist er noch im Konzert gewesen, um meine Orchester-Fantasie „Fatum" anzuhören. Mit welcher Jovialität hatte er mir in der Pause seine Bemerkungen mitgeteilt! Im Konservatorium liegen noch die „Becken", die er irgendwo selbst ausgegraben und mir geschenkt hatte. Er fand näm-

lich, dass ich das Talent besitze, dieses Instrument immer an der richtigen Stelle anzuwenden, nur das Instrument selbst gefiel ihm nicht. Da durchstöberte denn der reizende Alte ganz Moskau nach einem Paar guter „piatti“ und schickte sie mir, nachdem er sie endlich gefunden hatte, nebst einem köstlichen Brief“. In der Welt der Schriftsteller und Schauspieler hatte Peter Iljitsch damals auch zwei gute Freunde, A. N. Ostrowsky und P. M. Sadowsky. Die Sympatie dieser beiden grossen Künstler hat er sich nur durch die Anziehungskraft seiner Person erworben, denn weder der Eine noch der Andere fand besonderen Gefallen an der Musik. Namentlich hat Sadowsky Peter Iljitsch sehr lieb gewonnen, obgleich diese Freundschaft unserem Komponisten keinerlei künstlerische Vorteile gebracht hatte. Dagegen wurde die Bekanntschaft mit Ostrowsky schon gleich im Anfang von grosser Bedeutung für Peter Iljitsch, denn der berühmte Dramatiker hat ihm versprochen, aus dem Drama „Der Woiwode“, welches sich am besten für eine musikalische Illustration eignete, ein Opernlibretto zurechtzumachen.

Im Laufe derselben Saison hat Peter Iljitsch noch eine weitere, für ihn von Wichtigkeit werden sollende Bekanntschaft gemacht,— die mit Wladimir Petrowitsch Begitscheff, dem damaligen Intendanten der Moskauer Kaiserlichen Oper. Dieser Mann genoss eine ziemlich grosse Popularität, erstens, als ehemaliger „Adonis“ und Held der romantischen Chronik Moskau's, zweitens, als Autor vieler, zum grössten Teil der ausländischen Literatur entlehnter Dramen, und drittens—als Gemahl seiner Frau. Diese, eine von der Moskauer und Petersburger Gesellschaft in den vierziger und fünfziger Jahren sehr gefeierte Salonsängerin, hatte gleich ihrem Gemahl eine sehr stürmische Vergangenheit hinter sich. Begitscheff war ihr zweiter Gatte. In erster Ehe ist sie mit einem gewissen Schilowsky verheiratet gewesen, welchem sie zwei Söhne, Konstantin und Wladimir, geschenkt hatte. Sie Beide haben von der Mutter Talent und Liebe zur Kunst geerbt, gleichzeitig aber leider auch einen gewissen Dilettantismus, die ihrer Mutter eigene Oberflächlichkeit. Der ältere der beiden Brüder ist in seinem Leben Alles Mögliche gewesen: Bildhauer, Sänger, Komponist und noch Verschiedenes Andere, zuletzt Schauspieler, während der Jüngere ausschliesslich der Komposition lebte. Konstantin Schilowsky hat im späteren Leben Tschaikowsky's eine nicht unbedeutende Rolle

gespielt, indem er bei der Anfertigung des Textbuches zu „Eugen Onégin“ lebhaften Anteil nahm. Im Jahre 1866 jedoch hatte Peter Iljitsch mehr Interesse für den 14-jährigen Wladimir, einen schwächlichen, kränklichen, aber für die Musik phenomenal begabten Knaben. Auf Empfehlung N. Rubinsteins wurde Peter Iljitsch der Theorielehrer Wladimir's und hat ihn in kurzer Zeit so lieb gewonnen, dass viele Jahre später, als er schon längst den Glauben an die kompositorische Leistungsfähigkeit seines Schülers verloren hatte, die Freundschaft mit ihm trotzdem bestehen blieb und bis an den 1893 erfolgten Tod W. Schilowsky's dauerte.

Bald nach der Ankunft in Moskau begann Peter Iljitsch mit der Komposition einer Ouverture über die dänische Nationalhymne [1]), welche Arbeit ihm N. Rubinstein bestellt hat, gelegentlich der bevorstehenden Hochzeitsfeier des Kronprinzen mit der dänischen Prinzessin Dagmar, und zwecks Aufführung in Gegenwart der Erlauchten Neuvermählten während ihres Aufenthaltes in der alten Zarenstadt.

Wie alle bestellten Arbeiten, hat Peter Iljitsch auch diese schon vor dem Termin fertiggestellt, ungeachtet dessen, dass er sie unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen zu komponieren hatte, denn die Wohnung Rubinsteins war den ganzen Tag über der Sammelpunkt der Konservatoriumsprofessore und anderer Besucher, welche sich nicht genierten, sich auch in Peter Iljitsch's Zimmer aufzuhalten (wie Kaschkin erzählt), sodass er zu Hause keine Ruhe hatte und genötigt war, zu anderen Orten seine Zuflucht zu nehmen, beispielsweise zu dem Hôtel „Grossbrittannien“, in dessen geräumigen Zimmern es am Tage gewöhnlich ziemlich menschenleer war. Die Ouverture hat Peter Iljitsch dem Kronprinzen gewidmet und erhielt von Diesem als Dank mit Edelsteinen verzierte goldene Manschettenknöpfe, welche Peter Iljitsch aber sofort an Dubuque verkaufte. Peter Iljitsch, welcher seine ersten Arbeiten stets sehr streng beurteilte, hat dieser Ouverture jedoch ein sympatisches Andenken bewahrt und schrieb 1892 an Jurgenson, welcher den Wunsch geäussert hatte, sie herauszugeben: „Meine „Dänische Ouverture“ kann ein Repertoirstück werden, denn sie ist, soweit ich mich erinnere, ziemlich wirkungsvoll, und ist in musikalischer Beziehung viel besser als „1812“. Von den Briefen Peter

[1]) Op. 15. Verlag Jurgenson.

Iljitsch's aus der ersten Hälfte der Saison haben sich nur zwei erhalten.

An A. Tschaikowsky.

„8. November.

...Ich bin wie früher gesund und nach Möglichkeit glücklich... Die Ouverture der Dagmar ist schon fertig, ihre (der Dagmar) Ankunft ist aber bis zum April verschoben, sodass ich mich umsonst beeilt habe. Jetzt will ich die Umarbeitung der Symphonie in Angriff nehmen, und später, vielleicht, eine Oper. Es ist Hoffnung vorhanden, dass Ostrowsky selbst mir das Textbuch zum „Woiwoden" machen wird. Habe einige neue Bekanntschaften gemacht, unter Anderen die des Fürsten Odoewsky und die der Fürstin Meschtschersky, der schönsten Frau in ganz Moskau. Ich erinnere mich nicht mehr, ob ich über Albrecht schon je Etwas geschrieben habe: er spielt eine grosse Rolle in meinem Leben und ich muss ihm daher einige Worte widmen. Erstens ist er der liebenswürdigste Mann von ganz Moskau; ich habe schon im vorigen Jahre seine Bekanntschaft gemacht und habe mich seitdem so an ihn gewöhnt, dass ich bei ihm wie zu Hause bin, was mir oft einen grossen Trost gewährt. Zweitens habe ich seine zwei reizenden Kinder sehr lieb gewonnen. Tarnowsky's besuche ich jetzt lange nicht mehr so oft, als früher".

An Denselben.

„1. December.

....Bin eben erst von einem Abend nach Hause gekommen, wo ich wundervolle Stücke von Schumann, (von Rubinstein und Laub vorgetragen) gehört habe... In der vorigen Woche ist Kross [1]) hier gewesen, und verbrachte mit uns vier Tage. Wir haben natürlich ziemlich stark gekneipt und ich habe mich infolgedessen sehr verausgabt. Den Schluss bildete der Maskenball im Grossen Theater. Dort hat mich den ganzen Abend eine Maske intriguirt, welche ich nicht erkennen konnte, welche mich aber gut zu kennen schien. Zuletzt soupierten wir in Gesellschaft Rubinsteins und seiner Maske. In Petersburg werde wahrscheinlich d. 25. früh eintreffen, wenn ich bis dahin noch lebe und gesund bin".

[1]) Siehe S. 96

Nachdem P. I. die Symphonie den Fingerzeigen A. Rubinsteins und Zaremba's entsprechend umgearbeitet hatte, wollte er vor Allem—N. Rubinstein überschlagend — das neue Urteil seiner Lehrer einholen, so sehr stand er damals noch unter dem Einfluss Petersburg's. In Moskau hat er nur den unbedeutendsten Teil seines Werkes in einem Symphoniekonzert (am 8. Dez.) aufführen lassen: das Scherzo, welches, übrigens, garkeinen Erfolg hatte.

In Petersburg wurde die Symphonie im Grossen und Ganzen wiederum abgelehnt; nur die beiden Mittelsätze, Adagio und Scherzo haben sich einer Aufführung erfreut (11. Febr. 1867). Der Erfolg dieser Aufführung war geringer als mittelmässig. Das Publikum hat applaudiert, den Autor aber nicht hervorgerufen, was ungefähr einem Fiasko gleich kommt, denn die Neugier, den unbekannten Autor zu sehen, erleichtert den Erfolg gewöhnlich sehr.

Trotzdem ist in der Presse die erste lobende Anerkennung Peter Iljitsch's gerade dieser Symphonie zu Teil geworden. Während der hervorragendste Kritiker Petersburg's, C. Cui, die Erscheinung des Namens Tschaikowsky auf dem Programm der Symphoniekonzerte mit Schweigen übergangen, hat ein anderer, ein unbekannter Rezensent, welcher sich A. D. nennt, einen begeisterten Artikel in der „Petersburger Zeitung" unter dem Titel „Die Symphonie von Tschaikowsky" geschrieben.

Dieser, offenbar von einer Dilettantenfeder stammende Artikel, vermochte nur in geringem Maasse den Schlag zu mildern, welcher das künstlerische Ehrgefühl Peter Iljitsch's betroffen, als Rubinstein die Bitte unseres Komponisten, die ganze Symphonie in der Russischen Musikalischen Gesellschaft aufzuführen, zum zweiten Male abschlägig beschieden hatte.

In dem so milden Charakter Peter Iljitsch's bestand neben der ausserordentlichen Gutmütigkeit und Nachsicht gegenüber den Mitmenschen merkwürdiger Weise gleichzeitig auch der Zug, erfahrenes Leid oder Unrecht nie vergessen zu können, jedoch nicht im Sinne von Rachsucht, sondern wörtlich verstanden: Peter Iljitsch hat der, seinem künstlerischen Stolz angethanen Beleidigungen sehr, sehr lange gedenken können. Wenn der Beleidiger ihm bis dahin lieb und teuer gewesen, so erkaltete Peter Iljitsch urplötzlich und für immer ihm gegenüber. Nicht nur Monate, auch nicht Jahre, sondern Jahrzehnte lang trug er die ihm beigebrachte Wunde ungeheilt in der Seele, und man mus-

ste wirklich ausserordentlich viel thun, um ihn ein unvorsichtiges Wort oder eine unfreundliche Handlung vergessen zu machen. Das war unzweifelhaft das Resultat seiner Verwöhntheit. Schon von frühester Kindheit an hatte sein liebenswürdiges Wesen jedwede Feindschaft oder sogar nur Gleichgiltigkeit ihm gegenüber ausgeschlossen, sodass die unbedeutendsten Nadelstiche, die ein Anderer kaum merkt, ihm—weil sie ihm unbekannt—schon wie wuchtige Schläge mit einem grossen Messer vorkamen. Ich könnte viele Fälle aufzählen, wo er wegen Kleinigkeiten freundschaftliche Beziehungen zerrissen hatte, beschränke mich aber darauf, zu erwähnen, dass er—als er schon seit lange in Russland und in Europa berühmt war—noch immer die ersten absprechenden Urteile Cui's und Hanslick's über seine Kompositionen nicht vergessen konnte, und sie fast Wort für Wort in seinem Gedächtniss trug.

Eine solche nie vergessene Beleidigung war auch die abermalige Ablehnung seiner Symphonie seitens des Petersburger Direktoriums der Russischen Musikalischen Gesellschaft. Er verbiss seinen Aerger und hörte von nun an auf, die Anerkennung seines Talentes in Petersburg zu erstreben. Aus dem ehrerbietigen Schüler, welcher furchtsam seine Arbeiten dem Direktorium zur Begutachtung vorlegt, ist plötzlich ein selbstbewusster Mann geworden. Nach einem Jahr, als aus Petersburg die mündliche Bitte an ihn gelangt war, er möchte doch die Tänze aus der Oper „Der Woiwode" zwecks Aufführung hinsenden, antwortete er stolz, er werde es nicht eher thun, als bis man ihm ein offizielles schriftliches Gesuch mit sämmtlichen Unterschriften des Direktoriums zukommen lassen würde,—„denn diese Herren",—schrieb er bei der Gelegenheit an seine Brüder, „verhalten sich mir gegenüber etwas zu sehr kavaliermässig. Man muss sie anf....n, um ihnen zu imponieren." Das weitere Schicksal der „Winterträume" hat bewiesen, dass im gegebenen Fall das Beleidigtsein Peter Iljitsch's nicht grundlos gewesen, und dass er wohl Recht hatte, über Ungerechtigkeit zu klagen.

Bald darauf erlebte die Symphonie in Moskau, und einige Jahre später auch in Petersburg, glänzende Erfolge und gehört auch Heute noch nicht zu den vergessenen Werken unseres Komponisten.

Nicht nur die Episode mit der Symphonie, sondern auch viele andere Umstände entfremdeten Peter Iljitsch nach und nach das „geliebte" Petersburg. Die Reihen sei-

ner Freunde lichteten sich mit der Zeit immer mehr und mehr, der beste von ihnen, Laroche, kam im Dezember als Professor nach Moskau. Ausserdem gewann in Petersburg der von Balakireff geleitete kleine Kreis talentvoller jungrussischer Komponisten-Neuerer, welche Dargomyzski huldigten und zu denen Rimsky-Korsakoff, Mussorgsky, C. Cui und Borodin gehörten, immer mehr an Einfluss und Bedeutung. Die von diesen Komponisten vertretenen und durch C. Cui und Stassoff schriftlich verfochtenen Tendenzen, welche die alten Götter Haydn, Mozart, Händel u. A. zu stürzen bestrebt waren, sowie der Krieg, den sie mit dem Petersburger Konservatorium, speziell mit A. Rubinstein führten, machten auf Peter Iljitsch einen sehr unsympatischen Eindruck.

Das feindselige Gefühl, welches er gegenüber jener Komponistenplejade empfand, hatte seinen Grund zum Teil auch in dem Skeptizismus, mit welchem sich Peter Iljitsch überhaupt den Menschen gegenüber verhielt. Einen jeden, ihm unbekannten Menschen hielt er von vornherein für einen Feind. Trat er, z. B., in einen vollen Eisenbahnwagen und sah, wie die Fahrgäste ihn gleichgiltig anblickten, oder seine Bewegungen ängstlich verfolgten, in der Meinung, er könnte ihren mit Koffern und Körben belegten Platz wegnehmen, so schien es ihm, als befinde er sich unter Leuten, die ihm nicht nur übelgesinnt wären, sondern ihn ausserdem verachteten. Wenn er in ausländischen Hôtels an der table d'hôte sass, so glaubte er, dass er von Allen mit Abscheu angesehen werde, weil er sich erfrecht hatte, in ihre vornehme Gesellschaft einzudringen. Dafür wurden auch sie Alle von ihm mit Verachtung gestraft, aber nur bis zum ersten liebenswürdigen Wort oder freundlichen Blick. Dann verzieh er ihnen sofort und fand sie sogar sympatisch.

Ebenso ging es ihm mit den Vertretern der neuen Kunstrichtung in Petersburg. Bis zum Jahre 1868 war ihm Keiner von ihnen persönlich bekannt, aber auch er war ihnen bis dahin fremd geblieben. Das genügte, um in Peter Iljitsch die Vorstellung zu erwecken, dass sie ihm Alle feindlich gesinnt seien, und er — als 1867 A. Rubinstein von der Direktion der Symphonie-Konzerte der Russischen Musikalischen Gesellschaft zurücktrat, und die Leitung derselben vollständig in die Hände jener Herren fiel -Petersburg vollends für ein feindliches Lager hielt, während man dort in Wirklichkeit sich ihm gegenüber im schlimmsten Falle gleichgiltig verhielt.

Gleichzeitig festigten sich die Beziehungen Peter Iljitsch's zu seinen Moskauer Freunden, und der Kreis Derjenigen, welche an seine künstlerische Zukunft glaubten und ihm warme Teilnahme entgegenbrachten, vergrösserte sich von Tag zu Tag. Ausserdem hat Peter Iljitsch das Moskauer musikalische Leben nach und nach besser kennen gelernt und ist zu der Ueberzeugung gelangt, dass Moskau in dieser Beziehung zwar ein wenig hinter Petersburg zurückstehe, dass aber der künstlerische Wert seiner leitenden musikalischen Persönlichkeiten nichtsdestoweniger sehr hervorragend sei. Bei näherer Bekanntschaft mit Nikolai Gregorjewitsch hat Peter Iljitsch die ausserordentliche Bedeutung dieses Mannes als ausübenden Künstler, ausgezeichneten Dirigenten und rastlosen Arbeiter endlich einsehen gelernt. Infolge der Erscheinung in Moskau solcher musikalischen Grössen, wie Laub und Kossmann, infolge der intimen Freundschaft mit Kaschkin und Albrecht, infolge der Ankunft Laroche's u. s. w. wurde Moskau in den Augen Peter Iljitsch's immer mehr zu einem beachtenswerten musikalischen Mittelpunkt, wo es wohl der Mühe wert war, nach Anerkennung zu streben.

Von den Briefen Peter Iljitsch's aus der ersten Hälfte des Jahres 1867 datiert der erste vom 2. Mai, sodass es schwer ist festzustellen, wann er mit der Komposition des „Woiwoden" begonnen hat. Jedenfalls hat ihm Ostrowsky schon im März oder April den ersten Teil des Textbuches übergeben. Bis zum Juni hat Peter Iljitsch jedoch verhältnissmässig wenig geschaffen: ich erinnere mich, dass im Sommer noch nicht einmal der erste Akt vollendet war. Gleich im Anfang musste Peter Iljitsch seine Arbeit unterbrechen, denn er hatte es fertigbekommen, das Textbuch zu verlieren, sodass Ostrowsky es aus dem Gedächtniss wiederherstellen musste.

An A. Tschaikowsky:

„2. Mai (Abends).

...Die ganze letzte Woche war ich verstimmt; der Grund lag in folgenden Umständen: 1) schlechtes Wetter, 2) Geldmangel und 3) vollständige Hoffnungslosigkeit, das Libretto wiederzufinden.

Von den Festtagen [1]) ist Nichts zu erzählen: es wird Euch Alles schon aus den Zeitungen bekannt sein. Auf

1 Aus Anlass des Aufenthaltes des neuvermählten Kronprinzenpaares.

dem Volksfest in Sokolniki [1]) bin ich nicht gewesen, denn ich habe es vorgezogen Turgenew's „Rauch" durchzulesen, und bedauere es nicht. Laroche sehe ich sehr oft. Habe bei ihm neulich die Bekanntschaft des sehr interessanten Professors Bugajeff [2]) gemacht. Das ist ein unglaublich gelehrtes und sehr kluges Männchen. Er hat uns bis tief in die Nacht hinein von der Astronomie und den neuesten Entdeckungen derselben erzählt. Oh, Gott! Wie grenzenlos unwissend sind wir doch noch, wenn wir die Schule verlassen. Es überkam mich ein Schauder als ich einen belesenen und in Wahrheit aufgeklärten Menschen kennen zu lernen Gelegenheit hatte!...

Verfügt über mich im Sommer, wie ihr wollt. Ungefähr am 28. Mai werde ich in Petersburg eintreffen".

Als Peter Iljitsch nach vielem Hin-und Herüberlegen endlich doch zur Ueberzeugung gekommen, dass es ihm auch in diesem Jahr nicht möglich sei, zur Schwester nach Kamenka zu reisen, fasste er den Entschluss, den bevorstehenden Sommer mit einem der Zwillingsbrüder (für Beide reichten seine Mittel nicht) in irgend einem entlegenen Dörfchen Finnlands zu verbringen. Da im vorigen Sommer Modest sein Gesellschafter gewesen, sollte diesmal Anatol mitkommen, während Modest in Hapsal bei Dawidow's ein Unterkommen fand.

Bei der Abreise aus Petersburg nach Wiborg, Anfang Juni, verfügte Peter Iljitsch über einhundert Rubel. Mit der ihm eigenen Naivetät in wirtschaftlichen Sachen, glaubte er, mit dieser Summe den ganzen Sommer hindurch auskommen, und sogar einen Abstecher nach dem Imatra-Wasserfall unternehmen zu können.

Unsere Reisenden kamen glücklich in Wiborg an, blieben dort einige Tage, lebten, ohne sich irgendwie einzuschränken, kamen auch bis zum Imatra-Fall und merkten hier erst mit Entsetzen, dass das Geld einstweilen ausgegangen war, dass an eine Sommerwohnung garnicht mehr zu denken sei, und dass die noch übrig gebliebenen paar Rubel kaum noch für die Rückreise nach Petersburg reichten. So machten sie sich denn auch mit dem ersten Schiff nach Petersburg auf, um dort bei Bekannten oder Verwandten wenigstens für die ersten Tage ein Unterkommen zu finden, Geld aufzutreiben und das Weitere zu überlegen; dort harrte ihrer doch eine grosse Enttäuschung.

1) Ein Vorort Moskau's.
2) Bugajeff — Professor der Mathematik an der Moskauer Universität.

Ilja Petrowitsch war für den Sommer nach dem Ural gereist, nachdem er seine Wohnung vermietet hatte. Von den anderen Verwandten und Freunden war auch Niemand zu finden: Alle waren verreist. So blieb unseren Reisenden nur Eines übrig: so schnell als möglich nach Hapsal zu flüchten, in der Hoffnung, bei Dawidow's Aufnahme finden zu können. „Unsere allerletzten Rubel", — erzählt Anatol, „reichten gerade noch hin, um als Zwischendeckspassagiere des Dampfers „Konstantin" bis Hapsal zu kommen. Zu unserem Unglück war es damals sehr kalt, und wir litten fürchterlich darunter, denn warme Kleider hatten wir nicht mit. Peter hat bei einem Mitreisenden für die Nacht ein Plaid bekommen und hüllte mich darin ein, während er selbst trotz meiner Bitten uneingehüllt blieb und sich unaufhörlich die bittersten Vorwürfe wegen seines Leichtsinnes machte.

In der Nähe des von Dawidow's bewohnten Hauses mietete Peter Iljitsch bei einer armen Wittwe zwei bescheidene möblierte Zimmer und bezog sie mit seinen beiden Brüdern. Da wir alle Drei nur wenig Geld zu unserer Verfügung hatten, so liessen wir uns das Essen von einem billigen Restaurateur ins Haus senden, und zwar immer nur zwei Portionen, welche wir, so redlich es ging, teilten. Infolgedessen waren wir eigentlich nie ordentlich satt. Ich erinnere mich noch lebhaft an jene „Diner's", und wie oft wir von ganzem Herzen über humoristische Zwischenfälle bei der „Teilung" gelacht haben, z. B. wenn Peter Iljitsch sich vor die schwierige Aufgabe gestellt sah, zwei halbe Hühner in drei Teile zu schneiden, oder wenn er und ich, die wir Beide ziemlich anspruchslos im Essen waren, mit gierigen Augen verfolgten, wieviel der von Kindheit an etwas „unbeschränkte" Anatol selbst verzehren, und wieviel er uns übrig lassen wird. Wenn wir gar zu hungrig blieben, so veranstalteten wir einen Kaffee mit einem ganzen Haufen Brödchen, oder gingen zu Dawidow's und liessen uns sattfüttern. Diesen war unsere Situation wohl bekannt, sie konnten und wollten uns aber nicht einladen, täglich bei ihnen zu essen, denn sie glaubten mit Recht, dass Peter Iljitsch es doch abschlagen würde, weil sie selbst das Essen portionsweise aus einem Restaurant holen liessen. Oft haben sie aber List angewendet, um uns zu helfen, indem sie allerlei Picknicks und Ausfahrten unternahmen und uns dnzu einluden.

Trotz dieser kleinen Unannehmlichkeit, welche uns

übrigens viel mehr heitere als traurige Stunden bereitet, hat Peter Iljitsch den Sommer frohen Mutes verbracht. Er arbeitete rüstig an dem „Woiwoden", und widmete die freie Zeit der Gesellschaft seiner lieben Freunde. Abends lasen wir gewöhnlich und erfreuten uns namentlich an den dramatischen Werken Alfred de Musset's. Die anspruchslose und einfache Seele Peter Iljitsch's war von solcher Lebensweise vollauf befriedigt, und seine friedlich-heitere Stimmung spiegelt sich, glaube ich, ausgezeichnet in dem „Chant sans paroles", wieder welches er damals komponiert und zusammen mit zwei anderen Stücken unter dem Namen „Souvenir de Hapsal" Wera Wassiljewna Dawidowa gewidmet hatte.

Leider hat die Stimmung Peter Iljitsch's in der zweiten Hälfte des Sommers eine leichte Trübung erfahren, da sich einige neue Bekanntschaften einstellten, welche an und für sich zwar sehr angenehm waren, aber auf die gewohnte und liebgewonnene Lebensweise störend einwirkten. Von diesen neuen Bekannten muss ein gewisser Konstantin Petrowitsch Pobjedonosszew erwähnt werden, der im späteren Leben Peter Iljitsch's eine grosse Rolle spielte.

Seinen Aufenthalt in Hapsal beschreibt Peter Iljitsch in folgenden Briefen an die Schwester.

An. A. Dawidow:

„20. Juni.

Von unserer Reise nach Finnland wirst Du wohl schon wissen. Das war eine jener Dummheiten, für welche Dein lieber Bruder ein so grosses Talent besitzt. Nach Hapsal bin ich mit einem grossen Vorurteil und geringem Geldvorrat gekommen, endeckte aber tagtäglich neue Vorzüge, welche mich mit diesem Ort bereits versöhnt haben. Ueberdies hat Deine Unterstützung zusammen mit der mir aus Moskau gesandten Summe unseren Aufenthalt in Hapsal möglich gemacht. Möchte Dir im Geheimen mitteilen, dass — nachdem unser geschlossener Kreis durchbrochen und wir von neuen Bekanntschaften überflutet worden sind — ich sehr ingrimmig und ärgerlich bin, und mir in meinem Innern das Wort gegeben habe, nie wieder eine solche Sommerfrische aufzusuchen, wo die Leute fast tagtäglich tanzen und beinahe jede Minute sich gegenseitig Besuche machen... Wera Wassiljewna hat Dir wahrscheinlich schon geschrieben, dass ich sehr viel arbeite. Meine Oper geht recht munter vorwärts, und bin ich in dieser Hin-

sicht mit mir zufrieden. Schlimm ist aber die Thatsache, dass ich hier in Hapsal beständig Gelegenheit habe wahrzunehmen, dass in mir die Krankheit, welche „Misantropie" genannt wird, steckt. Manchmal überkommt mich ein fürchterlicher Menschenhass. Doch – reden wir darüber ein ander Mal. Sonst bin ich gesund und munter, was auch Dir wünsche"...

An A. Dawidow:

„Hapsal, d. 8. August.

...Nur noch einige Tage bleiben wir in Hapsal. Nach drei Tagen, am Sonnabend, werden wir uns schon auf dem Dampfschiff befinden. Hapsal selbst taugt nichts, aber einige schöne Erinnerungen werde ich mir bewahren, dank der Gesellschaft Dawidow's (die Verehrung, welche ich für diese Familie hege, hat keine Grenzen) und im Bewusstsein, dass die Zeit nicht nutzlos verstrichen ist. Obwohl ich mich stets zurückzog, ist es mir nicht gelungen einige neue Bekanntschaften zu vermeiden. Heute wollen wir eine Abschiedsfahrt in den Wald unternehmen".

Zum 15. August sind die drei Brüder wieder nach Petersburg zurückgekehrt, wo Peter Iljitsch noch etwa eine Woche blieb und dann nach Moskau abreiste.

Im Laufe der Saison 1866—1867 hat Peter Iljitsch folgende Werke komponiert:

1) Op. 15. Festouverture über die dänische Hymne. Begonnen im September; beendet im October 1866. Verlag Jurgenson.

2) Op. 13. Symphonie G-moll № 1, „Winterträume". Begonnen im März, beendet im November 1866. Verlag Jurgenson.

3) Op. 1. Russisches Scherzo und Impromptu. Komponiert im Anfang des Jahres 1867. Die erste dieser Kompositionen hiess anfangs „Capriccio". Es ist auf dem ersten Thema des B-dur-Quartetts aufgebaut, welches Peter Iljitsch noch im Konservatorium (1865) geschrieben hatte. Das Thema selbst ist ein kleinrussisches Volkslied und stammt aus Kamenka. Das Impromptu ist ebenfalls ein schon früher (im Konservatorium) komponiertes Stück und war ursprünglich nicht für eine Veröffentlichung bestimmt. Es befand sich zufällig in dem Notenheft, in welches Peter Iljitsch das Capriccio hineingeschrieben hat. Dieses Heft

hat nun Rubinstein, so wie es war, an Jurgenson gegeben, ohne ihn darauf aufmerksam zu machen, dass das Impromptu nicht veröffentlicht werden soll. Als Peter Iljitsch die Korrektur zu Gesicht bekam, war er anfangs unangenehm überrascht, auch das Impromptu im Stich zu sehen, fügte sich nachher aber der geschehenen Thatsache. Das „Russische Scherzo" ist in Rubinsteins Konzert 1867 aufgeführt. Beide Werke, welche ebenso wie die Symphonie — N. Rubinstein gewidmet sind, hat Jurgenson, wenn ich nicht irre, noch in demselben Jahr herausgegeben.

4) Op. 2. „Souvenir de Hapsal" — drei Klavierstücke: a) „Die Burgruine", b) Scherzo, c) Lied ohne Worte (Chant sans paroles). Juni und Juli 1867, Hapsal.

Nur das erste und dritte dieser Stücke ist in Hapsal komponiert, das zweite hat Peter Iljitsch einer früheren Konservatoriumsarbeit entnommen. Dieses opus ist Wera Wassiljewna Dawidowa gewidmet. Verlag Jurgenson.

Ausserdem hat Peter Iljitsch vom Frühjahr 1867 an an der Oper „Der Woiwode" gearbeitet.

IV

1867—1868.

„Vielleicht hast Du schon selbst die Beobachtung gemacht" schreibt Peter Iljitsch an seine Schwester, „dass ich mich leidenschaftlich nach dem stillen, ruhigen Leben sehne, wie es auf dem Lande, im Dorfe gelebt wird. Vielleicht hat Dir Wera Wassiljewna schon erzählt, wie oft wir in Hapsal scherzend von unserem zukünftigen einsamen Häuschen schwärmten, in welchem wir den Rest unseres Lebens zubringen werden. Was mich anbelangt, so ist das durchaus kein Scherz. Ich hänge in Wirklichkeit sehr an diesem Gedanken, und das kommt davon, dass ich — obwohl ich es bis zum Greisenalter noch weit habe — bereits sehr *lebensmüde* bin. Lache nicht; wenn Du immer in meiner Nähe wohnen würdest, hättest Du es leicht selber gemerkt. Die mich umgebenden Menschen wundern

sich oft über meine Sprechfaulheit, über die Verstimmung, an der ich oft leide, während ich im Grunde gar kein schlechtes Leben führe. Was braucht denn noch ein Mensch, der sich materiell gut steht, der von Allen verehrt wird und dessen künstlerische Leistungen anerkannt werden? Und trotz alledem weiche ich Gesellschaften aus, bin nicht imstande, Bekanntschaften zu unterhalten, habe die Einsamkeit gern, bin schweigsam u. s. w. Das Alles erklärt sich durch meinen *Lebensüberdruss*. In solchen Minuten, wenn ich nicht nur zu faul bin zu sprechen, sondern nicht einmal denken mag - *schwärme ich von einem himmlisch — stillen, ruhigen, glücklichen Dasein*, und kann mir dieses Dasein nicht anders vorstellen, als in Deiner unmittelbaren Nähe. Zweifle nicht daran, dass Du einst einen Teil Deiner Muttersorgen Deinem alten müden Bruder wirst angedeihen lassen müssen. Du bist vielleicht der Meinung, dass eine derartige Seelenstimmung gewöhnlich zu Heiratsgedanken führt. Nein, meine Liebe! Wiederum aus Ueberdruss bin ich *zu faul*, neue Beziehungen anzuknüpfen, *zu faul*, eine Familie zu gründen, *zu faul*, die Verantwortung für das Schicksal der Frau und der Kinder auf mich zu nehmen. Mit einem Wort: die Ehe ist für mich undenkbar. In welcher Form meine Verschmelzung mit Deiner Familie geschehen wird — weiss ich noch nicht: ob ich Besitzer eines in Deiner Nachbarschaft gelegenen Stückchen Landes, oder einfach Dein Pensionär sein werde, wird die Zukunft lehren. Es ist für mich nur klar, dass das Glück meiner Zukunft ohne Dich unmöglich ist".

Peter Iljitsch giebt an keiner Stelle eine genügende Erklärung der Gründe seines Strebens nach Einsamkeit, nach einem „himmlisch-stillen, ruhigen, glücklichen Leben". Jedenfalls lagen sie weder in der „Misantropie", noch in der „Faulheit", noch im „Lebensüberdruss".

Er war kein „Misantrop", denn ein Jeder, der ihn kannte, wird zugeben müssen, dass selten Einer seinen Mitmenschen soviel Teilnahme entgegenbrachte wie Peter Iljitsch. Laroche sagt: Die Zahl Derjenigen, welche auf Peter Iljitsch einen günstigen Eindruck machten, welche ihm gefielen, welche er auch hinter ihrem Rücken in freundschaftlicher Unterhaltung „sympatisch und gut" nannte, brachte mich schier in Verzweiflung". Die Eigenschaft, einer jeden Erscheinung die hellen, die angenehmen Seiten abzugewinnen, und dieselben vor allen Dingen im Verkehr mit seinen Nächsten zu sehen, hat Peter Iljitsch von sei-

nem Vater geerbt und Nichts Anderes, als gerade seine Liebe für die Menschen hat ihm soviel Verehrung und Gegenliebe eingetragen. Er war kein Misantrop, sondern viel eher und im wahren Sinne des Wortes — ein Philantrop. Noch weniger gerecht ist seine Selbstbezichtigung in der „Faulheit". Der Leser, der ihn als Schuljungen, als Beamten und als Schüler des Konservatoriums kennen gelernt hat, wird mit mir darin übereinstimmen. Aber man braucht nur einen Blick auf das Verzeichniss seiner Kompositionen zu werfen, welches aus 76 Werken, darunter zehn Opern, drei Ballets; ferner die Masse von Briefen (ich besitze deren 4000 an Originalen und Kopieen), Rezensionen (61 an der Zahl), die er geschrieben, zu betrachten, garnicht zu reden von den verschiedenen Uebersetzungen, Arrangements, Unterrichtswerken und von seiner zehnjährigen Lehrthätigkeit (— und Alles im Laufe von 28 Jahren!) und man wird zur Ueberzeugung kommen, dass das dolce far niente nicht in seiner Natur gelegen haben kann.

Was seine „Lebensmüdigkeit" anbetrifft, so wird sie durch Peter Iljitsch selbst in demselben Brief widerlegt, in dem er von seiner Sehnsucht nach einem „himmlisch-stillen, ruhigen, glücklichen Dasein" spricht. Wer wirklich „lebensmüde" ist, der kann keine Sehnsucht nach irgend einem „Dasein" haben.

Nein, nicht Misantropie, nicht Faulheit und auch nicht Lebensüberdruss waren an seiner permanenten Verstimmung, an seiner unbestimmten Sehnsucht nach einem schöneren Dasein schuld, sondern der immer stärker werdende schöpferische Drang, der Drang nach Freiheit um der künstlerischen Arbeit willen, welcher 1877 endlich zum Durchbruch kam und eine Umwälzung in Peter Iljitsch's Leben hervorrief.

Vorläufig durfte er jedoch garnicht daran denken, allein und frei zu sein. Im besten Falle konnte er die Freiheit nur zwei bis drei Monate im Jahr geniessen, während der Sommerferien. Im Winter musste er, erstens, seinen Lebensunterhalt verdienen, denn vom Komponieren allein konnte er nicht leben, zweitens, fand seine Selbstüberzeugung in Betreff seines Talentes noch zu wenig Anklang in der Aussenwelt; und drittens war in ihm das Bedürfniss nach dem Verkehr mit Menschen, das Bedürfniss nach Eindrücken des bunten frisch pulsierenden Stadtlebens, das Bedürfniss nach mancherlei Zerstreuungen noch lange nicht abgestorben. Vorläufig war für Peter Iljitsch das Stadt-

leben in materieller und in moralischer Beziehung unentbehrlich, obgleich er es, allerdings, oft als Etwas Lästiges, Störendes empfand. Ich glaube, dass wenn ihn damals das Schicksal gewaltsam an das Leben auf dem Lande gefesselt hätte, an ein Leben, wie er es beispielsweise, in den achtziger Jahren geführt, so würde er noch viel unzufriedener mit seinem Loss gewesen sein und noch viel mehr zu klagen gehabt haben. Augenblicklich war ihm das Stadtleben, wie gesagt, notwendig und sogar lieb, und von allen Städten war ihm die liebste - Moskau. Er ist inzwischen aus einem Petersburger ein Moskowiter mit Leib und Seele geworden; „ich sehe wohl ein, dass ich mich an Moskau sehr gewöhnt habe", schreibt er in seinem ersten Brief im August. Nach Moskau zurückgekehrt, ist Peter Iljitsch bei Rubinstein wohnen geblieben.

An A. Tschaikowsky:

„31. August.

Soeben komme ich von Ostrowsky und finde Deinen Brief. In Moskau ist Alles beim Alten geblieben. Vorläufig habe ich noch keine Beschäftigung und bummle daher den ganzen lieben Tag ziellos in der Stadt umher. Laroche wohnt jetzt sehr weit, bei Katkow. Die Beiden haben sich sehr befreundet und Laroche ist von seinem neuen Freund ganz entzückt. Ostrowsky führt mich immer noch an der Nase herum: in Petersburg habe ich einmal in der Zeitung gelesen, dass er mein Libretto bereits beendet hätte, dem ist jedoch nicht so: ich hatte Mühe, die Hälfte des verlorenen Aktes von ihm wiederzukriegen. Ich trage mich mit der Absicht herum, mir einen grossmächtigen Schreibtisch zu kaufen, überhaupt mein Zimmer etwas gemütlicher einzurichten, um die Möglichkeit zu haben, mit Genuss zu Hause zu sitzen und fleissig an der Oper zu arbeiten. Im Laufe des Winters will ich bestimmt damit fertig werden. Gestern Abend bin ich bei Dubuque zum Namenstag gewesen und kam etwas angetrunken nach Hause.

Ich sehe wohl ein, dass ich mich an Moskau sehr gewöhnt habe, denn diese Stadt ist mir jetzt lange nicht mehr so verhasst, wie im vorigen Jahr um diese Zeit. Mittag essen werde ich, vom 2. September an wieder bei Albrecht, wie früher; vorläufig lebe ich aber wie ein Vogel in den Lüften. Zwei Abende hintereinander habe ich im „Englischen Klub" verbracht. Wie wundervoll ist doch

dieser Klub! Es wäre famos, dort Mitglied zu sein, kostet aber sehr teuer"...

An A. Tschaikowsky:

„28. September.

Ich bin an Leib und Seele ganz gesund, was auch dir wünsche. Lebe, wie sonst. Hier einige Einzelheiten:

1) Montags finden bei uns grosse Unterhaltungsabende mit Musik und Kartenspiel statt.

War mit Laroche im „Tartuffe", welcher im Kleinen Theater ausgezeichnet gegeben wird, mit Samarin und Schumsky in den Hauptrollen.

3) Letzterer (d. h. nicht Schumsky und auch nicht Samarin, sondern Laroche) hat in den „Russischen Nachrichten" einen kleinen Artikel über Glinka veröffentlicht und will in einer ganzen Reihe solcher Artikel, diesen Komponisten noch ausführlicher besprechen. Im Laufe eines ganzen Monats habe ich Laroche nur flüchtig gesehen, in den letzten Tagen sind wir, jedoch, unzertrennlich, gewesen. Da das Wetter ausgezeichnet ist... übrigens ist das schon Punkt 4.

4) Ich habe mit Laroche einen Ausflug nach Kunzewo gemacht, sechs Werst von Moskau. Unter Anderem, notierten wir dort nach dem Gesang eines Bauernweibes ein sehr hübsches Volkslied.

5) Den letzten Sonntag haben wir, — Rubinstein, Laub, Kossmann und ich bei dem Fürsten Trubezkoi auf seinem 60 Werst von Moskau entfernt liegenden Landsitz verbracht. Da das gute Wetter noch anhält, will ich Morgen wieder hinfahren und bis Montag früh da bleiben.

6) Meine Oper geht langsam vorwärts. Ostrowsky ist für einige Zeit nach Petersburg gereist. Wenn er wiederkommt, werde ich ihn schon satteln.

7) Meine Geldangelegenheiten befinden sich in ebenso trauriger Lage, wie auch die Deinigen. Erwarte ungeduldig die Ankunft Papa's".

Die Besitzung des Fürsten Nikolai Petrowitsch Trubezkoi hies „Achtyrka". Ausser dem Fürsten selbst lebten dort auch noch die Schwestern der Fürstin. Eine von ihnen, die heutige Gräfin Kapnist, erinnert sich, wie ihre Schwestern und auch sie selbst das sympatische Wesen des jungen Musikers sehr entzückte. Sie hatten ihm den Spitznamen „Grünfink" beigegeben, weil der Eindruck, den Peter Iljitsch auf sie machte sehr an den fröhlichen, hellen Gesang jenes Vogels erinnerte.

An A. Tschaikowsky;

(Ende Oktober oder Anfang November).

„Mir geht es gut. Am Sonnabend wird unser erstes Konzert stattfinden, auf welches ich mich sehr freue, denn im Allgemeinen geht man in Moskau mehr leiblichen als geistigen Genüssen nach, d. h. man isst und trinkt unglaublich viel. Die Konzerte werden mir wieder etwas geistige Nahrung zuführen, deren ich sehr bedarf, da ich sonst, gleich einem Bären in seiner Höhle, an meiner eignen Kraft zehre, d. h. an meinen Kompositionen, die mir immer im Kopf herumgehen. Wie ich mich auch bemühe, ein ruhiges Leben zu führen aber in Moskau geht es nicht, ohne sich zu überfressen und zu übersaufen. Nun ist es schon der fünfte Tag hintereinander, dass ich spät Nachts mit überfülltem Magen nach Hause komme. Du musst aber nicht glauben, dass ich garnichts thue: von früh bis Mittag bin ich ununterbrochen beschäftigt".

An M. Tschaikowsky:

„25. November.

Unser Metropolit ist gestorben, das ist die einzige Neuigkeit, die ich Dir mitteilen kann. Laroche wohnt jetzt auch mit uns zusammen, sodass ich nun öfter zu Hause sitze. Ausserdem ist unser gemeinschaftlicher Freund Klimenko nach Moskau gekommen und besucht uns fast täglich.

Jetzt macht die Oper ziemlich schnelle Fortschritte: der ganze dritte Akt ist schon fertig. Die Tänze daraus, welche ich in Hapsal orchestriert habe, kommen im nächsten Konzert dran.

Sage, um Gottes willen, an Wera Wassiljewna, dass ich sie fussfällig um Verzeihung bitte wegen der Zurückbehaltung der Klavierstücke; ich konnte es aber nicht anders machen aus Gründen, welche zu beseitigen nicht in meiner Macht lag. Sage ihr ferner, dass sie im Druck erscheinen werden, und dass sie das Original zurück erhalten soll".

Iwan Alexandrowitsch Klimenko, der im Leben Tschaikowsky's eine Zeitlang eine nicht unbedeutende Rolle spielte, ist zuerst mit Laroche, und zwar im Jahre 1863 bekannt geworden. „An einem der Dienstage bei Seroff" erzählt Laroche in seinen Autobiographischen Skizzen,— „machte ich die Bekanntschaft eines sympatischen etwa dreissigjährigen Mannes mit einem flachen Tartarengesicht

und kleinen Augen. Das war der Architekt I. A. Klimenko, der damals ohne Beschäftigung war und sich in sehr misslichen Lebensverhältnissen befand, der aber später das Glück hatte, am Bau der Moskau—Kursker Eisenbahn angestellt zu werden. Iwan Alexandrowitsch besass, wie ein jeder Russe, keine sehr umfassende Bildung und suchte seinen geistigen Horizont durch Lesen zu erweitern. Sein Lesen hatte aber einen gar eigenartigen Charakter, es ging weniger in die Breite, als in die Tiefe. Er las nicht viele Bücher, kehrte immer wieder zu denselben Werken zurück und durchdachte dieselben immer von Neuem. Bei seiner ganzen Einseitigkeit, hat Klimenko durch seinen Verstand und seinen Enthusiasmus bald einen ziemlichen Einfluss auf mich gewonnen, obgleich er eine Zeitlang mein Schüler (in der Harmonielehre) gewesen ist". Nach den Worten Kaschkin's, war Klimenko für die Musik sehr befähigt, hat aber infolge verschiedener hindernder Umstände seine Befähigung nicht entwickeln können, und ist Dilettant geblieben, aber Einer, der sich Rechenschaft abzugeben imstande war, und stets zu begründen wusste *weshalb* ihm Dieses oder Jenes in der Musik gefiel oder nicht gefiel. Ausserdem war er ein interessanter Gesellschafter, ausgezeichneter Erzähler und guter Dialektiker in Streitfragen.

An Peter Iljitsch hing er mit ganzer Seele und hat als Einer der Ersten die Bedeutung Tschaikowsky's für die russische Musik prophezeit.

Im zweiten Symphoniekonzert, welches Anfang Dezember in Moskau stattfand, wurden die „Tänze der Landmädchen" aus der Oper „Der Woiwode" gespielt. Sie hatten einen durchschlagenden Erfolg und erlebten noch in derselben Saison zwei weitere Aufführungen, einmal in einem Wohlthätigkeitskonzert (zu Gunsten der hungerleidenden Finnländer), und das zweite Mal wieder in einem Symphoniekonzert der Russischen Musikalischen Gesellschaft.

An A. Tschaikowsky:

„12. Dezember.

Du fragst, ob ich nach Petersburg kommen werde. Meine Vernunft veranlasst mich, Dir mit einem Nein zu antworten. Erstens, habe ich gar kein Geld für die Reise; zweitens, wird gerade in der Weihnachtszeit Berlioz hier sein und zwei Konzerte geben: ein populäres und eines

anstatt unseres vierten Symphonieabends. Ich werde wohl meine Reise bis zur Butterwoche aufschieben...

Meine Tänze hatten hier einen grossen Erfolg, Jurgenson möchte sogar ein vierhändiges Klavierarrangement derselben herausgeben. Aus Petersburg wurde mir die mündliche Bitte überbracht, die Tänze hinzuschicken, ich habe aber darauf antworten lassen, dass ich es nicht eher thun will, als bis man mir ein offizielles, schriftliches, von sämmtlichen Direktoren unterzeichnetes Gesuch zukommen lassen wird. Zaremba hat mir durch N. Rubinstein daraufhin sagen lassen, dass ich ein solches Gesuch erhalten werde. Diese... verhalten sich mir gegenüber etwas zu sehr kavaliermässig. Man muss sie anf... n, um ihnen zu imponieren".

Berlioz ist Ende Dezember nach Moskau gekommen, und zwar direkt aus Petersburg, wo er infolge eines an ihn ergangenen Engagements seitens des Direktoriums der dortigen Symphoniekonzerte, hauptsächlich auf Anregung Dargomyzski's und Balakireff's, sechs Konzerte dirigiert hatte.

Es war dies bereits der zweite Besuch Berlioz'in Russland. Schon im Jahre 1847 hatte er, wahrscheinlich auf Anregung Glinka's, welcher ihn als „den grössten Musiker Enropa's" verehrte, in Petersburg, Moskau und Riga Konzerte gegeben. Es wurde ihm damals von der musikalischen Welt Russlands, an deren Spitze der Fürst Odoewsky stand, ein glänzender Empfang zuteil und er errang nicht nur grosse materielle Erfolge, sondern wurde vom Publikum auch sonst ausserordentlich gefeiert. Es ist interessant, dass nicht nur Berlioz selbst, sondern auch seine russischen Verehrer, in Betreff seiner künstlerischen Erfolge die Wahnvorstellung hatten, dass seine Musik in Russland „verstanden" und „gewürdigt" worden sei. Der Fürst Odoewsky, welcher einen Tag vor dem Konzert in einem begeisterten Zeitungsartikel dem Talent Berlioz gehuldigt hatte, ruft in einem seiner Briefe an Glinka aus: „Wo bist Du, mein Freund? Warum weilst Du nicht bei uns? Warum teilst Du nicht die Genüsse und die Freuden der „Unserigen?" Berlioz ist in Petersburg „verstanden" worden!! Man hat hier die feinste kontrapunktische Musik zu „würdigen" gewusst, trotz der Geissel italienischer Kavatinen, welche den slavischen Geschmack beinahe verdorben hätten. Es lebt wohl eine geheime Sympatie zwischen seiner Musik und dem tief-innersten russischen Empfinden, wie

soll man sonst die Thatsache der Begeisterung unseres Publikums für Berlioz erklären?" — Ich bin der Meinung, dass sich das viel eher dadurch erklärt, dass Berlioz ein genialer Dirigent, und dass das Publikum durch die überschwenglichen Zeitungsartikel desselben Odoewsky zum grossen Teil voreingenommen war. Danach zu urteilen, wie wenig jener berühmte Komponist bis Heute noch bei uns gespielt wird (ausser „Faust" ist keines seiner Werke in Russland populär geworden) — muss meine Annahme richtig sein.

Zwanzig Jahre später, anno 1867 verdankte Berlioz die ihm in Russland zuteil gewordenen entusiastischen Ovationen hauptsächlich wiederum seinem Dirigententalent und der Begeisterung der kleinen Schaar russischer Musiker, auf dessen Initiative er das Engagement nach Petersburg erhielt.

Peter Iljitsch, welcher der Richtung jener Musikerschaar fern stand, behielt auch in diesem Falle seine „eigene Meinung. Während er die Bedeutung Berlioz' in der modernen Musik voll und ganz würdigte, ihn namentlich als einen Reformator des Orchesters nach Gebühr hochschätzte, konnte er sich trotzdem für seine Musik nicht begeistern. Umsomehr aber für den „Menschen" Berlioz. In den Augen des jungen Komponisten, war er „die Personifizierung des eifrigsten, uneigennützigsten Fleisses, der feurigsten Liebe für die Kunst, der energischste, edelste Bekämpfer der Unwissenheit, der Dummheit, der Gemeinheit, der Routine" u. s. w... Ferner war er „ein kranker, vom bösen Schicksal und von den Menschen verfolgter Greis", welchen zu trösten, zu erwärmen und durch den Ausdruck der herzlichsten Teilnahme wenn auch nur für kurze Zeit zu erfreuen—Peter Iljitsch's Herzensverlangen war.

Berlioz hat in Moskau zwei Konzerte dirigiert, einen Symphonieabend der Musikalischen Gesellschaft und ein populäres Konzert im Exerzierhaus, wo ihm seitens des 12000 Personen zählenden Auditoriums ausserordentliche Ovationen dargebracht wurden. Das Konservatorium hat zu Ehren des grössten französischen Komponisten ein Diner veranstaltet, bei welcher Gelegenheit Berlioz in einem Toast mit den herzlichsten Worten für den ihm bereiteten und ihn ehrenden Empfang dankte. Kaschkin erzählt, dass bei jenem Diner auch Peter Iljitsch eine prachtvolle Rede in französischer Sprache gehalten habe.

Im Laufe dieser Saison ist Peter Iljitsch mit dem Leben

in Moskau noch mehr vertraut geworden und begann, sich in der alten Zarenstadt so heimisch zu fühlen, dass er keine Scheu mehr hatte, neue Bekanntschaften zu schliessen und in Gesellschaften zu erscheinen. Er ist u. A. mit den Schwägerinnen des Fürsten Trubezkoi, die er in Achtyrka kennen gelernt hatte, näher bekannt geworden und hat sogar in einer Liebhabertheatervorstellung, die Jene in ihrem Hause arrangierten, nicht nur als Schauspieler mitgewirkt, sondern auch als Komponist, indem er einige bei der Gelegenheit vorzutragende Kouplet's in Musik setzte.

Am Sonnabend den 3. Februar kam die ganze G-moll-Symphonie Peter Iljitsch's in einem Konzert der Russischen Musikalischen Gesellschaft zur Aufführung und hat einen ausserordentlichen Beifall gehabt, welcher alle Erwartungen noch übertraf. „Am meisten hat das Adagio gefallen," — schreibt Peter Iljitsch an seine Brüder. Der Autor wurde stürmisch gerufen und soll, wie die Gräfin Kapnist erzählt, in ziemlich unordentlicher Toilette mit dem Hut in der Hand auf den Brettern erschienen sein und sich sehr ungeschickt verneigt haben.

Am 19. Februar fand im Grossen Theater ein Wohlthätigkeitskonzert zu Gunsten der Hungerleidenden statt, welches durch seine Folgen sehr bedeutungsvoll für Peter Iljitsch werden sollte. In diesem Konzert ist Peter Iljitsch zum ersten Mal als Dirigent vor der Oeffentlichkeit erschienen (er dirigierte die „Tänze der Landmädchen" aus seinem „Woiwoden"). Ausserdem hat er — ebenfalls zum ersten Mal — Rimsky-Korsakoff als Komponisten kennen gelernt, dessen „Serbische Fantasie" ebenfalls auf dem Programm stand.

Die Meinung Peter Iljitsch's über sein Dirigiertalent kennen wir bereits aus den Erzählungen Laroche's. Folgendes teilt Kaschkin über das Konzert mit: Als ich hinter die Kulissen kam und an den Debutanten herantrat, sagte er mir, dass er zu seinem grossen Erstaunen garkeine Furcht habe. Wir sprachen einige gleichgiltige Worte, und ich entfernte mich vor seiner Nummer, um meinen Platz im Parterre aufzusuchen. Als Peter Iljitsch auf das Podium trat, merkte ich sofort, dass er vollkommen abwesend war: er schritt furchtsam in etwas gebückter Haltung, — als wenn er sich verstecken wollte—zwischen den Pulten voran, und hatte, als er das Dirigentenpult erreicht, das Aussehen eines Menschen, der sich in verzweifelter Lage

befindet. Seine Komposition war seinem Gedächtniss scheinbar vollständig entschwunden, er sah auch nicht die vor ihm liegende Partitur und gab die Einsätze immer an falschen Stellen, oder an falsche Instrumente. Zum Glück war das Orchester mit dem Stück so gut vertraut, dass die Musiker auf Peter Iljitsch's Zeichen garnicht achteten, sondern ihn im Stillen auslachten, und die „Tänze" ausgezeichnet durchbrachten. Peter Iljitsch sagte mir später, dass er vor lauter Angst die Empfindung hatte, dass ihm sein Kopf von den Schultern fallen wolle, und er ihn deshalb krampfhaft festhalten zu müssen glaubte."

In den erhaltenen Briefen Peter Iljitsch's ist Nichts über den Verlauf dieses Konzerts zu lesen, einige Tage vorher aber schrieb er an seine Brüder: „Wahrscheinlich wird es mir schlecht gehen, denn ich komme immer mehr zu der Ueberzeugung, dass ich absolut nicht imstande bin ein Orchester zu beherrschen. Und doch konnte ich die Bitte nicht gut abschlagen".—Jedenfalls ist Peter Iljitsch mit sich selbst unzufrieden geblieben, denn zehn Jahre waren seither verstrichen, ehe er es wieder wagte, den Taktierstab in die Hand zu nehmen.

Das Publikum und die Presse hat, jedoch, von dem sich am Dirigentenpult abspielenden Drama garnichts gemerkt. Die „Tänze" hatten Erfolg und der Autor wurde gerufen.

In № 8 des Journals „Entreact" erschien eine Kritik des Konzerts, in welcher Tschaikowsky „ein gereiftes Talent" genannt wird, dessen Werke sich durch „hohen Flug und meisterhafte thematische Arbeit" auszeichneten. Gleichzeitig wird in dieser Kritik die „Serbische Fantasie" Rimsky-Korsakoff's sehr absprechend beurteilt, „farb-und leblos" genannt.

Wenn dieses Urteil über Rimsky-Korsakoff zwei bis drei Monate früher erschienen und zu Peter Iljitsch's Kenntniss gelangt wäre, d. h zu einer Zeit, als er die Werke jenes Autors noch nicht kannte und die Petersburger Komponisten, gewissermaassen, als seine Feinde betrachtete, wer weiss, ob er dann nicht eine gewisse Schadenfreude empfunden hätte. Nun aber verhielt sich die Sache anders. Erstens, hat Peter Iljitsch in den vielen Proben die „Serbische Fantasie" gut kennen gelernt und eine grosse Achtung vor dem Komponisten und seinem Werk gefasst. Zweitens, ist er seit ungefähr zwei Monaten mit dem Haupt der Petersburger Komponisten, mit M. A. Balakireff in

nähere Beziehungen getreten, und hat die Ueberzeugung gewonnen, dass Keiner von den leitenden Persönlichkeiten des musikalischen Petersburg ihm feindlich gesinnt sei, sondern im Gegenteil, dass sie Alle sogar Interesse für ihn haben.

Das Resultat dieser angenehmen Entdeckung Peter Iljitsch's war, dass er nur seinerseits das brennende Verlangen hatte, dem talentvollsten seiner Zunftgenossen seine Sympatie auszudrücken, und er verfasste einen Zeitungsartikel, in welchem er scharf gegen die Kritik im „Entreact" vorging. Damit hat Peter Iljitsch den Anfang seiner musikkritischen Thätigkeit gemacht. Der Artikel hat in Moskau grosses Aufsehen erregt und viel Beifall gefunden. Auch in Petersburg ist er nicht unbemerkt geblieben, sodass, als Peter Ijitsch zu Ostern seinem Vater einen Besuch abstattete, ihm seitens der „Allmächtigen Schaar [1]) ein freundschaftlicher Empfang beschieden worden war.

Der Zentralversammlungsort jener „Schaar" war die Wohnung Dargomyzski's, welcher durch eine tödtliche Krankheit ans Bett gefesselt war, aber dennoch mit Feuer und Begeisterung an seinem „Steinernen Gast" arbeitete. Seine jungen Freunde betrachteten dieses Werk als den Grundstein des grossartigsten Tempels der „Zukunftsmusik" und versammelten sich oft bei dem „Meister", um den Fortschritt seiner neuen Schöpfung zu beobachten und ihm gleichzeitig ihre eignen Arbeiten vorzulegen. Auch Peter Iljitsch, der Dargomyzski in Moskau bei Begitscheff's kennen gelernt hatte, befand sich einige Male unter den Besuchern und schloss bei dieser Gelegenheit manche neue Bekanntschaft.

Auch bei Balakireff kam er mit verschiedenen Musikern zusammen, die der jungrussischen Richtung huldigten. Obgleich Peter Iljitsch mit den Vertretern der „Allmächtigen Schaar" Freundschaft geschlossen, hat er ihren Tendenzen dennoch nicht beipflichten können und ist mit grossem Geschick und viel Takt unabhängig von ihnen geblieben. Während er mit Balakireff, Rimsky-Korsakoff, C. Cui und Wladimir Stassow—mit Jedem Einzelnen von ihnen freundschaftliche Beziehungen angeknüpft hatte, ist er ihrer Gesammtheit gegenüber doch feindlich gesinnt geblieben.

Indem Peter Iljitsch fortsetzte, ihre ultraliberalen Bestrebungen auszulachen, die naiv-unwissenden und plum-

1) Mit diesem Sammelnamen wurden später die Anhänger der neurussischen Richtung in der Musik, Dargomyzski, Balakireff, Rimsky-Korsakoff und Andere genannt.

pen Gebilde einiger Mitglieder der „Schaar“ (besonders Mussorgski's) mit Verachtung anzusehen und den Fanatismus, mit welchem jene Gebilde als „geniale“, „noch nie dagewesene“, „Alles in den Schatten stellende Schöpfungen“ ausgeschrieen wurden, zu verhöhnen und über die Frechheit, mit welcher jene Umstürzler seinen alten Idealen, z. B. Mozart, zu Leibe gingen, unwillig zu sein—imponierte Peter Iljitsch, andererseits, die Kraft und Macht, welche einige aus der Schaar in ihren Werken offenbarten, so wie die jugendliche Aufrichtigkeit ihrer Begeisterung und die unbestechliche Ehrlichkeit ihrer Bestrebungen, sodass Peter Iljitsch ihnen nicht nur nicht den Rücken kehrte, sondern sogar ein wenig Sympatie und viel Achtung entgegenbrachte. Diese zwiefachen Beziehungen äusserten sich auch auf zwiefache Art und Weise.

Peter Iljitsch hat seine Antipatie gegenüber den Tendenzen der Neuerer immer offen bekannt; hat es stets abgelehnt, in den dilettantischen Extravaganzen Mussorgski's chefs d'oeuvres zu sehen, und immer sehr scharf betont, dass er es verabscheue, durch gewaltsame Sucht nach Originalität auf Kosten der künstlerischen Schönheit die Gnade Stassow's und Cui's zu erlangen und dafür den Titel „Genie“ aufgehängt zu bekommen. Gleichzeitig damit hat er aber in Moskau gern für die „Schaar“ Propaganda gemacht und die Rolle eines Vermittlers zwischen Jener und der Moskauer Abteilung der Russischen Musikalischen Gesellschaft gespielt, sich stets bemüht, ihre Werke zur Aufführung zu bringen, oder eine Herausgabe derselben zu veranlassen u. s. w. u. s. w. Als im Frühjahr 1869 die Grossfürstin Helene eine Reform in der Richtung der Symphoniekonzerte durchführen wollte und Balakireff seines Amtes entsetzte, ist Peter Iljitsch zum zweiten Mal in einem Zeitungsartikel als Verteidiger der „Schaar“ vor die Oeffentlichkeit getreten und hat in energischen Worten seinen Protest gegen die Verfügung der Fürstin und seine Sympatie für das Haupt der neurussischen Schule kundgegeben. Ausserdem hat er während der ganzen Zeit seiner Thätigkeit als Musikreferent keine Gelegenheit versäumt, seine Achtung und Begeisterung für die Werke desselben Balakireff und seine Hochschätzung der Kompositionen Rimsky-Korsakoff's zu bezeugen, und dieselben für öffentliche Aufführungen zu empfehlen.

Am schärfsten prägt sich aber seine Sympatie für die „Schaar“ in dem Umstand aus, dass er drei seiner besten

Schöpfungen „Fatum", „Romeo und Julia" und „Sturm" die ersten Beiden Balakireff, die dritte--Stassow gewidmet hat. Darin äussert sich unzweifelhaft auch der indirekte Einfluss, den die jungrussische Schule auf Peter Iljitsch ausgeübt hat. Sich mit ihr verschmelzen—wollte er nicht, ihren Glauben anzunehmen—lehnte er ebenfalls ab. Aber ihre Sympatie zu erringen, ohne auf Kompromisse einzugehen, ihre Herausforderung anzunehmen („Romeo" und „Sturm" hat Peter Iljitsch auf Anregung Balakireff's und Stassow's komponiert), aus der ihm gestellten Aufgabe als Sieger hervorzugehen und seine Solidarität mit der „Schaar" nur auf dem Gebiete der ernsten künstlerischen Anforderungen zu bekennen — schien ihm nicht nur interessant, sondern auch seines Berufes würdig.

Die „Allmächtige Schaar" bezahlte Peter Iljitsch sein Verhältniss zu ihr mit gleicher Münze. Sie verurteilte die Pedanterie, die Routine und die „Zurückgebliebenheit" einiger Kompositionen Tschaikowsky's, hat aber gleich am Anfang der schöpferischen Thätigkeit Peter Iljitsch's grosses Interesse für ihn gefasst und ihn als einen ebenbürtigen Gegner geachtet, hat sogar den Versuch gemacht ihn zu ihrem Glauben zu bekehren und zählte ihn, selbst nachdem jener Versuch misslungen war, zu den „Gerechten".

Tschaikowsky und die „Schaar" muteten auf diese Weise wie zwei, freundschaftliche Beziehungen zu einander unterhaltende Staaten an, und lebten ein Jedes sein selbständiges Leben, indem sie sich aber gegenseitig scharf beobachteten. Manches Mal griff zwischen beiden Parteien eine etwas gereizte Stimmung Platz, welche aber niemals in einen Streit ausartete, manches Mal, jedoch, ergingen sie sich in gegenseitigen Freundschaftsbezeugungen, niemals ist es, aber, zwischen ihnen zu einem Bündniss gekommen.

Nach der Rückkehr aus Petersburg, wo Peter Iljitsch die Osterferien verbracht hatte, fühlte er sich infolge der sehr bewegt und aufregungsreich durchlebten Saison sehr müde und abgespannt, sodass er mehr den je an „Freiheit und Einsamkeit" dachte. Seine Sehnsucht sollte aber im bevorstehenden Sommer nicht befriedigt werden, und zwar hatte es Peter Iljitsch diesmal sich selbst zuzuschreiben, denn er zog es vor, die ihm unter sehr günstigen Bedingungen vorgeschlagene Reise ins Ausland zu unternehmen. Er sollte nämlich seinen Lieblingsschüler, Wla-

dimir Schilowsky, zusammen mit dessen Vormund W. Begitscheff und einem Hausfreund des Letzteren De Lazary, in's Ausland begleiten. Es war für Peter Iljitsch gar zu verführerisch, auf so angenehme Bedingungen—seine einzige Verpflichtung war, Wladimir Schilowsky Musikunterricht zu erteilen einzugehen, zumal da ihm auch die anderen Reisegefährten sympatisch waren. So hat er sich denn trotz seiner Sehnsucht, den Sommer inmitten ihm nahestehender Menschen still, ruhig und ungestört arbeitend zu verbringen entschlossen, das Engagement anzunehmen.

An A. I. Dawidowa:

„Paris, Sonnabend d. 20. Juli 1868.

Dir wird wohl bekannt sein, wie das gekommen, dass ich in's Ausland gereist bin. Die materiellen Bedingungen dieser Reise sind ausserordentlich angenehmer Natur. Ich lebe bei reichen Leuten, welche mich dazu sehr lieb haben. Nichtsdestoweniger seufze ich sehr nach meinem Vaterland, wo sich so viele mir teure Wesen befinden, mit denen ich nur im Sommer zusammen sein kann. Mich empört ein wenig der Gedanke, dass ich von allen Denen, welche sich freuen würden, drei Monate mit mir zu verbringen, die Reichsten und nicht die Besten gewählt habe. Vielleicht spielte darin aber nur das verführerische „Ausland" eine Rolle. Die Geschichte unserer Wanderungen ist sehr einfach und sogar uninteressant. Acht Tage haben wir uns in Berlin aufgehalten und wohnen nun schon seit fünf Wochen in Paris. Ursprünglich hatten wir die Absicht, die schönsten Gegenden Europa's zu besuchen, aber die Krankheit Schilowsky's und die Notwendigkeit, möglichst schnell mit einem hiesigen berühmten Arzt Rücksprache zu nehmen, führten uns nach Paris und halten uns entgegen unseren Wünschen so lange hier auf. Mein Zeitvertreib ist folgender: ich stehe ziemlich spät auf, frühstücke und lese die Zeitungen. Um zwölf kehre ich in mein Zimmer zurück, entkleide mich vollständig (es herrscht hier eine unbeschreibliche Hitze) und arbeite bis zum Mittagessen. Wir speisen um 6 Uhr. Abends bin ich, gewöhnlich, im Theater. Man kann mit Recht von Paris behaupten, dass es wohl die einzige Stadt der Welt ist, wo die vielen Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens so billig feilgeboten werden. Die Theater sind hier pracht-

voll, nicht sowohl in ihrer äusseren Ausstattung, als in Bezug auf Inscenierung, in Bezug auf die Kunst, mit geradezu erstaunlich einfachen Mitteln, die grösste Wirkung zu erzielen. Man versteht es, zum Beispiel, ein Stück so einzustudieren und zu inscenieren, dass es auch ohne bedeutende Schauspielertalente eine viel grössere Wirkung ausübt, als es bei uns der Fall wäre, selbst wenn es von so kolossalen Künstlern wie Sadowsky, Schumsky, Samoilow gegeben, aber nachlässig einstudiert und ohne Ensemble heruntergespielt worden wäre.

Was die Musik anbelangt, so muss ich wiederum sagen, dass ich in den Opern, die ich gehört, keinem einzigen Sänger mit hervorragender Stimme begegnet bin, und trotzdem welch prachtvolle Vorstellungen!! Wie genau Alles einstudiert ist wie verständnissvoll, wie ernst man auf jede auch noch so unbedeutenden Kleinigkeiten eingeht, deren Summe den erwarteten Effekt auch in der That ergiebt. Bei uns hat man garkeine Ahnung von solchen Vorstellungen.

Die verschiedenen Sehenswürdigkeiten von Paris hatte ich schon bei meinem früheren Aufenthalt hierselbst kennen gelernt und führe daher diesmal nicht das Leben eines Touristen, welcher in Kirchen und Museen herumläuft. Ich lebe wie einer, der sich ganz seiner Arbeit hingiebt, und krieche nur abends aus meinem Häuschen. Ich muss aber bekennen, dass das lärmende und glänzende Getriebe von Paris für einen arbeitenden Künstler viel weniger zweckmässig ist, als zum Beispiel so ein Thuner See, garnicht zu reden von den Ufern des zwar stinkenden aber lieben Tjasmin [1]), der das Glück hat, an dem Hause vorbeizufliessen, in welchem einige mir liebe und teure Wesen wohnen. Wie haben Diese wohl den Sommer verbracht? In acht Tagen reisen wir direkt nach Petersburg ab. Von da möchte ich für einige Tage nach Syllamäggi [2]), um meine Brüder und Dawidow's zu besuchen".

In Syllamäggi traf Peter Iljitsch Anfang August ein, verbrachte dort einige Tage und reiste Ende August über Petersburg nach Moskau zurück.

Ausser dem „Woiwoden" hat Peter Iljitsch in der Saison 1867—1868 Nichts weiter komponiert.

---

1) Der Fluss in Kamenka.

2) Syllamäggi: ein Oertchen in der Nähe Narwa's, wo Dawidow's und die Zwillinge Tschaikowsky's eine Sommerwohnung inne hatten.

In dem Brief vom 25. November sagt er, dass er den dritten Akt beendet habe, was soviel bedeutet, wie die Fertigstellung der ganzen Oper, denn Peter Iljitsch hat es sich von jeher zur Regel gemacht, beim Arbeiten die richtige Reihenfolge zu beobachten. Zum Februar war die Instrumentation der zwei ersten Aufzüge bereits gemacht. Die ganze Partitur ist aber erst im Sommer in Paris fertig geworden. „Der Woiwode“ oder „Der Traum an der Wolga“ ist ein Schauspiel in fünf Aufzügen nebst einem Prolog von A. N. Ostrowsky. Das Libretto hat sich in drei Aufzüge zusammendrängen lassen. Der Prolog ist fortgefallen, und die Oper beginnt gleich mit dem zweiten Auftritt des ersten Aktes des Schauspiels, d. h. mit dem Erscheinen der Braut des alten Woiwoden, Praskowja, und ihrer Schwester Maria Wlassjewna mit der Muhme Nedwiga und den Landmädchen. Nach dem Abgang der Mädchen erscheint Bastrjukow, welcher in Maria Wlassjewna verliebt ist. Diese erscheint wieder, und sie singen ein Liebesduett. Der Woiwode erblickt Maria Wlassjewna, verliebt sich sofort in sie und verlangt sie für sich als Braut, indem er Praskowja ablehnt. Bastrjukow versucht, seine Geliebte zu entführen, sie werden aber auf der Flucht ergriffen und getrennt.

Das erste Bild des zweiten Aufzuges spielt bei Bastrjukow. Die Diener Bastrjukow's erwarten dessen Heimkehr von der Jagd. Als Bastrjukow erscheint, melden sie ihm, dass, Dubrowin ihn zu sprechen wünsche. Scene und Duett. Dubrowin ist ebenfalls eine Beleidigung seitens des Woiwoden widerfahren, welcher ihm seine Frau, Olona, geraubt hat. Beide jungen Männer beschliessen in das Schloss des Alten einzudringen und Maria Wlassjewna und Olona zu befreien.

Zweites Bild des zweiten Aufzuges: beim Woiwoden. Maria Wlassjewna trauert. Man versucht sie durch Vorführung von Tänzen zu erheitern. Ihre Arie („Oh, Nachtigall“). Olona erscheint und teilt Maria Wlassjewna im Geheimen mit, dass in der Nacht Bastrjukow sie im Garten erwarten wird. Das Duett der beiden Frauen wird durch das Erscheinen der Muhme Nedwiga und der Landmädchen unterbrochen, welche Lieder zu singen beginnen, um Maria Wlassjewna zu unterhalten und zu erfreuen.

Dritter Aufzug: Schlosshof des Woiwoden. Nacht. Bastrjukow und Dubrowin erscheinen. Maria Wlassjewna und Olona steigen zu ihnen herab. Quartett. Sie werden vom

Woiwoden überrascht. Von wilder Eifersucht gepackt, will er Maria Wlassjewna erstechen. Da erscheint aber, grade zur rechten Zeit, der Gesandte des Zaren mit dem neuen Woiwoden, und rettet Maria Wlassjewna. Der Gesandte erklärt, dass der alte Woiwode auf Befehl des Zaren vor Gericht gestellt werden soll. Finale: Alle danken Gott und huldigen dem Zaren.

Die Hauptschönheit des Schauspiels das von Ostrowsky so treffend und reizend geschilderte Volksleben, sowie der fantastische Teil desselben sind im Libretto, wie man sieht, auf die rücksichtsloseste Weise fortgelassen und nur die inhaltsleere uninteressante Fabel beibehalten worden. Von den prachtvollen, lebenswahren und koloritreichen Volksscenen, von der detaillierten Charakterisierung der nebensächlichen Personen, z. B. Nedwiga's, von dem Typus des „Domowoi“ [1]), u. s. w. ist in dem Operntext nicht die Spur übrig geblieben.

Daran ist aber, scheinbar, nicht Ostrowsky, sondern Peter Iljitsch selbst schuld. Das kann man, wenigstens, aus der Handschrift des Libretto folgern, welche Peter Iljitsch beim Komponieren vorgelegen hatte. Leider ist nur ein Teil dieses Manuscripts erhalten geblieben. Aber auch darin kann man sehen, wie der Komponist den ihm von Ostrowsky gelieferten Text überall zu kürzen bestrebt war, wie er jeder Episode jeder Scene, welche nicht mit der Hauptfabel in direktem Zusammenhang stand, aus dem Wege ging. So hat er z. B., die lustige und hübsche Episode mit dem Narren, der bei Bastrjukow Schutz gegen den Zorn des Woiwoden sucht, ganz fortfallen lassen. Eine solche interessante und dankbare Scene nicht in Musik zu setzen wäre Peter Iljitsch später nie eingefallen. Jetzt aber hat er sie ohne Weiteres über Bord geworfen.

Ostrowsky's Mitarbeiterschaft blieb eigentlich nur auf den ersten Akt, welcher nebenbei gesagt — der beste ist, und auf einen Teil des zweiten beschränkt. Alles Uebrige hat Peter Iljitsch fast ganz allein gedichtet.

Von der ganzen Oper sind nur die „Tänze der Landmädchen und der „Entreact“ in Jurgenson's Verlag erschienen (Op. 3). Den Rest der Partitur hat der Komponist in den siebziger Jahren vernichtet. Die Orchester-und Chorstimmen, sowie einige Partieen der Solisten — leider aber nicht die der Hauptrollen—liegen noch in der Bibliothek der Moskauer Kaiserlichen Theater in Verwahrung.

---

1) Deutsch etwa—Hausteufel, ein in Häusern wohnender, halb boshafter, halb gutmütiger und komischer Geist.

V.

1868—1869.

Peter Iljitsch Tschaikowsky im Jahre 1868.

Die äusseren Lebensbedingungen Peter Iljitsch's in dieser Saison sind beim Alten geblieben. Die Stunden, die er im Konservatorium zu geben hatte, haben sich etwas vermehrt. Dementsprechend hat sich auch sein Gehalt bis auf 1441 Rubel vergrössert. Dieser Umstand hat ihn veranlasst, den Versuch zu machen, sich von Rubinstein zu trennen und eine eigne Wohnung zu mieten, denn das Zusammenwohnen mit Rubinstein war für seine schöpferische Thätigkeit sehr störend. Rubinstein hat es aber nicht zugelassen, und Peter Iljitsch hat sich ueberzeugen lassen, dass seine Einnahmen noch zu gering seien, um selbständig leben zu können.

An A. Tschaikowsky:

„10. September.

.....Ich will Dir in kurzen Worten mitteilen, wie es mir seit unserer Trennung gegangen ist. Am Tage meiner Ankunft in Moskau (wo meiner Alle sehr froh waren) habe ich mir auf dem Diner bei Rubinstein einen Rausch angetrunken. Schon an dieser Thatsache allein erkennt man Moskau. Fresserei ist Schwäche der Moskowiter. Am 1. September hat das jährliche grosse Bankett stattgefunden,

also wieder ein Rausch. Ach ja, fast hatte ich es vergessen: am 30. August war ich bei Ostrowsky zu einem Diner eingeladen. Am 1. September hat der Unterricht begonnen. Ich habe mich so davon entwöhnt, dass ich ganz konfus war und mich genötigt sah, für 10 Minuten aus der Klasse zu verschwinden, um nicht in Ohnmacht zu fallen. Am 2. oder am 3. -weiss das nicht mehr genau—habe ich Apuchtin im Theater getroffen. Anfangs wollte er mich nicht wiedererkennen, so böse war er mir noch; nach langen Erklärungen hat er sich, aber, erweichen lassen. Am folgenden Tage habe ich mit ihm im Englischen Klub gemittagt und da ist es ihm nach dem Essen plötzlich schlimm geworden, sodass er in Ohnmacht fiel, und ich zwar einen grossen Schreck bekam, aber meine Selbstbeherrschung nicht verlor und ihn mit grosser Mühe in den Garten schleppte, wo er denn auch bald wieder zu sich kam. Den nächsten Abend besuchten wir Beide Schilowsky's, welche er durch seine Erzählungen ganz bezaubert hat. Darauf war er zwei Tage lang Gast des Fürsten Schachowskoi, und verbrachte den gestrigen Abend mit mir in der Oper. Das war die erste Vorstellung unserer italienischen Oper. Es wurde „Othello" gegeben. Die Artôt sang prachtvoll, auch debutierte ein sehr guter junger Tenor Stanio. Nach der Oper haben wir im Klub recht angenehm die Zeit verbracht.

Damit ist Alles Interessante der letzten anderthalb Wochen meines Lebens erschöpft. Gedeonow ist in Moskau gewesen und hat angeordnet, unverzüglich mit den Proben zum „Woiwoden" zu beginnen. Die Rollen sind schon vergeben. Ich glaube aber kaum, dass man bis zum Oktober fertig werden wird, wie es Gedeonow gewünscht hat. Mit den Italienern ist es fast unmöglich. Ich glaube, dass die Oper nicht vor Dezember zur Aufführung gelangen wird. Neues komponiere ich noch Nichts, weiss auch noch nicht, was in Angriff nehmen soll. Zum Glück werden die Konzerte der Musikalischen Gesellschaft erst spät ihren Anfang nehmen, sodass ich bis dahin schon Etwas zusammenkleistern werde".

An M. Tschaikowsky:

„13. September.

Arbeit habe ich in Hülle und Fülle. Vorgestern erhielt ich ganz unerwarteterweise eine Aufforderung zugestellt,

in's Theater zu kommen. Ich erstaunte nicht wenig, als ich erfuhr, dass schon zwei Chorproben meiner Oper gewesen seien und nun die erste Solistenprobe stattfinden sollte. Ich habe selbst die Klavierbegleitung übernommen. Ich zweifle sehr an der Möglichkeit, ein so schwieriges Werk in einem Monat einzustudieren und schaudere schon im Voraus vor der mir bevorstehenden Lauferei und Herumwirtschafterei. Die Proben sind fast für jeden Tag angesetzt. Die Sänger sind alle mit der Oper zufrieden.

Im Konservatorium habe ich auch mehr zu thun. Werde auch mehr Geld dafür bekommen, fürchte jedoch sehr zu ermüden! In meinem sonstigen Leben sind gegenüber dem vorigen Jahr keine Veränderungen eingetreten. Meine Pläne in Bezug auf ein selbständiges Wohnen sind in alle Winde zerstoben. Als ich Rubinstein andeutete, dass ich es in seiner Wohnung unbequem habe und ausserdem seine Gastfreundschaft nicht gern noch länger in Anspruch nehmen möchte, hat er sich sehr beleidigt gefühlt und mir das Versprechen gegeben, es so einzurichten, dass mich Niemand mehr bei der Arbeit störe. Die Mittagsmahlzeiten nehme ich immer noch wie früher, bei Albrecht, obwohl ich ihn sehr oft damit anführe".

An A. Tschaikowsky:

„25. September.

.....Seit meinem letzten Schreiben an Dich, hatte ich sehr viel zu thun. Du weisst, dass man meine Oper im Oktober zur Aufführung bringen wollte. Die Stimmen waren schon ausgeschrieben und die Proben, welche ich besuchen musste, hatten schon ihren Anfang genommen. Als ich aber sah, dass die Oper in einer so kurzen Zeit nicht einstudiert werden könne, erklärte ich der Direktion, dass— solange die italienische Oper in Moskau weilt und Chor und Orchester für sich in Anspruch nimmt ich die Partitur meiner Oper nicht hergeben werde, und habe in diesem Sinne an Gedeonow geschrieben. Die Folge davon war, dass die Aufführung aufgeschoben und die Proben eingestellt wurden, bis die Italiener Moskau verlassen. Daher bin jetzt wieder etwas freier. Uebrigens, die Menschikowa kennt schon einen grossen Teil der Oper auswendig. Heute war ich bei ihr zum Mittagessen, und sie hat mir einige Nummern garnicht übel vorgesungen. Die Zeit vergeht im Allgemeinen schnell und angenehm.

Bezüglich meiner zukünftigen Kompositionen kann ich Dir eine sehr angenehme Nachricht mitteilen. Vor einigen Tagen habe ich bei Ostrowsky gemittagt und er hat mir von selbst angeboten, ein Libretto für mich zu schreiben. Das Sujet beschäftigt ihn schon seit zwanzig Jahren, und er hat sich bis jetzt noch nicht entschliessen können, es Jemandem vorzuschlagen; nun ist seine Wahl auf mich gefallen.

Der Ort der Handlung ist Babylon und Griechenland zur Zeit Alexanders von Macedonien, welcher auch in persona mitwirkt. Es stossen da die Vertreter zweier klassischen Völker aneinander: Hebräer und Griechen. Der Held ist ein junger Hebräer, welcher eine Hebräerin liebt, von Dieser aber betrogen wird, weil ihr Ehrgeiz sie Alexander in die Arme treibt. Zum Schluss wird aus dem jungen Hebräer ein Prophet. Du kannst Dir garnicht vorstellen, wie herrlich diese Vorlage ist! Augenblicklich arbeite ich an einer symphonischen Dichtung „Fatum“ [1]). Die italienische Oper macht Furore. Die Artôt ist ein reizendes Wesen: wir Beide sind gute Freunde“.

„Im Frühjahr 1868“, erzählt Laroche, „kam für einige Wochen ein italienisches Opernensemble nach Moskau, an dessen Spitze der Privatunternehmer Merelli stand, welcher für seine Vorstellungen das Grosse Theater pachtete. Die Truppe bestand aus Sängern fünften und sechsten Ranges, die weder Stimme noch Talent besassen; die einzige aber grelle Ausnahme war ein dreissigjähriges nicht grade schönes Mädchen mit leidenschaftlichem Gesichtsausdruck, welche damals auf dem Höhepunkt ihrer Kunst stand und sehr bald darauf zu altern begann.

Désiré Artôt war die Tochter des berühmten Hornisten Artôt und die Nichte des noch berühmteren Geigers und hatte ihre Ausbildung bei Pauline Viardot—Garcia erhalten. Ihre Stimme war sehr kräftig und schien für den grössten dramatischen Pathos wohl geeignet zu sein, entbehrte aber leider einer festen Grundlage, infolgedessen sie verhältnissmässig früh—wie gesagt—zu altern begann und schon sechs bis sieben Jahre nach der Zeit, von welcher jetzt die Rede ist, vollständig ihren Reiz einbüsste. Ungeachtet des dramatischen Charakters war die Stimme auch für Fiorituren und Coloraturen sehr veranlagt und hatte einen so ausserordentlichen Umfang, dass das Re-

1) Op. 77. Verlag Belajeff in Leipzig.

pertoir der Sängerin fast unbeschränkt war. Nur die allerhöchsten Partien, wie z. B. die „Lucia“, waren für sie unausführbar. Désiré Artôt ist mehr denn einmal auch in Petersburg aufgetreten, hat dort aber stets nur einen Achtungserfolg erzielt. Bevor sie nach Moskau kam, hatte sie in Berlin und Warschau Triumphe gefeiert. Doch dürfte sie nirgends so viel Entusiasmus erweckt haben, als in Moskau. Für Viele der damaligen Moskauer Musiker—auch für Peter Iljitsch erschien sie als eine Verkörperung des dramatischen Gesanges selbst, als eine Göttin, welche in ihrem Wesen all'die Eigenschaften vereinigte, die gewöhnlich auf verschiedene Naturen verteilt sind. Sie intonierte mit der Reinheit und Sicherheit eines Klaviers, vokalysierte aussergewöhnlich schön und verblüffte die Menge mit einem ganzen Feuerwerk von Trillen und Passagen. Ein grosser Teil ihres Repertoirs war der virtuosen Seite der Kunst gewidmet, welche sie aber durch ihren so überaus lebendigen und poetisch ausdrucksvollen Vortrag fast bis zu künstlerischem Wert erhob. Man kann behaupten, dass es in der ganzen Musik, in dem ganzen Gebiet der lyrischen Stimmungen keine Idee, kein Gebilde vorhanden sei, welches wiederzugeben, zu interpretieren die ausgezeichnete Künstlerin nicht verstanden hätte. Die Klangfärbung ihrer Stimme glich mehr dem Ton einer Oboe, als dem einer Flöte, und atmete eine nicht zu beschreibende Schönheit aus, eine solche Glut, eine solche Leidenschaft, dass sie Jedermann berückte und entzückte! Ich sagte oben, dass Désiré Artôt nicht schön gewesen sei. Es befindet sich aber Derjenige im Irrtum, der sie infolgedessen bemitleiden zu müssen glaubt und der Meinung ist, dass sie mit grosser Mühe und unter Zuhilfenahme allermöglichen Toilettenkünste und Toilettengeheimnisse mit dem ungünstigen Eindruck ihrer äusseren Erscheinung zu kämpfen hatte. Nein, nicht im Geringsten! Sie eroberte die Herzen und verwirrte die Köpfe gerade so wie die allerschönste Frau. Die zarte, schneeweisse Haut, die seltene Plastik und Grazie der Bewegungen, die Schönheit der Hände und des Halses waren nicht ihre einzigen Waffen: bei der ganzen Unregelmässigkeit ihrer Gesichtszüge lag eine bezaubernde Lieblichkeit in ihnen; unter den vielen, sehr vielen „Margarethen“, die ich in meinem Leben gesehen, war die Artôt entschieden die idealste, die entzückendste. Freilich bewirkte das zum grossen Teil ihr schauspielerisches Talent. Ich kenne Niemanden, der mit der Bühne so ver-

traut wäre, wie die Artôt es gewesen: von dem ersten Schritt und bis zum letzten Schrei der Verzweiflung oder des Triumphes —war die Illusion eine vollkommene; nicht ein einziger Zug verriet Absicht oder Berechnung, dabei wurde die Komik, die Tragik und der Demi-Charakter in gleichem Maasse vollkommen von ihr beherrscht".

An A. Tschaikowsky:

„21. Oktober.

....Ich bin jetzt sehr beschäftigt: schreibe die Chöre und Recitative zum „Schwarzen Domino" von Auber, welches zum Benefiz der Artôt gegeben werden soll; diese Arbeit wird mir Merelli bezahlen. Ich habe mich mit der Artôt sehr befreundet und erfreue mich ihrer Gegenneigung; selten habe ich ein so liebes, gutes und kluges Weib getroffen.

Anton Rubinstein ist bei uns gewesen. Hat gespielt— wie ein Gott und unbeschreibliches Furore gemacht. Er hat sich garnicht verändert und ist ebenso nett wie früher. Ich besuche jetzt ziemlich oft den „Künstler-Verein". Spiele dort, gewöhnlich, mit einem 1/2 Kopekeneinsatz „Jeralasch" [1]), und soupiere darauf mit Ostrowsky, Sadowsky und Shiwokini, welche sehr nett und unterhaltend sind. Laroche ist neulich eine Moskauer Berühmtheit geworden infolge zweier von ihm verfassten und in den „Moskauer Nachrichten" abgedruckten Feuilletons über die italienische Oper. Die Italienomanen schimpfen fürchterlich über ihn und wollen ihn, wie man sagt, durchprügeln.

Meine Fantasie für Orchester „Fatum" ist fertig".

An M. Tschaikowsky:

(November).

„...Oh, Moding, ich fühle in mir das Verlangen, meine Eindrücke vor Dein künstlerisches Herz zu schütten. Wenn Du nur wüsstest, welch' Sängerin und Schauspielerin die Artôt ist!! Noch nie habe ich einen so starken künstlerischen Eindruck gehabt, wie diesmal! Wie Du entzückt wärest über die Grazie ihrer Bewegungen und Posen"!

An M. Tschaikowsky:

(Dezember).

„...Schon lange habe ich Dir nicht mehr geschrieben,

1) Jeralasch ist der Name eines Kartenspiels.

ich befand mich aber in verschiedenen Umständen, welche mich der Möglichkeit beraubten, Briefe zu schreiben, denn meine ganze freie Zeit widmete ich einem Wesen, von welchem Du gewiss schon gehört haben wirst, und welches ich sehr liebe.

Meine musikalischen Angelegenheiten befinden sich in folgender Lage. In den nächsten Tagen gelangen zwei meiner Klavierstücke aus dem Druck [1]); habe 25 russische Volkslieder für Klavier vierhändig arrangiert, was ebenfalls gedruckt wird, und instrumentiere meine Orchesterfantasie „Fatum" für das fünfte Symphoniekonzert der Musikalischen Gesellschaft.

Neulich fand hier ein Konzert statt zu Gunsten unbemittelter Studenten, in welchem zum letzten Mal vor der Abreise ein gewisses „Wesen" gesungen hat. In demselben Konzert wurden auch meine Tänze gespielt und N. Rubinstein hat ausserdem mein der Artôt gewidmetes Klavierstück vorgetragen.

Setze meine Besuche im Künstler-Verein fort, wo ich jedesmal mit den beiden Alten, Sadowsky und Shiwokini soupiere".

An Ilja Petrowitsch Tschaikowsky:

„26. Dezember.

Mein lieber und teurer Vater! Zu meiner grössten Erbitterung haben einige Umstände meine Reise nach Petersburg verhindert. Diese Reise würde wenigstens hundert Rubel kosten, welche ich aber augenblicklich nicht besitze. So muss ich Dir denn schriftlich meine Neujahrsgratulation darbringen: es versteht sich von selbst, dass ich Dir Glück und Alles Gute wünsche. Da die Gerüchte von meiner Heirat Dir, wahrscheinlich, schon mehrfach zu Ohren gekommen sind und Du jedenfalls unzufrieden bist, dass ich selbst noch Nichts darüber geschrieben habe, so will ich Dir nun gleich Alles auseinandersetzen. Die Bekanntschaft Artôt's habe ich schon im Frühjahr gemacht, bin damals aber nur ein Mal bei ihr gewesen, und zwar auf einem Souper gelegentlich ihres Benefizes. Nachdem sie im Herbst wieder hierhergekommen, habe ich sie einen ganzen Monat lang garnicht besucht. Zufällig begegneten wir uns dann auf einem musikalischen Abend; sie hat

1) Valse-Caprice, op. 4. und „Romance", op. 5.

ihrer Verwunderung darüber Ausdruck gegeben, dass ich niemals zu ihr komme und ich gab ihr das Versprechen, sie zu besuchen, was ich aber gewiss nicht gethan hätte (bei der mir eigenen Schwerfälligkeit für neue Bekanntschaften), wenn nicht Anton Rubinstein, der sich auf der Durchreise in Moskau aufgehalten hatte, mich eines Tages zu ihr geschleppt hätte. Seitdem erhielt ich fast täglich Einladungskarten von ihr und gewöhnte mich allmälich, jeden Tag bei ihr zu sein. Sehr bald entflammten wir in gegenseitiger zärtlicher Neigung und die Geständnisse folgten unmittelbar darauf. Natürlich besprachen wir sofort die Frage über die gesetzliche Ehe, und, wenn Nichts dazwischen kommt soll die Hochzeit schon im künftigen Sommer zu Stande kommen. Darin liegt aber das Schlimme, dass verschiedene Hindernisse vorhanden sind. Erstens ist ihre Mutter, welche stets bei ihr weilt und einen bedeutenden Einfluss auf sie ausübt, gegen diese Heirat, da sie findet, dass ich für ihre Tochter noch zu jung sei, und wahrscheinlich befürchtet, dass ich sie an Russland fesseln werde. Zweitens suchen meine Freunde, ganz besonders N. Rubinstein, mit dem Aufgebot ihrer ganzen Energie meine Heiratspläne zu Nichte zu machen. Sie behaupten, dass ich, als Gatte einer berühmten Sängerin, die klägliche Rolle des „Mannes seiner Frau“ spielen werde, auf ihre Rechnung leben, und sie auf ihren Reisen durch ganz Europa überallhin begleiten, ferner — dass ich keine Gelegenheit und Musse zur eignen Arbeit haben werde, dass — wenn erst meine Liebe zu ihr etwas nachgelassen mir Nichts Anderes übrig bleiben wird, als Verzweiflung und Untergang. Die Möglichkeit eines solchen Unglücks liesse sich, vielleicht, in dem Falle vermeiden, wenn sie sich entschliessen wollte der Bühne zu entsagen und für immer in Russland zu bleiben:—sie sagt aber, dass sie bei all'ihrer Liebe zu mir, die Bühne nicht verlassen könne, an welche sie sich so sehr gewöhnt habe und welche ihr so viel Ruhm und Geld eintrage. Augenblicklich befindet sie sich schon auf der Reise nach Warschau. Einstweilen haben wir beschlossen, dass ich sie im Sommer auf ihrem Gut (in der Nähe von Paris) besuchen werde, wo sich dann unser Schicksal entscheiden soll.

So wie sie sich nicht entschliessen kann, der Bühne zu entsagen, so möchte ich, meinerseits, auch nicht, ihr meine Zukunft opfern, denn es unterliegt keinem Zweifel, dass ich der Möglichkeit, auf meinem Pfade vorwärts zu kom-

men, beraubt sein werde, wenn ich ihr blindlings folgen sollte. Du siehst, Väterchen, dass meine Situation eine sehr schwierige ist: einerseits habe ich sie von ganzem Herzen und von ganzer Seele lieb und es scheint mir unmöglich, ohne sie weiter zu leben; andererseits, aber, zwingt der kalte Verstand zum Ueberlegen und zum näheren Betrachten all'der Schrecken, welche mir meine Freunde ausmalen. Erwarte, mein Lieber, auch Deine Ansicht zu hören.

Ich bin ganz gesund und mein Leben fliesst ordnungsmässig dahin, mit der alleinigen Ausnahme, dass ich traurig bin, weil sie nicht da ist".

Als Antwort erhielt Peter Iljitsch vom Vater folgendes Schreiben:

„29 Dezember 1868.

Mein lieber Peter, Du bittest mich um einen Rat in der wichtigsten Angelegenheit Deines Schicksals. In der That, mein Freund, die Heirat ist ein solch gefährlicher Schritt im Leben, den man nicht unüberlegt thun soll, das ist eine Frage über Leben oder Tod, über Sein oder Nichtsein, das ist das Wagniss eines Spielers, der Hasard eines Kühnlings, das ist ein solcher Schritt, nach welchem es kein Zurück giebt, obgleich er von der Jugend gewöhnlich unterschätzt wird, indem sie sich anheimstellt, ein Jedes nach seinem Wunsch zu leben und sich weder an das Herzensbündniss noch an die kirchliche Trauung zu kehren. Meine Ansicht über Deine Heirat kennst Du bereits aus der kurzen Zuschrift, die ich in das Couvert des Briefes von Toly gesteckt hatte: ich freue mich,—freue mich, wie der Vater eines erwachsenen Sohnes oder einer gereiften Tochter, freue mich auf die Ehe eines Würdigen mit einer Würdigen. Du liebst sie und sie liebt Dich, und damit wäre die Sache erledigt, wenn... Oh, dieses verfluchte Wenn!... Man muss wohl Alles überlegen, Alles zergliedern und diesen Gordios-Knoten zu lösen versuchen. Désiré, d. i. die Erwünschte, muss in der That in jeder Beziehung herrlich sein, denn mein Sohn Peter hat ihr seine Liebe geschenkt, mein Sohn Peter, aber, besitzt Geschmack und Talent und wird sich seinem Charakter nach ein Weib mit den gleichen Eigenschaften gewählt haben. Von dem Altersunterschied kann hier keine Rede sein, Ihr Beide seid schon lange mannbar, sodass zwei Jahre mehr oder weniger keine Rolle spielen, was aber die Vermö-

gensverhältnisse und die Lebensstellung eines Jeden von Euch anbelangt, so wollen wir nun darüber reden. Du bist Künstler, sie ist auch Künstlerin, Ihr Beide schlaget Kapital aus Euren Talenten, nur dass sie sich Kapital und Ruhm bereits erworben hat, und Du erst zu erwerben beginnst, und—Gott weiss, ob es Dir gelingen wird, das zu erreichen, was sie besitzt. Deine Freunde erkennen Dein Talent an und fürchten, das Du es verlieren könntest durch die Heirat: ich bin anderer Meinung. Wenn Du um Deines Talentes willen den Staatsdienst aufgegeben hast, so wirst Du gewiss nicht authören, Künstler zu sein, selbst wenn Du im Anfang unglücklich sein solltest, so geht es fast allen Musikern. Du bist stolz, und es ist Dir daher unangenehm, dass Du noch nicht soviel verdienst, um eine Frau ernähren zu können und um nicht auf ihren Geldbeutel angewiesen zu sein. Ich verstehe Dich wohl, mein Freund, es ist bitter und unangenehm, doch wenn Du und sie, Ihr Beide, gleichzeitig arbeiten und erwerben werdet, so wird Keiner sich einen Vorwurf machen können: gehe Du Deinen Weg, lasse sie den ihrigen verfolgen und so helfet Euch gegenseitig. Weder für Dich, noch für sie ist es ratsam, den eingeschlagenen Lebenspfad zu verlassen, solange Ihr noch nicht soviel erspart habt, um sagen zu können: das sind wir, das ist unsere gemeinsame Arbeit. Zergliedern wir mal die einzelnen Worte: 1) „Als Gatte einer berühmten Sängerin wird Dir die klägliche Rolle zufallen, sie auf ihren Reisen durch ganz Europa überallhin zu begleiten, auf ihre Rechnung zu leben, und dadurch solltest Du Dich vom Arbeiten entwöhnen". Wenn nur Eure Liebe keine leichtfertige ist, sondern eine solide, welche sich für Leute Eures Alters geziemt, wenn nur Eure Schwüre aufrichtig und unveränderlich sind, dann ist Jenes Alles Unsinn. Das Glück einer Ehe gründet sich auf gegenseitiger Achtung, weder wirst Du es zugeben, dass Deine Frau wie eine Art Dienerin um Dich sei, noch wird sie es verlangen, dass Du die Rolle ihres Lakaien spielest, und das Zusammenreisen hat auch Nichts zu bedeuten, sofern Du dabei das Komponieren nicht unterlassen wirst,— ja, es ist sogar vorteilhaft, da Du dann Deine Oper hier und da anbringen kannst, oder Deine Symphonie, oder sonst Etwas. Eine liebende Freundin wird es schon verstehen, Dich anzuregen; sieh nur zu, wie Du Alles zu Papier bringst, mit einem solchen Wesen, wie Deine Ersehnte wirst Du eher Fortschritte machen, als das Talent

verlieren. 2) „Wenn erst Deine Liebe zu ihr etwas nachgelassen – wird Dir Nichts Anderes übrig bleiben, als Verzweiflung und Untergang".—Warum denn in der Liebe nachlassen? Ich habe mit Deiner Mutter 21 Jahre zusammengelebt, und habe sie diese ganze Zeit hindurch gleichmässig, mit der Glut eines Jünglings geliebt, und habe sie geachtet und vergöttert, wie eine Heilige. Wenn nur Deine Ersehnte dieselben Eigenschaften besitzt, wie Deine Mutter, der Du so ähnlich bist, dann ist jene ganze Voraussetzung Unsinn. Du weisst doch sehr gut, dass Künstler keine Heimat haben, sie gehören der ganzen Welt, wozu soll sie denn, oder auch Du, unbedingt in Russland, in Moskau oder Petersburg wohnen. Es ist gut, wenn es irgendwo besonders vorteilhaft ist, zu wohnen; wenn sie, zum Beispiel, einen Kontrakt für längere Zeit mit der Petersburger Opernbühne abschliessen wollte (freilich unter Beibehaltung ihres Namens), wie die Lucca, die Patti und Andere dann würde es für uns Alle sehr angenehm sein. 3) „So wie sie sich nicht entschliessen kann, der Bühne zu entsagen, so möchtest Du deinerseits auch nicht, ihr Deine Zukunft opfern, denn es unterliegt keinem Zweifel, dass Du der Möglichkeit beraubt sein wirst, auf Deinem Pfade vorwärts zu kommen wenn Du ihr blindlings folgst".— Sie soll garnicht der Bühne entsagen, was ich schon oben erwähnt habe, ebensowenig sollst Du Deine Pflichten als Künstler von Beruf niederlegen. Unsere Zukunft ist zwar nur Gott bekannt, aber wozu denn voraussetzen, dass Du der Möglichkeit beraubt sein wirst, auf deinem Pfade vorwärts zu kommen, wenn Du ihr blindlings folgst? Das würde heissen, dass Du keinen Charakter hast und nur ein Anhängsel bei ihr bist, ihr die Schleppe trägst und sie mit zwei Fingern auf die Bühne geleitest wie ein Diener, um dann in der Menge zu verschwinden. Nein, mein Freund, sei Du ein Diener, aber ein selbständiger Diener, wenn sie Deine Arien singen wird, so — dass der Beifall Euch Beiden gelte,—wozu dann blindlings folgen? Wenn sie Dich aufrichtig liebt, so dürfte das doch auch ihr unangenehm sein (denke an die gegenseitige Achtung). Alles das müsst Ihr selber überlegen und an meine Worte denken: das Glück in der Ehe hängt von gegenseitiger Liebe und Achtung ab. Dann möchte ich Euch noch eine Frage stellen: habet Ihr Euch auch geprüft? Liebet Ihr Euch auch wirklich und für alle Zeiten? Deinen Charakter kenne ich, mein lieber Sohn, und hoffe auf Dich, Du, aber, liebe

Braut, bist mir leider noch nicht bekannt. Ich kenne nur Deine schöne Seele und Dein gutes Herz durch ihn. Es würde garnicht übel sein, wenn Ihr Euch prüfen wolltet, nur — um Gottes willen — nicht durch Eifersucht, sondern durch die Zeit. Wartet und fraget Euch beständig: liebe ich sie auch wirklich wahrhaft, liebt er mich auch wirklich wahrhaft? Wird er (oder sie) auch in der That mit mir bis an das Grab die Freuden und Leiden des Lebens teilen? Wenn die Zeit Euch nur bedingt antworten wird: ja, vielleicht wirst Du glücklich werden, — dann ist es eben noch nicht ganz gewiss. Stellt Euch noch einmal auf die Probe und fasset erst dann einen Entschluss, in Gottes Namen.

Beschreibe mir ausführlich den Charakter Deiner Ersehnten, mein Lieber, — übersetze ihr das zarte Wort „désiré". Der Wille der Mutter bedeutet in Herzensangelegenheiten garnichts; überlege es Dir aber doch".

Peter Iljitsch an Anatol:

(Januar).

„.....Ich befinde mich jetzt in grosser Aufregung. Der „Woiwode" soll aufgeführt werden; jeden Tag giebt's Proben und ich finde kaum Zeit, Alles zu thun was notwendig ist: dadurch erklärt sich mein Schweigen. Bis jetzt geht die Oper ziemlich schlecht; es geben sich, aber, Alle die redlichste Mühe, sodass man auf eine gute Aufführung hoffen kann. Die Menschikowa wird sich sehr gut machen; namentlich singt sie im zweiten Akt das Lied „Nachtigall" sehr schön. Der Tenor ist ebenfalls nicht übel, der Bassist, jedoch, schlecht. Wenn die Oper gelingt, so werde ich es einzurichten versuchen, dass Ihr Beide in der Butterwoche hierherkommt, um sie anzuhören.

Ich habe schon eine andere zu komponieren begonnen, möchte aber das Sujet nicht verraten, weil es einige Zeit Geheimniss bleiben soll, dass ich überhaupt Etwas in Arbeit habe. Wie gross wird das Erstaunen sein, wenn man erfährt, dass ich im Sommer schon die halbe Oper zusammengeknetet habe (ich hoffe sehr stark, im Sommer Gelegenheit zum Arbeiten zu haben).

Im nächsten Konzert soll meine neue Ouverture gespielt werden; es scheint ein recht gelungenes Stück geworden zu sein und heisst „Fatum".

Bezüglich des Liebesabenteuers, welches ich zu Anfang des Winters erlebt habe, kann ich Dir mitteilen, dass es sehr zweifelhaft ist, ob mein Eintritt in Hymens Reich zu

Stande kommen wird. Die Sache beginnt, etwas auseinanderzugehen. Das Nähere darüber werde ich Dir später erzählen. Jetzt ist nicht die Zeit dazu".

Im Januar hat sich Désiré Artôt in Warschau mit dem Bariton Padilla verheiratet, ohne ein Wort davon ihrem früheren Bräutigam mitgeteilt zu haben.

Die Nachricht davon gelangte an Peter Iljitsch zu einer Zeit, wo sein ganzes Sinnen und Trachten der Aufführung seiner Erstlingsoper galt, und hat —wie aus dem Ton seiner Briefe hervorgeht —dank diesem Umstand lange nicht die erschütternde Wirkung auf ihn gehabt, wie zu erwarten war.

Jedenfalls ist in Peter Iljitsch's Herzen, nachdem die ersten bittern Stunden verstrichen waren, garkein Groll gegen die Ungetreue zurückgeblieben. Als Künstlerin blieb sie für ihn das Vollkommenste, was er je kennen gelernt hatte. Als Mensch blieb sie ihm ebenfalls für immer teuer. Nach einem Jahre fast, sollte er ihr wieder begegnen. Folgendes schreibt Peter Iljitsch über die bevorstehende Begegnung: „in nächster Zeit steht mir ein Wiedersehen mit Artôt bevor. Sie kommt hierher, und ich werde einer Begegnung nicht ausweichen können, denn gleich nach ihrer Ankunft soll mit den Proben des „Schwarzen Domino" mit meinen Recitativen und Chören begonnen werden, bei denen ich notwendigerweise werde zugegen sein müssen. Dieses Weib hat mir viele bittre Stunden bereitet, und doch fühle ich mich durch eine unerklärliche Sympatie so zu ihr hingezogen dass ich beginne, mit fieberhafter Ungeduld ihre Ankunft zu erwarten".

Sie begegneten sich wie zwei Freunde. Alle intimeren Beziehungen waren geschwunden. „Als 1869 die Artôt wieder auf der Bühne des Grossen Theaters auftrat", — erzählt Kaschkin, — „sass ich im Parterre neben Tschaikowsky, der sehr aufgeregt war. Bei dem Erscheinen der Künstlerin hob Peter Iljitsch das Opernglas an die Augen und setzte es während der ganzen Vorstellung nicht wieder ab; er konnte aber schwerlich sehen, denn Thräne über Thräne rollte über seine Wangen".

Nach zwanzig Jahren begegneten sie sich wieder. Die junge Liebe und gegenseitige Sympatie hatte sich inzwischen in treue Freundschaft verwandelt, welche zwischen ihnen seitdem bis an den Tod bestehen blieb.

Am 30. Januar 1869 am Benefiztage der Menschikowa, fand die erste Vorstellung der Oper „Der Woiwode" statt. Auf dem Theaterzettel stand Folgendes zu lesen:

DER WOIWODE.

Oper in drei Akten und vier Bildern. Der Text ist dem Schauspiel „Der Traum an der Wolga“ von Ostrowsky entnommen.

Musik von P. I. Tschaikowsky,

Kostüme: die männlichen von H. Simoné, die weiblichen von H. Manochin.

Die Tänze werden ausgeführt: im 2. Akt von den Damen Lwowa, Essaulowa I, Nikiforowa II, Alexandrowa II; die Koriphäen: Jeshowa, Terentjewa, Sybina I, Gorochowa I, Belikowa, Prokoffjewa, Wladimirowa I und Pheoktistowa—werden den Russischen Tanz ausführen.

Handelnde Personen:

Netschai Schalygin	H. Finocci.
Wlass Djushoi	H. Radoneshsky.
Nastassja, dessen Frau	Fr. Annenskaja.
Maria Wlassjewna	Fr. Menschikowa.
Praskowja Wlassjewna	Fr. Kronenberg.
Stephan Bastrjukow	H. Rapport.
Dubrowin	H. Demidoff.
Olona, dessen Frau	Fr. Iwanowa.
Rjeswy	H. Boschanowsky.
Ein Narr	H. Lawroff.
Nedwiga	Fr. Rosanowa.
Der Neue Woiwode	H. Korin.

Die Mannen des Woiwoden, die Mannen des Djushoi, Muhmen, Mädchen.

Der äussere Erfolg der Oper war sehr hervorragend. Der Komponist ist 15 Mal hervorgerufen worden und hat einen Lorbeerkranz erhalten. Die Aufführung ist jedoch nicht ohne Störungen verlaufen. Rapport, nämlich, hat die letzten Nächte infolge eines sich am Finger bildenden Geschwürs garnicht schlafen können und fühlte sich während der Vorstellung so schlecht, dass er mehrere Male einer Ohnmacht nahe war. „Wenn die Menschikowa ihn nicht mit ihren Armen gestützt, hätte man den Vorhang herunterlassen müssen“, schreibt Peter Iljitsch an seine Brüder.

Kaschkin erzählt, dass gleich im Anfang der Chor mit der Volksmelodie sehr gefallen habe, dass das Lied „Nachtigall“ sehr schnell populär geworden sei, dass die auf dem

schottischen Pentachord (der auch in unseren Volksliedern zu finden ist), ohne halbe Töne aufgebaute Tenorarie „Glühe, oh, Morgenrot", so wie das Duett zwischen Olona und Maria „Still gehet der Mond" und das letzte Quartett „Dunkle Nacht"—sich eines grossen Erfolges erfreut haben sollen. Laroche hat sich über die Aufführung der Oper wie folgt ausgelassen. „Die Benefiziantin verfügt, bekanntlich über eine sehr schöne Stimme, besitzt aber—ebenfalls bekanntlich—keinen dramatischen Sinn; auch zeichnet sie sich nicht durch ihre musikalische Bildung aus: das Eine sowie das Andere schadete ihr sehr in der Rolle der Maria Wlassjewna. Dasselbe muss ich, leider, auch von Herrn Demidoff sagen der den Dubrowin machte: seine Stimme ist zwar, noch etwas schöner, die scenische Unbeholfenheit springt dafür, aber, noch mehr in die Augen. Den absoluten Gegensatz zu diesen Beiden bildet Herr Rapport (Bastrjukow), dessen schönes Talent sich rapide entwickelt und ihm eine schöne Zukunft verspricht. Die Erscheinung Fr. Iwanowas mit ihrer frischen sympatischen Stimme in einer bedeutenderen Rolle, als diejenigen welche sie bis dato zu singen gehabt hatte, wird die Freunde unserer Opernbühne jedenfalls sehr gefreut haben. Wenn man bedenkt, dass Fr. Iwanowa eine, für ihre Stimme zu tief liegende Partie zu singen hatte, so wird man ihrem Vortrag volle Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen. Die nebensächlichen Rollen sind grösstenteils gewissenhaft und befriedigend einstudiert worden. Sehr typisch war Fr. Rosanowa als alte Muhme. Auch Herrn Merten, der anstelle des Herrn Schrameck die Aufführung der Oper von Tschaikowsky leitete, wird man freudig begrüssen müssen. Einige Unsicherheit war in seinem Dirigieren wohl zu merken, aber im Allgemeinen hat er sehr lebendig und energisch, – nicht wie ein teilnahmsloser Metronom—seines Amtes gewaltet".

Die Freunde Peter Iljitsch's triumphierten. Am Tage nach der Aufführung erhielt er mehrere ihn beglückwünschende Briefe. Der Fürst Odoewsky war mit der Oper seines jungen Freundes sehr zufrieden und sandte dem Autor als Zeichen seiner Anerkennung ein Paar „Becken" als Geschenk nebst einem sehr netten Brief.

Aber die Ovationen und der Lärm bei der ersten Vorstellung, die Begeisterung der Freunde des Komponisten, sowie die Anerkennung einiger Kenner haben dennoch keinen nachhaltigen Erfolg zu schaffen vermocht. Die Oper

ist nur fünf Mal gegeben worden und verschwand dann für immer aus dem Repertoir des Grossen Theaters.

Das erste rügende und sogar strenge Urteil über seine Oper hat Peter Iljitsch von einer Seite zu hören bekommen, von welcher er es am wenigsten erwarten konnte: von Laroche. Nicht sowohl die Verneinung des Werkes selbst seitens Laroche, sondern der verächtliche Ton, den Dieser in Bezug auf das ganze musikalische Talent Peter Iljitsch's angeschlagen hatte, kränkte den Komponisten so tief, dass er jede Beziehungen zu seinem Freunde abbrach. Erst nach zwei Jahren, im Frühling des Jahres 1871, versöhnten sich die Beiden und blieben bis an den Tod Freunde.

Bald nach der ersten Vorstellung des „Woiwoden" gelangte auch Peter Iljitsch's symphonische Fantasie „Fatum" zu ihrer ersten Aufführung, und zwar im achten Symphonie--Abend der Musikalischen Gesellschaft.

Als Programm für dieses Werk, welches Balakireff gewidmet ist hat Peter Iljitsch die Worte Batjuschkoff's [1]) gewählt:

„Weisst Du, was der greise Melchisedeck gesprochen hat, als, er vom Leben Abschied nehmend, im Sterben lag? — Als Sklave wird der Mensch geboren, als Sklave sinkt er auch in's Grab. Der Tod der wird ihm auch nicht sagen, wozu, warum er dieses lange Thränenthal durchwandert und weshalb er gelitten, geduldet, geweinet hat— und nun verschwinden muss"....

Die Wahl dieses Motto's hat eine kleine Vorgeschichte, in welche ein gewisser S. A. Ratschinsky werwickelt ist. Dieser Herr Ratschinsky — Sergei Alexandrowitsch, Professor der Botanik an der Moskauer Universität, der später durch die Gründung einer Mustervolksschule im Gouvernement Twer so berühmt gewordene Pädagoge, gehörte zu den allerersten und allerbegeistertsten Anhängern Tschaikowsky's. Dieser feingebildete, elegante und einflussreiche, sehr religiöse Mann glich nicht im Mindesten dem Typus eines damaligen „Gelehrten" dazu noch „Naturforschers" und war eine im höchsten Grade originelle und urwüchsige Persönlichkeit, welche Peter Iljitsch sehr interessierte und welche er sehr bald liebgewann. Ratschinsky war ein leidenschaftlicher Musik-und Literaturfreund, äusserte aber auch in dieser Hinsicht, wie in

1) Batjuschkoff ist ein bekannter russischer Dichter.

Allem Anderen, die eigentümlichste Geschmacksrichtung, welche mit den allgemein üblichen Ansichten in dem schärfsten Gegensatz stand. So hatte er, zum Beispiel, Ostrowsky, welcher damals auf dem Höhepunkt seines Ruhmes stand, garnicht gern, während er den kaum erst für talentvoll anerkannten Tschaikowsky für einen „grossen" Komponisten hielt. Eines Tages soll er während eines Streites über Ostrowsky zur grössten Empörung aller Anwesenden ausgerufen haben: „Ach, was gilt Euer Ostrowsky! In dem kleinen Finger Tschaikowsky's steckt mehr Talent, als in Dem"! Als Anno 1871 Peter Iljitsch ihm sein erstes Quartett dediciert hatte, sagte er voller Begeisterung: „C'est un brevet d'immortalité que j'ai reçu".

Peter Iljitsch war sehr stolz und sehr froh, einen solchen Verehrer zu besitzen, schätzte ihn aber ausserdem für seine enorme Belesenheit, für die Originalität seiner mutig ausgesprochenen Ansichten und glaubte an seine Autorität.

Ursprünglich hatte „Fatum" kein bestimmtes Programm. „Als aber die Konzertzettel gedruckt werden sollten",— erzählt Ratschinsky, — „meinte Rubinstein, der um jede Kleinigkeit immer sehr besorgt gewesen ist, dass der blosse Titel „Fatum" ungenügend wäre und dass es garnichts schaden könnte, ihm einige den Inhalt des Werkes erläuternde Verse hinzuzufügen. Der Zufall wollte es, dass ich (der ich noch nicht eine Note der neuen Komposition gehört) gerade damals im Vorbeigehen Rubinstein besuchte und mir im Moment das Gedicht Batjuschkoff's einfiel; Rubinstein bat mich sofort, es aufzuschreiben, und hat es mit Einwilligung Tschaikowsky's in's Programm hereingenommen".

Diese Begebenheit teilte Ratschinsky später schriftlich an Laroche mit, welcher das Werk Peter Iljitsch's nach der ersten Moskauer Aufführung einer überaus scharfen Beurteilung unterworfen und in der sehr langen Kritik, dem Autor unter Anderem den Vorwurf gemacht, dass seine Musik dem gewählten Programm nicht im Geringsten entspreche, dass „das Stück viel eher mit einer Schlacht, einer Empörung oder einem elementaren Naturereigniss Aehnlichkeit habe, als mit dem düsteren Monolog eines enttäuschten Greises".

Ratschinsky wollte Laroche's Urteil mildern, indem er ihm die Berichtigung zukommen liess, dass die Verse Batjuschkoff's nicht ein Programm bedeuten sollen, sondern

nur als Epigraph auf die Partitur gesetzt sind, hat aber durch seine Zusendung eine zweite noch ärgere Rezension seitens Laroche hervorgerufen.

Beim Publikum hatte „Fatum", jedoch, nach den Worten des Komponisten selbst einen „bedeutenden" Erfolg gehabt und Peter Iljitsch hielt es für „das beste Werk, was er je geschrieben" und fügte hinzu, das auch „Andere derselben Meinung seien", woraus zu ersehen ist, dass ausser Laroche, diese Komposition den Musikern und den Freunden Peter Iljitsch's gefallen hat.

Fast gleichzeitig mit der Moskauer Aufführung ist „Fatum" auch in Petersburg gespielt worden, und zwar im 9. Symphoniekonzert der Russischen Musikalischen Gesellschaft unter Leitung Balakireff's. Hier hatte die Ouverture aber einen vollkommenen Misserfolg, das Publikum applaudierte wenig und auch die Musiker sind unzufrieden geblieben.

Nichtsdestoweniger hat C. Cui in seiner Besprechung des „Fatum" den jungen Autor nicht so arg mitgenommen, als bei einer früheren Gelegenheit den Schüler des Konservatoriums für die von ihm komponierte Kantate. In der neuen symphonischen Fantasie findet er, allerdings, auch noch vieles Schlechte, zum Beispiel gleich im Anfang das Epigraph („diese hypochondrische Philosophie des greisen Melchisedeck, in komisch wirkende Verse Batjuschkoff's gekleidet") ferner das einleitende Allegro, „welches nicht von Tragik durchdrungen wäre, wie es eigentlich sollte, sondern nur eine lächerliche Karrikatur" sei, u. A., charakterisiert die Musik Peter Iljitsch's aber im Allgemeinen als eine „zwar nicht von hohem Flug, aber immerhin recht nette, freundliche, hübsche—stellenweise nur etwas grob instrumentierte", meint ferner, dass die Harmonieen „gewagt und neu seien, wenn auch nicht immer schön".

Balakireff, dem das Stück gewidmet ist, hat keinen Gefallen am „Fatum" gefunden, und mit ihm ohne Zweifel alle anderen Mitglieder der „Allmächtigen Schaar".

„Ihr „Fatum" ist aufgeführt worden", — schreibt Mili Alexejewitsch Balakireff an Peter Iljitsch,—„und zwar nicht schlecht, wie ich glaube annehmen zu dürfen, wenigstens sind Alle mit der Ausführung zufrieden geblieben. Beifall geklatscht wurde nur wenig, was ich dem *scheuslichen* Höllenspektakel des Schlusses zuschreibe. Das Stück selbst gefällt mir nicht, es ist nicht durchdacht genug und wie

in Eile geschrieben. An vielen Stellen ist sozusagen die Naht, der heisse Faden zu sehen. Laroche schreibt das dem Umstand zu, dass Sie zu wenig die Klassiker studieren. Meiner Ansicht nach ist das aus anderem Grunde gekommen: Sie sind mit der neuen Musik noch zu wenig vertraut. Bei den Klassikern werden Sie die freie Form nicht lernen. Sie werden da Nichts finden, was Ihnen neu und unbekannt wäre. Alles, was Sie dort finden können, ist Ihnen schon damals bekannt gewesen, als Sie auf der Schulbank sassen und ehrfurchtsvoll den weisen Traktaten Zaremba's über den Zusammenhang der „Rondoformen" mit dem ersten Sündenfall des Menschen zuhörten.

In demselben Konzert brachten wir auch „Les Préludes" von Liszt. Betrachten Sie doch diese wundervolle Form, verfolgen Sie mal, wie natürlich sich da Eines auf dem Anderen aufbaut! Es ist kein buntes Durcheinander! Oder sehen Sie sich die „Nacht in Madrid" von Glinka an, wie meisterhaft da die einzelnen Teile der Ouverture verbunden sind: dieser innere, organische Zusammenhang ist es eben, der Ihrem „Fatum" fehlt. Ich habe Glinka als Beispiel angeführt, weil Sie ihn, wie mir scheint, viel studieren, und aus dem „Fatum" habe ich ersehen, dass Sie sich noch immer unter dem Eindruck eines Chores von Glinka befinden.

Der Vers, den Sie als Epigraph gewählt, ist unter aller Kritik.. Es ist eine scheusliche par-force-Reimerei. Wenn Sie wirklich so am Byronismus hängen, warum suchen Sie nicht bei Lermontoff ein passenderes Epigraph? In der Absicht den Gewaltvers ein wenig zu glätten, habe ich im Programm die beiden ersten Zeilen weggelassen (Melchisedeck kam mir gar zu lächerlich vor), habe aber, wie es sich erwies, eine Dummheit begangen. Unsere ganze Sippschaft ist wütend über mich hergestürzt und wollte mir beweisen, dass die Einleitung im „Fatum" gerade der Donnerworte verkündende Melchisedeck selber sei. Sie können darin Recht haben... Schreibe Ihnen ganz offen und bin versichert, dass Sie Ihre Absicht, „Fatum" mir zu widmen nicht aufgeben werden. Diese Widmung ist mir sehr teuer, als Zeichen Ihrer Sympatie für mich, und ich fühle meinerseits eine grosse Neigung zu Ihnen".

Peter Iljitsch hat sich durch das Urteil Balakireff's nicht beleidigt gefühlt, trotzdem es bitter genug war, sondern ist dank dem freundschaftlichen Ton des Briefes und dem aus demselben herausklingenden Glauben Balakireff's

an sein Talent der Freund des Hauptes der „Allmächtigen Schaar“ geblieben, was schon aus dem Umstand zu ersehen ist, dass er drei Monate später als Anwalt Mili Alexejewitsch's vor der Oeffentlichkeit erschien. Nicht nur das: er hat sich sogar einige Zeit darauf der Ansicht Balakireff's angeschlossen und — die Partitur des „Fatum“ vernichtet.

Schon ganz im Anfang der Saison begann Peter Iljitsch nach einem passenden Stoff für eine neue Oper zu suchen. Das Einzige und Hauptsächlichste, was er vom zu wählenden Stoff verlangte, war, dass die Handlung nicht in Russland vor sich gehen sollte. Die Unterhandlungen mit Ostrowsky in Betreff des Sujets aus der Zeit Alexanders von Macedonien, welche Peter Iljitsch im Brief vom 25. September erwähnt hatte, sind zu keinem Abschluss gekommen. Mit anderen Dichtern in Beziehungen treten wollte der Komponist nicht: seine Sehnsucht, möglichst schnell an die Arbeit zu gehen, war so gross, dass er fürchtete, die Sache könnte sich in die Länge ziehen, denn er wusste bereits aus Erfahrung, wie sehr die Librettisten Einen anfzuhalten pflegen. Ohne sich weiter nach einem Dichter umzusehen, begann er, fertige Texte durchzulesen. Seine Freude war gross, als er unter den Werken des Grafen Sollogub einen Text fand, der ganz seinen Anforderungen entsprach und dazu noch einer seiner Lieblingsdichtungen von Shukowsky—„Undine“—entnommen war.

Ohne lange zu überlegen und die Eigenschaften des gefundenen Libretto's näher zu prüfen, machte er sich mitten in der aufregenden Zeit der Proben zum „Woiwoden“—also im Januar—mit Feuereifer an die Komposition der neuen Oper und hat schon Anfang Februar den grössten Teil des ersten Aufzuges fertiggestellt, die „anderen beiden“ komponierte er im April und begann noch in demselben Monat mit der Instrumentation. Mit dem ersten Aufzug hoffte er im Mai fertig zu werden und mit den andern beiden im Laufe des Sommers, so dass er zum November die ganze Partitur an die Direktion der Petersburger Kaiserlichen Theater schicken zu können glaubte, wo Gedeonow sie—laut seinem schriftlichen Versprechen—zur Aufführung bringen würde.

Diese fieberhaft eilige Arbeit, die vielen Aufregungen der Wintersaison und gleichzeitig die Sorge um den älteren der Zwillinge, welcher sein Abiturium in der Juristenschule machte, die Bemühungen und verschiedenen Schrei-

bereien wegen einer für ihn möglichst in Moskau selbst zu findenen Stellung—das Alles reizte Peter Iljitsch's Nerven und schädigte seine Gesundheit im höchsten Grade, sodass er „seine Kräfte nach und nach bis zur völligen Erschöpfung verlor" und der Arzt ihm Seebäder oder eine Mineralwasserkur, hauptsächlich aber absolute Ruhe verordnete.

Den Sommer dieses Jahres hat Peter Iljitsch in Kamenka verbracht, wo sich diesmal die ganze Familie Tschaikowsky, ausgenommen Nikolai, vereinigte. Im Juni wurde dort die Vermählung Hyppolit's mit der Jungfrau Sophie Nikonowa gefeiert, und an diesem Tage ein glänzendes Feuerwerk eigener Zubereitung abgebrannt. In seinen Mussestunden half Peter Iljitsch gern bei den Vorbereitungen zu diesem Fest, mischte das Pulver mit den notwendigen anderen Ingredienzien, füllte die Hülsen, klebte die Laternen für die Illumination zusammen u. A. Ueberhaupt leuchtete in ihm trotz der 29 Jahre eine kindlich fröhliche und naiv lustige Stimmung. In der Gesellschaft seiner 19-jährigen Brüder und anderer jungen Leute konnte man ihn manchmal für den Jüngsten halten. Wie als Kind in Alapajew setzte er fort, allemöglichen Spiele und Belustigungen zu erfinden. So hat er z. B. den eigenartigen Sport ersonnen, über Graben zu springen, was der ganzen Gesellschaft Kamenkas so gefiel, dass Alle — selbst der vierzigjährige Besitzer Nikolai Wassiljewitsch—eifrigst daran teilnahmen. Desgleichen hat er bei Spaziergängen im Wald das Zusammentragen und Anzünden von Scheiterhaufen eingeführt, und ein Jeder gab sich seither die erdenklichste Mühe, den grössten und effektvollsten Scheiterhaufen zu bewerkstelligen. Peter Iljitsch's Freude über einen gelungenen Sprung, oder über einen grossartig brennenden Holzscheit war so gross, dass sein Antlitz strahlte, die Augen leuchteten und ihn das zum Mindesten ebenso zu interessieren schien, wie der Erfolg eines seiner musikalischen Erzeugnisse.

Ende Juli war die Partitur der „Undine" fertig, und Peter Iljitsch reiste früher als sonst—schon Anfang August—nach Moskau.

Die chronologische Reihenfolge der Arbeiten Peter Iljitsch's während der Saison 1868—1869 ist folgende.

1. Op. 77. Symphonische Dichtung „Fatum". Begonnen zwischen 10.—25. September 1868. Der Entwurf war vor

dem 21. Oktober fertig. Instrumentiert im Laufe des November und Dezember. Zum ersten Mal aufgeführt in Moskau im achten Symphoniekonzert der Russischen Musikalischen Gesellschaft am 25. Februar 1869 unter Leitung N. Rubinstein's. Gewidmet an Mili Alexejewitsch Balakireff. In den siebziger Jahren hat Peter Iljitsch die Partitur vernichtet, die Orchesterstimmen sind jedoch erhalten geblieben. Nach Diesen ist die Partitur 1896 wiederhergestellt und von Belajeff in Leipzig herausgegeben worden.

2. Op. 4. „Valse-Caprice" für Klavier. Komponiert im Oktober 1868. Anton Door gewidmet. Verlag P. Jurgenson.

3. Op. 5. „Romanze" für Klavier. Komponiert im November 1868. Désiré Artôt gewidmet. Verlag P. Jurgenson.

4) Vierhändiges Klavierarrangement von 25 russischen Volksliedern, welches wahrscheinlich im Laufe der Herbstmonate 1868 gemacht worden ist. Ende November war es bereits im Druck.

5) Recitative und Chöre zur Oper „Der schwarze Domino" von Auber. Wann Peter Iljitsch sie begonnen und wann er sie beendet hatte ist unbestimmt; am 21. Oktober hatte er sie gerade in Arbeit. Diese Handschrift ist spurlos verschwunden. Sie ist weder in der Moskauer noch in der Petersburger Theaterbibliothek zu finden.

6) Die Oper „Undine". Begonnen im Januar 1869. Im April waren die Entwürfe schon fertig und Peter Iljitsch begann mit der Instrumentation, welche er im Juli beendete. Der Text dieser Oper (drei Akte) stammt vom Grafen Sollogub.

Die Oper beginnt mit dem Chor der Fischer, welche in der Hütte des alten Goldmann und dessen Frau, Berta, mit Netzen und anderem Fischerwerkzeug hantieren und dabei singen. Die alten Eheleute sind um ihr Pflegekind Undine besorgt, welche weggegangen und noch nicht wieder heimgekehrt ist. Der Chor geht ab, während die Alten ihr Gespräch fortsetzen. Da klopft es an die Thür. Doch ist es nicht Undine, sondern ein Ritter—Gulbrand—welcher um ein Nachtlager bittet. Er erzählt, dass er sich in einem furchtbaren Walde verirrt und dass ihn „ein Engel von wunderbarer Schönheit" gerettet habe. Dieser Engel ist Undine. Der Ritter liebt sie und singt in einem Arioso, dass seine Seele „ewig, ewig ihr gehören werde". Die Unterhaltung zwischen dem Alten, seiner Frau und dem Ritter wird durch das Erscheinen Undine's unterbrochen. Der Ritter macht ihr ohne Weiteres eine Liebeserklärung. Undi-

ne kokketiert mit ihm und verschwindet „in der Seitenkoulisse"! Goldmann offenbart, wie er zu Undine gekommen ist und geht dann mit seiner Frau ab. Der Ritter bleibt allein. In seinem Monolog thut er kund, dass „die Schönheit Bertalden's ihn nicht mehr entzücke", und dass sein „Herz sich nach Undine sehne". Er schlummert ein, doch plötzlich erscheint Undine. Grosses Liebesduett. Sie beschliessen, sich zu heiraten und die Hütte zu verlassen, rufen den Alten und verkünden ihm ihren Entschluss. Da beginnt ein Sturm. Der Ritter und Undine „umarmen in aller Eile die Alten" und entlaufen, während dessen merkwürdigerweise „die Hälfte der Hütte" einstürzt. „In den Trümmern sieht man den Ritter, welcher, Undine auf den Schultern tragend, gegen einen Wasserfall ankämpft".

Der zweite Aufzug spielt auf dem „Platz vor dem Hause des Herzogs". Der Herzog, Vater der Bertalde, dürstet nach Rache, „schneller Rache, sicherer Rache und schrecklicher Rache" für die Ehe Gulbrand's mit Undine. Er spricht das seinem Busenfreund Alwaldo aus und geht durch die „Seitenthür" ab (sic!), desgleichen die Gäste, welche zu Bertaldens Geburtstagsfeier gekommen sind. Es erscheint Undine, „prachtvoll gekleidet", mit einem Fischer und redet auf ihn ein, noch länger ihr Gast zu bleiben, wofür sie ihm „ein würdiges Geschenk" verspricht. Sie gehen wieder ab und Bertalde kommt „traurig und nachdenklich". In ihrer Arie besingt sie ihre Liebe zu Gulbrand und ist auf Undine eifersüchtig. Da kommt Gulbrand. Er liebt Undine nicht mehr und ist bereits wieder in Bertalde verliebt. Liebesduett. Im Moment, als er vor ihr auf die Kniee sinkt, kommt Undine. Im Terzett setzt Gulbrand fort, Bertalde gegenüber seine Liebe zu beteuern, während Undine die Worte „möchte glauben, möchte lieben" singt. Es beginnt ein festlicher Aufzug der Gäste, der „Leibwache und der Handwerkerzechen". Alle verherrlichen Bertalde. Dann wird getanzt und geschmaust. Undine singt eine Ballade, aus welcher hervorgeht, dass Bertalde die Tochter Goldmanns und Bertas ist. Grosse Verwirrung. Der Ritter verjagt Undine in die „Gottverfluchte Gegend, die ihr Heim". Voller Verzweiflung stürzt sich Undine in die Donau. Der Chor singt „des Schicksals Vorschrift hat sich erfüllt, Undine fand den Tod in den Wellen". Goldmann führt seine Frau ab, indem er „mit Verachtung" auf Bertalde zeigt. Der Ritter will Undine retten, doch hält man ihn zurück. Der Herzog „steht fassungslos da".

Die Dekoration des dritten Aktes „stellt einen Weg dar. In der Ferne links sieht man einen Tempel. Im Hintergrund—Berge und eine Landschaft". Der Ritter ist wieder in Undine verliebt und beweint sie. Arie. „Aus der rechten Thür (sic!) kommt ein Hochzeitszug und Bertalde, von Frauen umgeben". Sie ruft Gulbrand zum Tempel, wo schon Alles für die Hochzeit fertig ist. Gulbrand folgt ihr mit Widerstreben, bis der Herzog erscheint, welcher „nicht mehr von Rache entbrannt ist", und erzählt, dass ihn nachts der Geist Undinens verfolgt und ihn anfleht, die Heirat Gulbrands mit Bertalde zu vereiteln. Ersterer schwankt, die Braut aber besteht darauf, und der Zug bewegt sich zum Tempel „mit langsam gesenktem Haupt", doch wird er zum zweiten Mal aufgehalten, und zwar durch Goldmann, welcher dasselbe erzählt, wie der Herzog. Er, als Vater, verbietet Bertalde die Heirat. Grosses Ensemble. Bertalde besteht aber auch diesmal auf ihrem Willen und führt Gulbrand zum Altar. Alle, mit Ausnahme Goldmanns und des Herzogs, setzen im „Trauermarsch" ihren Gang fort. Die beiden Greise erfahren gleich darauf von Alwaldo, dass unterwegs Undine einem Brunnen entstiegen sei und den bräutlichen Zug aufgelöst habe. „Es beginnt eine Verwirrung und Lauferei auf der Bühne". „Ausser sich kommt Gulbrand hereingestürzt" und hinter ihm her Undine. Liebesduett, nach welchem Gulbrand tot am „Rosenstrauch" niedersinkt. Undine weint über ihm und — „verschwindet nach ihrer Arie im Gebüsch; anstatt ihrer plätschert ein Springbrunnen. Auf der Bühne ist es Nacht und Mondenschein". Schlusschor.

Das ist das Libretto, für welches sich Peter Iljitsch so begeistert hat. Es enthält unzweifelhaft mehr interessanter und für eine musikalische Illustration dankbarer Scenen, als der „Woiwode", hat auch mehr Handlung, ist aber dafür so ungeschickt gemacht, leidet so sehr an dem Mangel an Logik in Bezug auf die Handlungsweise der vorkommenden Personen, dass es oft geradezu wie eine Parodie klingt und in künstlerischer Hinsicht ungleich tiefer steht, als das zwar trockene, uninteressante, aber wenigstens in guten Versen geschriebene Libretto des „Woiwoden". Es ist mir geradezu unerfindlich, wie Peter Iljitsch jenen Text ernst nehmen und eine Musik dazu schreiben konnte, welche — nach den erhaltenen Bruchstücken zu urteilen—durchaus lebensfähig gewesen sein muss.

Die Partitur der „Undine" hat der Autor selbst im Jahre

1873 verbrannt. Das Einzige, was von dieser Musik auf uns überkommen, ist die Arie der Undine „Der Quell ist mein Bruder", welche später in „Snjegurotschka" (Schneewittchen) Verwendung gefunden hat, und der Hochzeitsmarsch des letzten Aktes, welcher vom Komponisten in das Andantino marciale der zweiten Symphonie (C-moll) umgearbeitet worden ist. Ausserdem erwähnt Kaschkin noch ein Adagio aus dem Ballet „Der Schwanensee", welches ursprünglich das Liebesduett zwischen Gulbrand und Undine gewesen sein soll.

Einige Teile dieser Oper sind im Konzert des Theater-Kapellmeisters Merten am 16. März 1870 zur Aufführung gekommen. Laroche schreibt darüber. „Im Konzert selbst konnte ich, leider, nicht zugegen sein, habe aber die Fragmente der „Undine" in den Proben kennen gelernt und in ihnen nicht nur jene sorgfältige und elegante Instrumentation wiedergefunden, durch welche sich stets die Werke unseres begabten Mitbürgers auszeichnen, sondern stellenweise auch eine sehr gelungene Charakteristik des phantastischen Wasserreiches; andere Stellen wieder, kamen mir etwas klobig und gesucht vor, z. B. das grosse Finale. Im Allgemeinen, aber, verdient die neue Partitur Tschaikowsky's volle Beachtung".

VI.

1869—1870.

An A. Tschaikowsky:

„3. August 1869.

...Die Reise von Kiew bis Moskau war sehr langweilig, ich empfand grosse Unbequemlichkeiten—trotzdem ich in der I. Klasse sass und schlief sehr schlecht. Die Ankunft in Moskau bereitete mir grosse Freude, die Gewohnheit hat es mit sich gebracht, dass ich mich in Moskau ganz heimisch fühle. Rubinstein ist noch nicht da. Er ist in Lipezk. Dafür lebt hier aber jetzt Balakireff, und ich muss gestehen, dass mir seine Anwesenheit etwas unbehaglich ist: er nötigt mich, den ganzen Tag mit ihm zu sein, das ist aber sehr langweilig. Er ist zwar ein sehr guter Mensch

und sehr für mich eingenommen, aber — ich weiss nicht warum — ich kann mich nicht recht mit ihm befreunden. Es gefällt mir in ihm nicht sonderlich die Ausschliesslichkeit seiner musikalischen Ansichten und sein schroffer Ton. Vorgestern bin ich mit ihm bei Pleschtschejeff gewesen und wir blieben dort über Nacht; gestern Abend fuhr ich von da direkt zu W. Schilowsky; habe mich unterwegs stark erkältet und sitze bei ihm als Kranker, obgleich es mir augenblicklich, gegen Abend, schon etwas besser geht.

In Petersburg bin ich noch nicht gewesen und werde auch schwerlich hinreisen.

Alle behaupten, dass es keinen Zweck habe, unnütz Geld auszugeben, da ich die Oper ja hinschicken kann; Balakireff will sie gern mitnehmen und der Direktion zustellen.

Im Allgemeinen langweile ich mich vorläufig sehr".

An A. Tschaikowsky:

„11. August. 1869.

....Wir haben eine neue Wohnung gemietet; ich habe mein Zimmer oben, auch für Dich ist Platz. Ich habe all' meine List aufgeboten, um allein zu wohnen, doch ist es mir nicht gelungen. Uebrigens werde ich jetzt zahlen und werde mir einen besonderen Diener halten.... Die Oper hat Begitscheff nach Petersburg mitgenommen. Ob man sie geben wird, oder nicht, sie ist für mich abgethan und ich will eine neue Arbeit beginnen. Balakireff ist noch hier. Wir sind oft zusammen und ich komme immer zu der Ueberzeugung, dass —ungeachtet seiner Vorzüge —seine Gesellschaft wie ein schwerer Stein auf mir liegen würde, sollte er in derselben Stadt mit mir leben. Besonders unangenehm ist mir die Beschränktheit seiner Ansichten und der Trotz, mit welchem er sie vertritt. Uebrigens hat seine Anwesenheit mir in mancher Beziehung genützt".

An A. Tschaikowsky:

„18. August.

Neues habe ich Dir Nichts zu berichten. Balakireff reist Heute ab. Ob er mir auch lästig gewesen, die Gerechtigkeit erheischt aber, dass ich ihn als einen ehrlichen und guten Menschen ansehe, welcher dazu als Künstler unermesslich höher steht als die Allgemeinheit. Wir haben soeben rührend Abschied von einander genommen....

Neulich veranstaltete ich einen Abend bei mir. Es wa-

ren anwesend: Balakireff, Borodin, Kaschkin, Klimenko, Arnold und Pleschtschejeff.

Ich traf Laroche in der Ermitage und habe ihn sogar gegrüsst, doch bin ich weit davon entfernt, mich mit ihm zu versöhnen".

An A. Tschaikowsky:

„10. September.

Stelle Dir vor: ich bin ganz unerwarteterweise in Petersburg gewesen. Schilowsky hatte mich nämlich, so himmelhoch gebeten, ihn zu begleiten, dass ich es nicht abschlagen konnte. Ich wünschte ganz inkognito zu sein, da ich nur zwei Tage bleiben wollte, das Schicksal hat es aber anders gefügt. Man hat mich auf dem Newsky [1]) gesehen und bald wussten es Alle, dass ich in Petersburg sei. Trotzdem habe ich Niemanden besucht, ausser Balakireff, Apuchtin und Adamoff.

Im Konservatorium hat der Unterricht begonnen, und damit haben auch meine Leiden wieder ihren Anfang genommen. Ich wohne bei Rubinstein ungleich gemütlicher, als früher, so dass ich immer mit einem Wohlgefühl in mein Zimmer trete.

An A. Tschaikowsky:

„25. September.

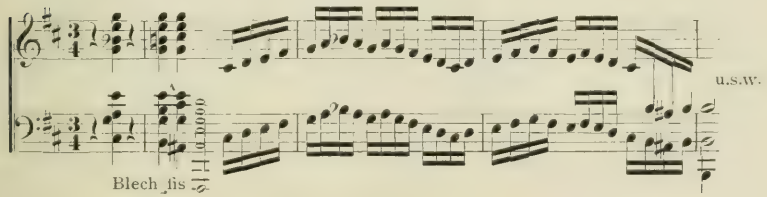
Habe in der letzten Zeit fleissig gearbeitet. Beeilte mich die 25 vierhändigen russischen Lieder zu Ende zu bringen, in der Hoffnung von Jurgenson Geld zu bekommen. Es hat sich aber erwiesen, dass ich schon im vorigen Jahr mehr denn 50 Rubel Vorschuss von ihm erhalten hatte".

Bald nach diesem Brief hat Peter Iljitsch die Komposition der Ouverture „Romeo und Julie", für welche er noch im August von Balakireff angeregt worden war, in Angriff genommen. Die Mitwirkung Balakireffs in der Schöpfung dieses Werkes war überhaupt so bedeutend, dass wir sie des Näheren besprechen müssen.

Mili Alexejewitsch hat im Verlauf der Arbeit Peter Iljitsch's das lebendigste Interesse für dieselbe geäussert, den Komponisten jeden Angenblick mit den verschiedensten Ratschlägen versehen und ihn unablässig angespornt. Am 4. Oktober schrieb er ihm: „Es scheint mir, dass Ihre Thatenlosigkeit davon herrührt, dass Sie sich zu wenig

[1]) Newsky-Perspektive ist die Hauptstrasse Petersburgs.

konzentrieren, ungeachtet Ihrer „gemütlichen Bude“. Ich weiss nicht, wie Sie zu komponieren pflegen; ich folgendermassen, — werde Ihnen gleich ein für Sie passendes Beispiel geben und Ihnen erzählen, wie ich meinen „Lear“ komponierte. Nachdem ich das Drama durchgelesen, entflammte in mir der Wunsch, eine Ouverture zu schreiben (wozu mich übrigens Stassow angeregt hat) und — da ich noch kein Material hatte, entflammte ich mich nur für das Project, — und plante. Eine — Maëstoso-Introduktion und dann Etwas Mystisches (die Prophezeihung Kent's). Die Introduktion beruhigt sich und es beginnt ein stürmisches Allegro. Das ist Lear selbst, der entthronte, aber noch starke Leu. Als Episoden sollten die Gestalten der Regan und der Goneril erscheinen, und dann — das zweite Thema — Cordelia, die stille und zärtliche. Weiter, der Mittelsatz (Sturm, Lear und der Narr in der Wüste) und dann die Wiederholung des Allegro: Regan und Goneril überwältigen den Vater endgiltig und die Ouverture klingt in einem morendo aus (Lear über der Leiche Cordelia's), dann die Wiederholung der Prophezeihung Kent's und der langsame, feierliche Tod. Sie müssen wissen, dass ich dabei noch garkeine bestimmten Ideen hatte. Diese kamen erst später und begannen, sich der vorgezeichneten Form anzupassen. Ich glaube, dass Das Alles auch bei Ihnen eintreten wird, wenn Sie sich im Voraus für den Plan begeistern. Dann bewaffnen Sie sich mit Gummischuhen und einem Spazierstock und unternehmen Sie einen Spaziergang durch die Boulevards, beginnen Sie mit dem Nikitsky, lassen Sie sich von dem Plan ganz durchdringen, und — ich bin überzeugt dass Sie schon auf dem Sretensky Boulevard irgend ein Thema oder eine Episode gefunden haben werden. In diesem Augenblick da ich an Sie und an die Ouverture denke, werde ich selbst unwillkürlich angeregt und ich male mir aus, dass die Ouverture gleich mit einem wütenden „Allegro mit Säbelhieben“ beginnen müsste, etwa so:



In dieser Art, ungefähr, würde ich den Anfang machen. Wenn ich die Ouverture komponieren sollte, so würde ich mich für diesen Kern begeistern und würde ihn ausbrüten, oder besser gesagt, in meinem Gehirn solange herumtragen, bis sich Etwas Lebendiges und Mögliches in dieser Art daraus entwickelt hätte.

Wenn gegenwärtige Zeilen eine günstige Einwirkung auf Sie ausüben könnten, wäre ich sehr glücklich. Ich habe einiges Recht, das zu beanspruchen, denn Ihre Briefe wirken auf mich stets sehr gut. Infolge Ihres letzten Briefes, zum Beispiel, überkam mich plötzlich eine sehr lustige Stimmung, welche mich auf den Newsky trieb; ich ging nicht ich tänzelte, und habe sogar Einiges für meine „Tamar" komponiert".

Als Balakireff bald darauf erfuhr, dass Peter Iljitsch an die Arbeit gegangen, schrieb er ihm am 12. November: „Freue mich ungeheuer, dass Ihr zukünftiger Sprössling gedeiht, dass Ihr Bäuchlein wächst, und—Gott gebe eine glückliche Entbindung! Es interessiert mich riesig zu erfahren, wie und Was Sie in die Ouverture hereinzunehmen gedenken, und ich flehe Sie an, mir Ihre bereits zu Papier gebrachten Entwürfe zuzusenden, wobei ich Ihnen das Versprechen gebe, solange kein Wort—weder Gutes noch Schlechtes - darüber zu sagen, bis die Sache ganz fertig sein wird".

Nachdem, jedoch, Peter Iljitsch dem Wunsche Mili Alexejewitsch entsprochen und ihm die Hauptmotive seiner Komposition übersandt hatte, erhielt er von Balakireff folgende Kritik, der zufolge die Ouverture einer kleinen Umgestaltung unterworfen wurde.

„.....Der Empfang der Skizzen Ihrer neuen Ouverture hat mich immens gefreut! Da sie schon fertig ist und sogar einer Aufführung entgegensieht, so will ich Ihnen offen (dieses Wort ist nicht im Sinne Zaremba's zu verstehen) meine Meinung darüber sagen. Das erste Thema gefällt mir garnicht. Vielleicht kommt es in der Durchführung zur Geltung, -weiss es nicht, in so nacktem Zustand, jedoch, wie es vor mir liegt, hat es weder Kraft noch Schönheit, und zeichnet nicht einmal genügend den Charakter des Pater Lorenzo. Hier würde Etwas in der Art der Choräle von Liszt am Platze sein („Der Nächtliche Zug" Fis-dur, „Hunnenschlacht" und „Die heilige Elisabeth") in altkatholischem Styl; Ihr Thema aber ist von ganz anderem Charakter, ist im Style der Quartette von Haydn, des

Genie's der spiessbürgerlichen Musik, welche einen starken Durst nach Bier erweckt. Da ist Nichts Antikes, Nichts Katholisches, sondern viel eher der Typus des Gogol'schen „Kamrad Kunz", welcher sich die Nase abschneiden wollte, um kein Geld für Schnupftabak ausgeben zu müssen. Aber es ist möglich, dass Ihr Thema in der Durchführung ganz anders wirkt,—dann will ich meine Worte zurücknehmen.

Was das H-moll—Thema anbelangt, so muss ich gestehen, dass es eher eine sehr schöne Einleitung für ein Thema abgeben würde. Nach der Lauferei in C-dur müsste eigentlich Etwas sehr Kraftvolles, Energisches kommen. Ich nehme an, dass es auch in der That so ist, und dass Sie nur zu faul waren, mir die Fortsetzung auszuschreiben.

Das erste Des-dur ist sehr schön, nur ein wenig welk, das zweite Des-dur einfach wundervoll. Ich spiele es sehr oft und möchte Sie dafür abküssen. Da ist Liebesglut und Wollust und Sehnsucht, kurz, Vieles, was dem verunsittlichten Deutschen Albrecht so recht nach Geschmack wäre. Nur Eines habe ich an diesem Thema auszusetzen; es ist zu wenig innere, seelische Liebe darin, sondern mehr phantastische, leidenschaftliche Glut, mit nur geringer italienischer Schattierung. Romeo und Julie waren doch keine persischen Liebesleute, sondern Europäer. Weiss nicht, ob Sie verstehen, was ich sagen will — ich empfinde immer einen grossen Mangel an Ausdrücken, wenn ich mich auf musikalische Traktate einlasse, und muss immer zu erläuternden Beispielen meine Zuflucht nehmen: ein Thema, in welchem die innere Liebe gut zum Ausdruck gekommen, ist (meiner Ansicht nach), beispielsweise, die As-dur Ouverture zur „Braut von Messina" von Schumann. Dieses Thema hat, allerdings, auch seine Schwächen, es ist krankhaft und wird zum Schluss etwas sentimental, die Grundstimmung ist aber sehr gut getroffen.

Erwarte mit Ungeduld die ganze Partitur, um einen richtigen Begriff von Ihrer talentvollen Ouverture zu bekommen, welche Ihr bestes Werk ist und dessen Widmung mir—mich ausserordentlich freut. Das ist das erste Stück Ihrer Komposition, welches in der Summe seiner Schönheiten derart anziehend wirkt, dass man es ohne Bedenken für gut anerkennen kann. Es ist mit dem alten besoffenen Melchisedeck, welcher vor lauter Unglück auf dem Arbatsky-Platz [1]) einen scheusslichen Trepak [2]) loslässt,

---

1) Ein Platz in Moskau.
2) Trepak, ein russischer Nationaltanz.

garnicht zu vergleichen. Senden Sie mir möglichst bald die Partitur. Ich lechze danach, sie kennen zu lernen".

Aber auch in etwas veränderter Gestalt, hat die Ouverture Balakireff nicht ganz befriedigt. Er schreibt am 22. Januar 1871: „Mit der Introduktion bin ich sehr zufrieden, der Schluss, jedoch, gefällt mir garnicht. Es ist unmöglich, ausführlich darüber zu schreiben. Am besten wäre es, wenn Sie hierherkämen, dann liesse sich Alles mündlich besprechen. Im Mittelsatz haben Sie Etwas Neues gemacht, und gut gemacht, namentlich die einander abwechselnden Akkorde auf dem Orgelpunkt oben, ein wenig „à la Ruslan". Am Ende ist viel Schablone, der ganze Teil nach Schluss des zweiten Thema's (D-dur), ist — wie mit Gewalt aus dem Kopf herausgewunden. Der eigentliche Schluss selbst ist nicht schlecht, wozu aber diese Schläge der allerletzten Takte? Das widerspricht dem Inhalt des Drama's und ist auch unfein. Nadeshda Nikolajewna [1]) hat diese Akkorde mit ihren reizenden Händchen durchstrichen und will im Arrangement mit einem „pianissimo" schliessen. Ich weiss nicht, ob Sie damit einverstanden sein werden".

Nachdem auch dieser willkürlichen Handlung das Einverständniss des Autors gefolgt war, schrieb der unermüdliche Kritiker dennoch: „Schade, dass Sie, oder richtiger Rubinstein, sich mit der Veröffentlichung der Ouverture so beeilt haben. Obgleich die neue Introduktion viel schöner ist, so hatte ich doch einen unwiderstehlichen Wunsch, noch Einiges an der Ouverture zu ändern und sie nicht so schnell abzuthun, in der Hoffnung auf Ihre zukünftigen Werke. Ich erwarte übrigens, dass Jurgenson es nicht ablehnen wird, die Partitur der neu bearbeiteten und endgiltig verbesserten Ouverture zum zweiten Mal in Stich zu geben".

An A. Tschaikowsky:

„7. Oktober.

Das Konservatorium beginnt schon, mir widerwärtig zu sein, und die Stunden, die ich zu geben habe, beginnen mich wie im vorigen Jahr zu ermüden. Arbeite jetzt Garnichts. „Romeo und Julie" ist fertig. Gestern erhielt ich eine Bestellung von Bessel. Er bittet, ein Arrangement der Ouverture „Johann der Grausame" von Rubinstein zu machen. Von Balakireff habe einen Scheltbrief erhalten,

[1]) Die Gemahlin Rimsky-Korsakoff's. In der letzten Umarbeitung hat Peter Iljitsch diese Akkorde selbst ausgemerzt.

weil Nichts arbeite. Ueber meine Oper weiss immer noch Nichts Bestimmtes: man sagt, dass sie gegeben werden soll, doch wann — ist unbestimmt. Besuche manchmal die Oper. Die Sängerinnen Markisio sind gut, besonders in „Semiramis". Wenn ich sie, jedoch, anhöre, komme ich stets mehr denn je zu der Ueberzeugung, dass Artôt die grösste Künstlerin der Welt ist".

An M. Tschaikowsky:

„12. Oktober.

„.....Meine laufenden Arbeiten sind: 1) Das Arrangement der Ouverture „Iohann der Grausame" von Rubinstein für Klavier zu vier Händen, 2) Korrektur der vierhändigen Volkslieder, 3) Komposition der Ouverture „Romeo und Julie", 4) Vorbereitung meiner neuen Vorlesungen über die Formenlehre. Sitze ziemlich viel zu Hause, abends jedoch gehe fast immer aus.

Ueber das Schicksal meiner Oper habe keine Ahnung. Ich fange an zu glauben, dass man sie garnicht aufführen wird. Soeben erst habe ich an Gedeonow geschrieben und ihn gebeten, mir positive Nachricht zu geben, ob meine Oper gegeben werden soll. Mir scheint es, dass wenn ich etwas frecher und praktischer wäre, sie schon längst zur Aufführung gelangt wäre".

An A. Tschaikowsky:

„30. Oktober.

....Die ganze letzte Zeit habe ich sehr viel gearbeitet. Das mir von Bessel bestellte Arrangement habe ich beendet und bin mit den Entwürfen der Ouverture zur Tragödie „Romeo und Julie" fertig. Von meiner Oper habe ich immer noch Nichts gehört und beginne zu glauben, dass sie in diesem Jahr noch nicht drankommen wird. Ich bin aber nicht unglücklich darüber. Ich weiss nicht, weshalb ich jetzt viel gleichgiltiger gegenüber meinen künstlerischen Erfolgen geworden und bereit bin, das grösste Missgeschick stoisch zu ertragen".

An. A. Dawidowa:

„15. November.

...Du hast geglaubt, dass ich im November nach Petersburg reisen würde; stelle Dir aber vor: ich weiss bis

jetzt noch nicht, ob meine Oper gegeben werden wird. Einem meiner Freunde ist die Nachricht zugekommen, dass die Chorproben schon begonnen haben, ich selbst habe aber noch keine offizielle Benachrichtigung erhalten. Ich war mit Arbeit überhäuft: beeilte mich, die Ouverture zu beenden, welche in einem der nächsten Konzerte der Musikalischen Gesellschaft gespielt werden soll, hatte ausserdem verschiedene Bestellungen zu erledigen, sodass meine Nerven wieder sehr überspannt sind, und ich beabsichtige, mich eine Zeitlang zu erholen, d. h. Garnichts zu thun, ausser dem Unterrichtgeben".

An M. Tschaikowsky:

„18. November.

„...Gestern erhielt ich aus Petersburg eine sehr traurige Nachricht. Meine Oper ist bis zur nächsten Saison aufgeschoben, da es an Zeit mangelt, zwei Opern einzustudieren, die schon vor der meinigen auf dem Repertoir standen: „Halka" und die „Kroatin". [1]) Ich werde daher wohl kaum nach Petersburg kommen. Die Nachricht von dem Aufschub meiner Oper ist mir namentlich in finanzieller Hinsicht unangenehm. In moralischer Beziehung dürfte sie aber auch schlecht auf mich wirken, d. h. ich werde wohl zwei bis drei Wochen arbeitsunfähig sein. In diesem Augenblick, wenigstens, kann ich nicht ohne Widerwillen an's Komponieren denken..."

An A. Tschaikowsky:

(Anfang December.)

„Meine Thatenlosigkeit, von welcher ich Dir erzählt, hat nicht lange angehalten. Im Laufe der vorigen Woche habe ich 6 Romanzen fabriziert, die herauszugeben gedenke".

An M. Tschaikowsky:

„13. Januar 1870.

...Balakireff und Rimsky-Korsakoff sind hier gewesen. Selbstverständlich waren wir täglich zusammen. Balakireff beginnt, mich immer mehr und mehr zu verehren. Kor-

[1]) „Halka"— Oper von Moniuszko; die „Kroatin"—Oper von Dütsch.

sakoff hat mir eine sehr hübsche Romanze gewidmet. Meine Ouverture hat ihnen Beiden sehr gefallen, und mir gefällt sie auch. Ausser dieser Ouverture habe ich in letzter Zeit noch einen Chor für die Oper „Mandragora" geschrieben, dessen Text von Ratschinsky herrührt und Dir, glaube ich, schon bekannt ist. Ich hatte die Absicht diesen Text zu komponieren, meine Freunde rieten es mir aber, ab, indem sie behaupteten, dass die Oper zu wenig Bühnenwirkung haben werde. Jetzt schreibt Ratschinsky einen anderen Text für mich, welcher den Namen „Raimund Lully" führt".

Sergei Alexandrowitsch Ratschinsky erzählt den Inhalt der Mandragora" wie folgt: „Ein Ritter liebt eine wunderschöne Dame, welche seine Liebe aber ablehnt. Ein Fest im Schloss. Menestrel singt von der allmächtigen Mandragora, das Zauberkraut, welches schon in der Bibel erwähnt wird. Der Ritter sucht dieses Zauberkraut in einem geheimnissvollen Garten.

Nacht. Mandragora erblüht. Der Ritter entwurzelt die Pflanze und—Mandragora verwandelt sich in ein Weib, verliebt sich, natürlich, sofort in den Ritter nnd folgt ihm als Page. Nach einer ganzen Reihe Abenteuer verliebt sich der Ritter in eine andere Frau, und die unglückliche Mandragora verwandelt sich wieder in eine Blume".

Raimund Lully ist nach den Worten Ratschinsky's ein sagenhafter spanischer Held und zugleich Poet, Schwarzkünstler und Missionär des XIII. Jahrhunderts. Zu Anfang der Oper ist Raimund ein Don Juan. Neben ihm spielt ein tückischer Maur die Rolle des Leporello-Mephisto. Donna Ines liebt Raimund. Durch seine Abenteuerlust in Verzweiflung gebracht, geht sie in ein Kloster und erweckt dadurch in Raimund die heisseste Leidenschaft. Hoch zu Ross dringt er während des Gottesdienstes in die Kirche ein. Das Volk ist empört, und die Geistlichkeit verflucht ihn. Im Duett zwischen Donna Ines und Raimund geht in Letzterem eine Wandlung zum Bessern vor sich. Zuletzt wird Raimund in Afrika vom Mauren erstochen und stirbt in den Armen Ines, welche vom Kloster zwecks Auslösung gefangener Christen nach Afrika entsandt worden ist. Alles in höchst mystischem Styl.

Kaschkin war Einer derjenigen Freunde Peter Iljitsch's welche ihm abrieten den Text der „Mandragora" zu komponieren. „Eines Tages"—erzählt Kaschkin, „spielte mir Peter Iljitsch eine neue Komposition, einen „Chor der Insek-

ten "vor, welche mir sehr gefiel. Darauf teilte er mir mit, dass er eine Oper schreibe und dass dieser Chor eine Nummer dieser Oper bilden werde; er zeigte mir auch sofort das Scenarium. Nach Durchsicht desselben fand ich dass es sich viel besser für ein Ballet denn für eine Oper eignete. Peter Iljitsch widersprach dem und es entspann sich zwischen uns ein heftiger Streit, in welchem ich, unter Anderem, Peter Iljitsch die Lächerlichkeit verschiedener Situationen des Operntextes zu beweisen suchte. Der Streit dauerte ziemlich lange. Plötzlich bemerkte ich, dass das Gesicht meines Gegners einen veränderten Ausdruck annahm; Peter Iljitsch sagte mir mit Thränen in den Augen, dass ich meinen Zweck erreicht habe und dass er die Oper nicht komponieren werde, dass er aber sehr unglücklich darüber sei und mir in Zukunft nie wieder seine Absichten mitteilen würde. Er war in der That so verstört, dass ich selber den Erfolg meiner Beweisführung bedauerte".

Hier die Urteile Balakireff's und Laroche's über diese unedierte Komposition Peter Iljitsch's:

Ersterer schrieb 1871 Folgendes: „Der Chor gefällt mir wirklich sehr mit Ausnahme des Es-dur-Teiles mit der trivialen Melodie. Ich hoffe, jedoch, dass die Begleitung mit dem Orgelpunkt auf Es den banalen Charakter dieser Melodie etwas abschwächen wird. Manches erinnert an den Frauenchor (D-dur) von Dargomyzski; die beständigen Sekunden aber sind im Borodin'schen Charakter. Ich hoffe dass der Chor Effekt machen wird und werde mich bemühen, ihn möglichst gut einzustudieren".

„Der Chor der Elfen", — sagt Laroche — „stammt aus einer unbeendeten phantastischen Oper und ist für Knabenstimmen gedacht, welche im unisono singen und von einem vollen gemischten Chor und Orchester begleitet werden. Die Stimmung der stillen Mondnacht (welche im Text besungen wird), sowie der phantastische Charakter sind prachtvoll wiedergegeben: in diesem Elfenchor finden wir wieder jene sammetne Weichheit, jene Vornehmheit und Feinheit, welche Tschaikowsky in seinen besten schöpferischen Momenten auszeichnen, aber auch eine bedeutend reifere Charakteristik, als in seinen früheren Werken. Die Instrumentation ist sehr üppig, und — wenngleich stellenweise unter Berlioz Einfluss — so doch im Ganzen durchaus eigenartig".

An A. Dawidowa:

„5. Februar.

Eines betrübt mich, dass es in Moskau Niemanden giebt, mit dem ich so recht häuslich, familiär, intim verkehren könnte. Ich denke oft daran, wie glücklich ich wäre, wenn Ihr hier leben würdet oder wenn irgend was Aehnliches vorhanden wäre. Ich habe grosses Verlangen nach Kindergeschrei und nach Anteilnahme meiner Person an kleinlichen häuslichen Interessen, mit einem Wort—nach einem Familienleben.

Ich habe die Absicht eine dritte Oper anzufangen, und zwar über ein Sujet, welches der Tragödie von Lashetschnikoff „Opritschnik“ [1]) entlehnt ist. Was meine „Undine“ anbelangt, so dürfte sie im Anfang der nächsten Saison in Scene gehen, wenn man mich nicht betrügen wird. Im letzten Winter bin ich im Allgemeinen recht thätig gewesen. Vorgestern habe zwei Klavierstücke in Druck gegeben, von denen Eines Dir gewidmet ist. Obgleich der Frühling noch lange nicht da ist und wir kaum den Frost überlebt haben, so beginne ich schon an den Sommer zu denken und sehnsüchtig den Frühjahrssonnenschein zu erwarten, welcher stets eine sehr heilsame Wirkung auf mich ausübt“.

An M. Tschaikowsky:

„3. März.

....Heute wurde vor den Friedensrichtern die Affaire Rubinsteins mit der Schebalsky erörtert, von welcher Du jedenfalls schon gehört haben wirst. Nikolai Gregorjewitsch hatte, nämlich einmal im Januar noch—die Schülerin Schebalsky mit einem „Hinaus!“ angeschrieen. Ganz Moskau hat darüber geredet, die Meisten waren gegen Rubinstein. In erster Instanz ist er freigesprochen worden. Heute aber, hat ihn die zweite Instanz zu 25 Rubel Strafe verurteilt. Rubinsteins Anwalt wird Berufung einlegen, und wenn das Urteil nicht aufgehoben werden sollte, so will Rubinstein und mit ihm fast alle andern Professore—auch ich—das Konservatorium verlassen.

Uebermorgen kommt meine Ouvertüre „Romeo und Julie“ zur Aufführung. Eine Probe ist schon gewesen: das

[1]) Opritschnik's waren die Männer der Leibgarde, oder Leibwache des Zaren Joann IV. des Grausamen.

Stück scheint nicht hässlich zu sein. Uebrigens — das weiss der liebe Herrgott allein!!

Die Butterwoche habe ich sehr nichtsthuerisch und nicht ohne Langeweile verbracht.

Wo ich im Sommer bleiben soll—weiss ich noch nicht. Vielleicht bleibe ich in Moskau. Ich bin jetzt schon so alt geworden, dass es mich gar nirgends besonders hinzieht. Nur einen Wunsch habe ich: Ruhe, Ruhe...

In der dritten Fastenwoche sollen hier im Konzert von Merten [1]) Fragmente aus meiner „Undine" gespielt werden. Bin sehr neugierig, sie zu hören. Sjetow schreibt, dass man Grund habe anzunehmen, dass die Oper zu Anfang der nächsten Saison zur Aufführung kommen werde".

Dieses Konzert ist am 16. März zustande gekommen. Kaschkin erzählt, dass man damals wieder einmal gesehen habe, wie schwer es sei, die Sympatie des Publikums zu erobern, und fährt fort: „In der Instrumentation der Arie aus „Undine" hat auch das Klavier Anwendung gefunden, indem es eine ziemlich bedeutende und schöne Partie zu spielen hatte. Die Ausführung dieser Partie hat Nikolai Rubinstein auf sich genommen; aber trotz der ausgezeichneten Wiedergabe des Stückes, hatte dasselbe garkeinen Erfolg. Nach dem Adagio aus der ersten Symphonie, welches ebenfalls auf dem Programm stand ertönte sogar ein leises Zischen. Im Grossen Theater herrschte eben noch zu sehr die Italianomanie, sodass es für ein russisches Werk sehr schwer war, sich Geltung zu verschaffen".

Auch „Romeo und Julie" hatte im Konzert der Musikalischen Gesellschaft (am 4. März) keinen Erfolg erzielt.

„Die Verurteilung Rubinstein's zu 25 Rubel Geldstrafe ist sofort in ganz Moskau bekannt geworden".—schreibt Kaschkin,—„Eine Zeitung hat am Tage des Konzerts eine boshafte Notiz gebracht, in welcher sie die Verehrer Rubinsteins auffordert, die 25 Rubel durch eine Kollekte aufzubringen, um dem Künstler das Absitzen einiger Tage Haft zu ersparen. Diese Notiz hat viel Unwillen erregt und Anlass zu einer der grossartigsten Demonstrationen gegeben, die ich je gesehen habe. Von dem ersten Erscheinen Rubinsteins auf dem Podium und bis zum Schluss des Konzerts war er der Gegenstand der ausserordentlichsten Ovationen seitens des Publikums. An das Konzert,

1) Kapellmeister am Grossen Theater.

an die Musik dachte kein Mensch, und ich ärgerte mich sehr dass die Erstaufführung von „Romeo und Julie“ unter solchen Umständen vor sich ging“. Somit brachte der in der Hoffnung auf einen grossen Erfolg so sehnsüchtig erwartete Abend wieder eine Enttäuschung für Peter Iljitsch. Dadurch ist die ohnehin schon melancholische Stimmung des Komponisten noch finsterer geworden. „Ich faulenze in der letzten Zeit ganz unverantwortlich“ schreibt er— „und meine neue Oper „Opritschnik“ ist bei dem ersten Chor stehen geblieben“.

An M. Tschaikowsky:

„25. März.

.....Gratuliere Dir zum geschehenen Verlassen der Schule. Indem ich zurückblicke auf meinen Lebenslauf seit dem Austritt aus der Juristenschule bemerke ich mit einigem Wohlgefühl, dass die Zeit nicht nutzlos verstrichen ist. Wünsche auch Dir das Gleiche.

Bei uns giebt es jetzt eine ungeheure Menge Konzerte: Heute ist das zweite Konzert der Lawrowskaja. Sage der Chwostowa, dass Lawrowskaja Heute mein Lied, welches ihr (d. h. der Chwostowa) gewidmet ist, singen wird“.....

An A. Tschaikowsky:

„23. April.

Rjumin [1]) bietet Alles auf, um aus mir einen religiösen Menschen zu machen: er hat mir viele Bücher geistlichen Inhaltes geschenkt, und ich habe ihm das Wort gegeben, sie alle durchzulesen. Ueberhaupt ergehe ich mich jetzt in gottgefälligen Handlungen. In der Charwoche habe ich mit Rubinstein sogar gefastet. Meine Oper macht nur sehr träge Fortschritte. Die Ursache davon schreibe ich dem Umstand zu, dass das Sujet — obgleich es sehr hübsch — mir doch nicht völlig nach dem Herzen ist. „Undine“ ist zwar ein schlechtes Libretto, da sie aber ganz und gar meinen Sympatieen entsprach, so ging die Arbeit sehr schnell vorwärts. Die Feiertage habe ich sehr angenehm verbracht.

Mitte Mai, wahrscheinlich am 17., reise ich ins Ausland. Zum Teil freue ich mich darauf, zum Teil trauere ich, weil ich Dich nicht sehen werde“.

---

1) Rjumin—der Vormund Schilowsky's.

An I. A. Klimenko:

„1. Mai.

Unverschämter! Du glaubst doch nicht etwa, dass ich Dich in geringerem Maasse lieb habe, als Diejenigen, welche Du vor mir mit Deinen Briefen beehrt hast? Trotzdem entschliesse ich mich nach vierzehntägigem Ueberlegen (oder auch Faulheit), Dir zu antworten.

Erstens sage ich Dir, dass ich in diesem Augenblick (um 4 Uhr Nachts) am offenen Fenster sitze und die in Wahrheit herrlich duftende Atmosphäre eines Frühlingsmorgens einatme. Ziemlich bezeichnend ist es, dass ich in meiner liebevollen Stimmung plötzlich den Drang verspürt habe, mit Dir—grade mit Dir zu plaudern, Du Undankbarer! Ich möchte Dir sagen, dass das Leben doch schön und dass der Maimorgen dessen wohl wert ist, dass ich um 4 Uhr früh mein Herz vor Dir ausschütte und Dir einige gefühlvolle Worte schreibe, und dass Du, oh Du giftiger Sterblicher, darüber lachst. So lache denn, ich behaupte doch: das Leben ist, trotz Allem, schön! Dieses „trotz Allem" schliesst aber Folgendes in sich: 1. Die Krankheit: ich werde nachgerade unmässig dick. Die Nerven sind äusserst zerrüttet. 2. Das Konservatorium ist mir bis zum Erbrechen überdrüssig: komme immer mehr zur Ueberzeugung, dass ich mich zu einem Lehrer der Musiktheorie absolut nicht eigne. 3. Meine finanzielle Lage ist sehr schlimm. 4. Zweifle sehr daran, dass die „Undine" aufgeführt werden wird. Habe gehört, dass man mich betrügen will. Kurz, viele Dornen, aber auch Rosen sind da, und zwar:—die Fähigkeit, entzückt zu sein beim Einatmen der Frühlingsluft, dahinzuschmelzen und den Drang in sich zu fühlen, dem in Zarizin [1]) lebenden Freund mitzuteilen, dass das Leben doch schön sei, denn es giebt wunderschöne Maimorgen mit feuchter, duftender Atmosphäre, bleichblauem Himmel, dem Zwitschern der erwachenden Sperlinge, dem geheimnisvollen Miauen der Katzen und der Abwesenheit jeglicher menschlicher Laute. So rufe ich denn zum Schlusse dieser Herzensergüsse noch einmal aus: schön ist das Leben (an einem Maimorgen), und gehe nun zur Aufzählung einiger kleiner Thatsächelchen aus dem Leben eines ehrgeizigen Musikschreibers über.

Was den Ehrgeiz anbelangt, so muss ich sagen, dass

[1]) Zarizin- Stadt an der Wolga.

er in letzter Zeit Nichts weniger als geschmeichelt wird. Meine Lieder sind von Laroche zwar gelobt worden, dafür hat aber Cui einen Scheltartikel über sie geschrieben, und Balakireff hat sie so schlecht gefunden, dass er die Chwostowa (welche eines der Lieder das ihr gewidmete— in ihrem Konzert singen wollte) überredete, das Programm nicht zu verderben, welches durch die Namen Mussorgsky und Komp. glänzte.

Meine Ouverture „Romeo und Julie" hatte hier garkeinen Erfolg und ist ganz unbeachtet geblieben. Ich habe viel an Dich gedacht an jenem Abend. Nach dem Konzert soupierten wir in grosser Gesellschaft bei Gurin (grosses Restaurant). Während des ganzen Abends hat Niemand auch nur ein Wort über die Ouverture gesagt. Und doch lechzte ich so nach Teilnahme und Anerkennung. Ja, ich habe an jenem Abend viel an Dich gedacht und an Deine im höchsten Grade aufmunternde Teilnahme. Ich weiss nicht ob meine Oper „Opritschnik" nicht deshalb so langsame Fortschritte macht, dass Niemand sich dafür interessiert, was ich schreibe; ich zweifle, ob ich sie früher, als nach zwei Jahren fertig bekommen werde. Was das musikalische Leben Moskau's anbelangt, so hat sich da seit Deiner Abreise Nichts Besonderes ereignet, denn den kurzen Aufenthalt Tausig's hierselbst zähle ich nicht zu den hervorragenden Geschehnissen. Ach so! Beihnahe hätt'ich es vergessen! In N. Rubinsteins Konzert kam der erste Satz der Symphonie von Laroche zur Aufführung welche wir schon öfter miteinander besprochen haben. Ich bleibe bei meiner früheren Meinung: in technischer Beziehung überragt diese Komposition auf das Entschiedenste den durchschnittlichen Wert der neueren Werke, — als Erfindung jedoch—ist sie zum Teil sehr pretentiös, zum Teil eckig und klobig oder auch (wie das Seitenthema) einfach schwach und bleich. Am Ende dieser langen Geschichte hat das Publikum zu zischen begonnen. Der arme Laroche war ganz konfus. Mit unseren gemeinsamen Freunden komme ich ziemlich häufig zusammen. Manchmal spielen wir Karten, von denen ich wie früher, begünstigt werde. K... n ist wie gewöhnlich, sehr nett. Sobald er sich einen Rausch angetrunken hat beginnt er, allen Meinungen beizupflichten und Jeden, den Du willst, entweder herunterzumachen oder zu verteidigen je nach Wunsch, und lacht im Grunde seiner heimtückischen aber gutmütigen Seele Alle aus. In Moskau geht das Gerücht, dass er sich neulich mit Seife

gewaschen habe, ich glaube es aber nicht, weil ich sonst jeden Unsinn glauben müsste, z. B. dass W. ein kluges und treffendes Wort gesagt, oder dass die Frau L.'s ein Buch über pantheistische Philosophie geschrieben, oder dass R. ein Notturno komponiert, oder dass Rubinstein innerhalb drei Tagen nur ein Hundert Mal seinen Agathon [1]) ausgescholten hätte, oder dass der Baumeister Klimenko noch ein ganzes Jahr in Zarizin zu bleiben beabsichtigt, u. s. w. Letzteres ist ganz ausgeschlossen, denn ich will garnicht daran denken, dass ich Dich noch so lange nicht zu sehen bekommen könnte. Ohne Dich langweilen sich, bei Gott, Alle sehr, und am meisten—ich"!

Peter Iljitsch ist über Petersburg, wo er sich nur einige Tage aufhielt, in's Ausland gereist. In Petersburg erfuhr er das endgiltige Schicksal seiner „Undine". Die Konferenz sämmtlicher Kapellmeister der Kaiserlichen Theater mit Konstantin Ljadow an der Spitze hat diese Oper einer Aufführung nicht für wert befunden. Wie Peter Iljitsch dieses Urteil aufgenommen, was er dabei gefühlt und gedacht hat—können wir nur vermuten, da wir die krankhafte und gar zu leichte Erregbarkeit seines Autorenehrgeizes kennen. Damals hat er weder in Briefen noch in Gesprächen das Vorkommnis auch nur mit einer Sylbe erwähnt. Acht Jahre später schreibt er aber: „Die Direktion hatte meine „Undine" im Jahre 1870 abgelehnt. Damals ist es mir sehr bitter gewesen und schien mir ungerecht, in der Folge aber, gefiel mir selber die „Undine" nicht mehr und ich habe die Partitur vor ungefähr drei Jahren verbrannt".

An A. Tschaikowsky:

„1. Juni, Soden.

....Von Petersburg bis Paris bin ich ohne Aufenthalt durchgefahren. Bin sehr müde geworden und näherte mich Paris mit grosser Aufregung. Ich befürchtete, Schilowsky auf dem Sterbebette zu finden. Er ist zwar sehr schwach, doch habe ich Schlimmeres erwartet. Wir blieben in Paris drei Tage und reisten dann nach Hier ab. Da ich Paris gern habe, so habe ich, selbstverständlich, jene drei Tage sehr angenehm verbracht. Habe drei Theater besucht und bin viel spazieren gewesen.

1) Agathon hiess der Diener Rubinsteins.

Soden ist ein kleines Dorf, welches am Fusse des Taunus liegt. Die Gegend ist schön, die Luft herrlich, aber die grosse Menge Schwindsüchtiger verleiht Soden einen ziemlich düsteren Charakter, infolgedessen mich gleich am ersten Tage eine solche Schwermut überkam, dass ich mich nur mit Mühe einer Ohnmacht erwehren konnte. Jetzt bin ich ruhiger geworden. Die Pflicht, Wolodi [1]) zu pflegen, erfülle ich auf das Gewissenhafteste, denn sein Leben hängt an einem Haar. Der Arzt hat gesagt, dass er bei der geringsten Unvorsichtigkeit der Schwindsucht verfallen kann, während wenn er die Kur aushält eine Rettung möglich ist. Seine Liebe zu mir und die Freude darüber, dass ich gekommen, ist so rührend, dass ich mit Vergnügen die Rolle eines Argus, d. h. seines Lebensretters auf mich nehme. Was mich zu Anfang so unglücklich machte, war der Gedanke, dass ich weder Dich, noch Modest, noch Sascha [2]) zu sehen bekommen werde. Dieser Gedanke quält mich auch jetzt noch, ich hoffe aber, dass es mir Ende des Sommers möglich sein wird, vom Süden aus nach Moskau zurückzukehren, in welchem Falle ich in Kamenka und Kiew einkehren könnte.

Gestern unternahmen wir einen Ritt auf Eseln. Ich fand Nichts Lustiges darin. Was mich in Entzücken versetzt—ist der Anblick der Berge. Wie wird es erst in der Schweiz sein, wohin ich mit Wolodi bestimmt reisen will! In Soden leben viele Russen. Ich knüpfe jedoch keine Bekanntschaften an und bin, Gott sei Dank, noch keinem Petersburger oder Moskauer Bekannten begegnet".

An M. Tschaikowsky:

„7. Juni, Soden.

Die Langeweile, an der ich die erste Zeit litt, hat sich gelegt. Ich habe hier so Manches Beachtenswerte, ja Bewundernswerte gefunden. Der Taunus ist der Gegenstand meiner Bewunderung. Durch besondere Höhe zeichnet er sich nicht aus, er ist aber mit einem dichten Nadelwald bedeckt und mit vielen prachtvollen Burgen bebaut, gegen welche die berühmte von mir besungene Ruine in Hapsal rein Garnichts ist. Ganz besonders interessant ist das Schloss Königstein. Wolodi und ich haben den Thurm erklettert: der Fernblick, der sich uns aufthat, war in Wahr-

1) Wolodi—Abkürzung von Wladimir.
2) Sascha—Abkürzung von Alexandra.

heit entzückend. Jeden Morgen begebe ich mich an einen Ort, welcher „Drei Linden“ genannt wird, und lese daselbst oder komponiere inmitten der rauhen Natur, vor meinen Augen ein prachtvolles, circa 200 Werst umfassendes Panorama. Das Leben in Soden ist sehr einfach. Wir stehen um 6 Uhr auf, Wolodi trinkt seinen Brunnen, während ich (auf Rat des Arztes) mein Soolbad nehme. Um 8 trinken wir Kaffee, bis 1 spaziere ich und sitze bei den „Drei Linden“. Um 4 Uhr hören wir ein ziemlich gutes Orchester, spazieren darauf von 6 bis 8, trinken dann unsern Thee und legen uns um 10 zu Bett. Es kommen hin und wieder Momente, da ich mich sehr nach Euch sehne, da der Wunsch, wenigstens einige Stunden in Kamenka zu verbringen, mich zum Weinen bringt und die Erinnerung an den vorigen Sommer, den ich mit Euch verlebt, mich quält. Ich kämpfe aber energisch gegen die trüben Stimmungen an und tröste mich damit, dass meine Anwesenheit Wolodi retten wird, und dass die Lebensweise in Soden mir selbst auch Nutzen bringt. Ob ich mir auch Mühe gegeben habe, Bekanntschaften mit Russen zu vermeiden, so ist mir dies doch nicht gelungen. Wir speisen an der table d'hôte und ich finde das Essen durchaus nicht schlecht. Am Donnerstag hörte ich hier eine preussische Militärkapelle, die nämliche, welche bei dem Konkurrenzspiel sämmtlicher Militärmusikkapellen in Paris den ersten Preis errungen hatte. Sie spielt erstaunlich gut. Ich habe noch nie Etwas Derartiges gehört. Wir haben uns vorgenommen, eines Tages nach Frankfurt zu fahren und in die Oper zu gehen, obwohl das Repertoir dort so schlecht ist, wie ich es von Deutschen kaum erwartet habe“.

An M. Tschaikowsky:

„24. Juni, Soden.

...Wir führen ein einförmiges Leben und langweilen uns sehr, dafür ist aber meine Gesundheit in ausgezeichneter Verfassung. Die Soolbäder wirken sehr gut auf mich, ausser dem ist aber auch die Lebensweise sehr nützlich. Ich bin sehr faul und habe garkeine Lust zum Arbeiten. Vor einigen Tagen hat in Mannheim ein grosses Fest gelegentlich des hundertsten Geburtstags Beethovens stattgefunden. Dieses Fest, bei welchem wir zugegen gewesen sind, hat drei Tage gedauert. Das Programm war sehr interessant und die Ausführung köstlich. Das Orchester bestand

aus mehreren Kapellen verschiedener rheinischer Städte. Der Chor zählte 400 Mann. Einen so ausgezeichneten und kräftigen Chor habe ich noch nie in meinem Leben gehört. Dirigiert hat der bekannte Komponist Lachner. Unter Anderem habe ich zum ersten Mal die sehr schwer auszuführende Missa solemnis von Beethoven gehört. Das ist eine der genialsten musikalischen Schöpfungen. Andere musikalische Unterhaltungen giebt es hier wenig. Das Orchester in Soden ist nicht gross, spielt nicht hässlich, die Programme sind aber fürchterlich. Wir (ich und Wolodi) haben es veranlasst, die Kamarinskaja von Glinka einzustudieren, welche Morgen zum ersten Mal gespielt werden soll.

Ich bin in Wiesbaden gewesen, um mit N. Rubinstein zusammen zu sein. Als ich ihn auffand, war er gerade dabei, seine letzten Rubel bei der Roulette zu verspielen. Das hinderte uns jedoch nicht, einen sehr angenehmen Tag zusammen zu verbringen. Er verzweifelt durchaus nicht und ist fest davon überzeugt, dass er Wiesbaden nicht eher verlassen wird, als bis er die Bank gesprengt. Ich sehne mich sehr nach Dir und den Unserigen".

An A. Dawidowa:

„24. Juni, Soden.

Jeden Augenblick denke ich hartnäckig an den vorjährigen Sommer. In meiner Erinnerung tauchen alle Einzelheiten jener schönen Zeit auf, und die Erkenntniss der Unmöglichkeit, selbst wenige Tage in Eurer Mitte zu verbringen, macht mich rasend.

Oh, Gott, was würde ich geben, um plötzlich in den Grossen Wald versetzt zu werden!! In meiner Einbildung sehe ich mich schon trockene Zweige suchend und sie zu einem Scheiterhaufen zusammentragend, während Du mit Leo und den Kindern auf einem Hügel sitzest; auf dem Rasen ist ein Tischtuch gedeckt, drauf steht der Samowar, Brot und Butter ich sehe die ruhenden Pferde, das duftige Heu, höre die lieben Kinderstimmen. Wie köstlich das Alles! Wenn Ihr wieder eine Spazierfahrt in den Wald unternehmt, dann zündet doch, bitte, mir zu Ehren ein mächtiges Feuer an!.."

An M. Tschaikowsky:

„12. Juli, Interlaken.

...Wir sind schon den dritten Tag in Interlaken, wo

wir, wahrscheinlich einen ganzen Monat bleiben werden, und von wo aus ich verschiedene Exkursionen durch die Schweiz zu unternehmen gedenke. Die aufgetauchten Kriegsgerüchte haben Alle schleunigst aus Soden in die Schweiz vertrieben. Der Andrang von Reisenden ist so gewaltig, dass Viele keinen Platz in den Zügen und in den Hôtels finden können. Um diesen Unannehmlichkeiten und Verzögerungen, welche dadurch entstehen, dass die Züge gleichzeitig mit den Fahrgästen auch die Truppen an die französische Grenze befördern, aus dem Wege zu gehen, habe ich mit Wolodi einen grossen Umweg eingeschlagen, und zwar über Stuttgart und den Bodensee. Aber auch diese Route war sehr unbequem und unruhig. Aus Frankfurt wurden von unserem Zug bayerische und württembergische Rekruten mitgenommen, infolgedessen wir grosse Verspätungen hatten. Das Gedränge in den Wagen war unbeschreiblich, Essen und Trinken zu bekommen war sehr schwer. Aber, Gottlob, wir sind in der Schweiz und hier geht Alles normal zu. Lieber Modi, ich bin nicht im Stande, Dir zu beschreiben, was ich beim Anblick der grossartigsten Naturschönheiten, die man sich nur vorstellen kann, fühle. Mein Staunen, meine Bewunderung ist grenzenlos. Wie besessen laufe ich herum, ohne müde zu werden. Wolodi, welcher keinen Gefallen an Naturschönheiten findet und, seitdem wir in der Schweiz sind, sich nur für den Schweizerkäse interessiert, lacht mich von Herzen aus. Was wird erst sein, wenn ich nach einigen Tagen in den Bergen und Schluchten und auf Gletschern allein herumklettern werde?!

Nach Russland werde ich Ende August zurückkehren".

Peter Iljitsch verlebte in der Schweiz sechs Wochen, reiste dann nach München, wo er einen Tag mit seinem alten Freund dem Fürsten Golizin zusammen war. Von da kehrte er über Wien — welches ihm „besser als alle Städte der Welt" gefiel — nach Petersburg zurück, wo er am 24. August eintraf und zum Beginn des Unterrichts im Konservatorium nach Moskau weiterreiste.

Während der ganzen Auslandsreise hat Peter Iljitsch nach seinen eignen Worten Nichts Ernstliches gearbeitet, nur „Romeo und Julie" hat er einer radikalen Veränderung unterworfen. Dank den Bemühungen N. Rubinsteins und Professor Klindworths ist die Ouverture in ihrer neuen Gestalt schon im Laufe der nächstfolgenden Saison in Berlin gedruckt worden und hat sich sehr schnell in

den Programmen verschiedener Konzertunternehmungen Deutschlands eingebürgert.

„Karl Klindworth ist 1868 aus London nach Moskau gekommen". -erzählt Laroche,—„Er war damals 38 Jahre alt und stand somit in der höchsten Blüte seiner physischen und künstlerischen Kräfte. Er hatte eine hochgewachsene kraftvolle Gestalt, hellblondes Haar und bellblaue Augen. Seine Erscheinung war so, wie unsere Einbildung die mittelalterlichen Wikinger ausmalt; er war, übrigens, auch in der That norwegischer Abstammung. London, wo er mehrere Jahre verlebt hatte, hasste er von Herzensgrund, obwohl er dort die englische Sprache fliessend sprechen gelernt hatte: für die Wagnerpropaganda war das damalige London noch gänzlich unvorbereitet, ohne eine solche Propaganda hatte aber das Leben für Klindworth garkeinen Reiz und garkeinen Sinn. Als Schüler Bülow's und Liszt's hat er sich schon in verhältnissmässig jungen Jahren dem Wagnerkultus ergeben. Er ist von Nikolai Rubinstein als Professor des Klavierspiels nach Moskau berufen worden, hat sich aber als Virtuos trotz der freundschaftlichsten Unterstützung Nikolai Gregorjewitsch's keine Sympatieen erworben; in der Gesellschaft war er auch unpopulär, da er die französische Sprache nicht beherrschte und zu sehr an einigen streng-deutschen Gewohnheiten hing; dank dem Mangel guter Klavierlehrer in Moskau ist es ihm gelungen, viele Privatstunden zu erlangen, infolgedessen er fast immer zu Hause sass. Richard Wagner hatte ihm damals anvertraut, den Klavierauszug zu seiner Trilogie zu machen. Manches Mal veranstaltete Klindworth kleine Soiréen bei sich, zu welchen er nur wenige Auserwählte einlud—N. Rubinstein, Albrecht, Bertha Walzeck, Peter Iljitsch und mich, bei welcher Gelegenheit er uns Teile seines Arrangements vorspielte. Er war ein guter Klavierspieler, war sehr musikalisch und besass eine vorzügliche Technik, dennoch vermochte er nicht, auf das grosse Publikum Eindruck zu machen. Es hatte den Anschein, dass zwischen diesem Einsiedler-Wagnerianer und Peter Iljitsch keinerlei Berührungspunkte zur Annäherung vorhanden wären. Wenn man unnachsichtlich konsequent bleiben wollte, müsste man ferner behaupten, dass Tschaikowsky als Komponist Klindworth nicht nur nicht interessieren, sondern gewissermassen als Schuldiger in seinen Augen dastehen musste, denn in Wagners Schriften ist zu lesen, dass die Konzert-und Kammermusik schon längst ihr Le-

ben ausgehaucht haben. Zum Glück giebt es aber bei lebendigen Menschen keine unnachsichtliche Konsequenz, und Klindworth erwies sich als ein viel lebendigerer Mensch als man bei dem ersten Anblick glauben konnte. Peter Iljitsch hat Klindworth geradezu bezaubert, und zwar nicht nur als Mensch sondern auch als Komponist. Klindworth hat als Einer der Ersten im Abendlande Propaganda für Tschaikowsky gemacht. Nur dank seinen Bemühungen sind Peter Iljitsch's Werke in London und New-York bekannt geworden; durch ihn hat sie auch Liszt zum Teil kennen gelernt. In ihm hat Peter Iljitsch einen treuen, aber auch despotischen Freund gefunden. Bildlich zu reden, zitterte Peter Iljitsch vor ihm wie Espenlaub, wagte nie, ihm seine richtige Meinung über den Schöpfer des Ringes des Nibelungen zu offenbaren und hat sogar in seinen Feuilletons, nach meiner Meinung, seine Ansichten bis zur letzten Möglichkeit beschönigt, um Klindworth nicht zu erzürnen".

Indem ich die hochbedeutsame Thatsache des Erscheinens von Peter Iljitsch's Werken in den westeuropäischen Konzertsälen konstatiere, möchte ich den Leser an die prophetischen Worte eines jungen damals seine eigentliche Thätigkeit noch garnicht angefangen habenden Kritikers erinnern. Fünf Jahre vor dem Erscheinen der Ouverture „Romeo und Julie", im Jahre 1866, sagte Laroche seinem Freunde: Ihre Schöpfungen werden erst nach fünf Jahren beginnen: diese reifen und klassischen Werke werden aber Alles übertreffen, was wir seit Glinka gehabt haben".

Ich, der ich kein Musikkritiker bin, übernehme es nicht, zu beurteilen, ob in der russischen musikalischen Literatur seit Glinka in der That Nichts Hervorragenderes als „Romeo und Julie" erschienen war. Ich kann hier nur wiedergeben, was von vielen bedeutenden Autoritäten behauptet wird, nämlich, dass die hohe Bedeutung Tschaikowsky's in der Geschichte der Musik bei jenem Werk beginnt. Seine künstlerische Individualität offenbart sich hier zum ersten Mal in ihrer ganzen Grösse, und Alles was Peter Iljitsch vorher geschrieben, erscheint — nach der Prophezeiung Laroche's — in der That als eine vorbereitende Arbeit.

Die chronologische Reihenfolge der Werke Peter Iljitsch's in der Saison 1869—1870 ist folgende:

1) 25 russische Volkslieder, vierhändiges Klavierarrangement. Beendet am 25. September 1869. Sie sind zusam-

men mit den im vorherigen Jahre arrangierten 25 Volksliedern im Verlag Jurgenson erschienen.

2) „Romeo und Julie", Phantasie-Ouverture für Orchester nach Shakespeare. Begonnen nach dem 25. September, im Entwurf fertiggestellt zum 7. Oktober, instrumentiert bis zum 15. November 1869. Im Laufe des Sommers 1870 vollständig neu umgearbeitet. Nach den Worten Kaschkin's bestand die Umgestaltung in einer ganz neuen Introduktion anstelle der früheren, ferner in der Fortlassung des Trauermarsches zum Schluss und ausserdem in der Veränderung der Instrumentation an vielen Stellen. Die Ouverture ist Mili Alexejewitsch Balakireff gewidmet und am 4. März 1870 unter N. Rubinsteins Leitung zum ersten Mal aufgeführt. Im Druck erschienen bei Bote und Bock in Berlin (1871).

3) Vierhändiges Arrangement der Ouverture „Ioann der Grausame" von A. Rubinstein. Fertiggestellt zwischen dem 6. und 30. Oktober 1869. Verlag W. Bessel.

4) Op. 6. Sechs Lieder: I. „Glaub'nicht, mein Freund", Text von Graf A. Tolstoi, gewidmet an A. G. Menschikowa. II. „Nicht Worte", Text von Pleschtschejeff, gewidmet an N. D. Kaschkin. III. „Wie wehe, wie süss", Text von Gräfin Rostoptschin, gewidmet an Frau Kotschetowa. IV. Die Thräne bebt", Text von Graf A. Tolstoi, gewidmet an P. Jurgenson. V. „Warum", Text von Mei, gewidmet an I. Klimenko. VI. „Nur wer die Sehnsucht kennt", Text von Mei, gewidmet an Frau A. Chwostowa. Komponiert sind diese Lieder zwischen dem 15. November und 19. Dezember 1869. Verlag Jurgenson.

5) „Chor der Insekten" aus der unbeendigten Oper „Mandragora". Komponiert vor dem 13. Januar 1870. Die Partitur dieser Komposition ist spurlos verschwunden. Nur der Klavierauszug ist bei Jurgenson in Verwahrung geblieben. Im Jahre 1898 hat Glazunoff ihn instrumentiert.

6) Op. 7. „Valse-Scherzo" (A-dur) für Klavier, an Alexandra Iljinischna Dawidowa gewidmet. Verlag P. Jurgenson.

7) Op. 8. „Capriccio" (Ges-dur) für Klavier, an K. Klindworth gewidmet. Verlag P. Jurgenson. Diese beiden Werke sind bis zum 3. Februar 1870 beendet.

Ausserdem hat Peter Iljitsch Ende Januar 1870 die Komposition der Oper „Opritschnik" begonnen.

VII.

1870 -1871.

In dieser Saison war die Stimmung Peter Iljitsch's im Allgemeinen ziemlich fröhlich; sie wurde nur zeitweise durch die Sorge um die Zwillingsbrüder getrübt, von denen auch der Jüngere die Juristenschule bereits absolviert hatte und eine Stellung in Simbirsk bekleidete. Ihre Unerfahrenheit im praktischen Leben verleitete sie (namentlich Modest) zu manchen Missgriffen und Fehlern und trug oft zur Verstimmung ihres älteren Bruders bei. Mit der allen Liebenden eigenen übertriebenen Furchtsamkeit malte Peter Iljitsch in seiner Einbildung eine jede Handlung seiner Brüder ins Ungeheuerliche aus und war stets ernstlich um ihre Zukunft besorgt.

An M. Tschaikowsky:

„17. September 1870.

Nach meiner Ankunft in Moskau habe ich einige Tage das Krankenlager hüten müssen; dann ist aber Alles wieder gut geworden und geht jetzt seinen gewöhnlichen Gang"...

An M. Tschaikowsky:

„5. Oktober.

.....Ich habe die Bestellung bekommen die Musik zu dem Ballet „Aschenbrödel" zu komponieren. Die grosse vieraktige Partitur muss schon Mitte Dezember fertig sein [1]).

Ich bin sehr in Sorge, ob Du nicht von der Kälte leidest, da Du keine warmen Kleider besitzest. Ich hatte für Dich schon einen Schafspelz bestellt gehabt, als ich aber Deinen Brief erhielt die Bestellung rückgängig gemacht und einen prachtvollen Kragen aus Biberfell für 50 Rubel gekauft, den ich Dir Morgen senden werde. Ich fürchte nur dass Du im Paletot frieren wirst, ich weiss nicht, ob er genügend mit Watte gefüttert ist".

[1]) Von diesem Ballet hat Peter Iljitsch nur den Anfang fertiggestellt. Von einer Bestellung seitens der Direktion des Theaters, sowie von den Gründen, weshalb die Sache rückgängig gemacht worden, ist uns Nichts bekannt.

An I. A. Klimenko:

„26. Oktober.

.....Bei uns weilt A. Rubinstein. Er hat die Saison eröffnet: im ersten Symphoniekonzert spielte er das Konzert von Schumann (welches ihm aber missglückt ist), ferner Variationen von Mendelssohn und Etuden von Schumann (diese ganz ausgezeichnet). In der Quartettsoirée trug er sein Trio vor, welches mir nicht gefallen hat. In einer speziell für ihn angesetzten Orchesterprobe dirigierte er seine neue Phantasie „Don Quixote". Sehr interessant, stellenweise sogar famos. Ausserdem hat er ein Violinkonzert und eine ganze Menge kleinerer Stücke komponiert. Eine erstaunliche Fruchtbarkeit! Nikolai Gregorjewitsch hat im Sommer sein ganzes Geld bei der Roulette verspielt. Augenblicklich arbeitet er wieder unermüdlich wie gewöhnlich.

Ich habe drei neue Stücke [1]), eine Romanze [2]) komponiert und auch an der Oper weitergearbeitet, ausserdem die Ouverture „Romeo" umgestaltet"....

An I. P. Tschaikowsky:

„26. Oktober.

.....Von mir kann ich nur berichten, dass ich gesund, blühend und lustig bin. Arbeite recht viel und beginne, mich im Konservatorium so einzuleben, dass ich meine Beschäftigung daselbst nicht mehr als lästig empfinde. An meinen Kompositionen arbeite einstweilen nicht viel, im November werde aber ordentlich drangehen".

An A. Tschaikowsky:

(Anfang November).

„.....Meine Zeit ist jetzt sehr in Anspruch genommen: ich habe die Dummheit begangen, für ein geringes Honorar die Komposition der Musik zum Ballet „Aschenbrödel" zu übernehmen. Das Ballet soll schon im Dezember zur Aufführung kommen, und ich habe eben erst mit der Arbeit begonnen; zurück kann ich auch nicht mehr, da der Kontrakt bereits unterschrieben.... Meine Ouverture „Romeo und Julie" wird in Berlin gedruckt und soll in mehreren deutschen Städten aufgeführt werden"....

1) Op. 9. Drei Stücke für Klavier: 1) Rêverie, 2) Polka de salon, 3) Mazurka.
2) Die Romanze „So schnell vergessen".

An A. Tschaikowsky:

„29. November.

Ich verbringe meine Zeit wie gewöhnlich und lebe mich immer mehr in Moskau ein. Wenn ich nur Geld hätte, so würde ich mich hier sehr gut einrichten. Aber selbst mit meinen Mitteln könnte man bei verständiger finanzieller Verwaltung garnicht schlecht leben ohne sich einzuschränken. Leider aber haben wir alle Drei (Du, Modest und ich) ein gar zu grosses Talent zum Geldverschwenden".

An A. I. Dawidowa:

„20. Dezember.

Meine Liebe, Dein Brief hat mich sehr gerührt und gleichzeitig beschämt. Es wundert mich, dass Du auch nur einen Augenblick an der Unveränderlichkeit meiner Liebe zu Dir zweifeln konntest?! Mein Schweigen beruht zum Teil auf Faulheit, zum Teil aber darauf, dass ich zum Schreiben grosser Seelenruhe bedarf, welche ich fast nie zu erzielen vermag. Entweder bin ich im Konservatorium, oder ich erfasse in fieberhafter Eile ein freies Stündchen, um zu komponieren; entweder verführt mich Jemand zum Ausgehen, oder habe ich Besuch bei mir, oder, endlich, bin ich so müde, dass ich nur schlafen kann.

Mit einem Wort, die Umstände fügen sich so, dass es mir nicht möglich ist, einen Moment zu finden, um an Diejenigen, welche mir so wie Du, liebe Sascha, teuer sind, in Ruhe einen Brief zu schreiben. Ich habe Dir schon einmal geschrieben, dass Du — obwohl Du nicht in meiner Nähe weilst — dennoch eine bedeutende Rolle in meinem Leben spielst. In schweren Stunden fliegen meine Gedanken stets zu Dir,—„wenn es mir sehr schlimm gehen sollte, dann gehe ich zu Sascha",— so denke ich dann, oder: „das werde ich thun: Sascha würde gewiss auch dazu raten", oder: „soll ich ihr schreiben? was wird sie dazu sagen?" Nach alledem setzt das Leben fort, mich mit seiner Brandung fortzureissen ohne Zeit zu lassen zum Ueberlegen und Kräftesammeln. Die nächste Umgebung saugt an mir und umgarnt mich von Kopf bis zu Fuss. Mit welcher Freude denke ich daran, wie ich von dieser Umgebung einst loskommen und andere Luft atmen werde, wie ich mich erwärmen werde an Deinem liebevollen Herzen! Im nächsten Sommer will ich bestimmt zu Dir kommen. In's Ausland werde ich nicht reisen.

Ich führe eine sehr geregelte Lebensweise. Komponiere an meiner Oper und bewege mich immer zwischen denselben Menschen. In Moskau lebe ich mich immer mehr ein, sodass mir jetzt ein längerer Aufenthalt in einer anderen Stadt undenkbar scheint".

An A. Tschaikowsky:

„3. Februar 1871.

Ich verbringe die Zeit sehr angenehm. Bei mir wohnt jetzt der liebe Klimenko, welcher Dir einen Gruss sendet. Ich turne jetzt drei Mal in der Woche. Die Oper macht Fortschritte".

An I. P. Tschaikowsky:

„14. Februar.

Mein lieber teurer Vater! Du schreibst, dass es nicht übel wäre, wenn ich wenigstens ein Mal im Monat einen Brief an Dich absenden wollte.

Nein, nicht ein Mal im Monat, sondern wenigstens alle Woche einmal müsste ich Dir Bericht erstatten über Alles was mit mir vorgeht, und ich wundere mich wahrlich, dass Du mich noch nicht gründlich ausgescholten hast! Nun werde ich Dich, aber, bei Gott, nie wieder so lange ohne Nachricht lassen. Bitte Dich kniefällig um Verzeihung und verspreche, in Zukunft pflichtgetreuer zu sein. Die Nachricht vom Tode Onkel Peter Petrowitsch's ist vor etwa fünf Tagen an mich gelangt. Möge Gott ihm ewige Seligkeit zu Teil werden lassen, denn seine reine und ehrliche Seele hat es wohl verdient! Ich hoffe, mein Lieber, dass Du dieses Unglück mutig zu tragen weisst. Denke daran, dass mein armer Onkel bei seiner schwächlichen Körperkonstitution und bei den vielen Wunden, an denen er zu leiden hatte, doch ziemlich lange gelebt hat".

Mit diesem Brief schliesst die Korrespondenz Peter Iljitsch's in der Saison 1870—71. Es ist sehr wahrscheinlich, dass Mancher seiner Briefe durch Zufall verloren gegangen, doch ist es unzweifelhaft, dass Peter Iljitsch seit dem Februar seltener Briefe geschrieben hat, als früher.

Da Peter Iljitsch sehr an Geldmangel litt, so entschloss er sich, dem Rate N. Rubinstein's folgend, ein eignes Konzert zu geben. Um diesem Konzert ein grösseres Interesse zu verleihen, hielt er es für notwendig, eine neue und be-

deutendere Komposition von sich ins Programm aufzunehmen. Auf ein ausverkauftes Haus durfte er freilich nicht hoffen, und daher war von einem grossen Orchesterkonzert wegen dessen Kostspieligkeit garkeine Rede. Aus diesem Grunde beschloss Peter Iljitsch ein Streichquartett zu komponieren. Das war die Entstehungsursache des Quartetts № 1 (D-dur). Den ganzen Februar war Peter Iljitsch mit der Komposition dieses Werkes eifrig beschäftigt.

Das Konzert hat am 16. März im Kleinen Saal der Adelsversammlung stattgefunden und Peter Iljitsch hat dank der Mitwirkung des Quartettensembles der Russischen Musikalischen Gesellschaft mit F. Laub an der Spitze, sowie N. Rubinsteins, hauptsächlich aber der Sängerin Frau E. Lawrowskaja, welche damals auf der Höhe ihrer ausserordentlichen Popularität stand, wenn auch keine volle, so doch eine ziemlich grosse Einnahme gehabt.

Das Programm dieses Konzerts war folgendes: Erster Teil 1) Quartett für Streichinstrumente (D-dur) von P. Tschaikowsky (ausgeführt von den Herren: Laub, Hrimaly, Minkus und Fitzenhagen), 2) Zwei Lieder: a. „Nur wer die Sehnsucht kennt" von Tschaikowsky, b. „Comme à vingt ans" von Durand (gesungen von Frau E. A. Lawrowskaja), 3) Romanze von Fitzenhagen und Mazurka von Popper für Violoncello (vorgetragen von W. Fitzenhagen). Zweiter Teil 1) Duett aus der Oper „Der Woiwode" (gesungen von den Damen Alexandrowa und Baikowa), 2) Rêverie und Mazurka von Tschaikowsky (vorgetragen von N. Rubinstein), 3) Lieder „So schnell vergessen" und „Wie wehe, wie süss" von P. Tschaikowsky (gesungen von Fr. Alexandrowa), 4) Violinsolo (vorgetragen von Herrn F. Laub), 5) Chor für Frauenstimmen „Natur und Liebe" von P. Tschaikowsky (gesungen von dem Chor der Schülerinnen Frau Walzecks).

Kaschkin erzählt in seinen „Erinnerungen", dass dieses Konzert unter Anderen auch I. S. Turgenjew „mit seiner Anwesenheit beglückt hat, welcher sich zu der Zeit gerade in Moskau befand und sich für den jungen Komponisten sehr interessierte, da er schon im Auslande viel von ihm gehört hatte. Die Aufmerksamkeit des berühmten Schriftstellers ist nicht unbemerkt geblieben und in einem für den Komponisten günstigen Sinne beurteilt worden. Und in der That hat sich Turgenjew sehr anerkennend über die Werke Peter Iljitsch's geäussert, obwohl er das bedeutendste von ihnen, das Quartett, nicht gehört hat, da er zu spät ins Konzert gekommen ist".

Ende Mai reiste Peter Iljitsch zuerst nach Konotop, dem Wohnort seines älteren Bruders Nikolai Iljitsch, dann nach Kiew zu Anatol, und von da mit diesem zusammen nach Kamenka, wo er den grösseren Teil des Sommers verbrachte. Den Rest seiner Ferien widmete er seinen Freunden Kondratjew und Schilowsky, indem er bei dem Ersteren zehn Tage, und bei dem Andern nahezu einen Monat blieb. N. D. Kondratjew war ein früherer Schulkamerad Peter Iljitsch's und Einer seiner intimsten Freunde. Als 1887 Peter Iljitsch die Nachricht erhielt, dass Kondratjew sehr krank sei und in Aachen im Sterben liege, verliess Peter Iljitsch unverzüglich den Kaukasus, wo er den Sommer in Gemeinschaft mit seinen Brüdern verbrachte, und eilte an das Krankenlager seines Freundes.

Die Besitzung Kondratjew's, das Kirchdorf Nisy (im Gouvernement Charkow), liegt prachtvoll am Ufer des schönsten Flusses Kleinrussland's, dem Psjol, und vereinigt in sich alle Reize der südrussischen Natur mit dem hellgrünen Kolorit der nordrussischen Landschaften, die Peter Iljitsch so ans Herz gewachsen sind. In den heissesten Tagen sieht man hier statt der hoffnungslos öden und ausgedorrten Umgebung Kamenka's — prachtstrotzende, üppige Wiesen, welche von hundertjährigen Eichenwäldern eingefasst sind. Namentlich, aber, gefiel Peter Iljitsch der Psjol mit seinem kristallklaren, erfrischenden Wasser.

Der Ort selbst hat Peter Iljitsch sehr gefallen, nur die Lebensweise nicht, welche nicht ländlich genug, nach städtischer Art eingerichtet war. Die vielen Gäste und Verwandten Kondratjews, das damit verknüpfte laute und festliche Getriebe behagten Peter Iljitsch garnicht und er gab infolgedessen dem Oertchen Ussowo, der Besitzung Schilowsky's den Vorzug, welches zwar nicht so komfortabel eingerichtet war und weder Badegelegenheit noch irgendwelche Naturschönheiten aufzuweisen hatte, aber dank seiner idyllischen Lage inmitten hübscher Waldungen, hauptsächlich aber dank der Einsamkeit und Stille, die dort herrschte, Peter Iljitsch dennoch angenehm war. Der Spätsommer ist in Ussowo (Gouvernement Tambow) ebenso schön, wie im Gouvernement Charkow, und Peter Iljitsch hat dort mit grossem Genuss das Ende seiner Ferien verlebt. Seitdem hat Ussowo alle andern Sommerresidenzen Peter Iljitsch's in den Schatten gestellt und blieb mehrere Jahre hindurch das Ziel seiner Wünsche, sobald nur die Bäume und Wiesen zu grünen begannen.

Die chronologische Reihenfolge der Arbeiten Peter Iljitsch's in der Saison 1870—1871 ist folgende:

1. Op. 9. Drei Klavierstücke. I. Rêverie, N. Muromzewa gewidmet, II. Polka de salon, A. Sograf gewidmet, III. Mazurka de salon, A. I. Dubuque gewidmet.

2. Lied „So schnell vergessen", Text von Apuchtin. Dieses Lied, sowie die Klavierstücke, sind vor dem 26. Oktober 1870 komponiert und im Verlag Jurgenson erschienen.

3. „Natur und Liebe", Terzett für zwei Soprane und eine Altstimme mit Chor und Klavierbegleitung. Dieses Werk ist an Frau Walzeck gewidmet. Peter Iljitsch hat es im Dezember 1870 speziell für die Schülerinnen jener Gesanglehrerin komponiert und hat es am 16. März in seinem Konzert zur Aufführung gebracht. Nach dem Tode des Komponisten hat es P. Jurgenson veröffentlich.

4. Op. 11. Quartett № 1 (D-dur) für zwei Violinen, Bratsche und Violoncello, gewidmet an Sergei Alexandrowitsch Ratschinsky. Komponiert im Februar 1871. Zum ersten Mal aufgeführt im Konzert am 16. März 1871. Das Andante dieses Quartett's ist auf einem russischen Volksliede aufgebaut, welches Peter Iljitsch im Sommer 1869 in Kamenka gehört und notiert hat.

5. Lehrbuch der Harmonie, verfasst im Laufe des Sommers in Nisy bei Kondratjew. Verlag Jurgenson.

Ausserdem hat Peter Iljitsch im Laufe der ganzen Saison an der Oper „Opritschnik" gearbeitet.

VIII.

1871—1872.

Wie ich bereits mehrfach erwähnt, lag es nicht in Peter Iljitsch's Charakter, durch gewaltsames Eingreifen seinem Willen Geltung zu verschaffen und die Verhältnisse seines äusseren Lebens umzugestalten. Er konnte lange und geduldig warten, und noch länger beharrlich wünschen. Hat er doch als Jüngling jahrelang sein Streben zur Musik widerstandslos in seinem Herzen getragen, so lange,

bis die Energie der Sehnsucht die Verhältnisse derart gestaltete, dass er ohne Gewalt, ohne Zerstörung festen Fusses den längst gewählten Lebensweg betreten konnte! Desgleichen auch jetzt: schon von Beginn seiner Berufsthätigkeit an erfasste ihn mit Allgewalt das Verlangen, sich von all' den Fesseln loszumachen, welche seinem Hauptlebenszweck—dem Komponieren hindernd im Wege standen.

Aehnlich wie in den sechziger Jahren der Dienst im Justizministerium Peter Iljitsch lästig war und er in seinem Innern seinen genusssüchtigen Lebenswandel verdammte, trotzdem aber Beamter blieb und seine Beziehungen zur Lebewelt nicht löste, gleichsam alswenn er abwarten wollte, bis der Abscheu vor seinem nichtsthuerischen und zwecklosen Dasein seine ganze Seele erfasst haben und ein Umkehren als unvermeidlich erscheinen lassen würde gerade so war es auch jetzt: obgleich er seine Pflichten als Professor des Konservatoriums nur mit Unlust erfüllte und oft über die Verhältnisse des Stadtlebens klagte, welche seine schöpferische Thätigkeit beeinträchtigten, setzte er dennoch das Unterrichtgeben gewissenhaft fort und entzog sich nicht dem Trubel der Stadt, gleichsam alswenn er ahnte, dass sein Bedürfniss nach Aufregungen, Vergnügungen und Zerstreuungen des Stadtlebens noch nicht ganz geschwunden sei, alswenn er fürchtete, dass es—wenn er es jetzt gewaltsam unterdrücken wollte einst in ihm von Neuem und mit grösserer Intensivität erwachen könnte und ihn dann unwiderstehlich fortreissen würde. Gleichsam, alswenn er wieder abwarten wollte bis er sich an seiner Lebensweise übersättigt haben würde, um dann aus dieser Uebersättigung neue Kräfte zu schöpfen und seine heisse Sehnsucht nach Freiheit, nach voller Freiheit und Offenbarung aller in ihm schlummernden schöpferischen Keime zu stillen.

Doch war zur Erfüllung seiner Freiheitsträume die Zeit noch nicht gekommen. Moskau war ihm in seinem werktäglichen Leben mehr denn je notwendig und zugleich angenehm. Er war noch zu sehr abhängig von verschiedenen Umständen; um mit ihnen zu brechen, musste er gar Vieles unternehmen: vor allen Dingen musste er sich von dem, wenn auch freundschaftlichen Einfluss N. Rubinsteins emanzipieren. Das war der erste Schritt zur Freiheit, den er machen musste. Bei all' seiner Freundschaft und Dankbarkeit zu Nikolai Gregorjewitsch, bei all' der Verehrung, welche er ihm als Mensch und Künstler zollte, litt er den-

noch sehr unter dem Despotismus dieses seines treuesten und wohlthätigsten Freundes. Vom frühen Morgen an und bis spät abends musste Peter Iljitsch in allen Kleinigkeiten des täglichen Lebens sich einem fremden Willen fügen, und das war umsomehr unerträglich, als die Ansichten der beiden Hausgenossen über verschiedene Dinge, namentlich über den Zeitvertreib, sowie ihre Gewohnheiten und Gepflogenheiten sehr auseinandergingen.

Wie wir gesehen, hatte Peter Iljitsch bereits zwei Mal den Versuch gemacht, sich von Rubinstein zu trennen und eine eigne Wohnung zu mieten. Aber jetzt erst ist es ihm gelungen seinen Willen durchzusetzen. Einer der Gründe, welche in den früheren Jahren Peter Iljitsch davon abhielten, gar zu energisch auf der Trennung zu bestehen, lag in dem Umstand, dass es für Nikolai Gregorjewitsch geradezu ein Bedürfniss war, mit Jemandem zusammen zu wohnen, und Peter Iljitsch es infolgedessen nicht über's Herz bringen konnte, ihn allein zu lassen. Zum Glück Peter Iljitsch's fand sich nun endlich Einer der ihn ersetzen konnte: der Allen sehr sympatische N. A. Hubert willigte mit Freuden ein, bei Rubinstein zu wohnen.

Somit war es Peter Iljitsch erst im zweiunddreissigsten Lebensjahr vergönnt, ein ganz selbständiges Leben zu beginnen. Seine Frende darüber, endlich allein zu sein und sich innerhalb der Wände seiner neuen, drei Stuben umfassenden Wohnung als unumschränkter Herrscher zu fühlen, war unbeschreiblich gross. Mit ausserordentlicher Sorgfalt ging er nun dran, die kleine Wohnung möglichst gemütlich einzurichten und auszustatten, und gab sich, als Alles fertig war, mit rein kindlichem Jubel dem neuen Gefühl des Unabhängigseins hin. Freilich konnte er für seine geringen Geldmittel keine grosse Pracht entfalten. Seine eizigen Schmuckstücke waren: das Portrait A. Rubinsteins, welches ihm die Malerin Bonné schon anno 1865 geschenkt hatte, ferner ein Bild, welches Ludwig XVII. beim Schuster Simon darstellte, und welches Peter Iljitsch 1868 in Paris von W. P. Begitscheff geschenkt worden war. Ein ziemlich grosses Sopha und einige billige Stühle—das war auch Alles was unser Komponist sich anschaffen konnte.

Er engagierte einen Diener—Michael Sofronoff, der früher bei F. Laub in Stellung gewesen war. Diesen Michael Sofronoff erwähne ich deshalb, weil Peter Iljitsch bis an seinen Tod mit ihm und seiner Familie Beziehungen unterhalten hat. Später vertrat die Stelle Michaels

dessen Bruder Alexei, der eine nicht unbedeutende Rolle im Leben Peter Iljitsch's gespielt hat.

Gleichzeitig mit den Ausgaben haben sich in dieser Saison auch die Einnahmen Peter Iljitsch's vergrössert. Im Konservatorium ist sein Gehalt auf 1500 Rubel jährlich gestiegen, ausserdem erhielt er für seine Kompositionen von deren Verlegern und von der Russischen Musikalischen Gesellschaft [1]) verschiedene Summen Geldes– zusammen etwa 500 Rubel jährlich.

Zu diesen 2000 Rubeln kam noch eine kleine Einnahme. Peter Iljitsch ist Rezensent geworden; das kam so: Laroche, der beständige Mitarbeiter der „Moskauer Nachrichten", hat 1871 eine Stellung am Petersburger Konservatorium erhalten und übertrug seine Thätigkeit als musikalischer Berichterstatter der genannten Zeitung N. A. Hubert. Dieser aber, vernachlässigte die übernommenen Pflichten nach und nach teils aus Kränklichkeit, teils aus Faulheit. Aus Furcht, das Katkow (der Besitzer der Zeitung) die Stelle des Rezensenten einem Andern, vielleicht gar einem Dilettanten übertragen, und dadurch den in den letzten Jahren so erfolgreichen Gang der musikalischen Entwickelung Moskau's hemmen oder schädigen könnte, entschlossen sich Peter Iljitsch und N. Kaschkin, Hubert zu Hilfe zu kommen und für ihn einzuspringen sobald er ausblieb. So begann Peter Iljitsch seine journalistische Thätigkeit, welche er bis zur einschliesslich ersten Hälfte der Saison 1876 fortsetzte.

An A. Tschaikowsky:

„3. September 1871.

....Am 29. August bin ich nach Moskau zurückgekehrt und habe die Einrichtung meiner neuen Wohnung energisch in Angriff genommen. Sie ist sehr nett geworden und ich bin ungeheuer froh, dass ich diesmal den Mut gehabt habe, den längst gehegten Wunsch in Erfüllung zu bringen.

In Moskau ist Alles beim Alten, ich aber lebe ein neues Leben, und, oh Wunder– sitze bereits den zweiten Abend zu Hause! Das kommt davon, wenn man sich heimisch fühlt zu Hause!"

---

[1]) Auf Anregung N. Rubinsteins zahlte die Russische Musikalische Gesellschaft für die Aufführung neuer Werke in ihren Symphoniekonzerten den Autoren zwecks Unterstützung und Aufmunterung jedesmal 200-300 Rubel aus.

An Nikolai Iljitsch Tschaikowsky:

„28. November.

.....Von mir kann ich nur berichten, dass ich mich nicht genug freuen kann über meinen Entschluss, mich von N. Rubinstein zu trennen. Trotz meiner ganzen Freundschaft zu ihm war mir das Zusammenwohnen mit ihm sehr lästig. Arbeite jetzt eifrig an meiner Oper, welche zum Ende dieses Jahres fertig werden soll".

An A. Tschaikowsky:

„2. Dezember.

.....Muss Dir mitteilen, dass ich auf dringenden Wunsch Schilowsky's für etwa einen Monat in's Ausland reisen werde, wahrscheinlich schon nach 10 14 Tagen. Da aber Niemand in Moskau — ausser Rubinstein — etwas davon wissen darf, so sollen Alle in dem Glauben erhalten bleiben, dass ich zu Sascha gereist sei.

Unser Konservatorium ist ins Schwanken geraten, sodass seine Zukunft in Frage steht. Ich weiss nur soviel, dass ich um der Sache willen sehr empört sein werde, wenn es zum Krach kommen sollte, um meiner selbst willen werde ich mich aber freuen [1]). Meine Konservatoriumspflichten sind mir derart widerwärtig geworden und ermüden und verstimmen mich in so hohem Grade, dass ich eine jede Veränderung freudig begrüssen werde! Hungers werde ich wohl nicht sterben. Vielleicht werde ich dann nach Petersburg übersiedeln, oder—wer weiss—vielleicht gar nach Kiew!!

Meine Oper gedeiht nur sehr langsam und ich werde sie wohl kaum vor den Grossen Fasten fertig bekommen. Sonst habe Dir Nichts Interessantes zu berichten. Dass ich Zeitungsreporter geworden bin, wirst Du wohl schon wissen. Das thue ich aber aus reiner Selbstaufopferung, denn Hubert faulenzt, und Fremde zulassen möchte ich nicht".

An A. Tschaikowsky:

„1. Januar 1872. Nizza.

.....Meine Reise ist glücklich von Statten gegangen. Un-

[1]) Die Geldmittel der Moskauer Abteilung der Russischen Musikalischen Gesellschaft befanden sich in jener Saison in einer so misslichen Lage, dass man genötigt war, an allerhöchster Stelle um eine Subvention nachzusuchen. Diese wurde denn auch im Juni 1872 in der Höhe von 20,000 Rubel jährlich auf fünf Jahre hinaus bewilligt.

terwegs habe ich mich einen Tag in Petersburg, einen Tag in Berlin und ebensolange in Paris aufgehalten. Paris ist zwar glänzend und belebt, gefällt mir aber nicht mehr so gut wie früher. In Nizza bin ich schon seit acht Tagen. Es ist gar zu kurios, so plötzlich aus dem dicksten russischen Winter in eine Gegend zu geraten, wo man im Freien nicht anders als im blossen Rock (ohne Ueberzieher) spazieren kann, wo Orangen, Rosen und Flieder blühen und die Bäume belaubt sind. Nizza ist herrlich. Niederträchtig ist nur das prunkvolle Leben. Im Winter vereinigen sich hier die reichsten Leute der Welt, die daheim Nichts zu thun haben, und es kostet mich viel Mühe, um vom Trubel nicht mitgerissen zu werden. Du weisst, wie sehr ich das Gesellschaftsleben gern habe und wirst begreifen, dass es mir hier gefällt. Ich muss, überhaupt, eine merkwürdige Thatsache feststellen. Mit so leidenschaftlicher Ungeduld hatte ich die Abreise von Moskau herbeigesehnt, dass ich in der letzten Zeit schlaflose Nächte verbracht, gleich nach der Abreise jedoch, ergriff mich ein glühendes Heimweh, welches mich während der ganzen Reise in Bann hielt und auch jetzt noch inmitten der herrlichen Natur nicht nachlassen will. Allerdings, erlebe ich manchmal auch angenehme Stunden, so zum Beispiel, wenn ich im glühenden (und doch nicht quälenden) Sonnenschein früh morgens allein am Meere sitze. Aber selbst diese Momente sind nicht ohne Schatten von Melancholie. Was folgt daraus? – Dass ich alt geworden bin und mich Nichts mehr erfreut. Ich lebe an meinen Erinnerungen und an Hoffnungen. Worauf soll man aber hoffen?

Ohne Hoffnung auf die Zukunft kann man nicht leben, so träume ich denn schon jetzt davon, wie ich zu Ostern nach Kiew reisen und einen Teil des Sommers mit Dir in Kamenka verbringen werde".

An Ilja Petrowitsch Tschaikowsky:

„31. Januar. Moskau.

.....Meine Reise war glücklich und angenehm. Ich bin in Berlin, Paris, Nizza (hier nahezu drei Wochen), Genua, Venedig und Wien gewesen. In Nizza hatten wir sehr schlechtes Wetter: eine Zeit lang gab es so starke Regengüsse und solch einen Sturm, dass das Meer beinahe ganz Nizza weggewaschen hätte. Ein Eisenbahnzug ist verunglückt, ein Felsblock ist abgestürzt und hat ein grosses

Haus zertrümmert und viele Menschen verschüttet. Es waren, allerdings, auch herrliche Tage. Manchmal war es so heiss, wie bei uns im Juni. Wenn meine Reise auch angenehm gewesen, so hat mich die Unthätigkeit zuletzt doch ermüdet und ich bin mit Vergnügen nach Moskau zurückgekehrt".

An A. Tschaikowsky:

„31. Januar.

.....Aus Wien wollte ich eigentlich zuerst nach Kiew reisen und habe einen ganzen Tag geschwankt, ob ich, der Notwendigkeit gehorchend, direkt nach Moskau gehen, oder meinem Herzenswunsche nachgeben und bei Dir einkehren sollte. Die Berechnung der Reisekosten und die grosse Zeitversäumniss, welche mein Aufenthalt in Kiew mit sich bringen müsste, haben entschieden, dass ich den direkten Weg nach Moskau, d. h. den über Smolensk, zu wählen habe".

Im Jahre 1871 wurde in Moskau zur Feier des 200-sten Geburtstages Peters des Grossen eine grosse Polytechnische Ausstellung geplant. Der Vorsitz bei den musikalischen Angelegenheiten der Ausstellung wurde anfangs N. Rubinstein übertragen, als aber Dieser sich zurückzog, weil seine Unternehmungen nach der Ansicht des Komitée's der Ausstellung zu viel Geld erforderten und überhaupt zu breit angelegt waren, da wurde seine Stelle dem berühmten Cellisten K. Dawidow angeboten, welcher sie auch annahm, trotzdem er wohl einsah, dass er Rubinstein gegenüber in eine etwas unbequeme Lage geraten und dass es nur Rubinstein allein geziemte, Festdirigent zu sein. Damit aber die verantwortliche Stellung nicht in unberufene Hände (am Ende gar an einen Dilettanten) gerate, entschloss sich Dawidow, wie gesagt, dennoch, den Vorsitz zu führen und engagierte zu Mitgliedern des musikalischen Komitées Balakireff und Laroche. Balakireff hat aber das Engagement nicht sogleich angenommen, sondern geantwortet, dass er vorerst die Meinung Nikolai Rubinsteins über das Eindringen der Petersburger Musiker in die musikalischen Angelegenheiten Moskau's einholen wolle und nur im Falle eines Einverständnisses seitens Nikolai Gregorjewitsch's das ihm angebotene Amt übernehmen würde. Da aber zwei Monate lang keine weitere Nachricht von ihm erfolgte, so beschloss das Komitée auf seine Mitgliedschaft zu verzich-

ten, und wählte statt seiner Rimsky-Korsakoff; ausserdem wurden zu Mitgliedern gewählt: Asantschewsky (der damalige Direktor des Petersburger Konservatoriums), Wurm und Leschetizky.

Dieses eigenartige Moskauer Komitée, welches durchweg aus Petersburgern zusammengesetzt war, hat ein Projekt der musikalischen Sektion der Ausstellung ausgearbeitet und unter Anderem den Beschluss gefasst, Peter Iljitsch Tschaikowsky die Komposition einer Festkantate zu übertragen, deren Text eigens zu diesem Zweck bei dem Dichter I. P. Polonsky bestellt werden sollte.

Ende Dezember oder Anfang Januar hat Polonsky denn auch den bereits fertigen Text an das Komitée abgeliefert, was Laroche in seinem Brief vom 7. Januar an Peter Iljitsch folgendermassen mitteilt:

„Da ich nicht weiss, ob dieses Schreiben Sie noch in Nizza antreffen wird, sende ich Ihnen den Text der Kantate noch nicht: fürchte, er könnte verloren gehen. Die Wahrheit zu sagen, ist der Text sehr antimusikalisch, aber das muss Ihnen schliesslich gleich sein, denn es soll ja nur ein bestelltes Ausstellungsstück werden und nicht eine wer weiss wie stimmungsvolle Schöpfung; es ist dazu auch schon zu spät, einen anderen Text zu besorgen; ich bin, übrigens, überzeugt, dass Sie als Fachmusiker, auch bei etlichen Mängeln des Textes das Richtige zu treffen wissen werden. Sie dürfen laut Einverständniss Polonsky's und auch Dawidow's, beliebige Kürzungen vornehmen. Polonsky wünscht nur, dass wenigstens auf dem Programm der ganze Text ungekürzt beibehalten bleibe, denn er „schätzt die Idee (welche er in seinem Werke zum Ausdruck gebracht zu haben glaubt) und deren Entwickelung sehr hoch". Möchte noch hinzufügen, dass manche Stellen des Gedichts für einen Komponisten mit lebendiger Phantasie und feinem Gefühl allerdings recht dankbar sein müssen. 760 Rubel hat Dawidow bewilligt. Die gewissenhafte Auszahlung des Honorars an Polonsky soll Ihnen dafür bürgen, dass jene Summe kein „Fimm" sind, wie der Kriegsminister Suchozanet sich auszudrücken pflegte. Es wäre sehr schön, wenn Euer Hochwohlgeboren ein Glanz- und Paradestück in technischer Beziehung leisten wollten (da beim Eröffnungskonzert, in welchem die Kantate zur Aufführung kommen soll, wahrscheinlich viele Ausländer zugegen sein werden, so würde es garnichts schaden, ihnen zu zeigen, dass wir nicht nur über „reizende Nationalme-

lodieen", sondern auch über ein ernstes Können verfügen) Dawidow ratet Ihnen, etwaige Schwierigkeiten möglichst alle ins Orchester zu verlegen, und nicht in den Chor, denn der Moskauer Chor — übrigens, wissen Sie selber, was von dem Moskauer Chor geleistet werden kann. Die Einstudierung, sowie die Aufführung der Kantate hat Dawidow in meine Hände gelegt; er hat mir überhaupt den ganzen russischen Teil der aufzuführenden Kompositionen anvertraut".

Wenn zur Fertigstellung eines an Peter Iljitsch erteilten Auftrags ein bestimmter Termin festgesetzt wurde, so pflegte er, die Arbeit schon vor Ablauf der Frist zu beenden, jedenfalls verspätete er niemals. Daher liegt die Vermutung nahe, dass er auch diesmal die bestellte Arbeit rechtzeitig fertigbekommen und die Kantate zum 1. April an das Komitée abgeliefert hatte. Da Peter Iljitsch den Text der Kantate erst bei seiner, Ende Januar erfolgten Rückkehr nach Moskau zu Gesicht bekam, so hat er demnach nur zwei Monate (Februar und März) gebraucht, um die umfangreiche und komplizierte Partitur zu komponieren.

Im April hat er an seinem „Opritschnik" weitergearbeitet und denselben bereits in den ersten Tagen des Mai zum Abschluss gebracht.

Das Alles kann ich nur vermuten, da aus der Zeit zwischen dem 31. Januar und 4. Mai nicht ein einziger Brief Peter Iljitsch's erhalten geblieben ist.

Die Partitur des „Opritschnik" wurde an Eduard Franzowitsch Näprawnik nach Petersburg nebst folgendem Begleitschreiben übersandt:

„Moskau, d. 4. Mai.

Sehr geehrter Herr! Sende Ihnen die Partitur meiner Oper „Opritschnik". Gestatten Sie mir, die Bitte an Sie zu richten, mein Werk wohlwollend zu beurteilen und Ihren mächtigen Einfluss dahin geltend zu machen, dass das Werk zur Aufführung angenommen werde.

Hochachtungsvoll

P. Tschaikowsky".

Die Kantate wurde am 31. Mai, dem feierlichen Eröffnungstage der Moskauer Polytechnischen Ausstellung, in dem um 2 Uhr Mittags stattgefundenen Festkonzert zum ersten Mal aufgeführt. Der Bericht der „Moskauer Nachrichten" lautet folgendermassen: „In dem Festkonzert ge-

legentlich der Eröffnung der Ausstellung, welches um 2 Uhr Mittag unter freiem Himmel (an der Troizker-Brücke) veranstaltet worden ist, kam unter Anderem auch die vom musikalischen Komitée der Ausstellung an Professor P. Tschaikowsky bestellte Kantate für grosses Orchester, Chor und Tenorsolo zur Aufführung. Der Text rührt von I. Polonsky her. Am Dirigentenpult stand der Vorsitzende des musikalischen Komitées, der berühmte Cellist K. Dawidow. Chor und Orchester waren vom Grossen Theater gestellt. Das Tenorsolo sang Herr Dodonoff. Ein geringer Teil des Publikums hatte auf dem Podium (da waren Stühle aufgestellt) Platz gefunden. Die übrigen Anwesenden befanden sich im Garten und haben, wie man sagt, vom ganzen Konzert nicht eine Note gehört. Die Töne verflogen in alle Winde, und das Publikum hat daher garkeine Vorstellung vom Werk gewonnen. Nach dem Urteil Einiger, die es in den Proben kennen gelernt haben, soll es ganz hervorragend schön sein. Wie verlautet soll die Kantate im Exerzierhause wiederholt werden. Bei dem heutigen Konzert war Seine Kaiserliche Hoheit der Grossfürst Konstantin Nikolajewitsch anwesend".

Bald nach diesem Fest verliess Peter Iljitsch Moskau und verbrachte den ganzen Monat Juni in Kamenka. Hier begann er seine 2. Symphonie (C-moll). Anfang Juli reiste er dann nach Kiew und von da mit Modest zusammen zu Kondratjew nach Nisy. Ein Teil des Weges (von der Station der Moskau -Kursker Eisenbahn, Woroschba, bis zum Städtchen Sumy, woselbst uns Kondratjews Equipage erwarten sollte) musste per Diligence zurückgelegt werden. Nach zehntägigem Aufenthalt in Nisy verabschiedeten wir uns von Kondratjew und fuhren: ich nach Kiew zurück und Peter Iljitsch nach Ussowo zu Schilowsky. Bis Woroschba hatten wir gemeinsamen Weg und bestellten uns in Sumy, einer übermütigen Laune folgend, statt zweier Plätze in der Diligence einen besonderen Wagen. Zwischen Sumy und Woroschba befand sich eine Poststation, wo gewöhnlich die Pferde gewechselt wurden. Wir waren Beide in der besten Stimmung und nahmen auf jener Station ein opulentes Frühstück mit Schnaps und Wein ein. Der Wein und der Schnaps wirkten auf nüchternen Magen ziemlich stark, sodass wir, als man uns meldete, dass keine Pferde zur Weiterfahrt vorhanden wären, in grossen Zorn gerieten und den Stationsvorsteher tüchtig ausschalten. Dieser aber liess sich eine derartige Behandlung seitens sol-

cher, nicht besonders vornehm aussehender Durchreisenden durchaus nicht gefallen und begann nun seinerseits uns anzuschreien. Peter Iljitsch verlor seine ganze Selbstbeherrschung und konnte die übliche Phrase: „wissen Sie auch mit wem Sie reden?“ nicht vermeiden. Der Stationsvorsteher liess sich, jedoch, durch diese abgedroschene Drohung nicht einschüchtern und antwortete, er habe es durchaus nicht nötig, sich um den ersten besten Herkömmling zu bekümmern. Diese verächtlichen Worte versetzten Peter Iljitsch vollends in Wut und er forderte barsch das Beschwerdebuch. Der Stationsvorsteher brachte es sofort und Peter Iljitsch, welcher aus dieser Bereitwilligkeit folgern zu müssen glaubte, dass eine mit dem unbekannten Namen Tschaikowsky unterschriebene Beschwerde nicht die Wirkung ausüben würde nach der seine Rachsucht dürstete, unterzeichnete schnell entschlossen: „Fürst Wolkonsky, Kammerjunker“. Der Erfolg war ein glänzender: es verging keine Viertelstunde, als der Stationsvorsteher die Meldung brachte, dass die Pferde angespannt seien, und unterthänigst um Verzeihung flehte, indem er die Schuld dem Oberstallmeister in die Schuhe schob, der ihm pflichtvergessenerweise nicht rechtzeitig mitgeteilt habe, dass ein Paar Pferde zurückgekommen seien.

Als wir in Woroschba anlangten war es die höchste Zeit, denn der Zug, der Peter Iljitsch nach Ussowo bringen sollte, kam schon angebraust. In aller Eile trat Peter Iljitsch an den Billetschalter und bemerkte jetzt erst mit Schrecken, dass sein Portefeuille mit seinem ganzen Geld und allen Papieren auf der Poststation neben dem Beschwerdebuch liegen geblieben war. Was thun? Jedenfalls konnte nun Peter Iljitsch mit diesem Zuge nicht mehr mit und musste bis zum nächsten Tage warten. Das war schon langweilig genug. Viel schlimmer noch, als das, war aber der Gedanke, dass der Stationsvorsteher inzwischen den Inhalt des Portefeuilles näher geprüft und aus dem darin befindlichen Pass Peter Iljitsch's sowie seinen Visitenkarten unseren richtigen Namen ersehen habe. Während wir ganz niedergeschmettert dasassen und überlegten, was wir unternehmen sollten, kam auch mein Zug an. Trotz des lebhaftesten Protestes meinerseits bestand Peter Iljitsch darauf, dass ich weiterfahren sollte. Ich gab denn auch schliesslich nach und dampfte nach Kiew ab, nachdem ich dem armen Pseudofürsten den grössten Teil meines fünf oder sechs Rubel betragenden Vermögens geborgt hatte.

„Nachdem Du abgefahren warst",—schrieb er mir noch am selben Tage,—„ging ich auf das Diligencenbureau und bat den Direktor desselben, Nawrotzky, er möchte doch so liebenswürdig sein und einen der Kutscher beauftragen, mir das liegengelassene Portefeuille wiederzubringen, damit ich nicht selbst hinzufahren brauche. Er fragt mich nach meinem Namen und ich antworte mit der grössten Frechheit „Fürst Wolkonsky". Sofort tituliert mich Nawrotzky „Durchlaucht" und verspricht mit der zuvorkommendsten Höflichkeit, mir die Fahrt zu ersparen, ohrfeigt in meiner Anwesenheit einen Kutscher, der ihm vorgelogen, dass mir 500 Rubel abhanden gekommen seien, und springt überhaupt in devotester Weise um mich herum. Augenblicklich sitzt „Durchlaucht" im Hôtel, langweilt sich fürchterlich und denkt mit Schrecken an die Morgen bevorstehende Entlarvung".

Die Nacht, die der arme Peter Iljitsch im Hôtel zubrachte, war schrecklich. Vor Allem liessen ihm Ratten und Mäuse—die er wie den Tod fürchtete — keine Ruhe; er hatte mit den grässlichen Tieren, die über sein Bett, über Tische und Stühle liefen und ein greuliches Gepolter anstellten, einen wahren Kampf zu bestehen. Und am nächsten Morgen kam die Nachricht, dass der Stationsvorsteher es strikt abgelehnt habe, das Portefeuille dem Kutscher anzuvertrauen. Peter Iljitsch musste also nolens volens selbst hinfahren. Das war schlimmer noch als die schlaflose Nacht und der Kampf mit den Ratten....

Das war fürwahr eine böse Vergeltung für den unvorsichtigen Scherz und stand mit der Schuld in garkeinem Verhältniss. Oft erzählte Peter Iljitsch später, dass er nie in seinem Leben widerwärtigere Stunden zugebracht und grössere Angst ausgestanden habe, als damals auf der Fahrt von Woroschba nach der verhängnisvollen Station. Zum Glück nahm die ganze Geschichte mit dieser Fahrt ein Ende. Schon gleich bei seiner Ankunft merkte Peter Iljitsch, dass der Stationsvorsteher das Portefeuille nicht geöffnet hatte, denn ehe er (Peter Iljitsch) noch den Wagen verlassen—kam ihm Der schon entgegen und brachte Tausend unterthänigste Entschuldigungen vor, dass er es gewagt „Durchlaucht" persönlich zu bemühen. Die Ehrlichkeit dieses Mannes überraschte und erfreute Peter Iljitsch derart, dass er sich nun seinerseits bei ihm ob seiner gestrigen Ungehaltenheit entschuldigte und ihn zum Abschied noch nach seinem Namen fragte. Wie erstaunte er aber,

als der Stationsvorsteher sich *Tschaikowsky* nannte! Im ersten Augenblick dachte er, dass das seitens des Vorstehers ein geistreicher Scherz oder eine Art Rache sei, doch war dem nicht so, denn nach dem Ergebniss der später von Kondratjew angestellten Erkundigungen führte der Stationsvorsteher in der That den Namen Tschaikowsky.

Den Rest des Sommers verlebte Peter Iljitsch in Ussowo und beendete daselbst die in Kamenka begonnene Symphonie.

Die chronologische Reihenfolge der Arbeiten Peter Iljitsch's war in dieser Saison folgende:

1. Op. 10. Zwei Klavierstücke: Nocturne und Humoresque. Sie sind wahrscheinlich im Dezember 1871 in Nizza entstanden. Der mittlere Teil des zweiten Stückes ist ein französisches Volkslied. Beide Stücke sind Wladimir Schilowsky gewidmet. Verlag Jurgenson.

2. Kantate für Chor, Orchester und Tenor-Solo. Text von Polonsky. Komponiert im Laufe des Februar und März 1872. Aufgeführt am 31. Mai 1872 unter K. Dawidow's Leitung. Das Manuscript der Partitur befindet sich in der Bibliothek der Kaiserlichen Theater zu Moskau.

3. „Opritschnik", Oper in 4 Akten. Begonnen Ende Januar 1870, beendet im April 1872. Gewidmet Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Grossfürsten Konstantin Nikolajewitsch. Verlag Bessel.

Die in Versen geschriebene Tragödie von Lashetschnikoff, „Opritschnik", ist im Libretto derart verändert, dass ich zwecks bequemeren Vergleiches der Originaldichtung mit dem Operntextbuch es für notwendig halte, das Scenarium der Ersteren ausführlich darzulegen.

Der erste Aufzug beginnt (ebenso wie auch die Oper) im Schlossgarten des Fürsten Shemtschushny. Der junge Andreï Morosoff, welcher aus einem Feldzug zurückgekehrt ist, erwartet hier seine Geliebte, die Tochter des Fürsten, Natalie, welche vor Furcht zitternd zu ihm kommt. Andreï hatte von der alten Muhme Zacharjewna gehört, dass Natalie mit dem Bojaren Moltschan Mitjkow verheiratet werden soll, und diese Kunde beunruhigt ihn sehr. Er fragt Natalie, ob sie ihn noch lieb habe, worauf sie antwortet, dass sie ihn immer noch lieb und während der ganzen Zeit seiner Abwesenheit zur heiligen Mutter Gottes gebetet habe, Sie möge ihn beschützen und vor des Feindes Schwert bewahren. Andreï fragt weiter, ob sie einen An-

dern, den sie nicht liebt, heiraten würde, wenn es ihr Vater so wollte. Sie antwortet: „Wenn es der Vater befiehlt— wohl!"—„Was gilt mir dann Deine Liebe?" -„Weiss selbst nicht wie mir ist... Doch dem Willen des Vaters kann ich nicht trotzen: befiehlt er's—thue ich's, und werde die Frau eines Andern.... (sie weint) doch werde ich dann nicht lange leben: gar bald wird man mir ein anderes Kränzlein winden müssen". Andreï ist beruhigt: sie liebt ihn und keinen Andern. „Wenn dem so ist, dann wird sie mein", denkt er bei sich, „Alles spricht für mich: vornehm bin ich, jung und reich!"—Er ahnt es noch nicht, dass er inzwischen seiner ganzen Habe beraubt worden ist.

Im zweiten Bild des ersten Aufzuges erweist es sich, dass Nataliens Vater, der Fürst Shemtschushny in Gemeinschaft mit dem von ihm bestochenen Djak [1]) Podsjedin laut eines gefälschten Testaments Andreï Morosoff, während dieser im Feldzug war, ihn enterbt hatte.

Ferner empfängt der habgierige und hinterlistige Alte den reichen, aber nicht mehr jungen Mitjkoff, der gekommen ist, Natalie zu freien, in allen Ehren und verspricht ihm die Hand seiner Tochter. Andreï jedoch, der ebenfalls erscheint und um die Hand Nataliens wirbt, jagt Shemtschushny wie einen obdachlosen Bettler zur Thür hinaus.

Im ersten Bild des zweiten Aufzuges sehen wir einen Marktplatz in der inneren Stadt Moskau's. Allerlei Leute kommen und gehen. Auch Andreï Morosoff wandelt auf und ab. Er ist finster und missmutig und brütet auf Rache. Plötzlich erscheinen mehrere Opritschniks und eine Panik ergreift das Volk: die Läden werden eiligst geschlossen, ein Jeder sucht hastig seine Waren in Sicherheit zu bringen. Viele ergreifen die Flucht. Nur einige Beherzte finden sich, die es wagen, den Opritschniks, diesen „Hundeköpfen" entgegenzutreten und sich gegen ihre Gewaltthätigkeiten zu wehren. Andreï stellt sich an die Spitze der kleinen Schaar, und es entspinnt sich ein regelrechter Kampf. Da erscheint auf der Bildfläche der Günstling des Zaren, Fedor Basmanoff, der zugleich Andreï's Freund ist und oft mit ihm Seite an Seite gefochten hatte; Andreï hatte ihm sogar einmal das Leben gerettet. Er befiehlt den Opritschniks sich zu entfernen und begrüsst seinen Freund. Andreï erzählt ihm von seinem Unglück. Basmanoff will ihm helfen und spricht ihm Trost zu; er will dafür sor-

1) Ein Djak war in damaliger Zeit ein Staatsbeamter, eine Art Notar und Richter zugleich.

gen, dass er seine Braut wiedergewinnt und seine Habe zurückerhält, nur eine Bedingung knüpft er daran: Andreï muss Opritschnik werden. Nach einigem Zögern geht Andreï auch darauf ein, denn nur so ist ihm die Möglichkeit gegeben, an Shemtschushny Rache zu üben.

Im zweiten Bild des zweiten Aufzuges bringt Andreï seiner Mutter Geld, welches er von Basmanoff erhalten hatte, und teilt ihr mit, dass er sich aufmachen will Gerechtigkeit zu suchen, verschweigt aber sein Vorhaben, Opritschnik zu werden.

Erstes Bild des dritten Aufzuges: die Freunde des verstorbenen Vaters Andreï's, die Bojaren Fedoroff und Wiskowatoff, versuchen Mitjkow zu überreden, seiner Braut Natalie zu entsagen und sie dem jungen Andreï Morosoff zu überlassen. Mitjkow, welcher jetzt erst erfährt, dass Natalie und Andreï sich gegenseitig lieben und nur durch die Grausamkeit Shemtschunshny's von einander getrennt worden sind, verzichtet grossmütig auf die Heirat und beschliesst, in Gemeinschaft mit den genannten Bojaren zum Zaren Joann Grosny [1]) zu gehen und von ihm die Entlassung Andreï's aus der Opritschina zu erflehen. Sie nehmen auch die alte unglückliche Mutter Andreï's mit.

Im zweiten Bild dieses Aufzuges sehen wir die Alexandrowskaja Sloboda [2]). Grosny erscheint, begleitet von einigen in Mönchsgewänder gekleideten Opritschniks. Nach einigen episodischen Scenen kommt Fedor Basmanoff. Er ist mit Andreï und dem Djak Podsjedina nach Alexandrowskaja Sloboda gekommen und bittet Grosny, Andreï in Schutz zu nehmen und den Fürsten Shemtschushny zu strafen. Podsjedina wird hereingeführt und gesteht, dass jenes Testament gefälscht war. Andreï wird in die Opritschina aufgenommen und muss ein Gelübde ablegen: er muss Allem entsagen, was ihm lieb und teuer ist und schwören, dass er nur dem Zaren dienen und nur Diesem blinden Gehorsam entgegenbringen werde. Andrei leistet den Eid und wird zum Opritschnik ernannt. Grosny schenkt ihm das Vermögen des Vaters zurück und erteilt ihm das Recht, sich an Shemtschushny zu rächen, wie er will.

Im ersten Bild des vierten Aufzuges dringen Andreï und Basmanoff während eines Festes bei Shemtschushny in dessen Haus ein und verkünden den Willen des Zaren.

[1]) Grosny-der Grausame.

[2]) Alexandrowskaja Sloboda hiess der Ort, wo sich Joann Grosny, umgeben von seinen Opritschniks, aufgehalten hatte.

Natalie ist voller Entsetzen, Andreï als Opritschnik zu sehen, sträubt sich, ihm zu folgen und wird mit Gewalt fortgeführt. Im zweiten Bild dieses Aufzuges sehen wir die drei Bojaren Wiskowatoff, Fedoroff und Mitjkow vor Joann Grosny. Mitjkow fleht den Zaren, Morosoff aus der Opritschina zu entlassen, während die andern Beiden auf das „arme verwaiste russische Land" hinweisen, über die Verderblichkeit der Opritschina schelten und den Zaren flehentlich bitten, nach Moskau zurückzukehren. Grosny lässt in seinem Zorn alle drei Bojaren ergreifen und hinrichten.

Fünfter Aufzug, erstes Bild: Andreï ist in grosser Verstimmung: die Opritschina lastet auf ihm. Ausserdem betrübt ihn sehr Nataliens Unwillen über seine Handlungsweise. Der Opritschnik Wjasemsky, der schon von Beginn an Morosoff nicht gut leiden kann, versteht es so einzurichten, dass Joann Grosny von einem Versteck aus das Murren Andreï's über die Opritschina mit anhört. Plötzlich erscheint er vor Andreï und sagt ihm, dass er entschlossen sei, seiner Mutter Wunsch zu erfüllen und Mitjkow's Bitte zu erhören, dass er ihn, Andreï, in Gnaden aus der Opritschina entlassen wolle, dass er aber es gern sehen würde, wenn Andreï seine Hochzeit noch als Opritschnik und in der Alexandrowskaja Sloboda feiern würde. Ohne die schreckliche Falle, die hinter diesen Worten Grosny's lag, zu ahnen, eilt Andreï zu Natalie und teilt ihr seine grosse Freude mit. Im zweiten Bild (welches in der Oper zugleich das letzte ist) wird die Hochzeit gefeiert. Plötzlich kommt Wassili Grjasnoï, ein Gesandter des Zaren, und sagt Andreï, dass Grosny ihm befohlen habe, die junge Braut Natalie zu ihm zu bringen, er wünsche, sich von ihrer Schönheit persönlich zu überzeugen. Andreï ist darob voller Entrüstung, erblickt darin eine Schmähung seines Namens und will mit seiner Braut zusammen zum Zaren gehen. Umsonst hält ihn Basmanoff zurück, umsonst bemüht er sich ihm klar zu machen, dass es seitens des Zaren nur eine Prüfung seiner Treue bedeuten soll: Andreï reisst sich los und folgt seiner Braut. Im dritten und letzten Bild wird Natalie dem Zaren vorgeführt. Andreï kommt gleich darauf hereingestürzt. Grosny erinnert ihn an seinen Eid, den er nun gebrochen hat und befiehlt den andern Opritschniks, ihn zu richten. Er wird vor den Augen des Zaren erstochen. Natalie, welche sich voller Verzweiflung an ihren Gemahl klammern will, erhält ebenfalls den Todesstoss.

Ohne die Tragödie Lashetschnikoff's ausführlich kritisieren zu wollen, muss ich dennoch auf einen ihrer Vorzüge hinweisen, der dem Librettisten seine Arbeit ausserordentlich zu erleichtern imstande ist; dieser Vorzug liegt im ausgezeichneten Scenarium. Das ungeschwächt fortlaufende Interesse der Liebesintrigue, eine ganze Reihe effektvoller Situationen, das düstere und doch poetische Kolorit einer monströsen Epoche, die Mannigfaltigkeit der Episoden, welche sich für eine musikalische Illustration sehr gut eignen (das Liebesduett des ersten Aufzuges, die Volksscenen, die Opritschniks, die pathetische Scene des Schwurs, die Figur des Grosny, das Fest bei Shemtschushny, welches durch das Erscheinen Andreï's und Basmanoff's unterbrochen wird, endlich der Tod Andreï's), das Alles könnte von einem gewandten Textdichter zu einer wirkungsvollen, erschütternden Oper zurechtgemacht werden.

Das geschah jedoch nicht. Als erstes bedeutsames Hinderniss erwies sich— die Zensur. Die effektvolle Figur des Zaren Joann Grosny, welche für eine musikalische Charakteristik so überaus dankbar erschien, musste gänzlich fortbleiben.

Das zweite Hinderniss nistete in Peter Iljitsch selbst. Er, der im alltäglichen Leben so verschwenderische, so freigebige Peter Iljitsch, war in künstlerischen Sachen ungemein „haushälterisch" und ging mit dem seinen Kompositionen zu Grunde liegendem schöpferischem Material sehr ökonomisch um. Wie ein weiser und sparsamer Bauer nicht gern Etwas ausgiebt, solange er in Rumpelkammern und in Scheunen unter allerlei alten Sachen noch den einen oder den andern brauchbaren Gegenstand zu finden vermag, sei es ein Ziegelstein, oder ein Stückchen Holz oder einige Nägel u. s. w., so war auch Peter Iljitsch: mit Vorliebe entnahm er seinen früheren, der Vergessenheit anheimzufallen drohenden Werken, Alles was noch „zu retten" war und einverleibte es seinen neueren Kompositionen. Solches that er, übrigens, nur in den seltensten Fällen aus Faulheit, denn diese kannte er nicht in seiner schöpferischen Thätigkeit; er war viel mehr der Ansicht, dass es schade sei, sein ihm von Gott verliehenes Talent zu verschwenden und Alles was er Brauchbares geschaffen hatte untergehen zu lassen.

Peter Iljitsch sah ein, dass seine Oper „Der Woiwode", welche vom Repertoir des Grossen Theaters gestrichen

worden war, nie wieder auf den Brettern erscheinen würde, und es that ihm plötzlich leid, einige Nummern jener Oper, welche seiner Meinung nach ein solches Schicksal nicht verdient hatten, ins Meer der Vergessenheit zu versenken. Bei der Zusammenstellung des Textbuches für die neue Oper kam ihm nun der unselige Gedanke, im „Opritschnik" Alles Das zu verwerten, was im „Woiwoden" in musikalischer und scenischer Hinsicht Gutes zu finden war, vor allen Dingen die ganze erste Hälfte des ersten Aktes, zumal da zum Glück in beiden Opern die Handlung in einem Schlossgarten begann.

Dieses gewaltsame Eindringen des Textes von Ostrowsky in die Tragödie Lashetschnikoff's erzeugte eine Verstümmelung des ganzen Scenariums, was auf das ganze Libretto sehr schädigend wirkte. Die Exposition wurde unklar; die Charakteristik der handelnden Personen wurde total verwischt. So erscheint zum Beispiel der Fürst Shemtschushny bei Peter Iljitsch gleich zu Aufang als ein gutmütiger Alter, der gemütlich mit Mitjkow plaudert und nicht das Geringste von seiner teuflischen Bosheit merken lässt, durch die allein Morosoff's spätere Handlungsweise gerechtfertigt wird. Die andern Personen thun und reden in diesem Akt ganz uninteressante und für die Entwickelung des Drama's ganz unwesentliche, oft sogar unsinnige Dinge, was eine ganz falsche Charakteristik der betreffenden Personen herbeiführt. So bricht zum Beispiel Andreï Morosoff — ähnlich wie Bastrjukow im „Woiwoden" — den Pfahlzaun des Gartens Shemtschushny's und thut dieses sogar in Gemeinschaft und mit Hilfe der Opritschnik's, wodurch er gleich im Anfang seine Solidarität mit ihnen bekundet, während das doch dem Sinn der Tragödie ganz und gar widerspricht. Auch unternimmt Andreï die Verwüstung im Garten Shemtschushny's nicht, wie Bastrjukow, zwecks Entführung seiner Geliebten, auch nicht zwecks Wiedersehens mit ihr, sondern—wie es den Anschein hat — nur um von Basmanoff Geld geborgt zu erhalten. Darauf bemüht er sich, die Spuren seiner nicht gerade sympatischen Handlung zu verwischen und bringt den Pfahlzaun so gut es geht wieder in Ordnung. Nachdem er das gethan entfernt er sich plötzlich. Nur so nebenher erwähnt er, dass ihn Shemtschusny schwer beleidigt habe, dass er in seinem gerechten Zorn sich rächen wolle, dass er Natalie liebe u. s. w. u. s. w. Worin jene Beleidigung eigentlich bestand und was ihn bewogen hat, Opritschnik zu

werden—darüber verliert er nicht ein Wort. Somit bleibt die Hauptaufgabe eines jeden dramatischen Werkes, beim Zuhörer Interesse für das Schicksal des Helden zu erwekken, ungelöst, und die Oper ist dreiviertelstunden nach ihrem Beginn in dramatischer Hinsicht nicht um einen Schritt weitergekommen, und das nur, weil dem Dichter-Komponisten plötzlich eingefallen ist, Alles was noch Gutes im „Woiwoden" vorhanden war, von dem Untergang zu retten, und weil ihn dieser Gedanke mehr beschäftigt hat, als das Schicksal Andreï Morosoff's.

Die aus dem „Woiwoden" geborgten Stellen sind folgendermassen im „Opritschnik" verteilt: die erste Scene Shemtschushny's mit Mitjkow ist der vierte Auftritt im „Woiwoden", beginnt sogar mit denselben Worten. Nur in der Mitte dieser Scene sind einige Phrasen von Lashetschnikoff, und einige, die Peter Iljitsch selbst gedichtet hat. Das Versmass Ostrowsky's ist um der Musik willen durchweg beibehalten. Die Scene der Mädchen ist textlich und musikalisch die genaue Wiederholung der ersten Scene des „Woiwoden". Dann singt Natalie das Lied „Oh, Nachtigall",—dasselbe, welches im zweiten Akt des „Woiwoden" Maria Wlassjewna zu singen hat. Das Erscheinen Andreï Morosoff's mit Basmanoff ist, wie schon gesagt, dem Erscheinen Bastrjukoff's gleich. Das Arioso Basmanoff's, das Recitativ Morosoff's, sowie das Arioso Nataliens sind in diesem Akt die einzigen eigens für den „Opritschnik" komponierten Nummern. Das Finale (Chorlied) fällt wieder mit dem Finale des zweiten Aktes des „Woiwoden" zusammen.

Das Vorspiel zum zweiten Akt des „Opritschnik" ist von Wladimir Schilowsky, dem Schüler Peter Iljitsch's komponiert und instrumentiert worden, so dass die eigentliche Musik des „Opritschnik" erst mit dem zweiten Akt beginnt. Das erste Bild: die feine Charakteristik der Bojarenwittwe Morosowa, die rührende Scene zwischen Mutter und Sohn, sowie im zweiten Bild die Eidesleistung Andreï's in Alexandrowskaja Sloboda sind in dramatischer Hinsicht als sehr gelungen zu bezeichnen und könnten dem besten Textbuch zur Zierde gereichen. Sogar die Personalveränderung (anstatt Joann Grosny erscheint Fürst Wjasminsky auf der Bühne) thut der effektvollen, erschütternden Situation keinen Abbruch.

Der dritte Akt beginnt mit einer Volksscene (Chor). Die Bojarin Morosowa geht in die Kirche. Plötzlich er-

scheint Natalie. Sie hat das väterliche Haus verlassen und sucht Schutz bei der Morosowa. Duett der beiden Frauen. Shemtschushny und Mitjkow erreichen jedoch die Flüchtige und wollen sie wieder nach Hause bringen. In diesem Augenblick erscheinen Opritschniks mit Andreï an der Spitze und entreissen Natalie den Armen ihres Vaters.

Die Mutter-Bojarin erkennt ihren Sohn unter den Opritschniks und will ihn verfluchen. Grosses morceau d'ensemble. Andreï entschliesst sich, den Zaren zu bitten, ihn aus der Opritschina zu entlassen.

Dieses Scenarium, in der Manier Scribes gehalten, hat Peter Iljitsch ganz selbständig zurechtgelegt und es wäre auch durchaus gut, wenn die Handlung nicht in der Zeit Joann des Grausamen spielen würde. Ein Familiendrama intimsten Charakters, welches sich auf offener Strasse abspielt, ist ganz und gar nicht im Geiste des Bojarenlebens des XVI. Jahrhunderts. Nichtsdestoweniger kann man wohl behaupten, dass die Aufgabe, so viele verschiedenartige Begebenheiten möglichst geschickt und natürlich in einen Aufzug zusammenzufassen, vom Autor recht gut gelöst worden ist. Gewaltmässigkeiten, sogar ziemlich klobige, kommen in den berühmtesten Textbüchern vor und thun dennoch der grossen Wirkung der dramatischen Handlung keinen Schaden; man erinnere sich nur an Valentine in den „Hugenotten", welche gleich nach ihrer Trauung im Hochzeitsgewand Nachts durch die Strassen von Paris läuft und ein sehr effektvolles Duett mit einem alten Soldaten singt.

Der vierte Aufzug des „Opritschnik", beginnt mit dem üblichen Hochzeitsfest nebst den unvermeidlichen Tänzen russischer Mädchen. Dann folgt ein von Andreï und Natalie gesungenes Liebesduett, dessen Andante Peter Iljitsch dem Mittelsatz seiner Ouvertüre „Fatum" entnommen hat. Natalie wird zum Zaren befohlen. In dem Moment, da Andreï hingerichtet werden soll, schleppt der Fürst Wjasminsky die alte Morosowa an's Fenster und zeigt ihr den Tod ihres Sohnes. Die Bojarin sinkt vom Schlage getroffen todt darnieder, und Wjasminsky triumphiert. Dieser Schluss ist ganz unklar, kommt unvorbereitet und entbehrt vollständig der beabsichtigten Wirkung.

Und dennoch ist dieses Libretto, trotz seiner vielen Mängel, im Vergleich zum Inhalt der früheren Opern Peter Iljitsch's „Woiwode" und „Undine"—gut zu nennen.

Ausser den oben aufgezählten Werken hat Peter Iljitsch

im Laufe des Sommers 1872 die Entwürfe zu seiner zweiten Symphonie (C-moll) fertiggestellt.

IX.

1872—1873.

Gleich nach der Rückkehr nach Moskau, hat sich Peter Iljitsch eine neue Wohnung gemietet, welche viel bequemer, geräumiger und komfortabler als seine bisherige war. Seine Einnahmen haben sich ebenfalls vergrössert. Das Gehalt im Konservatorium ist auf 2300 Rubel gestiegen. Ausserdem erhielt er ziemlich bedeutende Summen als ständiger Mitarbeiter der „Russischen Nachrichten".

Wir wissen bereits, was ihn bewogen hatte, als Schriftsteller aufzutreten. Diesen Beruf auch ferner hin auszuüben erschien ihm nicht nur als Ehrensache und Pflicht in Bezug auf das Ansehen des Konservatoriums, sondern war ihm auch ein willkommenes Mittel, seine Einnahmen zu vermehren, zumal da er jetzt vollkommen selbständig lebte und auf sich allein angewiesen war. Die Proben seines schriftstellerischen Talentes sind im vorigen Jahr erfolgreich gewesen und haben die Aufmerksamkeit und Anerkennung aller beteiligten Kreise auf sich gelenkt. Und dennoch empfand Peter Iljitsch das Schreiben der Feuilletons ebenso wie das Stundengeben im Konservatorium als eine lästige Pflicht. Er sagte sich „es *muss* geschehen", und that es auch mit der ihm in solchen Fällen eigenen Gewissenhaftigkeit aber ohne jeden Schatten von Liebe und Begeisterung. Er schrieb interessant und sogar stilvoll, der allgemeine Charakter seiner Artikel beweist auch, dass man es mit einem gebildeten und ernsten Musiker zu thun hat, der uneigennützig und gerecht ist und in seiner Kunst voll und ganz aufgeht,—aber nicht mehr. Einen tief überzeugten Redner, jedoch, der mit bezwingender Beweisführung seine Ideen durchführt, einen Kritiker, wel-

cher es vermag, mit wenigen feinen, kaum sichtbaren Strichen, die Bedeutung eines Kunstwerkes oder eines Künstlers, treffend, in die Augen springend zu charakterisieren, erblicken wir in Peter Iljitsch nicht. Beim Lesen seiner Aufsätze unterhält man sich mit einem talentvollen, ehrlichen und wissenden Manne, der sich angenehm und deutlich auszudrücken versteht, man denkt mit ihm und fühlt mit ihm, man wünscht ihm von ganzer Seele Sieg in seinem Kampfe gegen die Unwissenheit und Charlatanerie, man dürstet mit ihm nach dem Triumph der gesunden Kunstrichtung über die Begeisterung des Publikums für die „Italiener" und allerlei „amerikanische Walzer". In diesem Sinne kann man wohl behaupten, das die Mühe Peter Iljitsch's nicht verloren gegangen ist und wohl einige Früchte getragen hat.

An A. Tschaikowsky:

„2. September 1872. Moskau.

....Bin im Begriff, in eine neue Wohnung zu ziehen, und habe die Hände voll zu thun mit der Einrichtung. Unsere Ausstellung ist sehr interessant. Morgen wird sie geschlossen".

An A. Tschaikowsky:

„4. September.

....Ueber meine Oper habe noch garkeine Nachrichten. Ich bin hier am 15. August zusammen mit Schilowsky angekommen und habe die Zeit einstweilen sehr angenehm verbracht".

An M. Tschaikowsky:

„2. November.

Modi, mein Gewissen frisst mich geradezu: das ist die Strafe dafür, dass ich Dir so lange nicht geschrieben habe,—was soll ich aber thun, wenn die Symphonie, die jetzt ihrem Ende entgegensieht, mich so sehr in Anspruch nimmt, dass ich nicht imstande bin, an andere Dinge zu denken. Dieses *geniale* Werk (wie Kondratjew meine Symphonie nennt) wird, sobald die Stimmen ausgeschrieben sein werden zur Aufführung gelangen. Es scheint mir, dass das meine beste Komposition ist, wenigstens was

die Vollkommenheit der Form anbelangt, eine Eigenschaft, durch welche ich mich bisher nicht gerade hervorgethan habe. Es wäre sehr wünschenswert, dass Du die Symphonie zu hören bekämest, überhaupt thätest Du gut, wenigstens für kurze Zeit Deine Tscherkassker Gefangenschaft [1]) zu unterbrechen und in Moskau zu erscheinen. Schilowsky hat sich dauernd in Moskau niedergelassen und steht im Begriff, ein reizendes herrschaftliches Häuschen zu erwerben.

Mein Quartett hat in Petersburg Furore gemacht".

An A. Klimenko:

„Moskau, d. 15. November.

....Ich habe eine neue Wohnung bezogen, welche Du dreist als Absteigequartier benutzen darfst, sobald Du nach Moskau kommst. Seit vorigem Jahr hat sich in unserem (d. h. in meinem und aller Deiner Freunde) Leben Nichts besonders Wichtiges ereignet. Wir gehen, wie früher, ins Konservatorium; wie früher, vereinigen wir uns manchmal zu einem gemeinsamen „Trunk", und langweilen uns, im Grunde genommen, nicht weniger als im vorigen Jahr. Die Langeweile saugt an uns Allen und das erklärt sich dadurch, dass wir alt werden; ja, ja, ich kann es Dir nicht verheimlichen, dass jeder Augenblick uns dem Grabe näher bringt.

Was mich persönlich anbelangt, so muss ich wahrheitsgetreu bekennen, dass mich nur Eines im Leben interessiert: meine Erfolge als Komponist. Allerdings kann man nicht behaupten, dass ich in dieser Beziehung sehr verwöhnt wäre. Beispiel: zwei Komponisten, Faminzyn und ich reichen zu gleicher Zeit ihre Werke ein. Faminzyn wird von Allen, als ein talentloser Mann angesehen, ich dagegen soll—wie man sagt—sehr begabt sein. Nichtsdestoweniger wird der „Sardanapal" sofort zur Aufführung angenommen, während das Schicksal des „Opritschnik" bis Heute noch nicht entschieden ist, es hat sogar den Anschein, dass er ebenso „ins Wasser" fallen wird, wie die „Undine". Eine Undine ins Wasser fallen lassen ist schliesslich nicht so schlimm: das ist ja ihr Element; stelle Dir aber einen Opritschnik als Ertrinkenden vor, wie er mit den Wellen kämpft! Der Aermste wird doch sicher-

1) Ich bekleidete damals die Stelle eines Untersuchungsrichters in der Stadt Tscherkassy (Gouv. Kiew).

lich umkommen. Wenn ich, aber, ihm nachstürze um ihn zu retten, so bin ich verloren, d. h. ich schwöre hiermit bei meiner Ehre, dass ich nie mehr die Feder ins Tintenfass senken werde, wenn der „Opritschnik" abgelehnt werden sollte. Wie meine Symphonie ausgefallen ist werde ich Dir nach der Aufführung mitteilen, denn bis jetzt bin ich zeitweise ungeheuer zufrieden mit ihr, zeitweise scheint es mir jedoch, dass sie garnichts taugt".

An Ilja Petrowitsch Tschaikowsky:

„22. November.

Lieber, guter Vater, obgleich Du mich nicht direkt schiltst, sondern nur so nebenher erwähnst, dass ich Dir selten schreibe, so habe ich dennoch quälende Gewissensbisse und fürchte, dass Du mir sehr böse bist. Vergieb mir aber nun, mein Lieber, Du weisst dass ich sehr schreibfaul bin, dazu hatte ich in letzter Zeit sehr viel an meiner neuen Symphonie zu arbeiten, die jetzt, Gott sei Dank, endlich fertig ist. Du schreibst in Betreff der Wohnung, dass Du wünschtest, sie wäre warm; bis jetzt bin ich in dieser Beziehung mit ihr zufrieden. Allerdings haben wir bis jetzt die ganze Zeit sehr warmes Wetter gehabt, dessen man, übrigens, schon überdrüssig geworden ist. Ich sitze viel zu Hause: erhole mich nach der Symphonie. Was meine Heirat betrifft, so will ich Dir sagen, dass ich schon selber oft daran gedacht habe, mir eine Ehefrau anzuschaffen, ich fürchte nur, dass ich es nachher bereuen werde. Ich verdiene zwar genug (an 3000 Rubel jährlich), verstehe aber so wenig mit dem Gelde umzugehen, dass ich stets in Schulden bin und jeden Augenblick in der Klemme sitze. Solange man allein ist, so schadet das weiter nicht viel. Wie wird es aber sein, wenn ich Frau und Kinder zu ernähren habe?

Meine Gesundheit ist gut, nur Eines beunruhigt mich ein wenig—meine Augen, welche von der Arbeit immer sehr ermüden; mein Sehvermögen ist im Vergleich zu früher so schwach geworden, dass ich mir ein Pincenez anschaffen musste, welches mir, übrigens, wie man sagt, zur Zierde gereicht. Die Nerven sind ebenfalls schwach, diesem Uebel ist, jedoch, nicht abzuhelfen, ist auch nicht von grosser Bedeutung. Wer hätte in unserer Generation keine zerrütteten Nerven? –namentlich unter uns Künstlern!

In den Weihnachtsferien beabsichtige ich, mit Rubin-

stein nach Kiew zu fahren. Er will dort ein Konzert geben; ich fahre aber blos zur Gesellschaft mit. Uebrigens ist es sehr wahrscheinlich, dass die Direktion mich nach Petersburg zitieren wird zwecks Unterhandlungen über die Oper, in diesem Falle werde ich die Freude haben, Dich ordentlich abzuküssen. Meine Symphonie soll in Petersburg gespielt werden, und ich wünschte sehr, dass Du sie zu hören bekämest".

An Ilia Petrowitsch Tschaikowsky:

„9. Dezember.

...Meine Gesundheit ist in guter Verfassung, die Nerven, aber, lassen mir immer noch keine Ruhe. Ich faulenze jetzt ein wenig und schreibe Garnichts. Erst möchte ich meine Symphonie aufgeführt sehen, welche ich für mein bestes Werk halte. Was meine Oper anbetrifft, so bin ich jetzt fast überzeugt davon, dass sie in der nächsten Saison dran kommen wird. Zwei Zensuren haben sie bereits durchgehen lassen: die Theaterzensur und die dramatische Zensur, es bleibt jetzt nur noch das musikalische Komitée, welches — wie man behauptet — die Oper unzweifelhaft annehmen wird".

An M. Tschaikowsky:

„10. Dezember.

....Du schreibst, dass Anatol Dir von meinem Trübsinn Mitteilung gemacht hätte. Von Trübsinn ist nun garkeine Rede, nur manches Mal überkommt mich eine gewisse Misantropie, wie es, übrigens, auch früher oft der Fall gewesen ist. Das rührt zum Teil von meinen Nerven her, welche manchmal ohne sichtbaren Grund in Verstimmung geraten, zum Teil aber auch von dem nicht sehr trostreichen Schicksal meiner Komponiererei. Die Symphonie, auf die ich grosse Hoffnungen setze, wird wahrscheinlich erst Mitte Januar zur Aufführung gelangen, nicht früher. Augenblicklich gebe ich mich wegen Mangels an Inspiration dem Nichtsthun hin. Zwar habe ich versucht einige Lieder zu komponieren, es kommt aber Nichts Rechtes heraus, auch kann ich keine Texte finden, die mir gefallen würden. Wenn Du doch einmal dran gehen und eine Reihe von passenden Gedichten für mich schreiben wolltest!

Bei uns feiert Christine Nilsson grosse Triumphe. Ich

habe sie zweimal gehört und muss gestehen, dass ihre ausserordentliche Bühnenkunst einen gewaltigen Fortschritt gemacht hat seit ich sie in Paris zum ersten Mal kennen gelernt habe. In gesanglicher Hinsicht ist die Nilsson Etwas ganz Apartes. Wenn sie zu singen anfängt, so glaubt man im ersten Augenblick Nichts Bedeutendes zu hören, plötzlich schmettert sie so ein Cis, oder haucht im ppp einen langausgehaltenen Ton aus, dann dröhnt das ganze Theater von Beifall. Uebrigens gefällt sie mir trotz all'ihrer guten Eigenschaften dennoch nicht so gut wie die Artôt. Wenn Letztere wieder nach Moskau kommen wollte, würde ich geradezu hüpfen vor lauter Freude".

Während der Weihnachtsferien ist Peter Iljitsch „ganz unverhoffterweise nach Petersburg verschlagen worden", wohin er von dem Komitée berufen worden war, welches über das Schicksal des „Opritschnik" zu bestimmen hatte. Das Komitée war aus sämmtlichen Kapellmeistern der Kaiserlichen Theater zusammengesetzt: Náprawnik (russische Oper), Bevignani (italienische Oper), Rybassow (russisches Schauspiel), Silvain Mangen (französisches Schauspiel), Ed. Betz (deutsches Theater) und Babkoff (Ballet). Von allen diesen Herren, mit Ausnahme Náprawniks, hatte Peter Iljitsch keine sehr hohe Meinung und betrachtete sie gerechterweise in musikalischer Hinsicht als tief unter sich stehend; daher sah er mit gekränktem Ehrgefühl dem Richterspruch des Komitées entgegen. Besonders erniedrigend erschien ihm die Notwendigkeit, persönlich vor jenem Areopag zu erscheinen und seine Oper eigenhändig vorzuspielen. Er hat kein Mittel unversucht gelassen, um dieser Formalität aus dem Wege zu gehen, aber es half nichts, er musste sich bequemen, wie ein furchtsamer Bittsteller vor den genannten Herren zu erscheinen und ihr Urteil in Geduld abzuwarten. „Ich war so überzeugt",—schrieb er später,—„dass meine Oper verurteilt werden würde, und befand mich daher in solch einer Aufregung, dass ich mich entschloss, nicht gleich zum Vater zu gehen, um ihn durch mein verstörtes Aussehn nicht in Besorgniss zu bringen, und ging erst am anderen Tage nach der verhängnisvollen Sitzung zu ihm und blieb acht Tage bei ihm. Die Sitzung, die mir soviel seelische Qualen bereitet hatte, ist übrigens zu meiner vollen Zufriedenheit verlaufen".

Der „Opritschnik" ist einstimmig angenommen worden. Das Protokoll jener Sitzung hat sich im Archiv der Di-

rektion der Kaiserlichen Theater leider nicht finden lassen, und kann daher an dieser Stelle Nichts Ausführlicheres darüber gesagt werden.

Während seines diesmaligen Aufenthalts in Petersburg kam Peter Iljitsch sehr häufig mit seinen Freunden aus der „Allmächtigen Schaar" zusammen und rief ihre helle Begeisterung hervor, als er ihnen das auf einem kleinrussischen Volkslied aufgebaute Finale seiner C-moll-Symphonie vorspielte. Auf einer Soirée bei Rimsky-Korsakoff „hätte mich die ganze Sippschaft beinahe in Stücke gerissen",— schreibt er,— „und Frau Korsakoff bat mich flehentlichst, ein vierhändiges Arrangement des Finale zu machen". An demselben Abend bat Peter Iljitsch Wladimir Stassow, ihm ein Thema für eine symphonische Phantasie zu geben. Es war seit jenem Abend kaum eine Woche vergangen, als Wladimir Wassiljewitsch schrieb:

„St. Petersburg, d. 30. Dezember 1872.

Lieber Peter Iljitsch! Das Thema hatte ich für Sie bereits eine Stunde nachdem wir uns an jenem Abend bei Korsakoff verabschiedet hatten, gefunden, d. h. sofort als ich allein geblieben war und meine Gedanken sammeln konnte. Ich habe Ihnen nur deshalb nicht sofort geschrieben, weil ich keine Zeit finden konnte. Hören Sie nun, was ich Ihnen vorschlagen möchte. Erstens habe ich für Sie nicht eine, sondern ganze drei Themen. Zuerst hatte ich bei Shakespeare zu suchen angefangen, weil Sie mir gesagt hatten, dass Sie am liebsten Etwas über ein Thema von Shakespeare komponieren wollten. Hier fand ich denn auch sofort den so wunderbar poetischen und für die Musik wie geschaffenen „Sturm", denselben, welchem schon Berlioz seine prachtvollen Chöre zum „Lelio" entnommen hatte. Meiner Ansicht nach können Sie auf dieses Thema eine herrliche Ouverture schreiben. Alle Elemente sind da so poetisch und dankbar: zu Anfang das Meer, die unbewohnte Insel, die imposante und strenge Figur des Prospero, und gleich darauf die Grazie und Weiblichkeit selbst—Miranda, wie eine Eva, welche noch nie einen Mann gesehen hat (ausser Prospero) und welche entzückt und überrascht ist beim Anblick des vom Sturme ans Land geworfenen schönen Jünglings Fernando: Beide verlieben sich sofort, und hier, glaube ich, ist das wunderbarste poetische Bild zu schaffen: in der ersten Hälfte der Ouverture geht Mi-

randa nur nach und nach aus ihrer kindlichen Unschuld zur mädchenhaften Liebe über; in der zweiten Hälfte der Ouverture würden die Beiden—sie und Fernando—schon von den „Flammen der Leidenschaft ergriffen sein! Sie müssen zugeben: ein dankbares Thema. Um diese Hauptpersonen herum könnte man (im mittleren Teil der Ouverture) die andern Figuren gruppieren: das Ungetüm Caliban, den Luftgeist Ariel mit seinem Elfenchor. Der Schluss der Ouverture müsste darstellen, wie Prospero seiner Zauberkraft entsagt, das junge Liebespaar segnet und es veranlasst, ins Vaterland zurückzukehren".

Ausserdem hatte Stassow noch zwei andere Sujet's Peter Iljitsch in Vorschlag gebracht: „Aivengo" und „Tarass Bulba". Peter Iljitsch hat sich aber für den „Sturm" entschieden, und erhielt von Stassow, nachdem er ihm seine Wahl mitgeteilt, folgendes Schreiben:

„St. Petersburg, d. 21. Januar 1873.

.....Beeile mich, auf die Einzelheiten einzugehen und freue mich im Voraus auf Ihr zukünftiges Werk, auf das kapitale Seitenstück zu „Romeo und Julie". Sie fragen, ob der Sturm selbst notwendig sei? Aber gewiss; Unbedingt, unbedingt, ohne ihn wird die ganze Ouverture nichts taugen, ohne ihn wird auch das ganze Programm verstümmelt werden müssen!

Ich hatte sorgfältig alle Momente erwogen, alle ihre Konsequenzen und Gegensätze, darum wäre es schade, jetzt die ganze Geschichte umzugestalten. Ich dachte mir das Meer zwei Mal: zu Anfang und zum Schluss. Zu Anfang, in der Einleitung stelle ich es mir ruhig vor, bis Prospero seine Zauberworte spricht und den Sturm heraufbeschwört. Dieser Sturm müsste aber *urplötzlich in seiner ganzen Gewalt* einsetzen und nicht, wie es gewöhnlich geschieht, allmälich breiter und stärker werden. Ich schlage deshalb eine so eigenartige Form für den Sturm vor, weil er in diesem Falle doch durch Zauberworte entfacht wird, während er in allen bisherigen Opern, Symphonieen und Oratorien aus natürlichen Ursachen entsteht. Nachdem der Sturm sich gelegt, sein Brausen, Pfeifen, Donnern und Tosen verklungen ist, erscheint die Zauberinsel in ihrer ganzen wunderbaren Schönheit und die noch schönere, noch herrlichere Jungfrau Miranda, die wie ein Sonnenstrahl leichten Schrittes über die Insel wandelt. Ihr

Gespräch mit Prospero und gleich darauf der Jüngling Fernando, welcher sie überrascht, entzückt, und in welchen sie sich sofort verliebt. Das Motiv des Verliebens (crescendo) müsste wie ein Aufblühen, wie ein Wachsen sein; es ist bei Shakespeare am Ende des ersten Aufzuges so geschildert, und ich glaube, das wäre gerade Etwas für Ihr Talent. Darauf würde ich das Erscheinen Calibans vorschlagen, dieses thierähnlichen und gemeinen Sklaven, dann weiter--Ariel, dessen Programm in dem Gedicht Shakespeares (Ende des ersten Aufzuges) „Come unto these gellow" u. s. w. zu finden ist. Nach Ariel müssten wieder Miranda und Fernando auftreten, diesmal aber voll stürmischer Leidenschaft. Dann die imposante Figur Prospero's, der seiner Zauberkraft entsagt und von seiner Vergangenheit Abschied nimmt; endlich zum Schluss wieder das Meer, das ruhige, stille Meer, das die einsame und nun verlassene Insel umspült, während deren glückliche Bewohner von einem Schiff dem fernen Italien zugetragen werden.

Da ich mir dieses Alles in der angeführten Reihenfolge gedacht habe, so halte ich es nicht für möglich, das Meer zu Anfang und zum Schluss fortzulassen und die Ouverture „Miranda" zu nennen. In Ihrer ersten Ouverture hatten Sie unglücklicherweise Juliens Amme fortgelassen, jene geniale Shakespearefigur, und auch das Bild des frühen Morgens, an welchem sich die Liebesscene entwickelt ist bei Ihnen fortgeblieben. Ihre Ouverture ist ja wunderschön, aber sie hätte gewiss noch schöner sein können. Und nun gestatten Sie, dass ich Ihnen den Rat aufdränge, noch reifer, breiter und tiefer zu werden. Für Leidenschaftlichkeit und Schönheit kann man, glaube ich, schon im Voraus garantieren. So wünsche ich Ihnen denn recht viel Glück, und—vogue la galère!"

Peter Iljitsch an W. Stassow:

„27. Januar 1873.

Sehr geehrter Wladimir Wassiljewitsch, ich weiss garnicht, wie ich Ihnen danken soll für Ihr ausgezeichnetes, im höchsten Grade anziehendes und anregendes Programm. Ob es mir gelingen wird weiss ich nicht, jedenfalls aber will ich mich in allen Einzelheiten an Ihren Plan halten. Ich muss Sie aber im Voraus darauf aufmerksam machen, dass die Ouverture noch nicht so bald das Licht der Welt erblicken dürfte: wenigstens habe ich nicht die Absicht

mich zu beeilen. Eine Menge verschiedener Zufälligkeiten, unter Anderen auch der Klavierauszug meiner Oper, werden mich wahrscheinlich hindern, schon in nächster Zeit ruhige Stunden zu finden, deren ich für eine so delikate Komposition bedarf. Das Sujet des „Sturmes" ist so poetisch, Ihr Programm beansprucht eine so grosse Vollkommenheit und Eleganz der Form, dass ich die Absicht habe, meine Ungeduld ein wenig einzudämmen und möglichst günstige Momente abzuwarten.

Gestern wurde endlich meine Symphonie aufgeführt und erfreute sich eines grossen Erfolges; dieser war in der That so ausserordentlich, dass N. Rubinstein die Symphonie im 10. Konzert zur Wiederholung bringen will, wie er sagt „auf allgemeines Verlangen". Offen gestanden bin ich mit den beiden ersten Sätzen nicht sonderlich zufrieden, aber das Finale ist mir ganz gut gelungen. Wegen der Sendung der Partitur werde ich mit Rubinstein sprechen: ich muss erfahren, wann unser 10. Konzert stattfinden soll. Ich möchte, nämlich, noch einige Stellen verbessern und muss in Erwägung ziehen, wieviel Zeit ich dazu nötig haben werde. Dementsprechend könnte ich die Partitur entweder sofort, oder erst nach unserem 10. Konzert an Nadeshda Nikolajewna schicken [1]).

Laroche hat mir die Ehre erwiesen, speziell wegen meiner Symphonie nach Moskau zu kommen. Heute ist er wieder fortgereist".

Die Symphonie stand auf dem Programm des am 16. Januar stattgehabten Konzertes der Russischen Musikalischen Gesellschaft und hat grossen Beifall gefunden. Auch Laroche äusserte sich sehr anerkennend über das neue Werk Peter Iljitsch's.

Im 10. Konzert wurde die Symphonie wiederholt und errang einen noch grösseren Erfolg. Der Komponist wurde nach jedem Satz stürmisch gerufen und hatte einen Loorbeerkranz und einen silbernen Pokal erhalten.

An I. P. Tschaikowsky:

„5. Februar.

.....Die Zeit vergeht schnell, denn ich bin sehr beschäftigt: arbeite an dem Klavierauszug der Oper, schreibe musikalische Feuilletons und verfasse die Biographie Beetho-

[1]) Frau Rimsky-Korsakoff sollte das vierhändige Arrangement der Symphonie machen.

vens für den „Grashdanin“ [1]). Ich sitze alle Abende zu Hause und führe die Lebensweise eines der friedlichsten und wohlgesinntesten Moskauer Bürgers. Endlich ist der Winter bei uns eingezogen. Der Frost ist so stark, dass den Nasen der Moskowiter Geschwülste und Beulen drohen, ich aber, der ich zu Hause sitze, habe es sehr warm und gemütlich in meiner Wohnung. Neulich habe viel an Dich gedacht, Vater, und es kam mir folgender Gedanke: da Du ausgezeichnet die literarische Sprache beherrschst, so könntest Du eigentlich—so zum Zeitvertreib, vielleicht, des Morgens—verschiedene Erinnerungen an bekannte Persönlichkeiten, mit denen Du in Deinem Leben zusammengekommen bist, niederschreiben, oder überhaupt verschiedene Erinnerungen aus Deinem Leben, interessante Begebenheiten aus Deiner Beamtenthätigkeit, z. B. im Bergbauinstitut, oder auch von früher. Ueberlege Dir das mal, Väterchen, ich glaube, das würde Dich interessieren. Später könnte man diese Erinnerungen veröffentlichen“.

An M. Tschaikowsky:

„13. Februar.

.....Ueber die Aufführung meiner Symphonie wirst Du wohl schon in den Zeitungen gelesen haben. Für diese Symphonie hat mir die Musikalische Gesellschaft 300 Rubel ausgezahlt. Im letzten Konzert soll sie wiederholt werden, und für diesen Tag bereitet man mir eine Ovation nebst einem Geschenk vor. Ich, in meiner engelhaften Uneigennützigkeit, will das Geschenk, selbstverständlich, nicht annehmen, aber man wird mich, wahrscheinlich, dazu zwingen! Ach, wie schwer ist es doch, sich dem Willen des Publikums unterwerfen zu müssen! Es versteht nicht, dass wir Künstler in höheren Regionen leben und dass sein Geld für uns „schnödes Metall“ ist. Es nahet die Zeit, wo Ihr Alle: Nikolai, Hyppolit, Anatol und Du nicht mehr Tschaikowsky's sein werdet, sondern nur „die Brüder des Tschaikowsky“. Ich bekenne offen, dass dieses gerade das ehrgeizige Ziel meiner Wünsche ist!! Der anmutig-witzige Ton meines heutigen Briefes ist durch die Anwesenheit Apuchtins angeregt. Wir sehen uns sehr oft. Er befindet sich in einer fröhlicheren Stimmung als je“.

---

[1]) Von diesen Aufsätzen für die Zeitung „Grashdanin“ ist nur der Anfang erschienen.

An W. Bessel:

„4. März.

.....Es ist unbedingt notwendig, dass ich noch vor dem Sommer mit Dir über den Druck der Oper und der Ouverture spreche. Wer wird die Korrektur machen? Liesse sich es einrichten, dass keine Druckfehler stehen bleiben?"

Nach dem ursprünglichen Uebereinkommen mit der Firma Bessel und C° wurde ihr das Recht der Herausgabe des „Opritschnik" sowie der Ouverture „Romeo und Julie" von Peter Iljitsch unentgeltlich überlassen, ausserdem aber musste sich der Komponist verpflichten, ein Drittel seiner Tantièmen an den Verleger zu zahlen.

In seinem Brief an Jurgenson erklärt Peter Iljitsch seine Vereinbarung mit dem Petersburger Verleger wie folgt: „Ich habe Bessel beauftragt für die baldmöglichste Aufführung meines „Opritschnik" Sorge zu tragen und habe ihm dafür das Eigentumsrecht dieser Oper überlassen mit der Verpflichtung meinerseits, ihm ausserdem ein Drittel meiner Tantièmengelder zu zahlen. Die Romeo-Ouverture ist auf folgende Art in seine Hände gefallen: Bote und Bock verlangte von mir 35 Thaler Druckerkosten. Ich erzählte das Bessel und er bat mich um die Erlaubnis, diesen Betrag für mich zahlen zu dürfen und die beiden Klavierauszüge, die noch bei Bote und Bock lagen, zurückzufordern und für sich zu behalten".

An I. P. Tschaikowsky:

„7. April.

....Fast einen Monat sitze ich schon wieder emsig bei der Arbeit: schreibe die Musik zu Ostrowsky's Feenmärchen „Snegurotschka" und habe daher meine Korrespondenz ein wenig vernachlässigt. Dazu kam noch, dass ich vorgestern einen kleinen Unfall erlitt: habe mir die linke Hand so stark geschnitten, dass der Arzt volle zwei Stunden gebraucht hat, um das Blut zu stillen und einen Verband anzulegen. Deshalb kann ich jetzt nur mühsam schreiben und wundere Dich nicht, mein Engel, wenn Du nur selten Nachricht von mir erhälst.

An A. Tschaikowsky:

„27. April.

....Im Grossen Theater finden jetzt täglich Proben der „Snegurotschka" statt, deshalb muss ich jeden Morgen im Theater stecken".

An I. P. Tschaikowsky:

„24. Mai.

....Die ganze letzte Zeit befand ich mich in einer fieberhaften Thätigkeit: die Vorbereitungen für die Aufführung der „Snegurotschka", das Klavierarrangement meiner Symphonie, die Prüfungen am Konservatorium, die Aufnahme des Grossfürsten Konstantin Nikolajewitsch u. s. w.. Letzterer war, anbei gesagt, sehr freundlich zu mir. Meine Symphonie hat ihm sehr gefallen".

Kaschkin erzählt:

„Eine glückliche Zeit im Leben Tschaikowsky's waren jene drei Wochen, als er an der Musik zur „Snegurotschka" arbeitete. Im Jahre 1873 wurde das Kleine (dramatische) Theater einer umfangreichen Renovation unterworfen, sodass alle drei Ensembles: Oper, Ballet und Schauspiel im Grossen Theater ihre Vorstellungen gaben. Wenn ich nicht irre, kam dem damaligen Chef des Repertoirs, W. P. Begitscheff die Idee, im Grossen Theater ein Stück zur Aufführung zu bringen, eine Art Feerie, in welcher alle drei Ensembles mitwirken sollten. Man wandte sich an A. N. Ostrowsky mit dem Vorschlag, ein solches Stück zu verfassen, während die Musik dazu Peter Iljitsch bestellt wurde. Ostrowsky wählte als Thema das Märchen „Snegurotschka" [1]) und ging mit Feuereifer an die Arbeit. Er arbeitete sehr schnell, und Peter Iljitsch, der immer auf den Text warten musste, blieb wenig Zeit übrig, sodass er stets eilen musste, um mit Ostrowsky gleichen Schritt zu halten. Der Frühling sandte bereits seine Vorboten ins Land, und das Herannahen dieser schönen Jahreszeit erfüllte Peter Iljitsch stets mit Entzücken und poetischer Stimmung: er liebte namentlich den russischen Frühling, wo die Natur plötzlich von ihrem langen winterlichen Schlaf erwacht und die ganze Umgebung manchmal in wenigen Tagen ihr Aussehen verändert. Der Frühling des Jahres 1873 kam, glaube ich, ziemlich früh, sodass die Komposition der Musik zum „Frühlingsmärchen" mit dem Beginn des Lenzes zusammenfiel. Peter Iljitsch arbeitete mit grosser Begeisterung und—da er sich sehr beeilen musste nahm er, entgegen seiner Gepflogenheit, sogar die Abende zu Hilfe, sodass die sehr umfangreiche Partitur schon in drei Wochen fertig war, ohne dass Peter

[1]) Snegurotschka-Schneewittchen.

Iljitsch sich in seinem Konservatoriumsunterricht irgend eine Unregelmässigkeit hätte zu Schulden kommen lassen. Wenn man nun bedenkt, dass dieser Unterricht damals 27 Stunden wöchentlich umfasste, so erscheint die Schnelligkeit, mit welcher die „Snegurotschka" komponiert worden ist, geradezu erstaunlich. Die erste Vorstellung der „Snegurotschka" fand am 11. Mai statt. Die grösste Wirkung erzielte die Scene der Kupawa mit dem König Berendej, welche von Frau Nikulina und Herrn Samarin ausgezeichnet deklamiert wurde, während das Orchester die herrliche Musik dazu spielte. Die talentvolle und schöne Kadmina, welche die Rolle des Hirten Lel übernommen hatte, war in gesanglicher und darstellerischer Hinsicht ganz reizend. Die Ausstattung des Stückes war nach damaligen Begriffen eine überaus glänzende und kostete, wie man sagt, 15000 Rubel. Trotz der ausgezeichneten Wiedergabe hatte die „Snegurotscka" dennoch keinen grossen Erfolg. Der Mangel an scenischer Handlung liess keinen rechten Entusiasmus im Publikum aufkommen, wirkte im Gegenteil sehr abkühlend, obwohl einige Momente ganz köstlich waren und ihre Wirkung nicht verfehlten. Ostrowsky war bei der ersten Aufführung nicht anwesend, denn er war schon vorher nach seiner Besitzung (Gouvernement Kostroma) gereist, wohin man ihm nach der Vorstellung ein Telegramm sandte.

Bald nach der ersten Aufführung der „Snegurotschka" hatten wir Konservatoriumslehrer in Gemeinschaft mit Samarin und Fr. Kadmina eines Tages einen Ausflug ins Freie—nach den in der Nähe Moskau's gelegenen Worobjowi Gori (Sperlingsberge) unternommen. Es war ein herrlicher Lenztag; die Gärten der Berge prangten in ihrem weissen Blütengewand; wir alle befanden uns unter dem Eindruck des Frühlings und der „Snegurotschka" in einer sehr fröhlichen Stimmung. Draussen lagerten wir uns unter freiem Himmel auf dem Rasen und wurden sehr bald von Bauern und Bäuerinnen umringt, die neugierig die zechenden Herrschaften angafften. Da kam Rubinstein auf die Idee, ein kleines Volksfest zu veranstalten, kaufte in der Dorfbude Wein und allerlei Naschwerk und verteilte das unter die Anwesenden. Nikolai Gregorjewitsch hatte den echten russischen Volksgesang sehr gern und bat um einige Lieder. Die Dorfjugend liess sich das nicht zweimal sagen, und es begann ein lustiges Singen und Tanzen. Diese Begebenheit ist für immer im Gedächtniss Peter Iljitsch's haf-

ten geblieben, und die Erinnerung daran hat sich volle neun Jahre später im Thema für die Variationen des Klaviertrio's geäussert, welches dem „Andenken eines grossen Künstlers", d. h. N. Rubinsteins, gewidmet ist. Die Musik der „Snegurotschka" gefiel Nikolai Gregorjewitsch sehr, und er hat sie später, nachdem dieses Stück vom Repertoir des Grossen Theaters gestrichen worden war, ganz, ohne Kürzungen, in einem Konzert mit grossem Erfolg zum Vortrag gebracht".

Auch Peter Iljitsch selbst gefiel sein Werk. Er hielt nicht nur den dramatischen Text für eine Perle der Erzeugnisse Ostrowsky's, sondern bekannte offen, dass ihn auch seine Musik dazu sehr befriedige. Er schwärmte davon, aus diesem Werk einmal eine Oper zu machen und war sehr unangenehm überrascht, als Rimsky-Korsakoff ihm zuvorkam. Lange Zeit schmollte er darüber und wollte garnichts von dieser Komposition wissen. Erst viel später (Ende der achtziger Jahre) lernte er die Partitur kennen und gewann sie sogar sehr lieb.

Für das Geld, welches Peter Iljitsch für die Komposition der Musik zur „Snegurotschka" erhalten hatte, wollte er eine grosse Reise ins Ausland unternehmen. Vorher aber besuchte er seine Schwester in Kamenka und Kondratjew in Nisy.

Ich habe schon mehrfach erwähnt, dass Peter Iljitsch das Leben sehr lieb hatte: dieses äusserte sich unter Anderem darin, dass er eine grosse Leidenschaft für Tagebücher hatte. Ein jeder Tag war für ihn von grosser Bedeutung, und der Gedanke, dass er von allem Erlebten auf Nimmerwiedersehen Abschied nehmen müsse, stimmte ihn traurig. Er dachte beständig an die Vergänglichkeit und Veränderlichkeit alles Dessen, was ihm lieb und teuer war, und es gereichte ihm zum Trost, wenigstens Etwas, wenigstens einige Einzelheiten dem Meer der Vergessenheit zu entreissen, nach denen er später das ganze Bild des Erlebten in seinem Gedächtniss wieder wachrufen konnte. Er hoffte, dass es ihm in seinem Alter eine grosse Freude sein würde, nach kurzen Skizzen, abgerissenen Sätzen, die Niemandem sonst verständlich, noch einmal seine schöne Vergangenheit zu durchleben. Er hielt sich an das System, nur kurze, unvollständige, unwesentliche Andeutungen über das Erlebte niederzuschreiben, denn beim Durchlesen seines Tagebuches aus der Kindes-und Jünglingszeit, in welchem er alle seine Gefühle und Gedanken ausführlich dar-

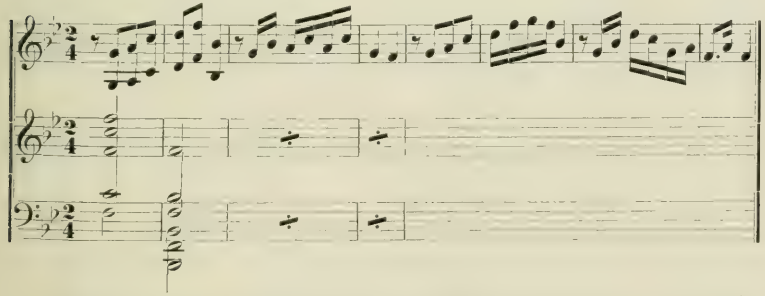
gelegt hatte empfand er eine gewisse Scham: die Gefühlsergüsse und Ideen, die ihn damals interessierten und die er für gross und wichtig gehalten hatte, erschienen ihm jetzt hohl, nichtssagend, lächerlich, und er beschloss, in Zukunft nur Thatsachen dem Papier anzuvertrauen, ohne Kommentare; ärgerlich über seine Enttäuschung vernichtete er das Jugendtagebuch. Vom Ende der siebziger Jahre führte Peter Iljitsch im Laufe von fast zehn Jahren ein Tagebuch. Er hat es Niemandem gezeigt, und ich musste ihm mein Ehrenwort geben, dass ich es nach seinem Tode verbrennen würde; doch hat er es — ich weiss nicht warum — schon selber gethan und nur das übriggelassen, was auch Fremde wissen durften.

Den ersten Versuch eines solchen Tagebuches hat Peter Iljitsch im Jahre 1873 gemacht. Er begann damit — in Erwartung vieler Eindrücke auf der bevorstehenden Reise ins Ausland — schon am Tage seiner Abreise aus Nisy.

Tagebuch des Sommers 1873.

11. Juni 1873. Kiew.

Gestern, auf dem Wege von Woroschba nach Kiew, sang es und klang es wieder in meiner Seele, nachdem ich längere Zeit der Musik kalt gegenübergestanden. Ein Embryo in B-dur nistete sich in meinem Kopf ein und hätte mich beinahe zu einem Attentat auf eine Symphonie verleitet. Plötzlich überkam mich der Gedanke, den nicht recht gelingenwollenden „Sturm“ von Stassow bei Seite zu werfen und den Sommer einer Symphonie zu widmen, welche Alles bisher von mir geleistete in den Schatten stellen sollte. Das ist das Embryo:



Wie ich den Sommer zu geniessen gedachte, und wie . . . . . (abgerissen).

18. Juni.

Es sind bereits acht Tage dahin, seit ich die letzten Zeilen geschrieben. Ich bin immer noch krank, und das Ende meiner Krankheit ist noch garnicht abzusehen. Abreisen wollte ich. . . . . (abgerissen).

27. Juni, 13. Kompagnie [1]).

Das köstliche Frühstück. Das reine Bauernweib! „Der Moskauer Kreml" und „Ein Abend in Venedig" an der Wand. Adieu, Gouvernement Kiew! Wie schön ist doch die Welt!!

4 Uhr Morgens. Birsula.

In Elisabethgrad habe mich von Modi und Sascha verabschiedet. Bin sehr traurig. Mein Magen ist nicht recht gesund. Die Züge sind überfüllt. Habe kaum einen Platz erwischt. Muss Sascha schreiben, dass sie I. Klasse fährt [2]). Der Zug hält, weiss nicht warum. Wann werde ich endlich ankommen?! Langweilig!

Auf dem Wege von. . .

Was ist langweiliger als ein Eisenbahnzug und lästige Mitreisende! Ein Italiener, ein grenzenlos dummer Kerl, belästigt mich in einem fort und ich weiss nicht, wie ich ihn los werden soll. Er ist nicht imstande zu verstehen, wohin er zu fahren und wo er sein Geld zu wechseln hat. Mein Geld habe in Krakau bei einem Juden gewechselt. Langweilig! Denke oft an Sascha und Modi und mein Herz will zerspringen. In Wolotschisk grosse Aufregung. Die Reisegesellschaft ist mit Ausnahme des Italieners erträglich. Die Nacht habe fast garnicht geschlafen. Der Alte, ein Offizier a. D. mit dem originellen Backenbart. In diesem Augenblick belästigt der Italiener eine Dame. Gott, wie ist er doch dumm! Ich muss ihn durch eine List abschütteln.

29. Juni.

Vier lange Stunden musste ich in Myslowitz warten; jetzt fahre endlich nach Breslau. Der Italiener ist überzeugt, dass ich mit ihm nach Liggia reisen werde. Der langweilt mich mal zum Erbrechen! Oh, wie ist er dumm!

1) So hiess ein Dorf in der Nähe Kiew's. Es ist ein Ueberrest eines früher an dieser Stelle gewesenen Militärlagers.

2) Alexandra Iljinischna hatte die Absicht zwecks Erziehung ihrer Töchter auf einige Jahre in die Schweiz zu reisen.

In Myslowitz habe leidlich Mittag gegessen und bin in der recht netten Stadt spazieren gegangen. Kann mir vorstellen was für ein Gesicht der Italiener schneiden und was für ein Gezeter er mir nachsenden wird, wenn ich in Breslau plötzlich verdufte! Am Ende wird er da sitzen bleiben! Mein Geld schmilzt mit einer unheimlichen Schnelligkeit!

Jean Prosco, Konstantinopel.

Breslau.

Hatte nicht den Mut, den Italiener zu betrügen. Gestand ihm schon vorher, dass ich in Breslau zu bleiben beabsichtige. Er war fast bis zu Thränen gerührt und gab mir seinen Namen, den ich oben notiert habe. Augenblicklich sitze auf einer Anhöhe im Hôtel „Zur Goldenen Gans".

3. Uhr früh.

Geschlafen habe ich gut. Früh morgens gab es ein fürchterliches Gewitter. Ich möchte hier einen Tag bleiben. Bin zu faul, weiter zu reisen. Ausserdem gefällt es mir hier. Trinke Kaffee. Aus meinem Fenster kann ich nur Dächer sehen.

Wie gern habe ich manchmal die Einsamkeit! Ich muss gestehen, dass ich nur deshalb hier bleiben möchte, um nicht so bald in Dresden in Gesellschaft Jurgensons zu erscheinen. So allein dazusitzen, zu schweigen, zu denken!...

12. Uhr mittags.

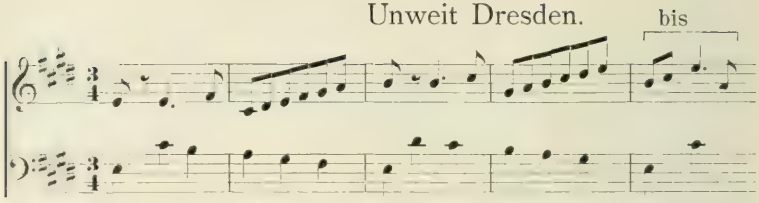
Bin durch die Strassen geschlendert. Breslau ist schön. Bin sehr müde.

Nachmittags.

Es gab ein starkes Gewitter mit Hagelschlag. Jetzt ist es kühl. Das Mittagessen war echt deutsch. Hat mir aber geschmeckt.

1. Juli.

Abends war ich in Liebigs Etablissement. Ein recht scheussliches Orchester spielte ein ganz anständiges Programm. Habe mich sehr gelangweilt. Habe ein ausgezeichnetes Opernglas gekauft. Nach einer Stunde reise ab.



Thema für das erste Allegro. Introduktion aus demselben im 4/4 Takt.

2. Juli, Dresden.

Gestern um 6 bin ich angekommen. Nachdem ich ein Zimmer belegt lief ich schnell ins Theater. Es wurde die „Jüdin" gegeben,—sehr schön. Meine Nerven sind schrecklich. Ohne den Schluss abgewartet zu haben ging ich ins Hôtel, Jurgensons aufzusuchen. Abendessen. Thee in Gemeinschaft Jurgensons. Heute nahm ein Bad. Schlenderte mit Jurgenson durch die Stadt. Mittagten an der table d'hôte. Gleich fahren wir in die Sächsische Schweiz. Die Stimmung ist erträglich.

Bastei, 3. Juli.

Haben eine prachtvolle Tour durch die Sächsische Schweiz gemacht. Dreiviertelstunden sind auf einem entzückenden Wege gestiegen. Besonders interessant ist die Brücke neben dem Hôtel. Der Abend ist angenehm verlaufen. Das Wetter ist prachtvoll, und nur das Böhmen-Orchester hat den Genuss etwas getrübt. Haben uns früh zu Bett begeben. Der betrunkene Vetter und seine zwei Basen waren sehr lästig. Nachts habe einen prachtvollen Sonnenaufgang gesehen. Geschlafen habe gut, J. und S. J. [1]) — schlecht. Augenblicklich ist das Wetter fürchterlich. Die Wolken hängen über unsern Häupten und wir entschliessen uns, nach Dresden zurückzufahren.

Dresden.

Das Wetter hat sich verschlechtert und wir haben beschlossen, zurückzukehren. Den Abstieg machten wir auf einem andern Wege, zwischen kolossalen Felsen hindurch. Erholten uns in einem Restaurant inmitten einer grossartigen Natur (Felsenthor). Frühstückten am Ufer der Elbe (Omelette au confiture) und fuhren zu Schiff nach

1) Sophie Iwanowna—die Gemahlin Jurgensons.

Dresden. Unsere Zimmer sind nicht mehr zu haben, und mir wurde ein sehr schlechtes zugewiesen.

6. Juli, Köln.

In Dresden habe die „Zauberflöte“ gesehen. Ich fühlte mich schlecht und hatte daher keinen grossen Genuss. Am andern Tage besuchte ich die Gallerie (Holbein) [1]). Um 6 Uhr reisten wir nach Köln ab (der Zwischenfall in Halle). Nach fast vierundzwanzigstündiger Fahrt kamen wir in Köln an und sind oben im Hôtel du Nord abgestiegen. Gingen dann Frau Walzeck suchen . . . (abgerissen).

Zürich, 12 Uhr Nachts.

Der Rheinfall ist köstlich. Die Ueberfahrt über den Strom ist etwas ängstlich. Der Weg bis Zürich war langweilig, hauptsächlich wegen unserer Ermüdung. In der Hoffnung auf Billigkeit wollten wir im „Schwert“ absteigen, haben dort aber nur mit Mühe Zimmer bekommen, dazu noch sehr teuer. Aergerlich.

Luzern, 9. Juli.

Habe ausgezeichnet geschlafen. Zürich ist köstlich (Bauergarten, Hohe Promenade). Gleich wollen wir per Schiff nach Rigi-Kulm.

Bern, 10. Juli.

Die Fahrt auf den Rigi war sehr gelungen. Die Eisenbahn ist erstaunlich. Zu unserem Glück haben wir in dem überfüllten Hôtel noch Zimmer finden können. Das Frühaufstehen ist mir schwer gefallen. Die Kälte war durchdringend und fühlte mich beim Sonnenaufgang durchaus nicht wohl. Auf dem Rückweg mussten wir in Viznau zwei Stunden auf den Dampfer warten und haben sehr schlecht Mittag gegessen. In Luzern spazierten wir durch die Strassen (der Löwe). Unterwegs hierher war es sehr heiss. Dem Rate eines Landsmannes von uns folgend, nahmen wir unsere Wohnung im Hôtel de France. Es ist widerwärtig schlecht, das Abendessen war geradezu niederträchtig...

12. Juli, Vevey.

Nachdem wir Gestern im Kasino Mittag gegessen hat-

[1]) Lange Zeit hindurch—bis zum Ende der siebziger Jahre—blieb Holbeins „Madonna“ das einzige antike Bild, welches Peter Iljitsch gefiel.

ten, trennten wir uns: Jurgensons sind nach Interlaken gefahren, und ich – hierher (der gesprächige Politiker). Gleich nach der Ankunft im Hôtel Monnet machte ich mich auf, eine Pension für Sascha ausfindig zu machen, habe auch bald eine passende gefunden. Dann lief ich schnell, zu depeschieren und habe dabei Konfusion gemacht. Das Abendessen. Spaziergang am Quai. Dann Zeitunglesen. Geschlafen habe schlecht. Es gewitterte und war sehr schwül.

13. Juli, Vevey.

War in der Pension von Miss Peel. Sie hat mir gefallen. Habe sofort einen Brief an Sascha geschrieben, gefrühstückt und dann einen sehr dummen, weiten, aber ziellosen Spaziergang über die Terasse du Panorama unternommen. Wollte eigentlich zum Schloss Hauteville gelangen, ist mir aber nicht gelungen. Bin nach Montreux und Schloss Chillon gefahren, das Letztere habe besichtigt. Mittagte an der table d'hôte inmitten eines ganzen Meeres von Amerikanern und Engländern. Bin in einen Cirkus geraten.

Vevey. Abends.

Habe Pissevache und Gorges du Trient besucht. Bestieg einen unbekannten Berg, speiste im Grand Hôtel de Gorges de Trient zu Mittag und habe viel Geld ausgegeben. Erwarte die Antwortdepesche von Sascha. Inmitten der grossartigen Natur und der Eindrücke eines Touristen sehne ich mich doch sehr nach Russland zurück. Bei dem Gedanken an die weiten Ebenen, Wiesen und Wälder der Heimat will mir das Herz schier zerspringen. Oh, mein geliebtes Vaterland, hundertfältig schöner und anmutiger bist du, als diese wundervollen Bergungetüme, die doch eigentlich Nichts Anderes sind, als versteinerte Zuckungen der Erde!... Uebrigens ist es immer da schöner, wo wir nicht sind!...

14. Juli.

Das Telegramm ist immer noch nicht da. Soeben bin ich mit der Eisenbahn aus Montreux zurückgekehrt, wohin ich bei fürchterlicher Hitze zu Fuss gegangen war. Der Genuss war sehr fraglich. Im Hôtel du Cygne habe gefrühstückt. Offen gesagt weiss ich vor Langeweile nicht, wo ich bleiben soll.

15. Juli.

Den ganzen Abend habe mich gelangweilt, bis endlich das Telegramm ankam. Heute reise nach Genf weiter.

16. Juli, unterwegs nach Genf.

Genf. Jurgenson ohne Hut. Spaziergang. Abends Beratung über die Fortsetzung der Reise. Der durch die Nachbarinnen unterbrochene Schlaf. Heute ein Bad in der Rhone. Spaziergang. Frühstück. Abreise. Besichtigung des Gepäcks und der Pässe in Bellegarde. Dawidoff, Koko mit Gemahlin. Der See. Nach Italien fahre ungern. Schade ums Geld.

18. Juli, Mailand.

Der Tunnel. Früh am Morgen Turin. Ich bleibe in Turin; man führt mich in ein scheussliches „Albergo". Schlaf. Weiterfahrt mit dem Kourierzug. Mailand. Galleria Vittorio Emanuele. Heute Besuch der Brera (Madonna von Sasso Ferato). Spaziergang im Giardino Publico. Ich bin immer noch nicht ganz wohl. Habe in der Apotheke Medizin gekauft. Gleich fahren wir Alle nach Como.

Cadenabbia (Como).

Die Reise war nicht lang und auf dem Dampfer sehr angenehm. Wir sind im prächtigen Hôtel Bellevue abgestiegen. Spaziergang...

An dieser Stelle ist das Tagebuch zu Ende. Als seine Fortsetzung kann der Brief Peter Iljitsch's an seinen Vater angesehen werden:

„Paris, d. 23. Juli.

.....Aus der Schweiz wandte ich mich nach Italien und beabsichtigte, es ganz zu durchreisen, doch war die Hitze schon in Mailand so gross, dass ich es nicht wagte, noch weiter nach Süden vorzudringen und direkt nach Paris gefahren bin. Hier ist es zu jeder Jahreszeit schön. Ich habe die Absicht, ungefähr acht Tage hier zu bleiben und dann in die Heimat zurückzukehren. Es ist unwahrscheinlich, dass der Rest meines Geldes reichen wird über Petersburg nach Moskau zu reisen, so dass ich sehr daran zweifle, ob ich Dich in Diesem Sommer zu sehen bekommen werde. Ich tröste mich mit der Hoffnung, dass ich gelegentlich der Aufführung meiner Oper, längere Zeit bei Dir bleiben werde".

Nachdem Peter Iljitsch Anfang August nach Russland wieder zurückgekehrt war, begab er sich nach seinem Lieblingssommeraufenthalt Ussowo. Schilowsky hat er dort allerdings nicht angetroffen, das Haus stand aber schon für seine Aufnahme bereit. Die zwei Wochen, die Peter Iljitsch dort in absoluter Einsamkeit verbracht, zählte er später zu den glücklichsten Tagen seines Lebens. Das Leben im Auslande in gleichen Verhältnissen war für Peter Iljitsch stets unerträglich, qualvoll, während ihm in der Heimat die Anwesenheit eines Dieners genügt, um sich nicht verwaist zu fühlen, er fühlte sogar, wenn er allein war, ein Anwachsen seiner Kraft und Energie, welches ihm in dem Getriebe des Stadtlebens unbekannt war. In einem seiner Briefe aus dem Jahre 1878 erinnert sich Peter Iljitsch an jenen Aufenthalt in Ussowo mit folgenden Worten:

An N. F. M.

„1878, d. 22. April.

.....Ich kenne keinen grösseren Genuss, als einige Tage im Dorf in völliger Einsamkeit zu verbringen. Diesen Genuss hatte ich nur ein Mal im Leben. Das war im Jahre 73. Ich bin damals aus Paris — es war Anfang August — zu einem unverheirateten Freund von mir auf's Land in das Gouvernement Tambow gekommen. Dieser Freund musste aber gerade zu der Zeit auf mehrere Tage nach Moskau reisen, sodass ich ganz allein blieb in der herrlichen Oase der südrussischen Steppen. Ich befand mich geradezu in einer exaltiert-seligen Stimmung, streifte am Tage durch die Wälder, Abends spazierte ich im tiefen Thal, und in den Nächten lauschte ich, am offenen Fenster sitzend, der feierlichen Stille ringsum, welche nur hin und wieder durch irgend einen unbestimmten Laut unterbrochen wurde. Während jener zwei Wochen habe ich ohne die geringste Mühe gleichsam alswenn ich von einer übernatürlichen Kraft geleitet worden wäre meinen „Sturm" skizziert. Welch unangenehmes und qualvolles Erwachen aus meinen Träumen erlebte ich bei der Rückkehr meines Freundes! Plötzlich verschwanden all die Freuden der unmittelbaren Berührung mit der Grösse und Herrlichkeit der Natur. Das Stückchen Paradies verwandelte sich in das prosaische Haus eines Gutsbesitzers. Nachdem ich mich zwei bis drei Tage sehr gelangweilt hatte, reiste ich nach Moskau ab".

Peter Iljitsch war am 5. oder 6. August in Ussowo angekommen und hatte schon am 7. den „Sturm“ in Angriff genommen. Zum 17. August war diese symphonische Dichtung in allen ihren Einzelheiten bereits im Entwurf fertig, und konnte der Autor in Moskau ungesäumt mit der Instrumentierung des Werkes beginnen. Die Gräfin Wassiljewa-Schilowsky hat mir die Handschrift des Entwurfes, welcher mit den oben angegebenen Daten versehen ist, geschenkt. Augenblicklich befindet er sich in der Kaiserlichen Bibliothek, der ich ihn überlassen habe.

Die chronologische Reihenfolge der Kompositionen Peter Iljitsch's in der Saison 1872—1873 ist folgende:

1. Op. 17. Symphonie № 2 (C-moll). Komponiert im Juni, Juli und August 1872. Instrumentiert im September und Oktober desselben Jahres und ist in den ersten Tagen des November ganz fertig geworden. Gewidment der Moskauer Abteilung der Kaiserlich-Russischen Musikalischen Gesellschaft. Am 26. Januar 1873 unter N. Rubinsteins Leitung in Moskau zum ersten Mal aufgeführt. Erschienen bei W. Bessel. Der zweite Satz, Andantino marziale, ist der Oper „Undine“ entnommen. Kaschkin sagt darüber: Diese Symphonie könnte man die „kleinrussische“ Symphonie nennen, da die Hauptthemata kleinrussische Volkslieder sind. Später hat der Autor umfassende Aenderungen an ihr vorgenommen, deren hauptsächlichste in der völligen Neubearbeitung des ganzen ersten Satzes bestand.

2. Op. 16. Sechs Lieder: I. „Wiegenlied“, Text von Maikow, gewidmet an Frau N. N. Rimsky-Korsakoff. II. „Warte noch“, Text von Grekoff, gewidmet an N. A. Rimsky-Korsakoff. III. „Erfass nur einmal“, Text von Maikow, gewidmet an G. A. Laroche. IV. „Oh, möchtest du einmal noch singen“, Text von Pleschtschejeff, gewidmet an N. A. Hubert. V. „Was nun?“ Text vom Komponisten selbst, gewidmet an N. Rubinstein. VI. „Neugriechisches Lied“, Text von Maikow, gewidmet an K. Albrecht. Die Entstehungszeit dieser Lieder kann ich nicht genau angeben, wahrscheinlich fällt sie jedoch, in den Dezember 1872. Verlag Bessel.

3. Op. 12. Die Musik zum Frühlingsmärchen „Snegurotschka“ von Ostrowsky. Komponiert im Laufe des März und April des Jahres 1873. Zum ersten Mal aufgeführt am 11. Mai 1873 im Grossen Theater zu Moskau. Verlag von P. Jurgenson. Einige Nummern dieses Werkes hat der Komponist seiner „Undine“ entnommen.

4. Perpetuum mobile aus einer Sonate von K. M. von Weber, Arrangement für die linke Hand allein. Gewidmet an Fr. Sograf. Herausgegeben 1873. Entstehungszeit ganz unbekannt. Verlag von P. Jurgenson.

Ausserdem hatte Peter Iljitsch vom 7. bis zum 17. August an der symphonischen Dichtung „Sturm“ gearbeitet.

Seine musikkritische Thätigkeit dieser Saison umfasst 17 Artikel, in welchen die musikalischen Vorkommnisse Moskau's besprochen werden.

X.

1873—1874.

Nachdem Peter Iljitsch zum 1. September wieder in Moskau eingetroffen war, begann er mit der Instrumentation der mitgebrachten Entwürfe des „Sturmes“.

Die ersten anderthalb Monate blieb er noch in der früheren Wohnung wohnen, im Oktober jedoch bezog er eine andere, in der Nikitskajastrasse im Hause Wischnewsky gelegene.

In seinen Pflichten als Professor des Konservatoriums, sowie als Musikreferent sind keinerlei wesentliche Aenderungen gegenüber den vorigen Jahren eingetreten. Auch was seine Lebensweise anbelangt hat sich Nichts Neues ereignet, Alles ging seinen gewöhnlichen Gang, mit dem einzigen Unterschied, dass Das, was Peter Iljitsch früher interessant und neu schien, ihm jetzt immer mehr zu langweilen begann und seine Anfälle von Melancholie immer öfter, intensiver und anhaltender wurden.

An W. Bessel:

„September 1873.

Sei so gut, mein Lieber, und thue Etwas für den „Opritschnik“. Gestern sagte man mir im Grossen Theater, dass die hiesige Direktion bestimmt die Absicht habe,

P. I. Tschaikowsky im Jahre 1873.

Dampfschnellpressen-Druckerei von P. Jurgenson, Moskau.

meine Oper aufzuführen, und zwar ebenfalls im Frühjahr. Obgleich ich hier ausser der Kadmina keine guten Kräfte finden kann, so glaube ich doch, dass wir gut thun würden, der Aufführung unsere Zusage nicht zu verweigern. Mögen sie nur aufführen, wenn sie Lust haben. Der Repertoirvorsteher hat mir versichert, dass man keine Kosten scheuen wollte, um die Oper glänzend aufzuführen, die Proben würden im Laufe der ganzen Saison stattfinden. Was die Widmung des „Opritschnik" anbelangt, so denke ich, dass es am besten wäre, ihn dem Grossfürsten Konstantin Nikolajewitsch zu widmen. Du irrst Dich sehr, wenn Du glaubst, dass ich während meiner Sommerreise im Ausland viel gearbeitet habe; nicht eine einzige Note habe ich da zu Papier gebracht".

An I. P. Tschaikowsky:

„9. Oktober.

Lieber Vater, ich habe schon wieder eine grosse Schuld auf dem Gewissen. Ich sehe sie wohl ein, küsse Dich und bitte Dich, mir diesmal meine grosse Schreibfaulheit noch zu verzeihen. Uebrigens ist diese Faulheit erklärlich. Ich bin immer so müde, wenn ich nach Hause komme, und habe so viel Arbeit, dass ich keine Energie finde Briefe zu schreiben. In der letzten Zeit war ich sehr krank: ich hatte die Bräune und starkes Fieber, der Husten hält bis jetzt noch an. Das Alles ist aber nicht der Rede wert: im Allgemeinen ist meine Gesundheit in gutem Zustand. Ich lebe wie gewöhnlich, zur Langweile finde garkeine Zeit und wäre ganz glücklich, wenn mir das Schicksal meiner Oper, über die ich noch immer keine positiven Nachrichten besitze, nicht Sorge machen würde. Soeben wurde mir mitgeteilt, dass es noch nicht bestimmt sei, ob es noch in dieser Saison zu einer Aufführung kommen werde, zum Warten habe ich aber gar zu wenig Lust. Da ich keine eignen Kinder habe, so hänge ich sehr an den Ausgeburten meiner Phantasie und sorge um sie wie eine Mutter, welche ihre Töchter unter die Haube bringen möchte. Ausser der Annehmlichkeit, meine Oper aufgeführt zu sehen, verlockt mich die Aussicht, drei bis vier Wochen bei Dir in Petersburg zu verbringen".

An W. Bessel:

„10. Oktober.

Lieber Freund! An Gedeonoff habe ich geschrieben,

dass in Sachen der Aufführung meines „Opritschnik“ Du mich vertreten sollst. Wegen der Klavierstücke wirst Du Dich schon eine Weile gedulden müssen. Wenn Du Stassow begegnen solltest, so teile ihm bitte mit, dass ich den „Sturm“ nach seinem Programm bereits komponiert habe, dass ich ihm diese Komposition aber nicht eher sende, als bis ich sie in der Ausführung in Moskau gehört haben werde. Weiss nicht, ob sie mir gelungen ist oder nicht. A propos teile mir bitte seine Adresse mit. Ich will ihm selbst schreiben.

An W. Bessel:

„18. Oktober.

Lieber Freund, die traurigen Nachrichten, die Du mir zukommen lässt, haben mich trotzdem ich auf sie gefasst war dennoch sehr erbittert. Es scheint geradezu eine Vorausbestimmung zu sein, dass ich nie eine meiner Opern in guter Ausführung zu hören bekommen soll. Es hat garkeinen Zweck, dass Du Dich der Hoffnung hingiebst, dass der „Opritschnik“ im nächsten Jahr in Scene gehen werde. Er wird nie gegeben werden, und zwar schon allein aus dem einfachen Grunde, dass ich mit Keinem der „Mächtigen“ dieser Welt im Allgemeinen und mit denen des Petersburger Theaters im Besonderen persönlich bekannt bin. Ist es denn nicht geradezu lächerlich, dass Mussorgsky's Oper „Boris Godunoff“, obgleich sie vom Komitée abgelehnt, von Kondratjeff [1]) zu seiner Benefizvorstellung gewählt worden ist? Auch die Platonowa [2]) bemüht sich um dieses Werk, während von meiner Oper, die vom Komitée angenommen worden ist, Niemand Etwas wissen will. Selbstverständlich werde ich es nicht zugeben, dass die Oper in Moskau in Scene geht solange sie in Petersburg noch nicht aufgeführt worden ist. Es quält mein Gewissen, dass Dich die Oper in Unkosten zieht, hoffe aber, dass ich einst Gelegenheit haben werde, mich zu revanchieren.

Was die Widmung an den Grossfürsten anbelangt, so meine ich, dass sie vorläufig lieber unterbleiben könnte, da doch das Schicksal der Oper noch so unbestimmt ist. Eine nichtaufgeführte Oper ist, meiner Ansicht nach, wie

1) G. P. Kondratjeff war ursprünglich Sänger (Bariton), dann lange Jahre hindurch Regisseur im Marien-Theater.

2) I. Th. Platonowa, die Primadonna des Marientheaters, eine sehr beliebte Sängerin, besass auch ein unvergleichliches dramatisches Talent.

ein Buch im Manuscript. Soll man nicht lieber noch warten? Erwarte mit Ungeduld die Korrektur der Symphonie".

An W. Bessel:

„30. Oktober.

Lieber Freund, Hubert hat mir die glückliche Wendung in der Opernangelegenheit mitgeteilt. Es freut mich dieses sehr, sehr! Teile Dir ganz im Geheimen mit, dass ich den Wunsch habe im ersten Symphoniekonzert in Petersburg anwesend zu sein, um meine Symphonie anzuhören. Auf keinen Fall will ich aber, dass Jemand Etwas darüber erfährt, verlange daher von Dir das Ehrenwort, dass Du es Niemandem verrätest. Schreibe mir bitte, wann das Konzert stattfinden soll und kaufe mir ein Billet auf die Gallerie. Bei der Gelegenheit können wir Verschiedenes mündlich miteinander besprechen. Um Gottes Willen, nur kein Wort darüber, sonst wird sich mein ganzer Spass in eine grosse Unannehmlichkeit verwandeln. Nach einigen Tagen sende Dir drei Stücke ab".

An M. Tschaikowsky:

„28. November.

.....Meiner finanziellen Lage dürfte in allernächster Zeit ein kleines Ereigniss bevorstehen. Der „Sturm" soll, nämlich, in der nächsten Woche eine Aufführung erfahren, bei welcher Gelegenheit ich von der Musikalischen Gesellschaft die üblichen 300 Rubel erhalten werde. Diese Summe wird mich sehr aufmuntern. Es wird für mich von grossem Interesse sein, mein neues Werk mit anzuhören, auf das ich sehr grosse Hoffnungen setze. Schade, dass Du es nicht hören kannst, denn ich beachte sehr Deine maasgebende Meinung.

Erst in diesem Jahr bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, dass ich hier ziemlich einsam bin, trotz meiner vielen Freunde. Unter diesen ist Niemand, dem ich meine Seele ausschütten könnte, wie zum Beispiel Kondratjew".....

Im dritten Symphoniekonzert der Musikalischen Gesellschaft zu Moskau, welches am 7. Dezember stattfand, wurde der „Sturm" mit grossem, ausserordentlichem Erfolg aufgeführt und noch in derselben Saison in einem Extrakonzert wiederholt.

E. Nápravnik an P. I. Tschaikowsky:

„16. Dezember.

.....Obwohl wir wahrscheinlich erst in der zweiten Fastenwoche mit den Proben zu Ihrer Oper beginnen werden, möchte ich Sie jetzt schon bitten, dem Chor und den Solisten die Arbeit etwas zu erleichtern und einige Kürzungen vorzunehmen, d. h. alle Wiederholungen im Text und in der Musik, welche die Entwickelung des Drama's hemmen, zu streichen. Es sind ihrer sehr viele vorhanden, zum Beispiel der Hochzeitschor im IV. Aufzug, welcher sich drei Mal wiederholt. Auch die Tänze müsste man ein wenig kürzen. Ich versichere Sie, dass dadurch die ohnehin schon sehr lange Oper nur gewinnen wird. Ausserdem rate ich Ihnen, die zu dicke und zu grelle Instrumentation abzuändern, da sie von den Singstimmen an manchen Stellen nicht überwältigt werden kann und die Künstler ganz in den Schatten stellt. Ich hoffe, dass Sie alle meine Bemerkungen als wohlgemeint betrachten und sie wie von einem Ihnen gutgesinnten Kollegen, welchen das Schicksal nun bereits seit 11 Jahren mit der Opernkunst beschäftigt, freundlich entgegennehmen werden".

An E. Nápravnik:

„18. Dezember.

Sehr geehrter Herr! Ihre Bemerkungen haben mich nicht nur nicht beleidigt, sondern ich bin Ihnen sogar sehr dankbar für dieselben. Ueberhaupt bin ich sehr froh, dass mir infolge Ihres Briefes die Möglichkeit geboten ist, mit Ihnen in Verbindung zu treten und mit Ihnen persönlich Alles zu besprechen. Alles was Sie in Betreff der Rollenbesetzung, der Abänderungen und Kürzungen für nötig halten, will ich gern thun. Um ausführlicher die Sache besprechen zu können, werde ich am nächsten Sonntag nach Petersburg kommen und Sie besuchen. Wenn Sie an diesem Tage verhindert sein sollten, zu Hause zu sein, so wollen Sie bitte die Güte haben, mir eine Mitteilung zu hinterlassen, um welche Zeit ich Sie am folgenden Tage aufsuchen darf.

Ich bitte Sie, Niemandem ein Wort über meine Ankunft zu sagen, denn ich komme nur für kurze Zeit und will Niemanden, ausser Ihnen, sehen".

An A. Tschaikowsky:

„26. Januar 1874.

.....In Petersburg bin ich in dem scheusslichen Hôtel Victoria abgestiegen. Bin sofort zu Nápravnik gegangen, dem ich vorher schriftlich meinen Besuch angemeldet hatte. Ich war entschlossen, ihn durch ehrfurchtsvolle Behandlung und durch mein volles Einverständniss mit allen seinen Meinungen für mich einzunehmen. Dieses zu erreichen ist mir denn auch glänzend gelungen, so dass wir uns als Freunde verabschiedet haben. Die ganzen vier Tage war ich mit Kürzungen und Aenderungen meiner Partitur beschäftigt. Die meiste Zeit war ich beim Vater, speiste bei ihm zu Mittag und arbeitete auch da.... Mit Bessel war ich auch zusammen. Die Schwierigkeiten mit der Zensur sind glücklich beseitigt. Ueberhaupt ist die Angelegenheit der Oper jetzt endgiltig in Ordnung: in der zweiten Fastenwoche sollen die Proben beginnen und ich bin überzeugt, dass Nápravnik sich die grösste Mühe geben wird. Ich habe ein neues Quartett komponiert und werde dasselbe auf einer Soirée bei N. Rubinstein zu Gehör bekommen".

Das neue Quartett, welches im letzten Brief erwähnt wird, hatte Peter Iljitsch Ende Dezember oder Anfang Januar zu arbeiten begonnen. In den „Erinnerungen" Kaschkin's findet sich die Beschreibung des Abends bei N. Rubinstein, an welchem das Quartett gespielt worden ist:

„Zu Anfang des Jahres 1874 kam das zweite Quartett (F-dur) Tschaikowsky's gelegentlich einer Soirée in der Wohnung N. Rubinsteins zum Vortrag. Der Hausherr selbst war, glaube ich, nicht anwesend, dafür aber sein Bruder Anton. Die Ausführenden waren F. Laub, Hrimaly, Gerber und Fitzenhagen. Die ganze Zeit, während gespielt wurde, sass Anton Gregorjewitsch mit düsterem, unzufriedenem Gesichtsausdruck da und sagte, als die Musik zu Ende war, mit der ihm eigenen unnachsichtlichen Aufrichtigkeit, dass ihm das Quartett garnicht gefallen habe, dass er den echten Quartettstyl vermisse u. s. w.. Alle andern Zuhörer, sowie die Ausführenden, waren im Gegenteil ganz entzückt".

Am 10. März wurde dieses Quartett an einem Quartettabend der Musikalischen Gesellschaft öffentlich zum Vortrag gebracht, und zwar—wie „Das musikalische Blatt" schreibt—mit grossem und wohlverdientem Erfolg.

An E. Nápravnik:

„19. Februar.

.....In der letzten Zeit quälte mich der Gedanke, dass der Klavierauszug nicht rechtzeitig fertig werden würde. Endlich erhielt ich Gestern einen Brief von Bessel, welcher mir mitteilt, dass er 10 Exemplare — aber noch unkorrigierte—der Direktion zur Verfügung gestellt habe. Ich weiss wohl, dass es Ihnen grosse Schwierigkeiten bereiten wird—weiss aber nicht, wie dem Uebel abzuhelfen ist. Soll ich vielleicht nach Petersburg kommen? Ausserdem hatte ich keine Zeit gehabt in den Klavierauszug diejenigen Striche und Aenderungen zu übertragen, welche ich in der Partitur gemacht. Wollen Sie wirklich so liebenswürdig sein und selbst die Kürzungen eintragen? Wenn nicht, dann ist meine Reise unerlässlich. Was die Symphonie anbelangt, so wird es mir leider nicht möglich sein, sie mit anzuhören, da mir die Reise nach Petersburg an dem betreffenden Tage nicht passt. Wenn ich daran denke, wieviel Arbeit ich Ihnen mit meinen Kompositionen verursache, so überkommt mich immer ein grosses Schamgefühl. Erwarte von Ihnen eine kurze Nachricht, ob ich kommen soll oder nicht.

Am 23. Februar ist die Symphonie № 2 unter Nápravniks Leitung zu ihrer ersten Petersburger Aufführung gekommen. Sie hatte grossen Beifall gefunden, namentlich das Finale; infolge der Abwesenheit des Komponisten, war der Erfolg dennoch kein so ausserordentlicher und glänzender wie der vor Jahresfrist in Moskau. Die Symphonie hat auch bei den Vertretern der „Allmächtigen Schaar" Anklang gefunden und nur C. Cui missfallen. Dieser äussert sich in den „St.-Petersburger Nachrichten" wie folgt: „Introduktion und das erste Allegro sind sehr schwach, die Dürftigkeit der Komponisterei des Herrn Tschaikowsky kommt in ihnen jeden Augenblick zum Vorschein. Der Marsch des zweiten Satzes ist klobig, ordinär. Das Scherzo-weder gut noch schlecht, das Trio so unschuldig, dass es selbst für eine „Snegurotschka" zu kindisch wäre. Besser als die andern Sätze ist das Finale, und dennoch ist sein Anfang so feierlich-trivial wie die Einleitung zu einem pas de deux, und der Schluss geradezu unter aller Kritik".

Ende März ist Peter Iljitsch nach Petersburg gekommen, um den Proben zu seinem „Opritschnik" beizuwohnen, und hat bei seinem Vater Wohnung genommen. Bei

der ersten Zusammenkunft mit Nápravnik hat sein Ehrgeiz manchen Stich dahinnehmen müssen, an den er nicht gewöhnt war. Peter Iljitsch, welcher durch das Verhalten N. Rubinsteins gegenüber einer jeden Note seiner Instrumentalwerke etwas verwöhnt war, hat sich durch die grosse Menge der Kürzungen, welche Nápravnik im „Opritschnik" vorgenommen hatte, etwas beleidigt gefühlt. Später hat er sie, übrigens, selbst alle gutgeheissen, damals kränkten sie ihn jedoch sehr.

Die allerersten Proben waren schon vorüber. Der Chor und die Solisten waren bereits mit ihrer Aufgabe vertraut, und war der Autor mit der Wiedergabe seines Werkes wohl zufrieden. Er bedauerte nur sehr, dass die Partie des Basmanoff wegen einer Erkrankung neu besetzt werden musste und dem Tenor Wassiljew zufiel. Dieser Sänger verfügte zwar über eine sehr kräftige Stimme, verstand aber nicht, dieselbe zu beherrschen. In den Ensemblestellen wurde der holzige schrille Ton seiner Stimme allerdings durch die andern Stimmen etwas gemildert, sobald er aber solo singen musste, traten alle Mängel seines Vortrages gar zu unangenehm hervor.

Von der ersten Probe an hat Peter Iljitsch sein Werk missfallen. Am 25. März schreibt er an K. Albrecht: „Teile bitte Allen meinen Freunden mit, dass die Première am Freitag in der Osterwoche stattfinden soll, und lass mich auch rechtzeitig wissen, ob Ihr die beabsichtigte Reise in Ausführung bringen werdet, damit ich Billets besorgen kann; offen gasagt wünsche ich, dass Niemand von Euch komme. *An meiner Oper ist nichts besonders Schönes dran*". An seinen Schüler S. Tanejew schreibt Peter Iljitsch in demselben Sinne: „Serjosha [1]), sollten Sie wirklich ernstlich mit der Absicht umgehen, hierherzukommen um meine Oper anzuhören, so bitte ich Sie sehr, dieses Vorhaben aufzugeben, denn an der Oper ist *nichts Gutes dran* und es wäre schade, wenn sie nur um ihretwillen nach Petersburg kämen.

Je weiter die Einstudierung voran schritt umso düsterer und gereizter wurde Peter Iljitsch's Stimmung. Ohne den wahren Grund seiner Verstimmung zu ahnen, erlaubte ich mir eines Tages den ersten Akt des „Opritschnik" einer ziemlich scharfen Kritik zu unterziehen und spöttelte namentlich über die Stelle, wo Andreï im Garten Shem-

1) Serjosha-Sergius.

tschushny's erscheint, um bei Basmanoff Geld zu „pumpen". Peter Iljitsch geriet in einen solchen Zorn, dass er mich anschrie, alswenn ich weiss Gott was verbrochen hätte. Ich war darüber sehr erbittert, da ich damals—wie gesagt-den Grund seines Jähzornes nicht zu finden vermochte. Erst viel später erkannte ich, dass meine Kritik gerade die wundeste Stelle seiner Künstlerleiden getroffen hatte.

Am Tage, als die Affiche des „Opritschnik" zum ersten Mal am Theater ausgehängt werden sollte, schlug ich Peter Iljitsch vor, nach dem Frühstück einen kleinen Spaziergang zu unternehmen und bei dieser Gelegenheit die Affiche in Augenschein zu nehmen. Er ging darauf ein, und wir machten uns auf den Weg. Wie mussten wir aber lachen als wir gewahr wurden, dass die Affiche umgekehrt, d. h. mit dem Kopf nach unten angeschlagen war. Im Scherz begann ich meine zukünftigen „Erinnerungen" an diesen Vorfall zu zitieren und sprach, wie in einem Buch lesend: „Als mein unvergesslicher Bruder" u. s. w. u. s. w. Peter Iljitsch lachte von ganzem Herzen über meinen gar zu frühzeitigen Einfall, die Rolle seines Biographen zu spielen. Vielleicht hätte ich nicht mitgelacht, wenn ich geahnt hätte, dass mein Scherz einstmals Ernst werden sollte.

Entgegen dem Wunsche Peter Iljitch's war zu der am 12. April stattgefundenen Première des „Opritschnik" beinahe das ganze Lehrerkollegium des Moskauer Konservatoriums mit N. Rubinstein an der Spitze in Petersburg erschienen.

Die Rollenbesetzung war folgende:

Andreï Morosoff	N. Orloff.
Bojarina Morosoff.	Fr. Krutikowa.
Fürst Shemtschushny	H. Wassiljew I.
Natalie, dessen Tochter . . .	Fr. Raab.
Moltschan Mitjkoff	H. Soboleff.
Basmanoff	H. Wassiljew II.
Fürst Vjasminsky.	H. Melnikoff.
Zacharjewna, Nataliens Muhme.	Fr. Schröder.

Von diesen Ausführenden hat sich Niemand besonders hervorgethan, es hat aber auch Keiner das Ensemble verdorben. Am besten waren Chor und Orchester. Im Grossen und Ganzen ging die Aufführung glatt von statten, ohne besondere Höhepunkte, aber auch ohne störende

Zwischenfälle. Die Dekorationen und Kostüme waren etwas alt, denn die Theaterdirektion scheute die Kosten einer glänzenderen Inscenierung des neuen Werkes, da der Name Peter Iljitsch's damals noch keine Gewähr dafür bot, dass die Oper durchschlagenden Erfolg erzielen würde.

Aeusserlich war der Erfolg nichtsdestoweniger ein grosser. Nach dem zweiten Akt wurde der Komponist einstimmig hervorgerufen. In der Stimmung des Publikums machte sich jene Aufregung bemerkbar, welche besser als alle Hervorrufe den Erfolg eines Werkes erkennen lässt.

In einer Loge des zweiten Ranges sass unser alter Vater mit seiner Familie. Er strahlte vor Glückseligkeit. Als ich ihm aber die Frage vorlegte, was seiner Meinung nach besser sei für Peter—dieser künstlerische Erfolg, oder der Annen-Orden erster Klasse, den er sich als Beamter vielleicht verdient hätte, so antwortete Ilja Petrowitsch: „Der Annen-Stern wäre doch schöner!" Diese Antwort bewies von Neuem, dass Ilja Petrowitsch in der Tiefe seiner Seele es dennoch bedauerte, dass Peter Iljitsch nicht Beamter geblieben ist. Doch war es nicht kleinlicher Ehrgeiz, von dem sich der Vater leiten liess, und auch keinerlei andere prosaische oder selbstsüchtige Gründe, sondern lediglich die Ansicht, dass gewöhnliche Menschen, Nichtkünstler, ein ruhigeres und glücklicheres Leben führen.

Nach der Vorstellung gaben die Mitglieder der Moskauer und Petersburger Direktionen der Kaiserlich Russischen Musikalischen Gesellschaft zu Ehren Peter Iljitsch's ein Subscriptionssouper im Restaurant Boreille. Bei diesem Souper las der Direktor des Petersburger Konservatoriums, M. P. Asantschewsky, folgendes an Peter Iljitsch gerichtetes Schreiben vor:

Hochverehrter Herr! Der im Jahre 1872 dahingeschiedene Michael Alexejewitsch Kondratjew hat der Petersburger Sektion der Kaiserlich Russischen Musikalischen Gesellschaft ein Kapital von 7500 Rubeln testamentarisch vermacht mit der Verfügung, dass die Zinsen dieses Kapitals an talentvolle russische Komponisten vergeben werden.

In dem Bestreben, die Absicht des Stifters zu verwirklichen, konnte die Petersburger Direktion nicht umhin, ihr Augenmerk auf Ihre kompositorischen Verdienste zu richten. Im Laufe der letzten neun Jahre hatten wir wiederholt Gelegenheit, in den Konzerten der Musikalischen Gesellschaft zuerst in Moskau und später in beiden Haupt-

städten die Schöpfungen Ihrer Kunst kennen zu lernen. Es sind aufgeführt worden: zwei Symphonieen, zwei symphonische Dichtungen („Fatum“ und „Sturm“) eine Konzertouverture (F-dur), die Ouverture zu „Romeo und Julie“, ein Streichquartett und ein Chor aus einer unbeendeten phantastischen Oper.

Indem die Petersburger Direktion die Vorzüge der genannten Komposition voll anerkennt, erstreckt sie ihre Belobigung auch auf die im Druck erschienenen Werke von Ihnen, auf die Stücke für Klavier und Gesang, von denen viele öffentlich zum Vortrag gekommen sind und die hohe Meinung der Zeitgenossen über Ihr Talent förderten und befestigten. Endlich haben Ihre musikalisch-dramatischen Werke („Woiwode“ und „Opritschnik“), welche in Moskau und Petersburg Aufführungen erfahren haben, Ihren Namen weiteren Kreisen bekannt gemacht und Ihrem Talent weitere Sympatien zugeführt.

Die Petersburger Direktion ist glücklich, dank der hochherzigen und patriotischen Stiftung M. A. Kondratjew's in der Lage zu sein, Ihnen, verehrter Herr, durch ein materielles Zeichen ihre grosse Hochachtung auszudrücken. Gestatten Sie, Ihnen anbei die Zinsen jenes Kapitals in der Höhe von 300 Rubeln auszuhändigen und die Bitte daran zu knüpfen, dass Sie diese Summe als einen Tribut der Hochschätzung für Ihre Kompositionen, welche den Konzerten der Russischen Musikalischen Gesellschaft so oft zur Zierde gereicht hatten, gütigst annehmen zu wollen.

Unterschrieben von: M. Asantschewsky, E. Nápravnik, P. Brashnikoff, Baron v. Vietinghoff-Scheel, J. Wargunin, A. Oppel, A. Gerke, W. Trofimoff“.

Die Referate in der Presse über die Erstaufführung des „Opritschnik“ waren ebenso zahlreich als widersprechend. C. Cui hat in seinem Bericht in den „St.-Petersburger Nachrichten“ die Meinung vertreten, dass Alles an dieser Oper schlechter als das Schlechteste sei: „Vom Text könnte man glauben, dass ihn ein Schulbube verfasst habe, welcher nicht die geringste Ahnung von den Anforderungen eines Drama's, geschweige denn einer Oper, besitzt. Ebenso unreif und unentwickelt ist auch die Musik, sie ist arm an Ideen und durchweg schwach, ohne eine einzige hervorragendere Stelle, ohne einen einzigen glücklicheren Einfall, sie besitzt so kapitale Mängel, welche bei einem Schüler oder Anfänger allenfalls erklärlich wären, aber für einen Komponisten, der bereits eine so grosse Menge

Notenpapier verbraucht hat, sind sie geradezu unverzeihlich.... Das schöpferische Talent Tschaikowsky's, welches in symphonischen Werken stellenweise durchblickt, fehlt im „Opritschnik" gänzlich; etwas besser als Alles Andere sind die Chöre; sie sind aber nur deshalb besser, weil die in ihnen zur Bearbeitung gelangten Melodieen Volksliedern entnommen sind. Die gemeinen Kantilenen Tschaikowsky's, sein lügenhaftes, geheucheltes Temperament, der Wagemut, mit welchem er im Flachen und Trivialen versinkt, die Offenherzigkeit, mit welcher er seine Geschmacklosigkeit zeigt--erregen nicht nur tiefes Mitleid, sondern wirken geradezu *abstossend*". Damit—schiene es wäre der ganze Schatz tadelnder Worte erschöpft, C. Cui geht aber noch weiter und behauptet, dass der „Opritschnik" nicht nur keinen Vergleich mit andern Opern der russischen Schule aushalte, z. B. mit „Boris Godunoff", u. a., sondern sogar viel niedriger stehe, als die italienischen Erzeugnisse dieser Art. Mit diesen letzen Worten glaubte C. Cui, wahrscheinlich, dem Autor des „Opritschnik" den Todesstoss versetzt zu haben.

Ganz entgegengesetzter Meinung als C. Cui waren G. Laroche (im„ Musikalischen Blatt") und ein gewisser B. W. (in der „Petersburger Zeitung"). Sie Beide erblicken in der Vorstellung des „Opritschnik" ein hoch bedeutsames und sehr erfreuliches Ereigniss. Laroche sagt: „Während unsere modernen Opernkomponisten miteinander wetteifern und Einer den Andern in der Verneinung der Musik zu übertreffen bestrebt ist, trägt die Oper Tschaikowsky's nicht den Stempel jenes verzweifelten Fortschrittes, sondern zeugt von Begabung und Schönheitssinn. Die Fülle der musikalischen Schönheiten des „Opritschnik" ist so ausserordentlich, dass diese Oper unter den Werken des Komponisten, sowie überhaupt unter den Meisterwerken der russischen dramatischen Musik einen hervorragenden Platz einnehmen wird. Wenn man zu dem seltenen Melodieenreichtum dieser Oper ihren feinen harmonischen Styl, die wundervolle, freie, oft sehr gewagte Stimmführung, die echt russische Kunst, in diatonischen Melodieen chromatische Harmonieen herauszufinden, ferner die üppigen Orgelpunkte (die der Komponist, übrigens, gar zu oft anbringt), die abgerundeten und sehr kunstvoll zu grossen ganzen Sätzen vereinigten Scenen, endlich die wohlklingende, prachtvolle und glänzende Instrumentation hinzufügt, so erhält man in der Summe eine Partitur, welche viele Vorzüge unserer modernen Opernmusik enthält,

während sie gleichzeitig frei von allen ihren Mängeln ist".

Die herbste, die unnachsichtlichste Kritik hat aber Peter Jljitsch selbst an seiner Oper geübt. Folgende Zeilen schrieb er 14 Tage nach der Vorstellung:

„Mich quält der „Opritschnik". Diese Oper ist so schlecht, dass ich bei allen Proben (namentlich bei denen des 3. und 4. Aktes) es nicht aushalten konnte und stets davonlief, um nicht einen Ton mehr zu hören; in der Vorstellung war mir zu Mute, als müsste ich versinken vor lauter Scham. Ist es nicht merkwürdig, dass ich beim Arbeiten an dieser Oper die Vorstellung hatte, es sei Etwas Entzückendes, was ich schriebe?! Und welch eine Enttäuschung in der ersten Probe!! Keine Handlung, kein Styl, keine Inspiration! Die Hervorrufe und das Beifallklatschen in der ersten Vorstellung bedeuten garnichts, denn erstens, waren viele meiner Freunde und Bekannten im Theater, und zweitens, habe ich mich schon früher vorteilhaft eingeführt. Ich weiss, dass die Oper nicht einmal sechs Vorstellungen erleben wird, und das ist mir tödtlich unangenehm".

Die letztere Annahme Peter Iljitsch's hat sich nicht bewahrheitet, denn der „Opritschnik" wurde bis zum 1. März 1881 vierzehn Mal gegeben. Diese Anzahl ist an sich, allerdings, sehr gering, wenn man aber in Erwägung zieht, dass nicht eine einzige der damals aufgeführten neuen Opern (z. B. „Boris Godunow", „Der steinerne Gast" von Mussorgsky, „William Ratkliff", „Angelo" von C. Cui, u. A.) mehr als 16 Mal gegeben worden ist, manche von ihnen sogar nur 8 Mal, so muss man bekennen, dass der „Opritschnik" einen etwas mehr als mittelmässigen Erfolg gehabt hat.

Am dritten Tage nach der ersten Vorstellung des „Opritschnik" reiste Peter Iljtsch nach Italien ab. Ausser dem Wunsch, sich von den Aufregungen der letzten Tage zu erholen, hatte er die Absicht, der ersten italienischen Vorstellung von Glinka's „Leben für den Zaren" in der Eigenschaft eines Berichterstatters der „Russischen Nachrichten" beizuwohnen. Diese Oper ist von Frau Santagano-Gortschakowa ins Italienische übersetzt und dank den Bemühungen der Uebersetzerin vom Teatro dal Verme in Mailand zur Aufführung angenommen worden.

An M. Tschaikowsky:

„Venedig, d. 17/29 April 1874.

Heute promenierte ich den ganzen Tag auf dem Mar-

cusplatz. Bin sehr erschöpft und habe grosse Lust, mit Dir zu plaudern, Modi. Ich bin ohne Aufenthalt bis Venedig durchgefahren. Nur in Warschau musste ich übernachten, was sich aber hätte vermeiden lassen, wenn mich zu Hause Jemand darauf aufmerksam gemacht hätte, dass nur der 4-Uhr-Zug Anschluss in Warschau hat. Meine Seele war sehr melancholisch gestimmt und warum?—aus vielen Gründen, deren einer darin lag, dass ich mich vor Dir schämte. Statt ins Ausland zu reisen und Geld zu verschwenden, hätte ich eigentlich Deine und Anatols Schulden bezahlen sollen,—statt dessen eile ich aber, den herrlichen Süden zu geniessen. Der Gedanke an meinen Geiz und Egoismus hat mich so gequält, dass ich jetzt erst, beim Schreiben dieser Zeilen einige Erleichterung fühle. So vergieb mir denn, mein lieber Modi, dass ich mich selbst mehr liebe, als Dich und die übrige Menschheit.

Du wirst, vielleicht, glauben, dass ich mich als einen Wohlthäter aufspielen will. Ganz und gar nicht. Ich weiss wohl, dass mein Selbstvorwurf zwecklos ist, denn ich setze trotzdem meine Spazierreise fort, während Du mit Deinen Schulden zu Hause sitzest. Und doch hat dieses Bekenntniss mein Gewissen etwas entlastet. Nun will ich aber von Venedig weitererzählen. Erstens ist es hier schrecklich kalt, und das gefällt mir, denn die italienische Hitze habe ich bereits im vorigen Jahr kennen gelernt. Zweitens, die Hôtels sind alle überfüllt und ich habe nur mit Mühe ein sehr unansehnliches Zimmer finden können. Drittens, Venedig ist eine Stadt, in welcher ich -wenn ich längere Zeit hier bleiben müsste—mich schon am fünften Tage vor Verzweiflung erhängt haben würde. Das ganze Leben konzentriert sich auf dem St. Marcusplatz. Ferner, wo man auch hingehen mag, gerät man in ein Labyrinth stinkender Korridore, welche lauter Sackgassen bilden, so dass man nicht weiss wo man sich befindet solange man sich nicht in eine Gondel setzt. Eine Fahrt durch den Canale Grande ist sehr zu empfehlen, denn da sieht man lauter Marmorpaläste, von denen einer schöner als der andere, aber auch einer verwahrloster als der andere ist. Mit einem Wort, man glaubt die verwitterten Dekorationen zum ersten Akt der „Lucrezia“ zu sehen. Dafür ist aber der Dogenpalast die Schönheit und Eleganz selbst, dazu der romantische Hauch des Rates der Zehn, der Inquisition und anderer interessanter Dinge. Diesen Palazzo habe ich von innen und von aussen sehr genau an-

gesehen, bin auch pflichtgemäss in zwei anderen gewesen, sowie in drei Kirchen, in denen eine Menge Bilder von Tizian, Tintoretto, Statuen von Canova und Kostbarkeiten vorhanden sind. Die Stadt ist aber, wie gesagt, sehr düster und wie ausgestorben. Pferde giebt es da nicht, ja nicht einmal einen Hund habe ich zu Gesicht bekommen.

Soeben erhalte ein Telegramm aus Mailand. „Das Leben für den Zaren" kommt erst am 12. Mai (neuen Stils) zur Aufführung, sodass ich beschlossen habe, Morgen direkt nach Rom und später nach Neapel zu reisen, wo ich Deinen Brief erwarten werde".

An A. Tschaikowsky:

„Rom, d. 20. April 1874.

Lieber Toly, ich langweile mich sehr in meiner Einsamkeit; um meine Seele ein wenig zu zerstreuen setze mich hin Dir zu schreiben. Die Einsamkeit ist ein nützlich Ding und ich habe sie sehr gern, aber nur mit Mass. Morgen sind es bereits acht Tage seit ich aus Russland fort bin, und ich habe während dieser ganzen Zeit mit Niemandem nach Herzenslust geplaudert. Ausser der Hôtelbedienung und den Bahnbeamten hat kein Mensch von mir ein Wort gehört. Den ganzen Morgen schlenderte ich durch die Stadt und habe in Wahrheit Grossartiges gesehen: das Colosseum, die Thermen des Caracallus, das Capitol, den Vatikan, das Pantheon und endlich den höchsten Triumph des menschlichen Geistes die Peterskirche. Nachmittags unternahm ich einen Spaziergang durch den Corso und hier überfiel mich ein Spleen, vor dem ich mich durch Briefeschreiben und durch ein Glas Thee zu retten suche.

Ich möchte die Abkühlung der Temperatur ausnutzen und ganz Italien durchreisen. In Venedig ist es so kalt gewesen, dass es mich sogar im Zimmer fror. Zum Aufenthalt in Neapel ist die Abkühlung, welche sich über ganz Italien ausgebreitet hat, sehr angenehm, denn die Hitze ist hier sonst so überaus gross und lästig, dass die Hälfte des Genusses an der Reise verloren geht. Mit Ausnahme einiger historischer und künstlerischer Sehenswürdigkeiten Roms, ist die Stadt selbst mit ihren schmalen Gassen nicht interessant, und ich begreife nicht, wie es möglich ist, das ganze Leben hier zu verbringen, was aber viele Russen thun. Geld habe ich genug, um ganz

Italien zu bereisen. In Venedig nahm ich mir für 173 Francs ein Rundreisebillet, welches bis Neapel und zurück bis Mailand gilt - ausserordentlich billig. A propos, was das Geld anbetrifft, so mache ich mir von dem Tage meiner Abreise aus Russland an die bittersten Vorwürfe wegen meines schnöden Egoismus. Anstatt eine Excursion durch ganz Europa zu unternehmen, wäre es eigentlich meine Pflicht gewesen, Euch Beide, Dich und Modest, beim Bezahlen Eurer Schulden thatkräftigst zu unterstützen. Dieser Gedanke vergiftet mir geradezu meine ganze Reise. Ich spaziere grossartig im Vatikan, während der arme Toly, vielleicht gerade in diesem Augenblick sich bemüht, ein Mittel zu finden, den einen oder den anderen zudringlichen Gläubiger zu befriedigen. Wenn Du nur wüsstest, was ich für Gewissensbisse habe! Aber ich habe mich nun einmal in die Idee verbissen, eine Reise durch Italien zu machen. Es ist doch zu dumm: wenn ich mich zerstreuen wollte, hätte ich doch ebenso gut nach Kiew oder nach der Krim reisen können, das wäre billig und gut! Lieber Toly, umarme Dich kräftig. Ich würde viel darum geben, wenn Du plötzlich hier erscheinen würdest!"

An M. Tschaikowsky:

„Florenz, 27. April 1874.

....Du denkst wahrscheinlich „oh, der glückliche Mensch, bald schreibt er aus Venedig, bald aus Florenz", indessen giebt es wohl kaum einen Menschen, der sich mehr langweilt, als ich in dieser Zeit. In Neapel kam es soweit, dass ich täglich bittre Thränen vergoss vor lauter Heimweh und Sehnsucht nach lieben Wesen. In solchen Momenten der schwarzen Melancholie bin ich bereit, Alles hinzugeben, um ein liebes Gesicht neben mir zu sehen....

Die Hauptursache all' meines Leidens ist aber in Petersburg zu suchen. Es quält mich der „Opritschnik". Ausserdem peinigt mich immer noch Das, wovon ich Dir in meinem ersten Brief geschrieben habe; endlich verfolgt mich hier das fürchterlichste Wetter, das man sich nur vorstellen kann. Die Italiener können sich nicht erinnern je einen solchen Frühling gehabt zu haben. Neapel, wo ich sechs Tage verbracht habe, habe ich so zu sagen garnicht gesehen, da die Stadt bei schlechtem Wetter geradezu unmöglich ist. Die letzten zwei Tage war es ganz unmöglich, das Zimmer zu verlassen. Hals über Kopf bin

ich von da geflohen und will direkt zu Sascha fahren, ohne mich in Mailand aufzuhalten. Ich habe Grund genug, Mailand zu meiden: aus dem Brief eines gewissen Schtschurowsky erfahre ich, dass das „Leben für den Zaren" dort auf die unerlaubteste Weise verhunzt wird. Ich würde also bei meinem Erscheinen dort nicht umhin können, mich in die Sache einzumischen, Ratschläge zu erteilen, welche aber nicht gern gehört werden dürften, was ich ebenfalls Grund genug habe anzunehmen. In Florenz übernachte ich nur. Bei Sascha werde ich nur zwei Tage bleiben und dann direkt nach dem geliebten Moskau reisen, vielleicht werde aber auch den Weg über Petersburg einschlagen, wo ich aber ausser Dir und, selbstverständlich, Vater keinen Menschen sehen will und darum sollst Du zu Niemandem über meine Ankunft sprechen. Es ist möglich, dass Du mich bald nach Empfang dieses Schreibens wiedersehen wirst, bestimmt ist es nicht, denn nach Moskau drängt mich nicht nur die Sehnsucht, sondern auch die Pflicht, d. h. die Theorieklassen, welche mir schon grosse Sorge machen. Eigentlich ist es zwecklos, jetzt noch Briefe zu schreiben, ich thue es aber, um mein Herz auszuschütten. Ich bin auch in Pompeji gewesen, welches einen starken Eindruck auf mich gemacht hat.

In Florenz hatte ich nur Zeit, die Hauptstrassen zu durchlaufen, welche mir sehr gefallen haben. Rom ist mir verhasst, Neapel auch, mag's der Teufel holen! Es giebt nur eine Stadt in der Welt, und das ist—Moskau, übrigens vielleicht auch noch Paris".

Ohne die Mailänder Vorstellung des „Leben für den Zaren"—welche erst am 8/20. Mai stattgefunden hat—abgewartet zu haben, war Peter Iljitsch schon in den ersten Tagen dieses Monats nach Moskau zurückgekehrt.

Die Unzufriedenheit mit dem „Opritschnik" hat nur für kurze Zeit eine fast an Verzweiflung an seinem Können grenzende Niedergeschlagenheit in Peter Iljitsch wachgerufen. Er hatte sich gleichsam nur geduckt, um gleich darauf mit umso grösserer Energie in die Höhe zu schnellen; schon bei seiner Rückkehr nach Moskau hatte er nur den einen sehnlichen Wunsch, sich selbst und den Andern zu beweisen, dass er mehr zu leisten vermag, als er es im „Opritschnik" gezeigt. Diese Partitur erschien ihm wie eine grosse Sünde, die er begangen, wie ein Fehler, der wieder gut gemacht werden musste, wie eine Schuld vor sich und den Andern, welche gesühnt und getilgt werden

musste, es koste was es wolle. Und da gab es nur ein Mittel: eine andere Oper zu komponieren, welche garkeine Aehnlichkeit mit dem „Opritschnik“ hätte und ihn vergessen machen musste.

Im Laufe dieser Saison wurde von der Direktion der Russischen Musikalischen Gesellschaft ein Preisausschreiben für die beste Komposition der Oper „Schmied Wakula“ veröffentlicht. Die Idee dieser Preiskonkurrenz entstand folgendermaassen:

Als A. N. Seroff noch an seiner Oper „Feindesmacht“ arbeitete, wurde er plötzlich von dem Wunsche ergriffen, eine russische komische Oper zu schreiben und wählte als Sujet ein phantastisches Poem von Gogol. Seroff war damals Vorsitzender der Petersburger Sektion der Musikalischen Gesellschaft, hatte als solcher oft Gelegenheit, mit der Grossfürstin Helene zu verkehren und verstand es, nach und nach ihre Gunst für sich zu gewinnen. Als er eines Tages die Idee in Betreff der komischen Oper seiner hohen Patronesse mitteilte, hat sie seinem Vorhaben ein grosses Wohlwollen entgegengebracht und sich sogar bereit erklärt, das Textbuch auf eigene Kosten bei J. Polonsky zu bestellen. Doch hat der Tod den Komponisten dahingerafft, ehe er noch mit der Verwirklichung seiner Idee begonnen hatte. Um sein Andenken zu ehren, setzte die Grossfürstin aus eignen Mitteln zwei Preise aus, einen in Höhe von 1000 Rubeln und den andern in Höhe von 500 Rubeln, welche Denjenigen Autoren ausgezahlt werden sollten, die die besten Opern aus dem nun verwaisten Libretto „Schmied Wakula“ machten.

Im Januar 1873 verschied die Grossfürstin Helene.

Ehe die Petersburger Direktion der Musikalischen Gesellschaft an die Realisierung der von der Grossfürstin ausgesprochenen Absicht schritt, veranstaltete sie bei den musikalischen Autoritäten Russlands eine Rundfrage und holte sich ihre diesbezüglichen Ansichten und Ratschläge ein. Auch Peter Iljitsch wurde befragt und sandte folgende Antwort ein.

An den Fürsten D. A. Obolensky:

„Moskau, d. 7. März 1873.

Ew. Durchlaucht, sehr geehrter Herr D. A.! Die Direktion der Russischen Musikalischen Gesellschaft hat mir das Projekt der Bedingungen des für die Komposition

der Oper „Schmied Wakula“ auszuschreibenden Wettbewerbs zwecks Durchsicht und Begutachtung zugeschickt.

Nach genauer Kenntnissnahme der im Projekt angeführten Bedingungen, an welche sich die Bewerber bei der Komposition des Textbuches von Polonsky zu halten haben werden, und nach reiflicher Ueberlegung bin ich zu dem Schluss gelangt, dass das Projekt sehr zweckentsprechend zusammengestellt ist und alle Punkte klar und unzweideutig zum Ausdruck gekommen sind.

Ich kann aber trotzdem Eurer Durchlaucht nicht verschweigen, dass nach meiner Meinung die Zuerkennung des Preises praktisch nicht ohne Schwierigkeiten durchzuführen sein wird. Der Direktion der Musikalischen Gesellschaft dürfte es doch nicht unbekannt sein, dass eine Oper, wie eine jede Vocalkomposition, keiner bestimmten traditionellen, von den klassischen Meistern geschaffenen Form unterworfen ist, wie eine solche zum Beispiel bei einer Ouverture oder Symphonie üblich ist. Es ist auch allgemein bekannt, dass in unserer Zeit die widersprechendsten Ansichten darüber kursieren, wie der Komponist den Operntext zu behandeln hat. Die Einen geben zu, dass die älteren, namentlich die italienischen Opern, was die Abhängigkeit der Musik vom Text anbelangt, oft sehr gesündigt hätten, sind aber dennoch nicht abgeneigt, in der Opernmusik bestimmte Formen (als da sind: Arien, Duette, Ensemblesätze) anzuwenden. Andere wieder sind in ihrer Jagd nach der grösstmöglichen Realität zu dem Schluss gelangt, dass eine Oper, obwohl sie aus organisch miteinander verknüpften Teilen besteht, dennoch im Grunde ein künstlerischer „nonsens“ sei, dass die Menschen im Leben niemals gleichzeitig mit einander reden, es also auch in der Oper nicht thun dürfen; diese Andern vertreten daher die Ansicht, dass das Recitativ, welches den Tonfall einer sprechenden menschlichen Stimme sklavisch nachahmt und dabei vom Orchester, welches die Stimmung und Charakteristik der handelnden Personen wiederzugeben hat, begleitet wird, dass ein solches Recitativ die einzig mögliche und logische Form der Oper sei. Angesichts dessen, dass man unabhängig von den Schönheiten der Musik eine Oper sehr oft nach Massgabe derartiger vorausgenommener Theorieen beurteilt und auf Grund dieser letzteren von vornherein die Logik, die Berechtigung der Form eines Werkes in Frage stellt, bevor man noch den rein musikalischen Wert desselben einer Prüfung un-

terzogen hat, — und eine solche theoretische Aburteilung der eingesandten Partituren seitens des Komitées schliesst bei einer Preiskonkurrenz die absolute Gerechtigkeit aus— fürchte ich, dass unsere Komponisten in ihrem Eifer nachlassen könnten, sobald sie in Ewägung ziehen, dass man von ihren Werken solche äusserliche Formalitäten und Uebereinstimmung mit Theorieen verlangen werde, die ihren ästhetischen Grundsätzen widersprechen. Das ist der Grund, weshalb die Oper sich für einen Preiswettbewerb am wenigsten eignet.

Um aus dieser schwierigen Lage herauszukommen wird die Direktion der Musikalischen Gesellschaft es vielleicht nicht für unnötig finden, auf die Art der Musik, welche am besten dem Text entspricht, hinzuweisen und vorzuschreiben, ob die Oper aus einzelnen Nummern bestehen soll, oder ob sich die Komponisten an die neuere Richtung der Opernmusik zu halten haben.

Da ich selbst Komponist bin und vielleicht an der Bewerbung teilnehmen werde, so habe ich kein Recht und auch keinen Grund, an dieser Stelle meine persönliche Ansicht darüber kund zu thun und es erübrigt mir nur, meinem dringenden Wunsche Ausdruck zu geben, dass die Direktion geeignete Mittel finden möge, jede Unentschlossenheit seitens der Bewerber unmöglich zu machen und durch möglichst genaue, detaillierte Angabe dessen, was für die Bewerbung erforderlich, eine recht rege Teilnahme an der Konkurrenz anzufachen.

Da Nikolai Gregorjewitsch Rubinstein in dieser Angelegenheit mit mir vollkommen übereinstimmt, so beauftragt er mich, Ew. Durchlaucht mitzuteilen, dass er es nicht für nötig hält, eine besondere Antwort auf Ihr Schreiben zu senden und Sie bittet, gegenwärtige Zeilen als den Ausdruck unserer gemeinschaftlichen Meinung gütigst ansehen zu wollen".

Der Termin, bis zu welchem die Partituren der Bewerber spätestens bei dem Preisrichterkollegium eingegangen sein mussten, wurde auf den 1. August 1875 festgesetzt. Die preisgekrönte Oper sollte ausserdem das Recht der Aufführung auf der Kaiserlichen Bühne in Petersburg erhalten.

Anfangs konnte sich Peter Iljitsch nicht entschliessen, die Oper in Arbeit zu nehmen, da er fürchtete, dass sie verloren gehen könnte. Nichtsdestoweniger las er das Libretto aufmerksam durch und wurde von ihm ganz hin-

gerissen. Die Frische des Kolorits, die Eigenart und Vielseitigkeit der musikalischen Aufgaben, die wundervollen Verse und die Poesie des Gogolschen Märchens entzückten Peter Iljitsch's Phantasie derart, dass er dem Drange, die Musik zu diesem Textbuch zu schreiben, nicht widerstehen konnte. Die Preiskonkurrenz spielte hierbei nur eine nebensächliche Rolle und war für den Beginn der Arbeit keineswegs bestimmend. Und dennoch fürchtete Peter Iljitsch die Konkurrenz, aber nicht wegen des etwaigen Nichtgewinnes des Preises, sondern lediglich in der Annahme, dass seine Arbeit, wenn sie nicht preisgekrönt werden, auch niemals zur Aufführung im Marientheater kommen würde. Nur aus diesem Grunde hat er es für nötig gefunden, bevor er an die Arbeit ging in Erfahrung zu bringen, ob A. Rubinstein, Balakireff und Rimsky-Korsakoff an der Bewerbung teilnehmen wollten. Erst nachdem er die Versicherung erhalten hatte, dass diese ihm ebenbürtigen Komponisten nicht die Absicht hatten, mit ihm zu wetteifern, machte er sich, ganz verliebt in seine Aufgabe, mit Leidenschaft an die Arbeit.

Mit Beginn der Sommerferien reiste Peter Iljitsch direkt nach Nisy zu Kondratjew und machte sich sofort, ohne Zeitverlust an die Arbeit. Er musste sich sehr beeilen, denn er war irrtümlicherweise in dem Glauben, dass der letzte Termin für die Ablieferung der Opern an das Preisrichterkollegium der 1. August dieses Jahres (1874) sei, ausserdem hatte er den brennenden Wunsch, seine Schuld um den „Opritschnik" so schnell als möglich wieder gut zu machen.

An M. Tschaikowsky:

„Nisy, d. 18. Juni.

....Meine Lebensweise ist hier derart, dass für die (überhaupt lästige) Korrespondenz meine Zeit nicht reicht. Erstens trinke ich Karlsbader Brunnen, und zweitens, wage ich es entgegen Deinen Ratschlägen dennoch, den „Wakula" zu komponieren. Meine Zeiteinteilung: um $6\frac{1}{2}$ Uhr stehe auf, trinke 5 Glas Karlsbader; um 9 Thee; dann bis 12 Lesen und Klavierspielen (hauptsächlich Schumann); um 1 Frühstück; von 1– 3 Arbeit, d. h. Komposition des „Wakula"; 3—5 die erste Kartenpartie, dann Baden und Mittagessen. Nach dem Mittag einsamer Spaziergang; um 9 der Abendthee und gleich darauf die zweite Kartenpartie; um 11 zur Ruhe. Diese Ordnung dauert ohne wesentliche Aenderungen nun schon zwei Wochen. Wir leben ganz

einsam. Manchmal besucht uns der Arzt oder einer der Brüder Kondratjews. Ich bin mit dieser Lebensweise sehr zufrieden und erwarte von ihr, sowie von der Brunnenkur, einen grossen Nutzen für meine Gesundheit".

Mitte Juli begab sich Peter Iljitsch nach Ussowo und brachte die fast ganz fertigen Skizzen der neuen Oper mit, sodass er bald darauf mit der Instrumentierung beginnen konnte. Es ist erstaunlich, dass er bei einer nicht mehr als zweistündigen täglichen Arbeit und bei der von ihm beschriebenen Lebensweise so viel hatte fertigstellen können. In Ussowo musste er die Zahl der Arbeitsstunden nahezu verdoppeln, dafür war aber bei seiner Rückkehr nach Moskau (Ende August) die Partitur des „Wakula" ganz fertig. Peter Iljitsch hat also für die Herstellung der ganzen Oper nicht volle drei Monate gebraucht. Mit einer solchen Schnelligkeit hat er kein einziges seiner Werke komponiert. Allerdings ist auch keine einzige seiner Opern unter einer so lange anhaltenden Inspiration entstanden und mit so viel Lust und Liebe gearbeitet worden. Auch in der Folge blieb in Peter Iljitsch eine grosse Anhänglichkeit, ja Zärtlichkeit zu seinem „Wakula" zurück. Bis ans Ende seiner Tage war der Komponist überzeugt, dass diese die beste seiner Opern sei. Im Jahre 1885 hat er sie etwas umgearbeitet, aber nur sehr unwesentlich: die Aenderungen betrafen nur manche Stellen der Instrumentation, ausserdem wurden einige Nummern im volkstümlichen Styl hinzugefügt. Im Grossen und Ganzen blieb die Oper so wie sie war. Wir werden an geeigneter Stelle zu diesem Werk zurückkehren.

In dieser Saison hat Peter Iljitsch's Ruhm grosse Fortschritte gemacht. Der Erfolg seiner zweiten Symphonie und die Aufführung des „Opritschnik" haben seinen Namen in Petersburg ebenso bekannt gemacht, wie er in Moskau schon war. Ausserdem ist sein Ruf auch ins Ausland gedrungen.

In seinen anlässlich der Erstaufführung des „Leben für den Zaren" in Mailand an die „Allgemeine Zeitung" gerichteten Korrespondenzen schreibt Hans von Bülow über Peter Iljitsch Folgendes:

„Allgemeine Zeitung" № 148 (1874):
Musikalisches aus Italien.

Mailand 21—22 Mai.

.....Wir kennen zur Zeit nur einen, der gleich Glinka

unermüdlich „strebend sich bemüht", und dessen bisher gelieferte Arbeiten, obwohl noch nicht zur der seinem Talent entsprechenden völligen Reife gelangt, doch bereits die sicherste Bürgschaft in sich tragen, dass diese Reife nicht ausbleiben wird. Es ist dies der in jugendlichem Mannesalter stehende Compositions-Professor am Kaiserlichen Conservatorium in Moskau — Herr Tschaikowsky. Ein schönes Streichquartett von ihm hat sich bereits in vielen deutschen Städten eingebürgert. Gleiche Beachtung verdienen viele seiner Claviercompositionen, zwei Symphonien und vor allem eine ungemein interessante, durch Originalität und blühenden Melodienfluss sich empfehlende Ouverture zu „Romeo und Julie". Vermöge seiner Vielseitigkeit, wird dieser Componist vor der Gefahr geschützt bleiben, einer Nichtbeachtung im Auslande anheim zu fallen, wie sie dem mit vaterländischem Ruhme zufrieden gestellten Glinka zutheil geworden ist.

H. v. Bülow.

Wie gross der Erfolg des D-dur-Quartetts im Auslande gewesen sein muss ersieht man aus dem Umstand, dass— als Jurgenson Ende dieser Saison eine zweite Auflage des Quartetts ins Werk setzen wollte und bei dieser Gelegenheit Erkundigungen über den Verbleib der ersten Auflage einzog—es sich herausstellte, dass nur 11 Exemplare in Russland verkauft und die übrigen ins Ausland verlangt worden sind.

Die chronologische Reihenfolge der Kompositionen Peter Iljitsch's im Laufe der Saison 1873—1874 ist folgende:

1) Op. 18. „Der Sturm", symphonische Fantasie für grosses Orchester über ein Programm von Shakespeare. Komponiert zwischen dem 7. und 17. August, instrumentiert bis zum 10. Oktober. An Wladimir Wassiljewitsch Stassow gewidmet. Zum ersten Mal aufgeführt am 7. Dezember 1873 in Moskau unter Leitung N. Rubinsteins. Verlag Jurgenson.

2) Op. 21. Sechs Klavierstücke über ein Thema. I. Präludium, II. Fuge, III. Impromptu, IV. Trauermarsch, V. Mazurka, VI. Scherzo. Gewidmet an A. Rubinstein. Komponiert vor d. 30. Oktober 1873. Verlag Bessel.

3) Op. 22. Quartett № 2 (F-dur) für zwei Violinen, Viola und Violoncello. Dem Grossfürsten Konstantin gewidmet. Dieses Werk ist Ende Dezember 1873 oder Anfang Januar 1874 begonnen und vor d. 26. Januar been-

det worden (was aus dem Brief dieses Datums hervorgeht). Bald darauf ist dieses Quartett auf einer Soirée bei N. Rubinstein gespielt worden und es ist sehr wahrscheinlich, dass Peter Iljitsch bei dieser Gelegenheit verschiedene Mängel an seinem Werk entdeckt hatte, denn er arbeitete bis Mitte Februar von Neuem daran. Oeffentlich ist dieses Quartett am 10. März 1874 zum ersten Mal gespielt worden. Verlag Jurgenson.

4) Op. 14. „Wakula der Schmied", Oper in drei Akten und sieben Bildern. Der Text ist einem Märchen von Gogol entnommen und von J. Polonsky in Verse gesetzt. Dem Andenken der Grossfürstin Helene gewidmet. Komponiert und instrumentiert im Laufe des Sommers 1874. Später ist diese Oper von Peter Iljitsch umgearbeitet worden und hat den Namen „Tscherewitschki" erhalten. Verlag Jurgenson.

J. P. Polonsky hat es mit ausserordentlich viel Geschmack, Talent und Geschick verstanden, das köstliche Märchen von Gogol in ein Opernlibretto umzuwandeln. Das Fehlen der Einheit der Handlung, des Knotenpunktes, auf welchem die Aufmerksamkeit des Zuschauers hätte konzentriert werden müssen, hat nicht der Librettist verschuldet, sondern es lag an dem Stoff selbst. Den Roman Wakula's mit Oxana noch weiter ausspinnen, ihn in den Vordergrund stellen—hiesse die herrliche Schöpfung des berühmten Autors verstümmeln. Hätte Polonsky das gethan, so würden die Vorwürfe in der Korruption Gogols viel begründeter sein, als diejenigen, welche ihn für das Episodenhafte seines Textbuches trafen. Was schadet's denn, dass es episodenhaft, da doch eine jede Episode an sich so überaus reizvoll und künstlerisch ist und eine hochtalentvolle Feder verrät? Ich behaupte sogar, dass, wenn die ganze Handlung sich um die Liebesgeschichte Wakula's und Oxana's drehen würde—das Textbuch in den Augen Peter Iljitsch's jeglichen Reiz verloren und ihn nicht zur Komposition dieser Oper hingerissen hätte. Ehe ich an die Erzählung des Scenariums schreite, muss ich bemerken, dass der Hauptvorzug der Dichtung Polonsky's in seinen Versen liegt, welche sich mit einer geradezu verblüffenden Kunstfertigkeit an die Sprache Gogols halten.

Erster Akt: winterliche Landschaft im Dorf Dikanjka. Mondnacht. Aus einer Hütte kommt die Hexe Ssolocha, um sich am Mondenschein zu erfreuen. Es kommt auch ein Teufel hinter ihr gesprungen und macht ihr den Hof. Humoristisches Duett. Die Hexe und der Teufel beschliessen,

einen Flug durch die Lüfte zu machen. Ssolocha entfernt sich einen Besen zu holen und das Feuer im Ofen zu schüren, um auf einem Rauchwölkchen durch den Schornstein hinauszufliegen. Währenddessen thut der Teufel in einem Monolog seinen Hass gegen Wakula kund, welcher sein Bild an die Wand gemalt hat, und zwar „hat's der Verfluchte so gemalt, dass alle dummen Teufel vor Freude lachten". Darauf beschwört er aus Rache gegen Wakula einen Schneesturm herauf. Da fliegt die Hexe auf ihrem Besen zum Schornstein hinaus. Der Teufel fliegt hinter ihr her und stiehlt den Mond. Sturm und Finsterniss. Tschub, der Vater Oxana's, welcher vom Djak zu einer Suppe eingeladen ist, kommt dahergegangen, verliert aber den Weg, irrt umher und gelangt endlich, ohne es zu ahnen, vor die Thür seiner eigenen Hütte. Dichte Schneewolken verhüllen die ganze Bühne. Der Sturm pfeift. Nach einer Weile lichten sich die Wolken und der Zuschauer erblickt das Innere der Hütte Tschubs. Oxana allein. Sie singt ein melancholisches Liedchen, blickt dann in den Spiegel und erfreut sich an ihrer Schönheit. Wakula erscheint. Alle seine leidenschaftlichen Worte der Liebe beantwortet die stolze und eigensinnige Schöne mit einem Hohnlachen und verschwindet endlich ins Nebengemach. Da erscheint Tschub. Wakula, der ihn nicht erkennt und für einen Fremdling hält, stösst ihn wieder zur Thür hinaus. Auf den Lärm kommt Oxana herbei. Als sie gewahr wird, dass Wakula ihren Vater hinausgejagt hat, stösst sie ihn von sich. Wakula entfernt sich und Oxana bleibt wieder allein. Wakula dauert sie und doch kann sie nicht ohne Lachen an ihn denken: „möchte weinen und lachen zugleich".

Zweiter Akt: in der Hütte der Hexe Ssolocha. Diese ist eben erst von dem Flug durch die Lüfte zurückgekehrt und bringt ihre Toilette in Ordnung. Der Teufel steigt aus dem Ofen und charmiert mit der Hexe. Sie tanzen einen Hopak, während aus allen Löchern und Ritzen kleine Teufelchen in Gestalt von Heimchen und Schwaben herausgekrochen kommen und die Tanzmusik machen. Da klopft es an der Thür. Der Teufel versteckt sich schnell in einen Sack. Es erscheint Golowa. Gleich darauf klopft es wieder. Golowa versteckt sich schleunigst — auch in einen Sack. Es erscheint Djak. Kaum ist er eingetreten, klopft es zum dritten Mal und Djak kriecht schnell — ebenfalls in einen Sack. Tschub tritt ein und muss — auch in den Sack, denn es klopft schon wieder. Als letzter kommt Wakula.

Trotz der Einseitigkeit der Handlung sind alle vier Scenen—eine komischer als die andere, eine köstlicher als die andere! Wakula ist der Sohn der Ssolocha. Er ist in Gedanken an seine hartherzige Geliebte ganz versunken und trägt die Säcke, ohne ihre Schwere zu merken, einen nach dem andern davon und in die Schmiede. Zweites Bild: Strasse im Dorf Dikanjka. Der Mond ist wieder an seinem Platz. Die Buben und Dirnen des Dorfes singen Weihnachtslieder. Auch Oxana ist unter ihnen. Sie erblickt Wakula und kann sich des Verlangens nicht enthalten, ihn wieder ein wenig zu necken. Sie erklärt ihm, dass sie erst dann mit ihm Hochzeit feiern würde, wenn er die Schuhe, welche die Zarin selbst trägt, für sie erlange. Wakula kann ihren Hohn nicht länger ertragen, ist überzeugt, dass sie ihn nicht liebt, und will sich ertränken. In seiner Zerstreutheit lässt er die schwersten Säcke liegen und trägt nur den Sack mit dem Teufel auf seinen Schultern davon. Die Buben und Dirnen öffnen die Säcke und—Golowa, Djak und Tschub entsteigen unter tollem Gelächter der übermütigen Jugend ihren merkwürdigen Verstecken.

Dritter Akt. Das erste Bild zeigt uns eine entlegene Waldlichtung in der Nähe des Flusses. Die Nixen unter dem Eis singen klagend, dass sie es „so kalt, ach so kalt" haben,—„wie im Gefängniss sitzen wir unter dem Eis. Der Mond, der rötliche Mond steht über dem Fluss, ein Wölkchen—kaum sichtbar—zieht an ihm vorbei"!... Auf ihre Klagelaute antwortet nur die zornige Stimme des Waldgeistes. Wakula kommt, den Tod im Wasser zu suchen. Kaum hat er den Sack auf die Erde gelegt, so kriecht der Teufel aus seinem Versteck heraus, fällt über Wakula her und verlangt, dass er ihm um Oxana seine Seele verkaufe. Wakula geht darauf ein und will den Vertrag mit seinem Blut unterschreiben. Für einen Augenblick lässt ihn der Teufel los, und Wakula benutzt diese Gelegenheit, um nun seinerseits über den Teufel herzufallen. Er stellt ihm die Gegenforderung, dass er ihn zur Zarin bringe und die Schuhe für Oxana erlange. Der Teufel ist damit einverstanden, und Beide entfliegen nach Petersburg. Zweites Bild: Wakula kommt mit dem Teufel in Petersburg an. Ersterer mischt sich unter die Saporoger [1]), welche an diesem Tage vor den Augen des Zaren erscheinen sollen. Drittes Bild: ein Saal im Zarenschloss. Festliche Polonaise.

---

[1]) Kosaken, welche jenseits der Wasserfälle des Dniepr wohnen.

Der Durchlauchtigste tritt ein und ruft die Nachricht über den Sieg des russischen Heeres aus. Allgemeine Freude. Menuett. Unterdess werden die Saporoger dem Zaren vorgestellt. Wakula nimmt die günstige Gelegenheit wahr und erbittet sich die Schuhe (Tscherewitschki) der Zarin. Sie werden ihm bewilligt. Der Durchlauchtigste veranlasst die Fürstentochter Temira, zur Unterhaltung der Gäste einen russischen Tanz zu tanzen. Sie thut das auch. Darauf tanzen die Saporoger einen Hopak. In der Zeit, da sich alle entfernen, um einer Theatervorstellung beizuwohnen und die Komödie „Prinz Chlor, oder die Rose ohne Dornen" anzusehen, fliegen der Teufel und Wakula mit den erhaltenen Schuhen der Zarin zu Oxana ins Dorf Dikanjka zurück. Viertes Bild: Weihnachtsmorgen. Glockengeläute. Das Volk kommt aus der Kirche. Alle sind fröhlich, nur Ssolocha und Oxana heulen und klagen, die erstere über das plötzliche Verschwinden ihres Sohnes, die andere über den vermissten Geliebten, über den sie sich so hartherzig lustig gemacht hatte. Da erscheint Wakula, bringt Oxana die Schuhe und Geschenke für ihren Vater. Schlusschor.

Die musikalisch-kritische Thätigkeit Peter Iljitsch's war in dieser Saison nicht so ausgiebig, wie in der vorigen. Von September bis Mai hatte er nur neun Feuilletons geschrieben.

XI.

1874—1875.

Erst nach seiner Ankunft in Moskau erkannte Peter Iljitsch seinen Irrtum in Betreff des Termins für die Einsendung der Preisbewerbungsarbeiten. Das hat ihn sehr verstimmt. Wie wohl jeder Autor, brannte auch er von Ungeduld, sein Werk so bald als möglich aufgeführt zu sehen. Diese Ungeduld verschärfte sich im vorliegenden Falle noch dadurch, dass Peter Iljitsch ans Warten nicht gewöhnt war, denn N. Rubinstein brachte seine Werke

Peter Iljitsch Tschaikowsky im Jahre 1874.

stets so zu sagen noch mit nasser Tinte auf das Podium; ausserdem war Peter Iljitsch mit seinem neuen Erzeugniss so zufrieden, wie noch nie zuvor. Der Wunsch „Wakula" auf der Bühne zu sehen und dadurch den schlechten Eindruck des „Opritschnik" zu verwischen artete in Peter Iljitsch geradezu in eine „idée fixe" aus und verleitete ihn zu einer Handlung, welche ihm in ruhigerer Stimmung sicherlich als verwerflich erschienen wäre.

Peter Iljitsch verstand sich überhaupt nicht auf das Wahren von Geheimnissen, zumal wenn es sich—wie es ihm schien—um die Rehabilitation seiner Komponistenehre handelte, welche durch den „verhassten Opritschnik ins Wanken geraten war". Daher gab er sich nicht nur keine Mühe, seine Teilnahme an der Preiskonkurrenz geheim zu halten, sondern im Gegenteil: er sprach darüber zu Jedermann. Ja, er bekundete sogar eine für einen Mann in seinem Alter eine schier unglaubliche Naivetät und machte bei der Direktion der Petersburger Theater den Versuch, die Aufführung des „Wakula" vor der Preiskonkurrenz zu veranlassen. Aus dem Brief, den er zu seiner Rechtfertigung geschrieben und den ich weiter unten wiedergeben werde, ersieht man, wie wenig er damals noch die ganze Ungerechtigkeit seiner Handlungsweise gegenüber den andern Bewerbern begriff und welch' ungenügende Vorstellung er von der Bedeutung seiner Schwatzhaftigkeit in einer solchen Sache wie eine Preiskonkurrenz, hatte, in welcher doch das Namensgeheimniss der Bewerber die erste und wichtigste Bedingung für eine gerechte Beurteilung ihrer Arbeiten bildet.

An I. P. Tschaikowsky:

„27. September 1874.

.... Erstens, bin ich ganz gesund, und zweitens—sehr zufrieden mit meiner neuen Wohnung, welche Modest mit mir zusammen ausgewählt hat. Er würde sie jetzt kaum wieder erkennen — so hübsch ist sie geworden. Sonst ist Alles beim Alten".

An E. Nápravnik.

„19. Oktober.

Heute habe ich erfahren, dass Sie und der Grossfürst sehr unzufrieden seien über meinen Versuch, meine Oper unabhängig von der Jury auf die Bühne zu bringen. Ich bedaure sehr, dass meine absolut privat an Sie und Kondratjeff gerichtete Anfrage zur Kenntniss des Grossfürsten gebracht worden ist, welcher nun wahrscheinlich glaubt, dass ich mich den Satzungen der Preiskonkurrenz nicht fügen will. Die Sache erklärt sich jedoch höchst einfach. Ich hatte, nämlich, irrtümlicherweise angenommen, dass der Schlusstermin für die Einsendung der Arbeiten auf den 1. August 1874 festgesetzt sei, und habe mich mit der Fertigstellung der Partitur daher sehr beeilt. Erst in Moskau bemerkte ich, dass ich mich geirrt habe und nun länger als ein Jahr auf die Entscheidung warten müsste. In meiner Ungeduld mich der Aufführung meiner Oper (welche mir in der That viel mehr wert ist, als Geld) zu vergewissern habe ich in einem Antwortschreiben an Kondratjeff ganz privatim angefragt, ob meine Oper unabhängig von der Preiskonkurrenz zur Aufführung angenommen werden könnte. Ich bat ihn, gelegentlich mit Ihnen darüber zu sprechen und mir dann Antwort zu geben. Jetzt sehe ich wohl ein, dass ich eine grosse Dummheit begangen habe, da ich über den Text der Oper nicht allein zu verfügen habe. Sie hätten einfach Kondratjeff beauftragen sollen mir zu schreiben, dass ich thöricht sei, anstatt mich wegen hinterlistiger Absichten (die ich nie gehabt habe) zu verdächtigen. Ich bitte Sie, Ihren Verdacht zu zerstreuen und auch den Grossfürsten dazu zu veranlassen, welcher — wie ich von Rubinstein gehört — sehr unzufrieden gewesen sein soll.

Erlaube mir, Ihnen meinen Dank auszusprechen für die Aufnahme meines „Sturmes" in Ihr Repertoir. Bei die-

ser Gelegenheit möchte ich einen kleinen Fehler in der Instrumentation gut machen: ich habe, nämlich, bemerkt, dass in der Introduktion, wo die Streicher alle in drei geteilt sind und jede Stimme ihren eignen Rythmus hat, die ersten Geigen zu laut klingen — erstens, weil sie stärker sind, als die Andern, zweitens weil sie höhere Noten spielen. Es wäre wünschenswert, dass an der betreffenden Stelle überhaupt kein bestimmter Rythmus herausgehört werden könnte, und bitte ich Sie daher, die ersten Geigen ppp spielen zu lassen, die Andern aber einfach p.

An M. Tschaikowsky:

„29. Oktober.

Stelle Dir vor, Modi, dass ich bis Heute noch über dem Klavierauszug meiner Oper sitze. Ich hatte diese Arbeit eigentlich von mir abwälzen wollen und übertrug sie zum Teil Langer [1]), zum andern Teil Rasmadse [2]). Sie Beide haben aber entweder Garnichts oder so schlecht gemacht, dass ich Alles umarbeiten muss. Aus diesem Grunde bin ich sehr beschäftigt und finde keine Zeit, alle Briefe zu beantworten. Bin Dir für beide Briefe sehr dankbar: sie haben mir grosse Freude bereitet, zumal da Du sie mit der Eleganz eines Sevigné schreibst. Im Ernst: Du besitzest eine literarische Ader, und ich würde mich riesig freuen, wenn diese Ader plötzlich so stark zu pulsieren anfinge, dass Du ein Autor würdest. Dann könnte ich, hoffentlich, auch endlich einmal zu einem hübschen Libretto kommen, denn es ist zum Verzweifeln: man sucht und sucht und findet Nichts Gescheites. Der Dichter Berg (Redakteur verschiedener russischer Zeitschriften, z. B. „Graschdanin", „Niwa", u. a.) hat mir vorgeschlagen eine Oper aus der Zeit der Hussiten und Taboriten zu machen. Ich fragte ihn, ob er schon einen bestimmten Plan habe; nein — garkeinen: es gefällt ihm nur, dass sie Hymnen singen!!! Gerade jetzt würde ich viel geben um ein gutes Libretto aus der ausländischen Geschichte!

Mir geht es ganz gut, soweit es bei dem fürchterlichen Geldmangel, an dem ich seit meiner Ankunft in Moskau zu leiden habe, Einem überhaupt gut gehn kann. Auf den Preis kann ich nicht hoffen, denn die Konkurrenz ist, wie es sich erweist, erst Ende nächsten Jahres. Neues schreibe

1) E. L. Langer—ein Kollege und Freund Peter Iljitsch's.
2) A. S. Rasmadse—Lehrer für Musikgeschichte am Moskauer Konservatorium.

ich vorläufig noch Nichts. Wollte ein Klavierkonzert beginnen, es will mir aber nicht recht gelingen.

Sitze sehr viel zu Hause, komme aber leider wenig zum Lesen: arbeite oder spiele. „Boris Godunow“ und „Dämon“ habe ich gründlich durchstudiert. Die Musik von Mussorgsky schicke ich von ganzem Herzen zum Teufel: sie ist die gemeinste, die niedrigste Parodie der Musik. Im „Dämon“ habe ich viele schöne Stellen gefunden, aber auch viel Ballast. Sonntags spielt bei uns das Russische Quartett, welches auch mein D-dur-Quartett vorgetragen hat.

Es freut mich sehr, dass mein zweites Quartett Dir, sowie der Malosjomowa [1]) und den andern sich für mich interessierenden Menschen gefallen hat. Dieses Quartett ist mein bestes Werk: keine meiner Kompositionen hat sich so leicht, so einfach ergossen, wie diese. Ich habe dass Quartett fast in einem Zuge fertiggestellt. Es wundert mich sehr, dass es dem Publikum nicht gefallen hat, denn ich war immer der Meinung, dass die auf diese Art hergestellten Werke die meisten Chancen auf einen grossen Erfolg haben“.

Wie Peter Iljitsch aus meinem Brief herausgelesen haben will, dass das Quartett keinen Erfolg gehabt, — ist mir unerfindlich. Dass das Quartett sehr gefallen hat, ersieht man schon aus der Thatsache, dass es noch in derselben Saison und den nämlichen Exekutierenden zu einem nochmaligen Vortrag gebracht worden ist. Auch die Presse hat sich lobend über dasselbe geäussert. Selbst C. Cui nannte es „ein schönes talentvolles, leicht dahinfliessendes Werk, welches von eigenartiger Erfindungsgabe zeugt“ u. s. w. Laroche meint, es wäre ernster und bedeutender, als dass erste Quartett, und Faminzin behauptet, dass Tschaikowsky grosse Fortschritte darin bekundet und sagt: „Der erste Satz ist ebenso stylvoll, wie dass A-moll-Quartett von Beethoven“.

Am 1. November wurde im zweiten Konzert der Musikalischen Gesellschaft zu Petersburg unter Leitung Nápravniks der „Sturm“ aufgeführt und hatte einen grossen Erfolg.

Stassow an P. J. Tschaikowsky:

„13. November 10 Uhr Morgens.

Komme soeben von der Probe zum Sonnabendkonzert.

[1]) S. A. Malosjomowa, eine Studiengenossin Peter Iljitsch's, war damals Klavierlehrerin am Petersburger Konservatorium.

Man spielte zum ersten Mal Ihren „Sturm“. Ich und Rimsky-Korsakoff sassen allein im leeren Saal und zerflossen vor lauter Wonne.

Wie herrlich schön ist doch Ihr „Sturm“!! Welch' unvergleichliches Werk!! Allerdings, der Sturm selbst ist weniger bedeutend und zeichnet sich nicht durch Neuheit aus, auch Prospero ist nicht besonders, endlich haben Sie da zum Schluss eine so ordinäre Kadenz, wie in einem italienischen Opernfinale,—das sind drei kleine Flecken. Dafür ist aber Alles Andere—wunderbar, herrlich!! Kaliban, Ariel, die Liebesscene —das Alles gehört zu den allerschönsten Erzeugnissen der Kunst. In beiden Liebesscenen—welch eine Leidenschaft, welch' eine Wollust! Ich finde keinen Vergleich?! Und dieser prachtvolle wild-ungetüme Kaliban, der entzückende Aufschwung Ariels—herrlich, herrlich!

Das Orchester in diesen Scenen ist wiederum bezaubernd!

Wir Beide, Rimsky und ich, machen Ihnen unsere tiefsten, unterthänigsten Komplimente nebst einem kräftigen Händedruck. Am Freitag, Uebermorgen, wollen wir wieder in die Probe gehn. Es ist nicht möglich sich dessen zu enthalten“...

Der „Sturm“ hat nicht nur Stassow und der „Schaar“ gefallen, sondern sogar im feindlichen Lager Anerkennung gefunden. Nur Laroche fällte ein absprechendes Urteil über dieses Werk. Er sagt, Tschaikowsky nähere sich in seiner Programmmusik, namentlich in „Romeo und Julie“, was Form und Instrumentierung anbelangt—Litolff, in harmonischer Beziehung aber—Schumann und Glinka, speziell über den „Sturm“ meint er, es sei ein Werk, welches als Ganzes vor der Kritik nicht Stich hält, und fährt fort: „Schön, ja sehr schön, sind eigentlich nur die Einzelheiten, aber auch diese sind nicht alle gleichwertig: so ist der „Sturm“ selbst, beispielsweise, lange nicht so bedeutend, wie bei Berlioz in dessen Fantasie über das gleiche Thema. Bei Tschaikowsky zeichnet sich der „Sturm“ hauptsächlich durch lärmende Instrumentation aus, welche in der That so ohrenbetäubend, dass sie geeignet ist, die Neugier eines Fachmanns in Bezug auf die technischen Mittel zu erwecken, durch welche der Komponist einen so unglaublichen Höllenspektakel zu erzeugen im Stande war“.

An A. Tschaikowsky:

„21. November.

Toly, Euer gemeinschaftliches Schweigen beginnt mich zu beunruhigen. Ich fange an zu fürchten, dass Etwas Schlimmes geschehen und Einer von Euch, vielleicht, erkrankt sei. Namentlich wundert mich Modest. Es ist mir bekannt, dass vor einigen Tagen mein „Sturm" aufgeführt worden ist. Warum schreibt Niemand ein Wort darüber? Nach dem Quartett hatte mir Modest einen ausführlichen Bericht gesandt, damals hatte auch Malosjomowa geschrieben. Jetzt aber — Niemand, ausser Stassow. Merkwürdig!

Ich bin ganz in die Komposition eines Klavierkonzerts versunken. Ich wünsche sehr, dass es Rubinstein in seinem Konzert zum Vortrag bringt. Die Arbeit geht sehr langsam vorwärts und will nicht recht gelingen. Ich bleibe aber meinem Prinzip treu, und zwinge meinen Kopf, Klavierpassagen auszutifteln: das Resultat davon ist eine gelinde Nervosität. Daher möchte ich auch so sehr eine Reise nach Kiew unternehmen, um mich ein wenig zu zerstreuen, obwohl jene Stadt — da Toly nicht mehr in ihr weilt — 9 10 ihres Reizes für mich eingebüsst hat. Dazu kommt noch, dass ich den „Opritschnik" *von ganzem Herzen hasse!* [1]) Kurz, ich möchte einfach eine Spazierfahrt machen, und würde gar zu gern diese Spazierfahrt in Deiner Gesellschaft machen....

Morgen wird hier die Ouverture zu meiner „unvollendeten Oper" gespielt".

Die „unvollendete Oper" ist Nichts Anderes als „Wakula der Schmied". Die Ouverture hatte keinen nennenswerten Erfolg. Peter Iljitsch erhielt aber von der Musikalischen Gesellschaft trotzdem die üblichen 300 Rubel.

An M. Tschaikowsky:

„26 November.

....Ich bin mit Leib und Seele in die Komposition des Konzerts versunken. Die Sache geht vorwärts aber nur sehr langsam. Es hat mich sehr erbittert, dass der „Sturm" nicht nur beim Publikum, sondern auch bei meinen Freunden nur eine laue Aufnahme gefunden. Du schreibst kein Wort darüber, ob dieses Werk Dir gefallen hat, Ma-

1) Peter Iljitsch musste nach Kiew reisen, um der ersten dortigen Aufführung des Opritschnik beizuwohnen.

losjomowa schweigt sich ebenfalls aus. Der Bericht Laroche's hat mich sehr erzürnt. Mit welcher Schadenfreude behauptet er, dass ich Litolff, Schumann, Berlioz, Glinka, und weiss Gott wen noch, nachahme. Alswenn ich in der That Nichts Besseres verstünde, als zu compilieren! Ich fühle mich durchaus nicht beleidigt, dass der „Sturm" ihm nicht gefallen hat,—hatte ich's doch erwartet und bin schon zufrieden, dass er wenigstens die Details lobt. Es empört mich nur die allgemeine Charakteristik, aus welcher hervorgeht, dass ich Alles bei andern Komponisten entlehnt und Nichts Eigenes habe"....

Der krankhafte Ehrgeiz, den Peter Iljitsch in diesem Brief offenbart, während doch der „Sturm" eine gute Aufnahme gefunden hatte, ist eines der Symptome für die unnormale Geistesverfassung, in welcher sich Peter Iljitsch damals befand und von welcher weiter unten die Rede sein soll.

Am 9 Dezember fand die erste Aufführung des „Opritschnik" in Kiew statt. Der Komponist hat ihr beigewohnt und beschreibt sie in einem seiner Feuilletons für die „Russischen Nachrichten" folgendermaassen:

„Dem Leser dürfte es, vielleicht, nicht unbekannt sein, dass ich zu diesem lyrisch-dramatischen Werk in den allerintimsten Beziehungen stehe. Möglicherweise liegt gerade in diesen Beziehungen der Grund dafür, dass ich im „Opritschnik" in musikalischer und besonders in scenischer Hinsicht so viele Mängel erblicke, wieviele selbst die feindseligste kritische Böswilligkeit nicht herauszufinden imstande wäre. Als ich nach Kiew reiste, zweifelte ich sehr daran, ob eine Provinzialbühne den Anforderungen einer musikalisch und scenisch so überaus schwierigen und undankbaren Oper gerecht werden könne: die Thatsache, dass der „Opritschnik" in Petersburg kein Fiasco erlitten, schreibe ich nur der Wirkung der ausgezeichneten Ausstattung und Wiedergabe des Werkes zu. Doch waren meine Befürchtungen grundlos. Ich kann wohl behaupten, dass mit Ausnahme des Orchesters, welches zwar nicht übel zusammengesetzt ist und sehr gut geleitet wird, sich aber was das Gleichgewicht zwischen Bläser- und Streicherchor anbetrifft —dennoch nicht mit dem ausgezeichneten Orchester des Herrn Nápravnik messen kann, ferner mit Ausnahme des dekorativen Teils, dieses in einer Opernvorstellung nicht minder wichtigen Faktors, der „Opritschnik" in Kiew durchaus nicht schlechter ge-

geben wird, als in Petersburg. Wenn in unserer Metropole die Rollenbesetzung eine derartige war, dass der Komponist es nur dem Talent und Können der Künstler zu verdanken hat, dass seine Oper nicht durchgefallen ist, so war die Verteilung der Rollen in Kiew nicht weniger glücklich getroffen.

Die Ausführung der Musik liess hinsichtlich der Richtigkeit der Tempi, der Nuancierung u. s. w. nichts zu wünschen übrig. Es ist bewundernswert, dass Herr Kapellmeister Altani, dessen Energie und Umsicht das gute Ensemble der Aufführung am meisten zu verdanken ist, es trotz der lückenhaften Besetzung des Orchesters verstanden hat, alle Schwierigkeiten der für die Mittel einer grossen Bühne berechneten Partitur zu besiegen.

Die Dekorationen sind neu und schön. Von einem Privattheater, welches dazu seine Thätigkeit eben erst begonnen hat, kann man es gerechterweise nicht verlangen, dass es sich hinsichtlich der Dekorationen mit der Bühne des Marientheaters messe; und dennoch haben sie den künstlerischen Eindruck des Ganzen durchaus nicht geschädigt. In den Kostümen ist eine Pracht, gleichzeitig aber auch eine solche historische Treue entfaltet worden, wie ich sie nur in ausländischen Theatern ersten Ranges gesehen habe".

Diesem Bericht ist nur noch hinzuzufügen, dass der „Opritschnik" in Kiew einen grossartigen Erfolg errungen und sich die ganze Saison hindurch auf dem Repertoir gehalten hatte.

An M. Tschaikowsky:

„6. Januar 1875.

....Mit Deinem Zeitungsartikel bin ich sehr zufrieden [1]). Du beklagst Dich darüber, dass Dir das Schreiben schwer falle und Du jeden Satz ausbrüten müssest. Glaubst Du denn wirklich, dass ohne Mühe und Selbstüberwindung Etwas zu Wege gebracht werden kann? Ich sitze manches Mal stundenlang, nage am Federhalter und weiss nicht, wie ich die Arbeit anfangen soll. Dabei denke ich, dass ich Nichts Gutes zu Stande bringen werde, und—siehe da—die Andern loben die Leichtigkeit, die Ungezwungenheit der Arbeit! Erinnere Dich mal daran, wieviel Mühe

1) Ich war damals zeitweilig als Vertreter Laroche's (welcher auf ärztlichen Rat eine Kur im Auslande durchmachte) Musikreferent des „Golos" (Die Stimme).

mich einst die Aufgaben von Zaremba gekostet hatten. Weisst Du noch, wie ich im Sommer 66 an meiner ersten Symphonie meine Nerven kaput gearbeitet habe? Und wie oft kommt es selbst heuer noch vor, dass ich mir alle Nägel an den Fingern zerbeisse, eine grosse Menge Cigaretten verpaffe und lange in meinem Zimmer auf und ab spazieren muss, ehe ich ein Motiv, ein Thema finde. Manches Mal, jedoch, schreibt sich's sehr leicht, die Gedanken kommen nur so dahergeflogen. Alles hängt von der Stimmung ab. Aber selbst wenn diese ungünstig ist muss man sich zur Arbeit zwingen. Sonst erreicht man nie Etwas.

Du schreibst von Deiner schlechten Laune. Glaube mir: sie ist bei mir auch nicht besser".

An A. Tschaikowsky:

„9. Januar.

.... Ich kann die Feiertage nicht leiden. An Werktagen arbeitet man zur festgesetzten Zeit und Alles geht seinen Gang, wie bei einer Maschine. An Feiertagen fällt die Feder von selbst aus der Hand, man möchte mit lieben Ereunden zusammen sein, sein Herz vor ihnen ausschütten, und da überkommt mich denn ein (freilich übertriebenes) Einsamkeitsgefühl, das Gefühl des Verlassenseins. Ja, ich lebe in Moskau wohl etwas wie eine Waise. In den Feiertagen war ich daher ziemlich traurig gestimmt. Mit meinen Kollegen und deren Frauen bin ich nicht sehr intim. Mit einem Wort: ich möchte sehr nach Petersburg, habe aber kein Geld.

Nicht nur, dass es hier keinen Menschen giebt, den ich einen wahren Freund nennen könnte (so wie zum Beispiel Laroche oder Kondratjew), sondern ich befand mich während der Feiertage unter dem Eindruck eines harten Schlages, welcher meine Eigenliebe betroffen hatte und welcher von keinem Andern als N. Rubinstein (und Hubert) ausging. Wenn Du bedenkst, dass Diese Beiden meine besten Freunde sind und dass in ganz Moskau Niemand grösseres Interesse für meine Kompositionen haben kann, als sie, so wirst Du wohl begreifen, wie sehr meine Seele gelitten hat. Merkwürdig!! Die Herrn Cui, Stassow und Komp. beweisen mir bei mancher Gelegenheit, dass sie sich viel mehr für mich interessieren, als meine sogenannten Freunde! Cui hat mir vor einigen Tagen einen sehr netten Brief geschrieben. Auch von Korsakoff habe ein Schreiben erhalten, welches mich sehr gerührt hat....

Ja, ich fühle mich hier sehr verlassen, und wenn die Arbeit nicht wäre, so würde ich ganz der Melancholie verfallen. In meinem Charakter liegt soviel Furcht vor Menschen, soviel unnötige Bescheidenheit, soviel Misstrauen, kurz eine Menge Eigenschaften, die mich immer mehr menschenscheu machen. Denke Dir: ich ziehe oft das Klosterleben oder drgl. in Erwägung. Glaube nur, bitte, nicht, dass ich mich körperlich nicht gesund fühle. Ich bin ganz wohl, schlafe gut, esse noch besser; bin nur etwas sentimental aufgelegt, nichts weiter"....

Ueber die „von N. Rubinstein verletzte Eigenliebe" erzählt Peter Iljitsch so hübsch in einem seiner Briefe an Frau von Meck, dass ich diesen Brief in seinem ganzen Umfange hier folgen lasse.

An Frau N. F. von Meck:

San Remo, d. 21. Januar 1878.

....Im Dezember 1874 hatte ich ein Klavierkonzert geschrieben! Da ich kein Pianist bin, so erachtete ich es für notwendig, einen Virtuosen zu befragen, was an meinem Konzert in technischer Hinsicht unausführbar, undankbar oder wirkungslos wäre. Ich brauchte einen strengen, gleichzeitig aber auch einen mir freundschaftlich gesinnten Kritiker. Ohne von Kleinigkeiten zu reden, muss ich die Thatsache constatieren, dass eine Stimme in meinem Innern gegen die Wahl Rubinsteins zum Richter über den mechanischen Teil meines Werkes protestierte. Da er aber nicht nur der beste Pianist Moskau's, sondern auch in der That ein ausgezeichneter Musiker ist, da ich ausserdem versichert war, dass er es mir sehr übelnehmen würde, falls er erfahren sollte, dass ich ihn übergangen und das Klavierkonzert einem Andern gezeigt habe, so entschloss ich mich denn, ihn zu bitten, mein Konzert anzuhören und seine Bemerkungen in Betreff des Soloparts zu machen. Es war gerade Weihnachtsabend 1874, wir waren zu Albrecht eingeladen und Nikolai Gregorjewitsch machte mir den Vorchlag, ehe man zu Albrecht ging, in einem Klassenzimmer des Konservatoriums das Konzert durchzuspielen: das thaten wir denn auch. Ich brachte mein Manuscript und gleich darauf kamen Nikolai Gregorjewitsch und Hubert. Letzterer ist ein sehr guter und kluger Mensch, verfügt aber nicht über den geringsten Teil von Selbständigkeit, ist sehr redselig und weitschweifig, braucht immer

eine lange Vorrede um Ja oder Nein zu sagen, er ist nicht fähig, seine Meinung in bestimmter unzweideutiger Form auszusprechen und hält sich immer auf Seiten Desjenigen, der im gegebenen Fall der Stärkere ist. Hier muss ich aber hinzufügen, dass er das nicht aus Feigheit, sondern nur aus Charakterlosigkeit thut.

Ich hatte den ersten Satz durchgespielt. Nicht ein Wort, nicht eine Bemerkung. Wenn Sie wüssten, in welch dummer Lage man sich befindet, wenn man einem Freunde eine eigenhändig zubereitete Speise vorsetzt und dieser Freund sie isst und — schweigt! So sprich doch wenigstens ein Wort, schimpfe meinetwegen freundschaftlichst, sprich aber um Gottes Willen, sprich, sage Etwas, was es auch sei! Rubinstein aber sprach nicht, er bereitete sein Donnerwetter vor, und Hubert wartete, wie sich die Dinge gestalten würden, um dann dieser oder jener Partei beizuspringen. Die Hauptsache war aber, dass ich über die künstlerische Gestaltung meines Werkes garkein Urteil brauchte: es war mir nur um die rein technische Sache zu thun. Das beredte Schweigen Rubinsteins hatte eine sehr vielsagende Bedeutung. Es sagte mir gleichsam: „Lieber Freund, wie kann ich von den Details reden, wenn mir die Komposition als Ganzes zuwider ist". Ich fasste meine Geduld zusammen und spielte das Konzert zu Ende. Wiederum Schweigen.

„Nun?" fragte ich und stand auf. Da entsprang ein gewaltiger Redestrom Rubinsteins Munde. Erst sprach Nikolai Gregorjewitsch ruhig, allmälig steigerte sich aber seine Leidenschaftlichkeit und endlich glich er dem Blitze schleudernden Zeus. Es erwies sich, dass mein Konzert Garnichts taugte, dass es absolut unspielbar, die Passagen abgedroschen und so ungeschickt wären, dass man sie garnicht verbessern könnte, dass die Komposition selbst schlecht, trivial, gemein sei, dass ich die Stelle von Dem und die da von Jenem gestohlen hätte, dass nur zwei oder drei Seiten Etwas taugten, während die übrigen entweder vernichtet oder radikal umgearbeitet werden müssten. „Zum Beispiel Das! Was ist Das nun, eigentlich? (dabei wird die betreffende Stelle in Karrikatur gespielt), und Jenes da? Ja, ist denn das möglich??" u. s. w. u. s. w. Ich kann die Hauptsache nicht wiedergeben, den Tonfall der Stimme, mit welchem Nikolai Gregorjewitsch das Alles sagte. Kurz, ein unbeteiligter Zuschauer dieser Scene müsste glauben, ich sei ein dummer talentloser eingebildeter Notenkratzer,

welcher sich erfrecht hat, einem berühmten Mann seine Schmiererei zu zeigen. Hubert war durch mein Schweigen ganz verblüfft und wunderte sich, wahrscheinlich, sehr, dass ein Mann, der bereits so viele Werke geschaffen und der am Konservatorium Kompositionslehre unterrichtete, eine derartige Moralpredigt ruhig und widerspruchslos über sich ergehen liess, eine Moralpredigt, wie man sie selbst einem Schüler nicht hätte halten dürfen, ohne seine Arbeit vorher aufmerksam durchzusehen, und—Hubert begann, Rubinstein zu kommentieren, d. h. er pflichtete Rubinsteins Ansicht bei, nur versuchte er, das, was Nikolai Gregorjewitsch zu schroff ausdrückte, in mildere Worte zu kleiden. Ich war durch diesen ganzen Auftritt nicht nur in Erstaunen versetzt, sondern fühlte mich sehr beleidigt. Ich brauchte wohl freundschaftliche Ratschläge und Bemerkungen und werde sie wohl immer brauchen, hier war aber nicht die Spur von Freundschaftlichkeit. Es war ein Schimpfen, ein „Herunterreissen" dazu in einer Art und Weise vorgetragen, die mich sehr verletzte. Ich entfernte mich schweigend aus dem Zimmer und ging nach oben. Vor Aufregung und Zorn konnte ich kein Wort sprechen. Bald darauf kam Rubinstein zu mir herauf und rief mich, als er merkte, dass ich sehr niedergeschlagen war, in ein entferntes Zimmer. Dort wiederholte er, dass mein Konzert unmöglich sei, wies auf viele Stellen hin, welche einer gründlichen Umarbeitung bedurften und fügte hinzu, dass er—sollten diese Aenderungen bis zu einem bestimmten Termin fertig werden mein Konzert öffentlich spielen wolle. „Nicht eine einzige Note werde ich abändern", antwortete ich, und werde das Konzert in dem Zustand in Druck geben, in welchem es sich augenblicklich befindet". Das habe ich denn auch wirklich gethan".

Peter Iljitsch hat es denn auch in Wirklichkeit gethan, ja, nicht nur das, er hat sogar die Widmung des Konzerts an N. Rubinstein von der Partitur gestrichen und statt dessen den Namen Hans von Bülow gesetzt. Persönlich kannte Peter Iljitsch Bülow allerdings nicht, durch Vermittelung Klindworths, jedoch, wusste er, dass der berühmte Pianist sich lebhaft für seine Kompositionen interessierte und an ihrer Verbreitung in Deutschland regen Anteil nahm.

Bülow fühlte sich durch die Widmung sehr geehrt und äusserte sich in einem langen dankerfüllten Brief—im Gegensatz zu Rubinstein sehr lobend über das Konzert,

indem er sagte, es sei von den ihm bekannten Werken Peter Iljitsch's das „vollkommenste". „Die Ideen", schreibt er,—„sind so originell, so edel, so kraftvoll, die Details—welche trotz ihrer grossen Menge der Klarheit und Einigkeit des Ganzen durchaus Nichts schaden—so interessant! Die Form ist so vollendet, so reif, so stylvoll — in dem Sinne, dass sich Absicht und Ausführung überall decken. Ich würde ermüden, wollte ich alle Eigenschaften Ihres Werkes aufzählen,—Eigenschaften, welche mich zwingen, dem Komponisten sowie allen Denjenigen, welche das Werk aktiv oder passiv (réceptivement) geniessen werden, in „gleichem Maasse meine Gratulationen darzubringen".

Ich hatte schon erwähnt, dass Peter Iljitsch trotz seiner im Grunde edlen gutherzigen Natur eine ihm zugefügte Beleidigung sehr lange nachtragen konnte. Die Episode mit dem Klavierkonzert bestätigt dieses. Peter Iljitsch konnte Rubinstein die herbe Kritik nie verzeihen, und dieser Umstand spiegelt sich auf den gegenseitigen Beziehungen der beiden Freunde ab. Schon aus dem Styl des Briefes Peter Iljitsch's, aus der Lebendigkeit der Erzählung jener Episode, aus der genauen Schilderung aller Einzelheiten geht hervor, dass die Wunde nach drei Jahren noch nicht geheilt war, dass die blosse Erinnerung an den Vorfall den Schreiber des Briefes so stark aufregt, alswenn die Scene sich eben erst abgespielt hätte.

Im Jahre 1878 hat Rubinstein den Grund des Grolles Peter Iljitsch's gegen ihn beseitigt, indem er mit dem ihm eigenen Edelmut und Gerechtigkeitssinn einsah, dass er die Vorzüge des B-moll-Konzerts verkannt hatte, dieses Konzert einstudierte und es mit der ganzen Genialität seiner künstlerischen Natur in Russland und im Ausland öffentlich vortrug.

An A. Tschaikowsky:

„9. März.

....Die Närrin Vorsehung richtet es nun schon seit 10 Jahren immer so ein, dass Diejenigen, welche ich lieb habe, fern von mir weilen. Ich fühle mich in der That sehr einsam in Moskau, nicht weil Keiner da wäre mit dem sich die Zeit verbringen liesse, sondern weil Niemand von meinen allernächsten Freunden in meiner Umgebung lebt. Wenn Du ein wenig Beobachtungsgabe besitzest, so wirst Du gemerkt haben, dass meine Freundschaft mit Rubin-

stein und den andern Herrn vom Konservatorium nur auf dem Umstand basiert, dass wir Kollegen sind. Ich habe schwerwiegende Beweise dafür, dass Keiner von ihnen soviel Zärtlichkeit und Liebe für mich übrig hat, wieviel meiner Seele notthut. Kurz, es ist Niemand da, dem ich mein Herz ausschütten könnte. Vielleicht bin ich selbst daran schuld: ich bin sehr zurückhaltend. Aber wie dem auch sei, das Fehlen eines lieben Wesens empfinde ich bei Anfällen von Hypochondrie sehr schmerzlich. Den ganzen Winter hindurch war ich unausgesetzt traurig gestimmt, was mich oft an den Rand der Verzweiflung brachte und den Tod wünschen liess.

Jetzt, da der Frühling naht, sind jene Anfälle ganz verschwunden, ich weiss aber, dass sie mit jedem Winter immer intensiver wiederkehren werden und habe daher den Entschluss gefasst, das ganze nächste Jahr Moskau fern zu bleiben. Wo ich sein werde, wohin ich reisen werde—weiss ich noch nicht, ich muss aber unbedingt Ort und Umgebung wechseln. Ich werde mit Dir darüber noch reden, vielleicht bei unserem Wiedersehen. Ich bitte Dich sehr, zu Ostern zu mir zu kommen; Modest auch. Das müsst Ihr thun, zumal da in der Osterwoche der „Opritschnik" hier gegeben werden soll, und den müsst Ihr doch wenigstens des Kuriosums halber sehn.

Vom Tode Laub's wirst Du, wahrscheinlich, schon durch die Zeitungen unterrichtet sein. Uebermorgen soll hier „Martha" für den Grossfürsten gegeben werden"....

An M. Tschaikowsky:

„12. März.

Ich sehe, dass Kondratjew Dir meine Hypochondrie in übertriebenen Farben geschildert hat. Sie hat mich, allerdings, den ganzen Winter hindurch gequält, meine Gesundheit ist aber dadurch nicht im Mindesten geschädigt worden und befindet sich in der besten Verfassung. Mit dem Nahen des Frühlings, ist Alles wieder gut. Wahrscheinlich habe ich an Kondratjew in einem Anfall von Melancholie geschrieben und würde jetzt beim Durchlesen des betreffenden Briefes meine eigene Schilderung für übertrieben halten. Es scheint, dass Du mir Vorwürfe machst, dass ich mit Kondratjew aufrichtig bin und nicht mit Dir. Das kommt daher, dass ich ihn zehn Mal weniger lieb habe, als Dich und Anatol, anderseits weiss ich

wohl, dass er mich zwar gern hat, aber nur soweit ich sein Wohlbefinden nicht störe, welches er höher schätzt, als Alles in der Welt. Hätte ich Dir oder Anatol jene Mitteilung von meiner Verstimmung gemacht, so würdet Ihr, jedenfalls, meine Klagen gar zu sehr zu Herzen genommen haben, während Kondratjew sich gewiss keinen Besorgnissen hingegeben hat. Was Du da über die Antipatie schreibst, welche ich für Dich empfinden soll, fasse ich als Scherz auf. Woraus folgerst Du denn eigentlich Deinen Verdacht? Es ärgert mich nur, dass Du von keinem meiner Fehler frei bist—das ist, allerdings, wahr. Ich wollte, ich könnte in Dir die Abwesenheit wenigstens einer meiner Eigenschaften konstatieren—doch kann ich's nicht. Du bist mir gar zu ähnlich: wenn ich mich über Dich ärgere, so ärgere ich mich eigentlich über mich selbst, denn Du bist gleichsam mein Spiegel, in welchem ich das getreue Bild aller meiner eignen Schwächen erblicke. Daraus kannst Du den Schluss ziehen, dass—wenn Du mir antipatisch bist—diese Antipatie im Grunde mir selbst gilt. Ergo—Du bist ein Dummkopf, woran nie gezweifelt habe. Anatol hat mir einen Brief geschrieben, der von dem Deinigen viel Aehnlichkeit hat. Beide Briefe haben auf meine kranke Seele die Wirkung eines heilsamen Balsams ausgeübt"...

An dieser Stelle muss ich den Leser auf jenes moralische Leiden aufmerksam machen, von welchem Peter Iljitsch in dieser Saison ergriffen wurde und welches sich im Laufe der Zeit stetig verschärfte, bis es im Jahre 1877 zu einer schrecklichen Krisis kam und für unsern Komponisten beinahe verhängnissvoll geworden wäre.

Der Drang nach Freiheit, die Sehnsucht, alle Ketten, welche seine schöpferische Thätigkeit beeinträchtigten, zu sprengen, hatte bisher den Charakter einer versteckten chronischen Krankheit, welche nur dann und wann zum Vorschein kam und sich in Klagen über das Schicksal, in poetischen Träumereien von einem „stillen, einsamen Heim", von einem „ruhigen, friedlichen und fröhlichen Leben äusserte. Solche Momente kamen und gingen mit der Flut der vielen Eindrücke und Geschehnisse des alltäglichen Lebens, welche Peter Iljitsch immer noch interessierten und seinen Verstand, seine Phantasie anregten. Wenn man seine Briefe aufmerksam durchsieht, so merkt man, wie eine jede Veränderung seiner äusseren Lebensverhältnisse auf seine Seelenstimmung einwirkt. So geschah es, zum

Beispiel, als er sich von Rubinstein getrennt und ein eignes Heim gegründet hatte. Die Selbständigkeit, die neuen freundschaftlichen Beziehungen hatten ihn mit seinem Dasein ausgesöhnt, und seine Liebe für Moskau, d. h. für die Lebensweise, die er damals führte, erreichte ihren Höhepunkt. Für kurze Zeit verstummt sein Seufzen nach Etwas Besserem. Aber schon Ende 1872 erscheint—wenn auch noch sehr selten und in sehr leichter Form –seine Unzufriedenheit, seine Sehnsucht, aus den ihn umgebenden Verhältnissen herauszukommen.

Im November 1873 spricht Peter Iljitsch die Enttäuschung an seinen Moskauer Freunden direkt aus und klagt über seine Einsamkeit in dem Sinne, dass es ihm an solchen Wesen fehle, die ihn verstehen könnten. Das Alles hat aber dennoch nur den Charakter vorübergehender Anfälle einer chronischen Krankheit.

Wir sehen, dass er 1874, da er fern von Moskau, fern von denjenigen Freunden weilt, über die er sich erst vor kurzer Zeit beklagt hatte,—sich dennoch nach ihnen sehnt, ihnen zärtliche Briefe schreibt und während seines Aufenthaltes in Petersburg und später in Italien immer nur daran denkt, wie gern er nach Moskau zurückkehren würde,—„in das liebe Moskau, wo allein er sich glücklich fühlen" könne.

Im Jahre 1875 verschärft sich das chronische Leiden schon sehr bedeutend. Es kommt nicht mehr zeitweise, sondern quält ihn fast ununterbrochen. Nach seinen eignen Worten drückt ihn die Melancholie unausgesetzt den ganzen Winter hindurch, manchmal bis zur Verzweiflung, bis zur Todessehnsucht. Seine ganze Umgebung wird ihm gleichgiltig, er fühlt, dass er so nicht weiter leben kann, dass er seinen Wohnort und seine Umgebung verändern, dass er „für ein ganzes Jahr aus Moskau verschwinden muss", dass er an einem Wendepunkt seines Lebens angelangt sei, welcher seiner Bedeutung nach der Krisis der 60-er Jahre gleichkomme, mit dem alleinigen Unterschied, dass damals das Ziel seiner Wünsche der musikalische Beruf gewesen ist, während es diesmal das „freie Leben" war.

Wie diejenigen Kranken, welche die wahre Ursache ihres Leidens nicht zu erkennen vermögen und daher ganz falsche Heilmittel anwenden, so auch Peter Iljitsch. Die Hauptursache seiner Verstimmung sucht er in der Abwesenheit ihm „nahestehender Menschen" und erblickt die Möglichkeit einer Genesung nur in der Nähe eines „lieben-

den Wesens", welches allein ihn von der „quälenden Einsamkeit retten könnte". Ich muss diesen Irrtum Peter Iljitsch's hier ganz besonders betonen, weil er immer mehr und mehr zu einer idée fixe auswuchs und den Komponisten zu einem wahnsinnigen Schritt verleitete, welcher ihn beinahe umgebracht hätte.

Einer der Symptome der unnormalen Geistesverfassung Peter Iljitsch's lag, wie wir gesehen haben, in einer ungewöhnlichen Sensibilität seines Autorenehrgeizes. Selbst in den allerschmeichelhaftesten Berichten über seine Kompositionen las er stets einen versteckten Tadel heraus und bekundete ein derartig nachdrückliches Verlangen nach Lob und Huldigung, wie er es weder früher noch später je gethan. Immer will es ihm scheinen, dass man ihn nicht genügend schätzt, nicht recht versteht, kein Erfolg, er mag noch so bedeutend sein, befriedigt ihn. Und gerade in jener Zeit, als Peter Iljitsch warmer Freundschaftsbezeugungen am dringendsten bedurfte, fügte es sich so, dass seine Konservatoriumskollegen, welche den eigentlichen Stamm seiner ganzen Beziehungen zu Moskau bildeten, ihn jeden Augenblick — wie auf Verabredung — kränkten und seinen Ehrgeiz auf das Empfindlichste verletzten. Noch vor der Episode mit dem B-moll-Konzert geschah es, dass Peter Iljitsch eines Tages dem Kreise seiner Freunde den „Wakula" vorspielte. „Wir hatten uns in Rubinsteins Wohnung versammelt"; erzählt Kaschkin, — „auch der jugendliche S. Tanejew befand sich in unserer Mitte. Peter Iljitsch setzte sich an den Flügel und begann zu spielen. Er war aber sehr unruhig, denn selbst der kleine Zuhörerkreis versetzte ihn in Aufregung und er spielte ziemlich schlecht, d. h. nicht gerade falsch oder unexakt, sondern er suchte mit übertriebener Gewissenhaftigkeit Nichts fortzulassen und spielte selbst die unwesentlichsten Begleitungsfiguren des Orchesters, infolgedessen er die Hauptsachen zu sehr verwischte und der Gesammteindruck ein unklarer blieb. Die Anwesenden hörten schweigend zu und der Komponist, welcher wohl merkte, dass ihm Nichts Rechtes gelingen wollte und dadurch nur noch unruhiger wurde, spielte sein Werk hastig zu Ende und erhob sich vom Klavier, unzufrieden mit der kühlen Zurückhaltung seiner Freunde in der Beurteilung der Oper. Wir sahen uns in unsern Erwartungen getäuscht, denn die Oper hat uns mit Ausnahme einiger Stellen garnicht gefallen.

Zu einer andern Zeit hätte ein solches Urteil Peter Il-

jitsch nur für kurze Zeit erbittert und wäre bald vergessen gewesen. Jetzt aber, nachdem er eine so grosse Enttäuschung an seinem „Opritschnik“ erlebt hatte und die übertriebensten Hoffnungen auf den „Wakula“ setzte, jetzt empfand er es doppelt bitter, dass sein „Lieblingsgeschöpf“ von Denjenigen, welche er nicht nur als Kenner schätzte, sondern auch zu seinen Freunden zählte, von denen er also voraussetzen musste, dass sie sein Werk aus freundschaftlicher Voreingenommenheit eher zu milde beurteilen würden,—dass es von diesen Menschen verurteilt worden ist. Peter Iljitsch war nicht nur erbittert, sondern fühlte sich durch unser Urteil, welches er für eine Ungerechtigkeit hielt, sogar sehr beleidigt. Daher die Erbitterung, mit welcher er in jener Zeit von seinen Moskauer Freunden spricht, deren Gesinnung ihm gegenüber im Grunde durchaus keine Trübung erfahren hatte, was sich auch sofort nach der Krisis von 1877 herausstellte.

Mit Beginn des Frühlings ist die Melancholie aus Peter Iljitsch's Seele geschwunden und er hat die Osterfeiertage in Gesellschaft der beiden Zwillinge, welche nach Moskau zu ihm auf Besuch gekommen waren, sehr lustig verlebt.

Am 4. Mai fand die erste Aufführung des „Opritschnik“ in Moskau statt.

An A. Tschaikowsky:

„12. Mai.

.....Habe vielen Proben des „Opritschnik“ beigewohnt und mit stoischem Mut die systematische Korruption der ohnehin schon korrupten und verunglückten Oper über mich ergehen lassen. Dennoch entsprach die am vorigen Sonntag stattgehabte erste Aufführung nicht meinen Erwartungen, d. h. in dem Sinne, dass ich Schlechteres erwartet hatte. Alle gaben sich sehr grosse Mühe. Es schien mir, dass das Publikum der Oper gegenüber kühl blieb, was die Gutgesinnten, übrigens, nicht hinderte, zu brüllen, zu klatschen und Loorbeerkränze darzubringen.

Alle meine Gedanken gelten jetzt meinem „Lieblingsgeschöpf“, dem „Wakula“. Du kannst es Dir garnicht vorstellen, wie sehr ich an ihm hänge. Ich glaube ich könnte wahnsinnig werden, sollte ich kein Glück mit ihm haben. Nicht den Preis brauche ich auf den spucke ich, obgleich das Geld kein unangenehmes Ding ist — sondern ich will

haben, dass mein Werk zur Aufführung kommt. Die Abschrift der Partitur ist fertig und ich bin mit der Durchsicht derselben beschäftigt. Augenblicklich weiss ich noch garnicht, wie ich meine Sommerreisen einrichten soll. Gewiss ist nur, dass ich die erste Hälfte des August bei Sascha verbringen werde".

Kurz vor seiner Abreise aus Moskau erhielt Peter Iljitsch von der Direktion der Moskauer Kaiserlichen Theater den Auftrag die Musik zu dem Ballet „Der Schwanensee" zu schreiben. Doch hat er diese Arbeit nicht sofort in Angriff genommen, sondern reiste Ende Mai zu Schilowsky nach Ussowo und begann daselbst seine dritte Symphonie (D-dur). Ende Juni kehrte Peter Iljitsch für einige Tage nach Moskau zurück und reiste darauf zu Kondratjeff nach Nisy, wo er bis zum 14. Juli ausschliesslich mit der Instrumentierung der Symphonie beschäftigt war. Dann begab er sich zur Schwester nach Werbowka. Am 1. August war die Symphonie ganz fertig und Peter Iljitsch nahm das Ballet vor (für welches ihm die Theaterdirektion—nebenbei gesagt — ein Honorar von 800 Rubel bewilligt hatte). Nach 14 Tagen waren die beiden ersten Aufzüge des Balletts bereits entworfen.

Werbowka, die Besitzung L. W. Dawidows, lag in der Nähe Kamenka's und hat Peter Iljitsch derart gefallen, dass es von nun an sein liebster Aufenthaltsort wurde und nach und nach Ussowo ganz in den Hintergrund gedrängt hat.

In Werbowka lebte Peter Iljitsch in diesem Sommer nicht nur mit der Familie seiner Schwester zusammen, sondern auch mit seinem Vater Ilja Petrowitsch, und seinem Bruder Anatol.

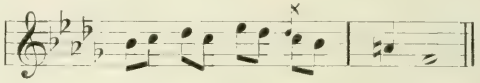
Die chronologische Reihenfolge der Kompositionen Peter Iljitschs im Laufe der Saison 1874—1875 ist folgende:

1. Op. 25. Sechs Lieder: I. „Herz, o lass dich von Schlummer umfangen", Text von Schtscherbin, gewidmet an Frau A. Krutikowa. II. „Wie hier die Schrift in Aschengluth", Text von Tjutscheff, gewidmet an D. Orloff. III. „Mignon's Lied", Text von Goethe, gewidmet an M. Kamenskaja. IV. „Der Kanarienvogel", Text von L. Mey, gewidmet an W. Raab. V. „Mit ihr ein Wort gesprochen hab'ich nie", Text von L. Mey, gewidmet an I. Melnikoff. VI. „Einst zum Narren Jemand spricht" Text von L. Mey. Komponiert sind diese Lieder wahrscheinlich im September 1874. Verlag W. Bessel.

2. Op. 19. Sechs Klavierstücke: I. „Rêverie", gewid-

met an N. D. Kondratjeff. II. „Scherzo-humoristique“, gewidmet an Wera Timanoff. III. „Feuillet d'album“, gewidmet an A. Abramowa. IV. „Nocturne“, gewidmet an Frau Terminsky. V. „Capriccio“, gewidmet an E. Langer. VI. „Thême avec Variations“, gewidmet an H. Laroche. Auf dem Manuscript befindet sich der Vermerk: „27. Oktober 1873, Moskau“. Verlag Jurgenson.

3. Op. 23. Konzert für Klavier mit Orchester (B-moll). Komponiert im November und Dezember 1874. Die Instrumentation beendet, wie es auf der Partitur geschrieben steht, am 9. Februar 1875. Hans von Bülow gewidmet. Verlag P. Jurgenson. In einem Briefe an Frau von Meck macht Peter Iljitsch die Mitteilung, das er für das Hauptthema des ersten Satzes ein von blinden Bettlern in Kamenka während einer Messe gesungenes Motiv



verwendet habe. Ausser diesem bewussten Citat ist Peter Iljitsch im Prestissimo des zweiten Satzes noch ein unbewusstes mit untergeschlüpft, und zwar die französische Chansonette „Il faut s'amuser, danser et rire“, welche ich und Bruder Anatol Anfang der siebziger Jahre in Erinnerung an eine reizende Sängerin fortwährend trällerten, summten und pfiffen.

4. Op. 26. „Sérénade mélancolique“ für Violine mit Begleitung des Orchesters (B-moll). Komponiert im Januar 1875, gewidmet an L. Auer. Verlag P. Jurgenson.

5. Op. 27. Sechs Lieder: I. „An den Schlaf“ Text von Ogarjoff. II. „Ob sich die Wolke dort“, Text von Grekoff. III. „Geh'nicht von mir“, Text von Fet. IV. „Abend“, Text von Schewtschenko. V. „Klage“, Text von Mickiewicz. VI. „Dem Vöglein gleich“, Text von Mickiewicz. Alle sechs Lieder sind an Frau Lawrowskaja gewidmet. Die Zeit ihrer Entstehung lässt sich nicht feststellen. Verlag P. Jurgenson.

6. Op. 28. Sechs Lieder: I. „Nein, wen ich liebe“, Text von Musset, gewidmet an A. Nikolajew. II. „Die rothe Perlenschnur“, Text von Syrokomli, gewidmet an A. Dodonoff. III. „Warum im Traume“, Text von Mey, gewidmet an Frau M. Jljina. IV. „Er liebte mich so sehr“, Text von Apuchtin, gewidmet an E. Massini. V. „Kein Wort von

Dir", Text von Alexej Tolstoi, gewidmet an B. Korsoff. VI. „Ein einzig Wörtchen", Text von P. Tschaikowsky, gewidmet an Frau E. Kadmina. Fertig geworden sind diese Lieder laut Vermerk auf dem Manuskript am 11. April 1875 in Moskau. Verlag P. Jurgenson.

7. Op. 29. Symphonie № 3 (D-dur) in fünf Sätzen. Auf der Partitur hat der Autor eigenhändig notiert: „Begonnen am 5. Juni in Ussowo, beendet am 1. August 1875 in Werbowka". Verlag P. Jurgenson. Zum ersten Mal aufgeführt in Moskau am 7. November.

Ausserdem hat Peter Iljitsch seit dem August dieses Jahres an dem Ballet „Der Schwanensee" gearbeitet.

Die musikalisch-kritische Thätigkeit Peter Iljitsch's ist im Laufe dieser Saison sehr ergiebig gewesen. Er hat von September bis April nicht weniger als fünfzehn Feuilletons verfasst.

XII.

1875—1876.

An N. A. Rimsky-Korsakoff:

„Moskau, d. 10. September 1875.

Verehrtester Nikolai Andrejewitsch! Haben Sie Dank für Ihren lieben Brief. Wissen Sie auch, dass ich Ihre vornehme Künstlerbescheidenheit und Ihre Charakterfestigkeit geradezu bewundere und anbete! All' diese zahllosen Kontrapunkte, welche Sie durchgemacht, diese 60 Fugen und die vielen andern musikalischen Spitzfindigkeiten—Alles das ist für einen Mann, der bereits vor 8 Jahren einen „Sadko" geschrieben hat, erstaunlich und eine Heldenthat: ich wollt', ich könnte das der ganzen Welt verkünden. Ich bin ganz verblüfft und weiss garnicht, wie ich Ihnen die ganze Achtung, welche ich für Ihre Künstlernatur hege, ausdrücken soll. Wie ich mir selbst kleinlich, bedauernswert, selbstzufrieden naiv vorkomme, wenn ich mich mit Ihnen vergleiche! Ich bin ein Handwerker in der Kompositionskunst, Sie aber— ein *Künstler* im wahren Sinne des Wortes. Ich hoffe, dass Sie meine Worte nicht als Schmeichelei auffassen werden. Ich bin in der That überzeugt, dass bei Ihrer kolossalen Begabung und der idealen Gewissenhaftigkeit, welche Sie

Ihren Arbeiten angedeihen lassen, Ihre Feder Werke schaffen wird, welche alles bisher in Russland Geschriebene weit hinter sich zurücklassen dürften.

Mit grosser Ungeduld werde ich Ihre 10 Fugen erwarten. Da es mir kaum möglich sein wird, in nächster Zeit nach Petersburg zu kommen, so bitte ich Sie sehr, mich möglichst bald mit der Zusendung Ihrer Fugen — welche mich ausserordentlich interessieren — zu erfreuen. Ich werde sie gründlich durchsehen und Ihnen dann meine ausführliche Meinung sagen.

Den Sommer habe ich in verschiedenen Gouvernements bei Freunden, resp. Verwandten verlebt. Habe ziemlich fleissig gearbeitet und ausser der Symphonie noch zwei Akte eines Ballets entworfen. Im Auftrage der Moskauer Theaterdirektion schreibe ich die Musik zum Ballet „Der Schwanensee". Ich habe diesen Auftrag zum Teil aus Geldbedürfniss übernommen, zum Teil aber auch, weil ich schon längst den Wunsch hegte, mich in dieser Art Musik zu versuchen. Es würde mich sehr interessieren, zu erfahren, wie die Beurteilung der Eigenschaften der zur Preisbewerbung eingesandten Partituren vor sich gehen wird.

Hoffentlich sind auch Sie Mitglied des Komitée's? Die Furcht, mich zu blamieren, d. h. den Preis nicht zu erhalten und dadurch die Möglichkeit einer Aufführung meines „Wakula" zu verlieren,—quält mich sehr.

Ueber den „Angelo" laufen hier die widersprechendsten Gerüchte um. Vor etwa zwei Jahren hat mir Cui den ersten Akt vorgespielt, welcher aber damals auf mich einen unsympatischen Eindruck machte, namentlich im Vergleich zu „Ratcliff", den ich sehr gern habe".

An M. Tschaikowsky:

„14. September 1875.

.....Sitze im Konservatorium, schreibe fleissig am Ballet, führe die musikalische Chronik- Arbeit genug. Wohne jetzt eine Etage höher und habe mich etwas komfortabler eingerichtet.... Die italienische Oper hat ihren Anfang genommen. In der russischen steht mein „Opritschnik" auf dem Repertoir. Ich komme oft mit Tanejew zusammen. Wenn Du wüsstest, wie prachtvoll er mein Konzert spielt! Habe Dank für die Nachricht über den „Wakula". Derartige Nachrichten laufen jeden Augenblick bei mir ein, dennoch bin ich aber um das Schicksal dieser Oper sehr besorgt.

Wenn ich aber den Preis erhalten sollte, dann wollen wir Beide mal zu Weihnachten eine kleine Reise ins Ausland machen.

Entgegen der Gepflogenheit hat diesmal Petersburg und nicht Moskau Peter Iljitsch's neues Werk zuerst zu Gehör bekommen. Am ersten Symphonieabend der Russischen Musikalischen Gesellschaft (d. 1. November) spielte Professor Kross daselbst das Klavierkonzert. Der Erfolg beim Publikum war trotz der Hervorrufe ein mittelmässiger. In der Presse sprach nur eine Stimme zu Gunsten des Konzerts: Herr Faminzyn („Das musikalische Blatt") nannte das Konzert „glänzend, dankbar, obwohl schwer für den Virtuosen". Alle Andern, auch Laroche nicht ausgeschlossen, blieben unzufrieden. Laroche lobte die „helle, feierlichglänzende und üppig blühende Introduktion" und meinte, dass die andern Teile nicht soviel melodischen Reiz aufzuweisen hätten, wie man es von dem Autor des „Romeo" und des „Opritschnik" wohl erwarten sollte. Ferner behauptete er, dass das Konzert für den Ausführenden undankbar sei und keine Zukunft habe.

Im ersten Symphoniekonzert zu Moskau (am 7. November) kam auch die dritte Symphonie Peter Iljitsch's zu ihrer ersten Aufführung und hat starken Beifall gehabt. Die „Moskauer Nachrichten" schrieben darüber, dass namentlich die beiden Mittelsätze „dem Publikum grossen Genuss bereitet und nachhaltiges Händeklatschen hervorgerufen haben".

An N. A. Rimsky-Korsakoff:

„Moskau, d. 12. November 1875.

Verehrtester Nikolai Andreejewitsch! Erst Heute finde ich einen freien Augenblick, um ein wenig mit Ihnen zu plaudern. Zuerst das Geschäftliche:

1) Es versteht sich von selbst, dass Rubinstein Ihnen sehr dankbar sein wird, wenn Sie ihm den „Anthar" schicken. Wir werden Ihre Partitur mit Ungeduld erwarten, desgleichen auch das Quartett, welches mich sehr interessiert. Gestern wurde es in Petersburg aufgeführt. Wie gern würde ich wissen wie die Aufführung ausfiel und wie sich das Publikum und die Musiker zum Quartett verhalten haben.

2) Jurgenson wird Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie ihm das Quartett überlassen werden. Ob ich ihm richtig

Ihre Bedingungen mitgeteilt? Ich habe ihm gesagt, dass Sie 50 Rubel Honorar beanspruchen und dass der Klavierauszug auf seine Kosten hergestellt werden soll. Ich kenne hier eine junge Dame, welche mein 2-tes Quartett sehr gut arrangiert hat. Wenn also Ihre Frau Gemahlin das Arrangement nicht selbst übernehmen wird, so könnte man besagte junge Dame dafür gewinnen....

Vom Bahnhof war ich direkt in die Probe meiner Symphonie gekommen. Wie mir scheint, weist die Symphonie keinerlei sehr glücklich erfundene Ideen auf, in Betreff der Form jedoch, bedeutet sie einen Schritt vorwärts. Am meisten befriedigt mich der erste Satz, sowie die beiden Scherzi, von denen das zweite sehr schwer ist und infolgedessen lange nicht so gut gespielt worden ist, wie es möglich gewesen wäre, wenn wir mehr Proben gehabt hätten. Unsere Proben dauern immer nur zwei Stunden; wir haben allerdings drei Proben, aber was lässt sich in zwei Stunden machen?

Uebrigens war ich im Allgemeinen mit der Aufführung zufrieden. Wie, wenn Nápravnik die Symphonie in Petersburg ebenso nachlässig dirigieren wird, wie das Konzert?

Ich ertrinke geradezu in der Flut meiner Verpflichtungen. Ausser dem Ballet, welches ich möglichst bald beenden möchte, um eine Oper in Angriff zu nehmen, habe eine Masse von Korrekturen zu erledigen und muss musikalische Feuilletons schreiben. Diese Arbeit ist für mich die schrecklichste. Vor einigen Tagen habe ich von Bülow einen Brief erhalten nebst einer Menge amerikanischer Zeitungsausschnitte über mein Konzert. Die Amerikaner behaupten, dass der erste Satz meines Konzerts „*an der Abwesenheit einer zentralen Idee leidet, neben welcher jene Schaaren musikalischer Phantasieen sich zu bilden haben, die das ätherische, luftige Teil des Ganzen bilden*“. Im Finale hat der Verfasser dieser Kritik *Synkopen auf Trillern, krampfhafte Pausen im Thema* und *erschütternde Oktavenpassagen* gefunden!! Stellen Sie sich vor welch' gesunden Appetit die Amerikaner haben: jedesmal muss Bülow das ganze *Finale* meines Konzerts wiederholen! So Etwas giebt es allerdings bei uns nicht!“

In Moskau wurde das B-moll-Konzert am 21. November zum ersten Mal gespielt und zwar vom jugendlichen Pianisten Sergius Tanejew, dem Lieblingsschüler Rubinsteins und auch Peter Iljitsch's. Tanejew war erst im Ja-

nuar dieses Jahres zum ersten Mal vor der Oeffentlichkeit erschienen und errang damals durch den Vortrag des undankbaren Klavierkonzerts von Brahms nicht nur die Sympatie des Publikums sondern auch die Bewunderung der Fachmänner. Der Bericht Peter Iljitsch's über das erstmalige Auftreten S. Tanejew's ist zwar angesichts der intim-herzlichen Gefühle, welche Peter Iljitsch zum Debütanten hegte, nicht ganz objektiv, so doch derart charakteristisch, dass ich ihn an dieser Stelle wiedergeben möchte:

„Das Interesse des siebenten Symphonieabends wurde durch das erstmalige Auftreten des jungen Pianisten S. Tanejew, welcher die auf ihn gesetzten Hoffnungen seiner musikalischen Erzieher auf das glänzendste rechtfertigt hat, noch wesentlich erhöht. Ausser der Sauberkeit der Technik, der Schönheit des Anschlags und der Eleganz und Leichtigkeit in der Ausführung der Passagen — war es ein überaus reifes Verständniss, eine bei einem so jungen Künstler fast unglaubliche Selbstbeherrschung, Ruhe und Objektivität des Vortrags, welche die Zuhörer in Erstaunen setzten. Indem Herr Tanejew alle hervorragenden Eigenschaften seines Lehrers und Meisters in sich aufgenommen hat, erscheint er trotzdem nicht als blosser Kopist seines Vorbildes, sondern als eigenartige Künstlerindividualität, welche mit einem Schlage den ihr gebührenden Platz unter den Virtuosen erobert hat“....

Das zweite Auftreten dieses Pianisten galt dem Konzert Tschaikowsky's und hatte einen noch glänzenderen Erfolg. Peter Iljitsch selbst war ganz entzückt über die Wiedergabe seines Werkes und schrieb: „Der Hauptvorzug des Klavierspiels des Herrn Tanejew liegt in dessen Verständniss, den feinsten und kleinsten Intentionen des Autors gerecht zu werden, jede Absicht des Letzteren zu erfassen und sie gerade so zu realisieren, wie der Komponist es sich geträumt hat“.

Im November dieses Jahres kam Camille Saint-Saëns nach Moskau, um seine Werke daselbst vorzuführen. Der kleine, bewegliche Mann mit dem jüdischen Gesichtstypus gefiel Peter Iljitsch sehr und entzückte ihn nicht nur durch seine geistreichen und originellen Ideen, sondern auch durch seine grosse Meisterschaft als Komponist. Peter Iljitsch sagt von ihm, er hätte es verstanden, in seinen Werken die Grazie und Lieblichkeit der französischen Schule mit dem Ernst und der Tiefe der grossen deutschen Meister zu vereinigen. Peter Iljitsch hatte herzliche Freund-

schaft mit ihm geschlossen und erwartete von dieser Freundschaft sehr viel für seine Zukunft. Sie blieb aber bedeutungslos und verschwand sogar gänzlich. Nach langer Zeit begegneten sich die Beiden als Fremde und blieben auch einander fremd.

Während des kurzen Aufenthaltes Saint-Saëns' in Moskau ereignete sich eine recht lustige Episode. Eines Tages entdeckten die beiden Freunde, dass sie sehr viele gemeinschaftliche Sympatieen und Antipatieen hatten, und zwar nicht nur in dem Reich der Töne sondern auch auf andern Gebieten. Sie Beide sind, zum Beispiel, in ihrer Jugend sehr für das Ballet begeistert gewesen und hatten die Kunst der Tänzerinnen oft nachzuahmen versucht. Das brachte sie auf die Idee, sich gegenseitig etwas vorzutanzen und sie führten auf der Bühne des Konservatoriums ein ganzes kleines Ballet -- „Galathee und Pygmalon" -auf. Der 40-jährige Saint-Saëns machte die Galathee und spielte mit der hingebendsten Sorgfalt die Rolle der Statue, während der 35-jährige Tschaikowsky den Pygmalion gab. Rubinstein ersetzte das Orchester. Leider ist ausser den drei Mitwirkenden bei dieser kuriosen Vorstellung Niemand weiter zugegen gewesen.

Am meisten interessierte Peter Iljitsch in jener Zeit das Schicksal seines „Wakula".

Die Jury, welche die eingesandten Partituren zu prüfen hatte, war folgendermaassen zusammengesetzt: den Vorsitz führte der Grossfürst selbst, Mitglieder waren: A. Kirejeff, M. Asantschewsky, N. Rubinstein, Th. Tolstoi, N. Rimsky-Korsakoff, E. Nápravnik, H. Laroche und K. Dawidoff.

Die Partitur Peter Iljitsch's war — wie Laroche erzählt — selbstverständlich von unbekannter Hand abgeschrieben, das Kennwort aber, welches mit demjenigen auf dem Briefumschlag identisch war, hatte Peter Iljitsch auf der Partitur eigenhändig geschrieben. „Ars longa, vita brevis" stand da zu lesen, und die markanten charakteristischen Züge dieser Ueberschrift waren uns Allen sehr wohl bekannt, sodass von vornherein jeder Zweifel daran ausgeschlossen war, dass Tschaikowsky und kein Anderer die Partitur komponiert hatte. Aber selbst wenn Peter Iljitsch nicht die Naivetät begangen hätte, die Devise mit eigner Hand zu schreiben, würde man ihn aus dem Styl der Komposition sofort erkannt haben. Der Grossfürst bemerkte während der Sitzung lächelnd: „secret de la comédie".

Das Resultat der Preiskonkurrenz hat sich sehr schnell

in ganz Petersburg herumgesprochen. Lange vor der öffentlichen Bekanntmachung des Urteils der Jury wussten es Alle, dass in Betreff der Eigenschaften des „Wakula“ bei den Preisrichtern Einstimmigkeit herrschte.

Im Oktober schrieb Rimsky-Korsakoff an Peter Iljitsch:

„Keinen Augenblick zweifle ich daran, dass Ihre Oper den Preis gewinnen wird. Will Ihnen jetzt einige Worte über die andern sagen: es dürfte Sie interessieren. Meiner Ansicht nach zeugen jene Opern von einem sehr beklagenswerten Zustand der musikalischen Kunst bei uns. Würde es in Deutschland Einer wagen, solch eine dilettantische Schmiererei—wie es z. B. die Oper mit der Devise „Probieren geht über Studieren“, ist—zu einer Preiskonkurrenz zu senden? Oder auch die Oper, die mit „Herrgott, hilf mir“ gezeichnet ist,—was ist das doch für ein Dreck! Nicht nur grenzenlose Armut der Phantasie, sondern ein geradezu erschreckender Mangel an Können und Wissen!!... Wäre Ihre Oper nicht da, so könnte man, meines Erachtens, keiner einzigen den Preis, geschweige denn eine Aufführung bewilligen“.

In den letzten Tagen des Oktober wurden die Meinungen der einzelnen Mitglieder des Preisrichterkollegiums in eine gemeinsame Resolution zusammengefasst, und Peter Iljitsch wurde durch ein eigenhändiges Schreiben des Grossfürsten Konstantin Nikolajewitsch beehrt, welches folgenden Inhalt hatte:

„Peter Iljitsch! Nachdem die Direktion der Kaiserlich Russischen Gesellschaft von der Meinung des mit der Prüfung der eingesandten Werke betrauten Komitées Kenntniss genommen, hat sie einstimmig beschlossen, den Preis von 1500 Rubeln dem Autor des mit dem Kennwort „Ars longa, vita brevis“ versehenen Werkes zu bewilligen. Das Oeffnen des Couverts mit der gleichen Devise ergab, dass Sie der Autor der preisgekrönten Partitur seien. Leider war es der in Gott ruhenden Hohen Protektorin der Russischen Musikalischen Gesellschaft, der Grossfürstin Helene Pawlowna, deren Initiative und Geldmittel die Preiskonkurrenz ihre Entstehung verdankt, nicht vergönnt, den ehemaligen Schüler des mit Hilfe ihrer Bemühungen gegründeten Petersburger Konservatoriums zu seinem neuen Erfolg zu gratulieren. Nun liegt mir die angenehme Pflicht ob, Sie von ganzem Herzen zu beglückwünschen. Indem ich Ihr Talent sehr hochschätze gebe ich der Hoffnung Ausdruck, dass Sie—durch die schmeichelhafte Auszeichnung ange-

regt—mit erneutem Eifer die Pflege Ihrer Kunst fortsetzen werden, welche—entgegen dem Sinne der von Ihnen gewählten Devise—ihre genialen Söhne in die Unsterblichkeit nach sich zieht.

Konstantin".

An A. Tschaikowsky:

„11. Dezember.

Das Geld ist wie Rauch in alle Winde zerstoben. Angesichts der bevorstehenden Reise ins Ausland bin ich so geizig geworden, dass es fast unmöglich ist für nebensächliche Zwecke von mir Geld zu erhalten. Lieber Toly, die ganze letzte Zeit war ich mit verschiedenen Arbeiten ganz überhäuft. Unter Anderem habe ich mit grossem Eifer in den Zeitungen in Betreff Slavjansky's [1]) polemisiert. Hier giebt es eine Zeitung, welche mich als Zielscheibe gewählt hat und ganze Leitartikel der Beschimpfung Deines lieben Bruders widmet, welcher—wie Du sehr richtig bemerkst—seinen Toly ganz vergessen hat und ihm garnicht mehr schreibt. Aber was thun? Wenn Du nur wüsstest, wie schwer es mir fällt, nach der Artikelschreiberei, nach der Instrumentation des Ballets und nach den Konservatoriumsstunden noch Zeit zu finden ausführliche Briefe zu schreiben. Du weisst wohl schon, dass ich infolge der fürchterlichen Kälte meine Wohnung habe wechseln müssen.... Von bedeutsamen Erlebnissen kann ich Dir nur mitteilen, dass ich mit Saint-Saëns sehr gut bekannt geworden bin, einem sehr netten und geistreichen Franzosen, welcher mir in Bezug auf Verbreitung meines Rufes in Paris sehr gute Dienste leisten kann. Am 6. Dezember (dem Namenstage N. Rubinsteins) gab es im Konservatorium ein Fest: der Vorstellung des „Freischütz" folgten Ball und Souper. Ich hatte bei dieser Gelegenheit so wahnsinnig getanzt, dass ich am nächsten Tage ganz krank war. Gestern debütierte hier die Artôt. Sie ist scheusslich dick geworden und hat ihre Stimme gänzlich verloren.

Ihr Talent hat aber dennoch den Sieg davongetragen, denn nach dem 4. Akt der „Hugenotten" wurde sie 20 Mal hervorgerufen. Vor einigen Tagen habe ich die offizielle Benachrichtigung von der Annahme meiner Oper zur Aufführung im nächsten Jahr erhalten. Bin sehr erfreut".

[1]) Slavjansky ist der Gründer und Leiter eines russischen Nationalchors.

Im Laufe dieses Monats ist in meinem persönlichen Schicksal eine Wendung eingetreten, die auch für Peter Iljitsch nicht ohne Bedeutung blieb. Nachdem ich endgiltig die Ueberzeugung gewonnen hatte, dass ich für den Staatsdienst untauglich sei, übernahm ich die Erziehung eines taubstummen Knaben, Nikolai Konradi, welcher anno 1875 sieben Jahre alt war. Selbstverständlich bedurfte ich für meine neue Thätigkeit einiger Vorbereitung, und die Eltern meines zukünftigen Zöglings erklärten sich bereit, mich ein Jahr lang in Lyon die Methode der Behandlung und Belehrung Taubstummer studieren zu lassen.

Meine Abreise fiel gerade in die Zeit, welche von Peter Iljitsch schon lange vorher für eine Auslandsreise in meiner Gesellschaft bestimmt hatte, und so machten wir uns denn in den letzten Tagen des Dezember auf den Weg.

Alles, selbst die verschiedenen Widerwärtigkeiten und unangenehmen Zwischenfälle, denen wir auf unserer Reise ausgesetzt waren, so zum Beispiel die infolge starken Schneefalls eingetretene zwölfstündige Verspätung unseres Zuges, oder der Aufenthalt in einem scheusslichen Gasthof in Brest,—vermochten nicht meine und Peter Iljitsch's fröhliche Stimmung zu verscheuchen. Mein Entzücken, die helle Freude bei unserer Abreise, das Interesse, mit welchem ich dem verführerischen „Ausland" entgegensah, haben auch Peter Iljitsch angesteckt. Er freute sich meiner Freude, ergötzte sich an der Naivetät seines unerfahrenen Reisegefährten und spielte mit Feuereifer die Rolle meines Cicerone.

Zuerst hielten wir uns in Berlin auf, dann ging es nach Genf, wo wir bei unserer Schwester im Kreise der Familie Dawidow etwa zehn Tage verbrachten, um dann nach Paris weiter zu reisen. Hier sollte Peter Iljitsch einen der stärksten musikalischen Eindrücke seines Lebens empfangen.

Am 3. März 1875 wurde Bizet's Oper „Carmen" zum ersten Mal gegeben. Der Erfolg war kein sehr grosser. Wladimir Schilowsky, welcher sich damals in Paris aufhielt, besuchte die Vorstellung und erkannte als einer der Ersten die vielen und grossen Schönheiten des Werkes. Voller Entzücken schickte er damals den Klavierauszug an seinen Lehrer nach Moskau. Noch nie ist Peter Iljitsch von einem modernen musikalischen Erzeugniss so hingerissen gewesen, wie von Bizet's „Carmen". Die Eigenart und Schönheit des Textes sowie der Musik versetzten un-

seren Komponisten geradezu in flammendes Entzücken. Der drei Monate nach der Pariser Erstaufführung „Carmens" erfolgte Tod Bizet's verstärkte noch die—fast möchte man sagen krankhafte—Begeisterung für die Oper selbst, sowie für das Talent des vorzeitig dahingeschiedenen Meisters.

Während unseres Aufenthaltes in Paris wurde nun in der Opera comique „Carmen" erneuert. Selbstverständlich gingen wir hin, und ich muss sagen: noch nie hatte ich Peter Iljitsch nach einer Theatervorstellung so aufgeregt gesehen. Das hat nicht nur die Musik und die ihm bis dahin noch unbekannte Instrumentation der Partitur, bewirkt, sondern nicht zum wenigsten das hervorragende Spiel der Sängerin Galli-Marié, welche die Titelrolle sang. Sie gab den Typus der „Carmen" so überaus lebenswahr, und verstand es, ihn mit dem ganzen Zauber der heissen ungebändigten Leidenschaftlichkeit, mit einem gewissen mystischen Fatalismus gepaart, auszustatten, dass Jeder hingerissen wurde.

Zum Andenken an jenen Abend kaufte sich Peter Iljitsch ein Bild Bizet's und schrieb die Worte darauf: „Bizet—20/8 Januar 1876".

Zwei Tage darauf trennten wir uns. Peter Iljitsch reiste nach Russland zurück, während ich in Frankreich blieb.

An M. Tschaikowsky:

„Berlin. 11. Januar 11 Uhr abends.

Lieber Modi, wenn Du nur wüsstest, wie ich mich nach Dir sehne! Gestern habe ich den ganzen Tag geweint und Heute thut mir das Herz weh vor lauter Kummer. In diesem Gefühl liegt selbstverständlich etwas Uebertriebenes. Das sind noch die Ueberreste jener Krankheit, an der ich in Moskau gelitten habe und welche während unserer gemeinsamen Reise verschwunden war. Jetzt, da ich wieder einsam bin, versinke ich von neuem in düstere Gedanken.... Stelle Dir meinen Aerger vor: Heute wird der „Lohengrin" mit Niemann und der Mallinger gegeben, und habe nicht hingehen können, weil es schon zu spät war. Da ging ich denn zu Bilse und hörte dort ein Quartett für 4 Celli, Variationen für Cornet-à-piston und dergleichen Dreck an. Im grossen Saal waren Tische aufgestellt, an denen die Berliner sassen, ihr Bier tranken und scheussliche Zigarren dazu rauchten. Das gefällt mir garnicht....

Lieber Modi, sei nicht traurig! Ich rate Dir, möglichst bald nach Lyon zu reisen. Ich glaube, dass nur dort alle Zweifel, welche Dich jetzt noch quälen, verschwinden können. In letzter Nacht habe sehr viel an Dich gedacht. Ich freue mich sehr, dass Du religiös bist. Theoretisch bin ich ganz und gar nicht mit Dir einverstanden; ich würde mich, jedoch, sehr über Dich ärgern, wenn meine Theorieen Deinen Glauben zu erschüttern imstande wären"....

An M. Tschaikowsky:

„Petersburg. Den 20. Januar.

.....Ich bin schon am vorigen Mittwoch angekommen und sitze bis Heute noch hier, denn ich will die Aufführung meiner Symphonie abwarten, welche in dieser Woche stattfinden soll... Ausser der Notwendigkeit bei den Proben anwesend zu sein, halten mich die Unterhandlungen in Betreff der Aufführung meines „Wakula" hier zurück. Ich weiss absolut nicht, wem ich die Rolle der Ssolocha anvertrauen soll.... Gestern hatte ich ein sehr ernstes Gespräch mit Asantschewsky wegen der Sendung meiner Person ins Ausland auf zwei Jahre. Es ist sehr wahrscheinlich, dass sich die Sache schon im nächsten Jahr verwirklichen lassen wird. Das ist für mich zwar sehr wünschenswert und dennoch fürchte ich mich etwas, denn ich liebe so sehr das heilige Russland, dass ich sehr an Heimweh zu leiden haben werde".

Am 25. Januar wurde in Petersburg unter Leitung Nápravnik's die dritte Symphonie (D-dur) aufgeführt. C. Cui berichtet darüber: „Das Publikum blieb während der Symphonie recht kühl, applaudierte nach den einzelnen Sätzen ziemlich mässig, nach dem letzten Satz, jedoch, wurde der Autor stürmisch gerufen. Diese Symphonie muss man in der That ernst nehmen. Die ersten drei Sätze sind besser als die andern, der vierte Satz bietet nur einigen Reiz im Sinne des Klanges, da der musikalische Gehalt nur dürftig ist. Der fünfte Satz, eine Polonaise, ist der schwächste. Im Allgemeinen ist die neue Symphonie sehr talentvoll, doch sind wir wohl berechtigt, von Herrn Tschaikowsky mehr zu verlangen".

Laroche findet, dass „die Kraft und Gewichtigkeit des Inhaltes, die Schönheit und Reichhaltigkeit der Form, der edle Styl, die Originalität der Erfindung und die seltene Vollkommenheit der Technik die Symphonie Tschaikow-

sky's zu einem der bedeutendsten musikalischen Ereignisse des letzten Dezenniums stempeln. Wenn die Symphonie in einem der musikalischen Mittelpunkte Europa's zur Aufführung käme, so würde sie sicherlich dem Namen ihres Autors einen Ehrenplatz in der Reihe der berühmtesten symphonischen Komponisten unserer Tage erobern".

An M. Tschaikowsky:

„Moskau, d. 28. Januar.

.....Meine Symphonie ist glücklich vom Stapel gelaufen, ich wurde einstimmig gerufen und „beklatscht". Nicht weniger Erfolg hatte an jenem Abend Tanejew, welcher in der That ausgezeichnet spielte, namentlich die Rhapsodie von Liszt. Vorher hatte ich in einer Quartettsoirée das Glück gehabt, dem Herzog Georg von Mecklenburg vorgestellt zu werden, desgleichen seiner Mama und Schwester, welche sehr wohlwollend zu mir gewesen sind. Mit Laroche bin ich viel zusammen gewesen. Habe auch zwei Proben des „Angelo" (von C. Cui) besucht. Diese Oper will mir durchaus nicht gefallen"....

An M. Tschaikowsky:

„10. Februar.

....An Ereignissen ist mein Leben arm, wie früher. An Gefühlen, Sorgen, Arbeiten, Eindrücken ist es reich; um sie Dir mitzuteilen fehlt es mir aber an Zeit. Augenblicklich arbeite ich mit Volldampf an dem Quartett [1]), welches ich -wie Du Dich wohl erinnern wirst—in Paris zu komponieren begonnen hatte.

Ausserdem bin ich mit der Korrektur der Oper beschäftigt. Die Feuilletonschreiberei habe ich ganz aufgegeben. Vor einigen Tagen habe ich einen Brief von Bülow erhalten nebst zahlreichen Zeitungsausschnitten mit amerikanischen Kritiken über mein Konzert. Ueber meine Symphonie lautete der Bericht der ganzen Presse —Laroche nicht ausgeschlossen—ziemlich kühl. Alle finden sie, dass ich Nichts Neues mehr zu sagen vermag und mich zu wiederholen beginne. Sollte das wirklich wahr sein? Nach dem Quartett will ich eine Zeitlang ruhen, d. h. nur am Ballet weiterarbeiten; Neues werde aber Nichts in Angriff neh-

1) Op. 30. Quartett № 3.

men, bevor ich mich für eine Oper entschlossen haben werde. Ich schwanke immer noch zwischen „Ephraim“ und „Francesca“, glaube aber, dass Letztere die Oberhand behalten wird“.

„Ephraim“ ist ein Operntext, welchen Konstantin Schilowsky gemacht hat und welcher eine Liebesepisode am Hofe des Pharao im alten Aegypten zur Zeit der Auswanderung der Hebräer zum Inhalt hat.

„Francesca da Rimini“ war ein bereits fertiges Libretto, welches ein gewisser Zwanzew an Laroche in Vorschlag brachte und welches Laroche seinerseits an Peter Iljitsch abzutreten bereit war. Der Inhalt dieses Libretto war dem V. Gesang von Dante's „Hölle“ entlehnt.

Weder das Eine noch das Andere war im Stande, Peter Iljitsch voll zu befriedigen. Nachdem er „Carmen“ gesehen hatte, konnte ihn nur ein ähnlicher Text begeistern, d. h. ein Text, in welchem wirkliche Menschen und keine Figuren handelten, Menschen, die unserer Zeit und unserem Leben nahe standen. Das Drama musste durch seine Einfachheit und Lebenswahrheit wirken.

An M. Tschaikowsky:

„3. März.

....Ach, Modi, wie beneide ich Dich! Du schreibst, dass die Bäume schon zu grünen beginnen und in den Strassen bereits Veilchen verkauft werden.

Bei uns dagegen sieht es scheusslich aus: das Thauwetter ist früher als sonst eingetreten. Mein Quartett ist bereits fertig und wurde Gestern bei N. Rubinstein probiert. Es hat Allen gefallen, ich selbst bin aber nicht ganz zufrieden. Es scheint mir, dass ich etwas „versiegt“ bin und Nichts Neues mehr erfinden kann. Sollte ich wirklich schon am Ende meines Liedes angekommen sein? Sehr traurig. Uebrigens will ich den Versuch machen, einige Zeit nicht zu arbeiten, um neue Kräfte zu sammeln. Mich quälen immer noch die unendlichen Korrekturen des „Wakula“, welcher nach etwa vierzehn Tagen erscheinen soll“.

An A. Tschaikowsky:

„17. März.

....Ich stecke bis über die Ohren in der Instrumentation des Ballets, welches gleich nach Ostern fertig werden

soll. Da ich noch ganze zwei Aufzüge vor mir habe, so will ich die Charwoche und die Osterwoche dieser Arbeit widmen. Um ungestört zu sein, habe ich den Entschluss gefasst, diese Zeit im Dorf bei K. Schilowsky zuzubringen....

Gestern hat uns der Grossfürst einen Besuch gemacht. Man hat ihm mein neues Quartett vorgespielt, welches ihm gut gefallen hat".

Am 18. März ist das Quartett № 3 zu seiner ersten öffentlichen Aufführung gekommen, und zwar im Konzert des Geigers J. Hrimaly. Bald darauf wurde es in einer Kammermusiksoirée der Russischen Musikalischen Gesellschaft wiederholt. Der Erfolg war an beiden Abenden ein enormer. Auch die Presse hat dieses Werk sehr lobend beurteilt.

An M. Tschaikowsky:

„24. März.

...Dein Brief hat mich sehr erfreut, obgleich ich mich über Dich etwas geärgert habe, dass Du Dich bei Saint-Saëns erkundigt hast, wann meine Ouverture in Paris zur Aufführung gelangen würde. Er wird sich gar einbilden, dass ich vor Sehnsucht vergehe, in Paris gespielt zu werden. Im Grunde ist das ja wahr, aber Saint-Saëns braucht's doch nicht zu wissen....

Gestern fand die erste Probe einiger Nummern meines Ballets statt. Es war drollig anzusehen, wie der Ballettmeister mit dem tiefsinnigsten Gesicht von der Welt bei dem Klange einer armseligen Fiedel allerlei Tänze erfand....

In den letzten Tagen wurde mein Quartett drei Mal gespielt, davon zwei Mal öffentlich. Es gefällt Allen sehr. Das Andante soll Viele bis zu Thränen gerührt haben. Wenn das wahr ist, so bedeutet das einen grossen Triumph für mich".

Ende April erschien im Verlage Jurgensons der Klavierauszug des „Wakula". Bald darauf wurden in der „Musikalischen Welt" einige Aufsätze über diese Oper veröffentlicht, in welchen dieselbe Takt für Takt in Grund und Boden hineinkritisiert wurde. Trotz der offenkundigen Tendenz des Verfassers dieser Aufsätze, eines gewissen Herrn Galler, des persönlichen Freundes eines der Mitbewerber Peter Iljitsch's in der Preiskonkurrenz, trotz der ausserordentlichen Talent-und Sinnlosigkeit jener Aufsätze und trotz der Unbeliebtheit der Zeitung, in welcher sie veröf-

fentlicht wurden—fühlte sich Peter Iljitsch durch sie sehr gekränkt und beschloss, in Zukunft nie wieder den Klavierauszug einer neuen Oper vor der Erstaufführung derselben herauszugeben.

An A. Tschaikowsky:

„14. Mai.

....In letzter Zeit bin ich oft unwohl gewesen und dieser Umstand hat mich bewogen, ernstlich den Entschluss zu fassen, eine gründliche Kur durchzumachen. Der Arzt meint, dass ich nach Vichy reisen sollte. Jetzt bemühe ich mich höllisch, für diese Reise Geld aufzutreiben"....

Am 26. Mai verliess Peter Iljitsch Moskau und begab sich zunächst für einige Tage zu Kondratjew, um am 4. Juni in Kamenka einzutreffen. Mitte Juni trat Peter Iljitsch seine Reise nach Vichy via Wien an. Am 27. Juni erreichte er Lyon, wo er mit Modest zusammentraf und bei dieser Gelegenheit den Zögling des Letzteren, Nikolai Konradi kennen lernte. „Kolja [1]) habe ich vom ersten Augenblick an lieb gewonnen", schreibt er an seinen Bruder Anatol,—„das zwischen Lehrer und Schüler bestehende Einvernehmen ist das denkbar herzlichste und entlockt meinen Augen oft Thränen der Rührung. Auch Fräulein Sophie (die Gouvernante Kolja's) habe ich lieb gewonnen. Es ist ein herzlich gutes Wesen"...

Vichy, wo Peter Iljitsch am 1. Juli anlangte, machte auf ihn von vornherein einen sehr schlechten Eindruck.—„Hier ist Alles dazu angethan, um meinen Aufenthalt unerträglich zu machen",—schreibt er seinen Brüdern—das Gedränge am Brunnen, der völlige Mangel an Naturschönheiten, die unangenehme Lebensweise, die man zu führen genötigt ist: man muss schon um 5 Uhr früh aufstehen, um ein Wannenbad zu erhalten, hauptsächlich aber die Einsamkeit"—und das schreckliche Heimweh, welches Peter Iljitsch empfand, brachten ihn auf den Gedanken, noch vor Abschluss der Kur abzureisen. Dem ihn behandelnden Arzte, jedoch, gelang es, ihn zu bewegen, wenigstens eine „demi-cure" auszuhalten, und so blieb denn Peter Iljitsch volle zehn Tage in dem „verfluchten, widerwärtigen Vichy". Vor seiner Abreise hat er jedoch der Heilkraft des Vichy-Brunnens Anerkennung gezollt, indem er mir schrieb: „Du

1) Kolja—Abkürzung für Nikolai.

glaubst garnicht mit welcher Sehnsucht ich den Tag meiner Abreise aus diesem langweiligen und dennoch wohlthuenden Vichy erwarte. Der Brunnen übt auf mich eine sehr heilsame Wirkung aus. Nur schlafe ich schlecht und kann nicht gehen, da das Wasser die Eigenschaft hat, in den Füssen ein Gefühl der Müdigkeit und Mattigkeit zu erzeugen.... Selbstverständlich werde ich mit Euch nach Montpellier und Cette reisen. Habe ich Dir schon erzählt, dass Klindworth mir für die am 1. August stattfindende erste Vorstellung des „Nibelungenringes" einen Platz besorgt hat. Daraus folgt, dass ich bis Ende Juli mit Euch bleiben werde".

Mitte Juli reiste Peter Iljitsch mit uns zunächst mit einem Rhonedampfer nach Avignon, wo wir einen ganzen Tag blieben, und dann weiter nach Montpellier. In der Nähe dieses Städtchens liegt das Seebad Palavas wo wir unser Quartier aufzuschlagen gedachten. Diese Wahl war eine unglückliche, denn Palavas erwies sich als einer der langweiligsten Orte der Welt. Dazu kam das schlechte Trinkwasser, welches uns gleich am ersten Tage Alle auf's Krankenlager warf. Peter Iljitsch litt weniger darunter und so kam es, dass er die Rolle unserer Pflegerin übernehmen musste.

Alle väterlichen Gefühle, die in Peter Iljitsch's Brust schlummerten, erwachten bei dieser Gelegenheit und erfüllten urplötzlich seine ganze Seele. In all'den kleinen Sorgen und Mühen des Familienlebens fand er ein gewisses Wohlbehagen, eine Ruhe, nach welcher er sich in seiner Einsamkeit so oft gesehnt hatte. All'diese Freuden und Leiden des häuslichen Lebens erschienen ihm plötzlich als das richtige Mittel, seine Seele von dem moralischen Leiden, welches ihn die letzten Jahre hindurch so gequält hatte, zu retten.

Ende Juli trennte sich Peter Iljitsch von uns und reiste über Paris nach Bayreuth.

An M. Tschaikowsky:

„Paris, d. 27. Juli.

Lieber Modi, die Reise ist glücklich von Statten gegangen. Von Tarascon bis Paris sass ich ganz allein im Coupé. Es versteht sich von selbst, dass ich ununterbrochen an Dich und an Kolja dachte. Ich kam um 8½ Uhr in Paris an und stieg im Hôtel de Hollande ab. Obgleich

ich Paris sehr gern habe, quält mich die Sehnsucht nach Dir, wenn auch nicht in dem Maasse, wie bei unserer Trennung im vorigen Winter. Das ist erklärlich: jetzt habe ich die Ueberzeugung, dass Du ruhig bist und „im sicheren Hafen ankerst". Zudem habe ich Kolja so lieb gewonnen, dass es für mich schrecklich wäre, ihn in fremder Obhut zu wissen. Mein Appetit ist vorzüglich, und ich fühle Kraft in mir: ein Zeichen dessen, dass ich genese. Heute früh habe ich den fünften Gesang der „Hölle" durchgelesen und ward vom Wunsche beseelt, eine symphonische Dichtung „Francesca da Rimini" zu komponieren".

An M. Tschaikowsky:

„Bayreuth, d. 2. August.

...Alle Phasen des Heimweh's, welche Du durchgemacht hast, waren auch mir nicht erspart geblieben. Was mein Leiden anbelangt, so ist es erst jetzt vollkommen geheilt. In Paris hatte ich — gerade an dem Abend, da ich Dir den Brief geschrieben — einen heftigen Kolikanfall gehabt, so dass ich ernstlich erschrak. Ich verbrachte eine entsetzliche Nacht; erst gegen Abend des folgenden Tages fühlte ich mich wieder besser. Infolgedessen war ich gezwungen, einen sehr langweiligen Tag länger in Paris zu verweilen. In Nürnberg übernachtete ich und kam erst Sonnabend d. 31. Juli, also am Vorabend der Aufführung hier an. Ich wurde von Klindworth empfangen, begegnete einer ganzen Menge bekannter Persönlichkeiten und geriet sofort in den Strudel des Bayreuther Festgetriebes, in welchem ich mich den ganzen Tag wie ein Besessener drehte. Ich habe die Bekanntschaft Liszt's gemacht, der mich äusserst liebenswürdig empfangen hat. Bin auch bei Wagner gewesen, der übrigens Niemanden mehr empfängt. Gestern fand die Vorstellung des „Rheingold" statt. In szenischer Hinsicht interessierte mich das Ding sehr, machte auch mit seiner wahrhaft bewunderungswürdigen Ausstattung grossen Eindruck. In musikalischer Beziehung ist es ein unglaublicher Unsinn, in welchem, jedoch, hin und wieder sehr schöne, ja, entzückende Momente aufblitzen. Von den Dir bekannten Persönlichkeiten befinden sich hier: Rubinstein, (ich wohne mit ihm zusammen; er ist ebenfalls am Sonnabend eingetroffen), Laroche und Cui....

Bayreuth ist ein winziges Städtchen, in welchem augenblicklich einige Tausend Menschen zusammengepfercht und

bezüglich der Nahrungsfrage keineswegs gut aufgehoben sind. Wir hatten unsere Wohnung schon sehr rechtzeitig gemiethet: sie ist sehr hübsch. Was die Kost anbetrifft, so konnte ich am ersten Tage nur mit Mühe ein Abendbrot erlangen und das gestrige Mittagessen habe ich auch nur einem günstigen Zufall zu verdanken. Ich langweile mich durchaus nicht, kann andererseits aber auch nicht behaupten, dass ich grossen Genuss von meinem hiesigen Aufenthalt habe, sodass all'mein Sinnen und Trachten darauf gerichtet ist möglichst bald über Wien nach Russland zu entfliehen, was ich auch am Donnerstag auszuführen gedenke".

In den Berichten, welche Peter Iljitsch an die „Russischen Nachrichten" sandte, beschreibt er seinen Bayreuther Aufenthalt ausführlicher:

„Ich kam am 12. August—am Vorabend der Erstaufführung des ersten Teils der Trilogie – in Bayreuth an. Die Stadt befand sich in grosser Aufregung: in Massen eilten die Menschen—Einheimische und Ausländer, welche im buchstäblichen Sinne des Wortes aus der ganzen Welt zusammengeströmt waren—zum Bahnhof, um die Ankunft des Kaisers mit anzusehen. Ich sah dem Schauspiel aus dem Fenster eines benachbarten Hauses zu. Vor meinen Augen tauchten zunächst einige glänzende Uniformen auf, dann erschien die Prozession der Musiker des Wagnertheaters mit dem Kapellmeister Hans Richter an der Spitze, dann folgte die interessante Gestalt des „abbate" Liszt mit dem prachtvollen Charakterkopf, dessen Bild ich schon früher oft bewundert hatte,—zuletzt in einem kostbaren Wagen der heitere Alte, Richard Wagner, mit seiner Adlernase und den feinen ironischen Lippen, welche dem Gesicht des Urhebers dieses kosmopolitisch-künstlerischen Festes einen so überaus charakteristischen Zug verleihen. Ein brausendes Hurrah ertönte aus Tausenden von Kehlen, als der Kaiserliche Extrazug langsam in die Bahnhofshalle einlief. Der betagte Kaiser bestieg die bereitstehende Equipage und fuhr ins Schloss. Wagner, welcher ihm unmittelbar folgte, wurde von der Volksmenge nicht minder jubelnd begrüsst, als der Kaiser selbst. Welch' stolzen, welch' überschwenglichen Gefühle mussten doch in jenem Augenblick das Herz jenes kleinen Männchens erfüllen, welcher kraft seiner Willensenergie und seines enormen Talentes, allen Schwierigkeiten Trotz bietend, es verstanden hatte, die Verwirklichung seiner kühnsten Ideale und verwegensten Absichten durchzusetzen!

Ich unternahm eine kleine Wanderung durch die Strassen der Stadt. Sie wimmelten von Menschen aller Nationalitäten. Diese Menschen sahen alle sehr besorgt aus und schienen Etwas zu suchen. Den Grund dieser Besorgniss und dieses Suchens habe ich nur zu bald herausgefunden, weil ich ihm selber unterliegen musste: Alle jene unruhig in der Stadt umherirrenden Menschen suchten, nämlich, nach Gelegenheit, den stärksten Trieb aller Lebewesen— den Hunger zu stillen, welchen selbst die Fülle der künstlerischen Genüsse nicht zu betäuben imstande war. Die kleine Stadt bietet den Fremden zwar genügende Unterkunft, ist aber nicht in der Lage, alle ihre Gäste zu ernähren. So kam es, dass ich gleich am Tage meiner Ankunft in der That erfuhr, was der „Kampf ums Dasein" bedeute. In Bayreuth giebt es nur wenige Hôtels; der grösste Teil der Fremden findet in Privathäusern Obdach. Die Table d'hôte's, welche in einigen Gasthäusern eingerichtet sind, können unmöglich alle Hungernden befriedigen; ein jedes Stück Brot, ein jedes Glas Bier kann nur mittelst ungeheurer Anstrengungen: durch Kampf, durch List oder durch eiserne Ausdauer erbeutet werden. Selbst wenn ein bescheidenes Plätzchen an einem Tisch bereits erobert ist, so dauert es immer noch sehr lange bis Einem die ersehnte Speise vorgesetzt wird. An den Tischen herrscht völlige Anarchie: Alles schreit und tobt, die erschöpften Kellner geben garkeine Acht mehr auf die berechtigten Forderungen eines jeden Einzelnen. Falls man von dem einen oder andern Gericht noch Etwas erhascht, so ist das der reine Zufall. In der Nähe des Theaters giebt es eine Restauration, welche um 2 Uhr einen guten Mittagstisch verspricht. Aber da hinein zu gelangen und im Gedränge der hungrigen Menschheit Etwas zu erwischen— ist eine Heldenthat.

Ich habe mich absichtlich so lange bei dieser Angelegenheit aufgehalten, um die Aufmerksamkeit des Lesers auf den hervorstechendsten Zug der Bayreuther Melomanen zu lenken. Thatsächlich bildet das Essen während der ganzen Dauer der Festspiele das hauptsächlichste Interesse des Publikums, indess die künstlerischen Darbietungen in den Hintergrund treten. Ueber Côtelette's, Bratkartoffeln und Rühreier wird viel eifriger debattiert, als über die Musik Wagners.

Ich habe bereits erwähnt, dass die Vertreter aller zivilisierten Nationen in Bayreuth versammelt waren. In der

That: schon gleich am Tage meiner Ankunft erblickte ich in der Menge viele bekannte Repräsentanten der musikalischen Welt Europa's und Amerika's. Allerdings, die Grössten derselben, die Berühmtheiten allerersten Ranges glänzten durch ihre—Abwesenheit. Verdi, Gounod, Thomas, Brahms, Anton Rubinstein, Raff, Joachim, Bülow waren nicht nach Bayreuth gekommen. Von den musikalischen Autoritäten Russlands waren anwesend: Nikolai Rubinstein, Cui, Laroche, Faminzyn, Klindworth (welcher bekanntlich die Bearbeitung der Wagnerschen Trilogie für Klavier gemacht hat), die in Moskau rühmlichst bekannte Gesanglehrerin Frau Walzeck u. A.

Die Aufführung des „Rheingold" fand am 1. August um 7 Uhr abends statt. Sie dauerte ununterbrochene 2½ Stunden. Die andern drei Teile—„Walküre", „Siegfried" und „Götterdämmerung" wurden mit je einer einstündigen Pause gegeben und dauerten von 4 — 10 Uhr. In Folge einer Erkrankung des Sängers Betz ging „Siegfried" statt am Dienstag erst am Mittwoch in Szene, sodass die erste Serie volle fünf Tage in Anspruch nahm. Um 3 Uhr beginnt die Wanderung nach dem Theater, welches sich in ziemlicher Entfernung von der Stadt auf einer kleinen Anhöhe befindet. Das ist der mühsamste Teil des Tages, selbst für Diejenigen, denen es gelungen, sich durch ein Mittagessen, zu stärken. Der Weg führt bergauf und ist völlig schattenlos, sodass man den sengenden Sonnenstrahlen ausgesetzt ist. In Erwartung des Beginnes der Vorstellung lagert sich die bunte Schaar auf dem grünen Rasen in der Nähe des Theaters, Einige sitzen auch im Restaurant bei einem Glase Bier: hier werden alte Bekanntschaften aufgefrischt und neue angeknüpft. Von allen Seiten hört man Klagen über ungestillten Hunger und Durst. Auch die bevorstehende oder stattgefundene Vorstellung wird besprochen. Punkt 4 Uhr ertönen die Fanfaren, und die Volksmenge strömt ins Theater. In fünf Minuten sind bereits alle Plätze besetzt. Wiederum ertönen die Fanfaren, das Summen der Unterhaltung verstummt, die Gasflammen im Zuschauerraum erlöschen und das Auditorium wird in völliges Dunkel gehüllt. Aus der Tiefe des Orchesters, welches sich in einer Versenkung befindet und für das Publikum unsichtbar ist, ertönt das schöne Vorspiel, der Vorhang wird nach rechts und links auseinandergezogen und die Vorstellung nimmt ihren Anfang. Jeder Aufzug dauert anderthalb Stunden; dann kommt eine Pause, aber eine

sehr unangenehme, denn die Sonne steht noch ziemlich hoch am Firmament und es ist sehr schwer, ein Plätzchen im Schatten ausfindig zu machen; die zweite Pause, dagegen, bietet das Schönste vom Tage: die Sonne hat sich bereits dem Horizont genähert, in der Luft spürt man schon die Abendkühle, die bewaldeten Hügel ringsum und das reizende kleine Städtchen in der Ferne sind lieblich anzuschauen. Gegen 10 Uhr ist die Vorstellung zu Ende"....

An M. Tschaikowsky:

„Wien, d. 8. August 1876.

....Bayreuth hat eine unangenehme Erinnerung in mir hinterlassen, obwohl meinem Künstlerehrgeiz mehr denn einmal geschmeichelt worden ist. Es erwies sich, nämlich, dass ich in den Abendlanden garnicht so unbekannt bin, wie ich glaubte. Die unangenehme Erinnerung rührt aber von dem ununterbrochenen Getümmel her, das ich mitmachen musste. Am Donnerstag war es endlich zu Ende. Nach den letzten Akkorden der „Götterdämmerung" fühlte ich mich wie aus einer Gefangenschaft befreit. Die „Nibelungen" mögen in der That ein grossartiges Werk sein, gewiss ist aber auch, dass es noch nie eine so unendliche und so langweilige Faselei gegeben hat. Die Aufthürmung der kompliziertesten, und ausgetifteltsten Harmonieen, die Farblosigkeit des Gesanges auf der Bühne, die unendlich langen Monologe und Dialoge, das Dunkel des Zuschauerraums, die Abwesenheit jeglicher Poesie, jeglichen Interesses der Handlung—Alles das hat meine Nerven bis zum letzten Grade ermüdet. Also das ist es, was die Reform Wagners erstrebt! Früher war man bemüht, die Leute durch die Musik zu erfreuen—Heutzutage, jedoch, quält man sie.

Freilich sind auch schöne Stellen darin, im Grossen und Ganzen ist's aber zum Sterben langweilig. Wieviel Tausend Mal herrlicher ist das Ballet „Sylvia"!

Aus Bayreuth war ich zuerst nach Nürnberg gefahren, wo ich einen ganzen Tag verbracht und den Bericht an die „Russischen Nachrichten" verfasst habe. Wie köstlich ist doch Nürnberg! Heute bin ich in Wien angekommen und reise Morgen nach Werbowka weiter".

Laroche erinnert sich folgendermassen an das Benehmen Peter Iljitsch's während der Bayreuther Festspiele:

„Das Anhören und Ansehen der unendlichen Aufzüge

der Wagnerschen Trilogie (namentlich des „Rheingold“ und des ersten Teils der „Götterdämmerung“, welche ohne Pausen je zwei Stunden dauerten), das Sitzen im geschlossenen, völlig dunklen und dazu tropischheissen Amphitheater, das aufrichtige Bemühen, den Styl und die Sprache des Textbuches zu verstehen, welches in der That so schwerfällig und ungeschickt verfasst ist, dass es selbst den Deutschen unzugänglich sein muss,—das Alles wirkte auf Peter Iljitsch sehr niederschlagend, sodass er nach den letzten Akkorden förmlich auflebte und erst beim Abendessen und einem Glase Bier sich wieder behaglich fühlte“....

Das war der Eindruck, den Peter Iljitsch von den „Nibelungen“ gewonnen hatte. Der Oeffentlichkeit berichtete er selbst folgendermassen über das kolossale Werk Richard Wagners:

„Ich habe den Eindruck davongetragen, dass die Trilogie sehr viele ausserordentlich schöne Stellen aufzuweisen hat, namentlich in symphonischer Beziehung, was sehr merkwürdig ist, da doch Wagner jedenfalls nicht die Absicht gehabt hat, eine Oper im symphonischen Styl zu schreiben. Ich bewundere ehrerbietig das kolossale Talent des Komponisten und seine ungeheure, noch nie dagewesene Technik. Und doch zweifle ich sehr an der Richtigkeit des Wagnerischen Opernprinzips, will aber das Studium dieser kompliziertesten aller bisher komponierten Musiken fortsetzen.

Wenn auch der „Ring“ stellenweise langweilt, wenn auch Vieles darin zuerst unverständlich und unklar erscheint; wenn auch die Harmonik Wagners oft nicht ganz einwandsfrei, zu verwickelt, zu gesucht und seine Theorie fehlerhaft ist; wenn auch das Resultat seiner enormen Arbeit später der Vergessenheit anheimfallen und im verlassenen Bayreuther Theater einen ewigen Schlaf schlafen sollte,—so bedeutet der „Ring des Nibelungen“ dennoch ein welterschütterndes Ereigniss, ein epochemachendes Kunstwerk“....

Moralisch und physisch erschöpft, unausgesetzt an sein weiteres Schicksal denkend, und sich mit der festen Ueberzeugung herumtragend, dass es „nun nicht länger so bleiben könne“ verliess Peter Iljitsch das Ausland und reiste von Wien aus direkt nach Werbowka.

Dort harrten seiner ein fröhliches Wiedersehen mit den Verwandten und die idyllischen Freuden des Landlebens. Das friedliche Familienleben Dawidows war ganz dazu

angethan, Peter Iljitsch zu trösten und zu beruhigen, befestigte in ihm aber auch einen gewissen Entschluss, in welchem seine krankhafte Einbildung die einzige „Rettung“ erblickte, welcher aber in Wahrheit der Ausgangspunkt noch weit grösserer Leiden und Qualen werden sollte. Am 19. August schrieb mir Peter Iljitsch aus Werbowka:

„Ich habe augenblicklich einen sehr kritischen Moment meines Lebens zu überwinden. Gelegentlich werde Dir ausführlicher darüber schreiben, einstweilen will ich Dir nur mitteilen, dass ich *beschlossen habe, zu heiraten.* Das ist unwiderruflich“...

Die chronologische Reihenfolge der Schöpfungen Peter Iljitsch's in dieser Saison ist folgende:

1) Op. 30. Quartett № 3 (Es-dur) für zwei Violinen, Bratsche und Violoncello. Dem Andenken F. Laub's gewidmet. Der erste Entwurf entstand Anfang Januar 1876 in Paris. Beendet —laut Vermerk auf dem Manuscript—am 18. Februar 1876. Zum ersten Mal aufgeführt am 18. März desselben Jahres im Konzert Hrímaly's. Verlag Jurgenson.

2) Op. 20. „Der Schwanensee“, Ballet in vier Aufzügen. Begonnen im August 1875, beendet Ende März 1876. Verlag Jurgenson. Erstaufführung im Moskauer Grossen Theater am 20. Februar 1877.

Der Inhalt des Ballets ist folgender:

Der junge Ritter Siegfried ist heiratsfähig, sein Herz, jedoch, hat noch keine Auserwählte gefunden.

Seine Mutter befiehlt ihm, eine Wahl zu treffen und veranstaltet zu diesem Zweck ein Fest. Am Vorabend der Brautschau erblickt Siegfried einen Schwarm Schwäne und begiebt sich mit seinen Freunden auf die Schwanenjagd. Die Schwäne, die er gesehen hat, sind aber verwandelte Jungfrauen: die Prinzessin Odetta mit ihren Gespielinnen. Der böse Geist hat sie beschworen, des Tages in Schwanengestalt umherzufliegen, und nur des Nachts Menschengestalt anzunehmen. Siegfried erblickt Odetta und verliebt sich in sie. Sie klagt ihm ihr trauriges Schicksal, vor welchem sie nur durch die Liebe und Treue eines reinen Herzens gerettet werden kann. Siegfried will ihr Retter sein. Odetta gemahnt ihn daran, dass sie von dem Augenblicke an, da er ihr untreu werden sollte, für ewig der Macht des bösen Geistes verfallen würde. Um die Befreiung Odetta's zu verhindern erscheint der böse Geist beim Fest der Brautschau und bringt seine Tochter Odillia mit, der er die Gestalt Odettas verliehen hat. Siegfried

wählt sie zu seiner Braut und wird dadurch Odetta untreu, welche nun für ewig dem bösen Geist verfallen muss. Odetta entrinnt aber ihrem Schicksal und wirft sich zur Nachtzeit, da sie in Menschengestalt ist, ins Wasser. Als Siegfried seinen Irrthum gewahr wird und die Kunde von Odetta's Tode erhält, macht er auch seinem Leben ein Ende und ersticht sich. Die Seelen Beider vereinigen sich in der Zauberwelt der ewigen Seligkeit.

3) Op. 37bis. „Die Jahreszeiten", zwölf Stücke für Klavier. Diese wurden im Laufe der ganzen Saison, je ein Stück in jedem Monat geschrieben. Diese Stücke sind von dem Verleger einer Petersburger Musikzeitung bei Peter Iljitsch bestellt worden. Kaschkin erzählt, dass Peter Iljitsch diese Arbeit für sehr leicht und unbedeutend hielt. Um den mit dem Verleger vereinbarten Termin für die Zustellung eines jeden Klavierstücks nicht zu versäumen, befahl er seinem Diener, ihn an einem bestimmten Datum jedes Monats daran zu erinnern. Der Diener führte prompt den Befehl seines Herrn aus und sagte jedesmal: „Peter Iljitsch, 's wird wohl Zeit sein, die Sendung nach Petersburg abzufertigen".. und Peter Iljitsch setzte sich sofort hin und schrieb in einem Zuge das Stück fertig. Später sind diese Stücke alle zusammen in Jurgensons Verlag übergegangen.

4) Die Uebersetzung des Textes und Komposition der Recitative für Mozart's Oper „Figaro's Hochzeit" hat Peter Iljitsch auf Wunsch N. G. Rubinsteins gelegentlich einer Aufführung dieser Oper durch die Schüler und Schülerinnen des Konservatoriums gemacht.

In dieser Saison beschloss Peter Iljitsch seine musikschriftstellerische Thätigkeit. Die letzten Aufsätze behandelten die Trilogie Richard Wagners, sind aber ohne Abschluss geblieben.

XIII.

1876—1877.

An M. Tschaikowsky:

„Moskau, d. 10. September 1876.

Peter Iljitsch Tschaikowsky im Jahre 1876.

....Nahezu zwei Monate sind hin seit wir uns von einander verabschiedet hatten, mir kommen sie aber wie mehrere Jahrhunderte vor. Ich habe in dieser Zeit viel an Dich gedacht, und auch an mich: an meine Zukunft. Das Resultat meines Denkens ist der feste Entschluss, in den Stand der Ehe zu treten mit wem es auch sei.

In Werbowka habe ich wundervolle vierzehn Tage verbracht, war auch in Ussowo eingekehrt (aber nur ungern). Habe jetzt meine gewöhnliche Lebensweise wieder aufgenommen. Ueber die Oper sind noch keinerlei Nachrichten bei mir eingetroffen. Weiss noch garnicht, ob sie überhaupt in Szene gehen wird".

An M. Tschaikowsky:

„Moskau, d. 17. September.

...Die Zeit vergeht farblos wie immer. In dieser Farblosigkeit liegt aber ein eigener Zauber. Es lässt sich garnicht in Worte fassen, wie süss jenes Gefühl der Ruhe ist, jenes Wohlbehagen—fast möchte ich sagen Glück—welches ich in meiner kleinen gemütlichen Wohnung empfinde, wenn ich abends heimkomme und ein Buch zum Lesen in die Hand nehme. In diesen Augenblicken hasse ich, wahr-

scheinlich nicht minder als Du, jene schöne Unbekannte, welche mich zwingen wird, meine Lebensweise zu verändern. Fürchte nicht, ich will mich in dieser Sache durchaus nicht beeilen; Du kannst sicher sein, dass ich dabei sehr vorsichtig und mit Ueberlegung zu Werke gehen werde.

Seit meiner Rückkehr habe ich noch garnichts, oder fast garnichts komponiert. Es beunruhigt mich ein wenig der Umstand, dass ich bis jetzt noch keine Nachricht über den „Wakula" habe. Ob schon Proben gewesen sind, ob und wann er aufgeführt werden soll — Niemand schreibt mir darüber. Aber selbst wenn der „Wakula" nicht gegeben werden sollte, so werde ich es mit der grössten Seelenruhe hinnehmen. Ja, ich bin ein grosser Philosoph geworden!"

An A. Tschaikowsky:

„20. September.

Toly, ich sehne mich sehr nach Dir. Es quält mich der Gedanke, dass ich Dich während Deines Aufenthaltes in Moskau nicht zärtlich genug behandelt habe. Sollten Dir ebenfalls ähnliche Gedanken kommen, so wisse (Du weisst das übrigens schon), dass der Mangel an Zärtlichkeit meinerseits durchaus nicht gleichbedeutend mit Mangel an Anhänglichkeit und Liebe ist. Ich ärgerte mich nur über mich selbst, und zwar ärgerte ich mich darüber, dass ich wohl fühlte, wie ich Dich belog, als ich Dir sagte, dass ich vor einem bedeutsamen Wendepunkt meines Lebens stehe. Und das ist nicht wahr: noch stehe ich nicht vor diesem Wendepunkt, ich denke nur oft an ihn und warte auf Etwas, was mich zum Handeln anspornen könnte. Einstweilen, jedoch, üben die stillen Abende in meinem gemütlichen Heim, die Ruhe und Einsamkeit—ich muss es gestehen— einen grossen Reiz auf mich aus. Es fröstelt mich geradezu, wenn ich daran denke, dass ich das Alles aufgeben muss. Und doch muss es geschehen"!...

An N. A. Rimsky-Korsakoff:

„Moskau, d. 29. September 1876.

Lieber Freund N. A., nachdem ich Ihren Brief durchgelesen ging ich sofort zu Jurgenson und fragte ihn wegen des Quartetts. Folgendes hat er mir geantwortet: im Sommer ist er in Amerika gewesen; während seiner Abwesen-

heit soll im Geschäft ein solcher Chaos geherrscht haben, dass er bis Heute die Ordnung noch nicht wieder herstellen kann. Dieser Umstand und auch noch der, dass sich bei ihm sehr viele Manuscripte für den Druck angesammelt haben, dient ihm als Entschuldigung dafür, dass sich die Herausgabe Ihres Quartetts verzögert hat. Um ganz aufrichtig zu sein will ich Ihnen Etwas erzählen, was die Langsamkeit Jurgensons am besten erklärt. Als Sie im vorigen Jahr die Stimmen Ihres Quartetts an Rubinstein geschickt hatten, wurde es eines Tages von unserer Quartettvereinigung in Gegenwart Jurgensons durchgespielt. Nun hat Ihr Quartett aber den vier Herren garnicht gefallen und sie sprachen Jurgenson ihr Erstaunen darüber aus, dass er ein Werk verlegen wollte, welches bestimmt schien, der Vergessenheit anheimzufallen. Das hat wahrscheinlich den Eifer unseres Verlegers etwas abgekühlt. In der bevorstehenden Serie wird das Quartett wahrscheinlich zur Aufführung kommen und ich glaube, dass die Herren Quartettgenossen ihre vorjährige Meinung zurücknehmen werden, sobald das Werk von ihnen besser kennen gelernt sein wird. Ich bin sogar überzeugt davon, da ich aus eigener Erfahrung weiss, wie sehr Ihr Quartett bei näherer Bekanntschaft gewinnt. Der erste Satz ist einfach köstlich und *ideal* in der Form. Er kann als Muster für die Reinheit des Styls gelten. Das Andante ist etwas trocken, aber gerade in dieser Trockenheit sehr charakteristisch — als Reminiscenz aus der Zeit der Zöpfe. Das Scherzo ist sehr lebendig, pikant und muss sehr schön klingen. Was das Finale anbelangt, so muss ich offen gestehen, dass es mir garnicht gefällt, obwohl ich zugebe, dass es mir gefallen kann sobald ich es zu hören bekommen werde, und dass ich dann das so aufdringliche rytmische Motiv nicht mehr so fürchterlich unverdaulich finden werde. Sie wissen, dass ich Ihren jetzigen Zustand für ein Uebergangsstadium halte; es gährt noch Alles in Ihnen und Niemand weiss, was Sie zu erreichen im Stande sind. Ich glaube, dass mit Ihrem Talent und Ihrem *Charakter* kolossale Resultate zu erzielen wären. Wie gesagt, der erste Satz ist ein *Muster* von mädchenhafter Reinheit des Styls. In ihm steckt Etwas *mozartisch* Schönes und Ungezwungenes.

Sie fragen, ob es wahr sei, dass ich ein drittes Quartett geschrieben habe. Es ist wahr. Im vorigen Winter, nach meiner Rückkehr von der ausländischen Reise habe

ich es erzeugt. Es enthält ein Andante funèbre, welches einen grossen Erfolg gehabt hatte, so dass das Quartett im Laufe von vierzehn Tagen drei Mal öffentlich gespielt worden ist. In dieser Thatsache liegt der Grund dafür, dass Jurgenson sich mit meinem Quartett mehr beeilt hat,—es wird, nämlich, schon gedruckt".

An A. Dawidowa:

„6. Oktober.

.....Bitte mache Dir nur keine Sorgen in Betreff meiner Heirat, mein Engel. Vor allen Dingen ist die Sache garnicht so eilig: vor dem nächsten Jahr soll's nicht geschehen. Im Laufe der nächsten Monate will ich nur Umschau halten und mich ein wenig für den Ehestand vorbereiten, welchen ich aus vielerlei Gründen für mich von Notwendigkeit halte.

Sei versichert, dass ich mich nicht unvorsichtigerweise in den Abgrund einer unglücklichen Verbindung stürzen werde".

An M. Tschaikowsky:

„14. Oktober.

.....Soeben erst habe ich eine neue Komposition vollendet: die symphonische Fantasie über „Francesca da Rimini". Ich habe mit Liebe daran gearbeitet und glaube daher, dass mir die Liebe gut gelungen ist. Was den Wirbelsturm anbelangt, so könnte er, vielleicht, der Zeichnung Dorés etwas besser entsprechen; er ist mir nicht ganz so gelungen, wie ich ihn eigentlich haben wollte. Uebrigens ist ein richtiges Urteil über dieses Werk unmöglich solange es noch nicht instrumentiert und gespielt ist. Ueber den „Wakula" habe ich noch keine positiven Nachrichten, weiss nur, dass er allmälich vorbereitet wird. Ich nehme jetzt täglich kalte Wannenbäder, wie Toly. Du glaubst garnicht, wie erfrischend sie auf mich wirken. Ich habe mich noch nie so wohl gefühlt! Diese Bäder haben sicher auch auf meine Schreiberei Einfluss. Wenn in „Francesca" etwas Frisches und Neues vorhanden ist, so ist das in hohem Maasse dem Wasser meiner Bäder zu verdanken".

An A. Tschaikowsky:

„14. Oktober.

.....Schreibe mir, wie es um den „Wakula" bestellt ist. Ich habe garkeine Ahnung davon und weiss nicht, wann

ich nach Petersburg kommen soll. Ich arbeite viel: besorge die Korrekturen verschiedener Kompositionen (darunter das dritte Quartett) und schreibe mit Eifer an der „Francesca".

An E. Náprávnik:

„18. Oktober.

Verehrter E. F., soeben habe ich in einer Petersburger Zeitung gelesen, dass Sie für eines der bevorstehenden Symphoniekonzerte die Tänze aus meiner Oper „Wakula" in Aussicht genommen haben. Würden Sie es, vielleicht, möglich machen können, anstatt dieser Tänze meine neue symphonische Dichtung „Francesca da Rimini" aufzuführen? Ich bin gerade mit der Instrumentation dieses Werkes beschäftigt und könnte die Partitur in zwei bis drei Wochen fertigstellen. Es wäre mir gewiss nie eingefallen, Ihnen mein neues Werk aufzuhalsen, wenn ich nicht gelesen hätte, dass mein Name im Programm bereits enthalten ist. Da Sie nun einmal so gut gewesen sind, mir einen kleinen Raum in Ihren Konzerten zu bewilligen, so hoffe ich, dass Sie auf meinen gegenwärtigen Vorschlag eingehen werden. Ich muss Ihnen offen gestehen, dass ich um das Schicksal meiner Oper etwas besorgt bin: habe bis jetzt noch garkeine Nachricht, ob die Chorproben schon ihren Anfang genommen haben. Vielleicht wollen Sie so liebenswürdig sein, mir einige Mitteilungen in Betreff der Aufführung des „Wakula" machen".

An A. Dawidowa:

„8. November.

Wahrscheinlich warst Du, mein Täubchen, nicht ganz wohl als Du mir den Brief schriebest, denn es weht in ihm ein recht melancholisches Lüftchen. In diesem Brief erkenne ich ein Wesen, welches dem meinigen so verwandt ist. Ich kenne diese Melancholie nur zu gut. Auch in meinem Leben giebt es Tage, Stunden, Wochen, ja Monate, da mir Alles in Schwarz erscheint, da mich das Bewusstsein quält, dass mich Alle verlassen haben, dass mich Niemand liebt. In der That lebe ich ein Leben, welches Niemandem besonderen Nutzen bringt. Wenn ich Heute vom Antlitz der Erde verschwinden sollte, so wäre das für die russische Musik vieilleicht kein grosser Verlust, gewiss aber würde Niemand dadurch unglücklich werden. Kurz, ich lebe ein egoistisches Junggesellenleben. Ich ar-

beite nur für mich allein, sorge nur um mich allein. Das ist allerdings sehr bequem, aber trocken, tot, engherzig. Aber dass Du, die Du so Vielen unentbehrlich bist, so Viele glücklich machst, dass Du Dich der Melancholie hingeben kannst — das hätte ich nie gedacht. Wie kannst Du nur an der Liebe und Verehrung der Dich umgebenden Menschen zweifeln? Wie wäre es denn überhaupt möglich, Dich nicht zu lieben? Nein, es kann in der Welt keinen andern Menschen geben, der so geliebt wird wie Du!... Was mich anbetrifft, so wäre es lächerlich, meine Liebe zu Dir noch in Worte zu kleiden. Wenn ich Jemanden lieb habe, so bist Du es, Deine Familie, meine Brüder und unser Alter. Und lieb habe ich Euch nicht weil Ihr meine Blutsverwandten, sondern weil Ihr die besten Menschen von der Welt seid"....

Ende Oktober kam Peter Iljitsch nach Petersburg, um der Aufführung seines „Schmied Wakula" beizuwohnen. Diesmal hat der Komponist an seinem Werk nicht nur keine Enttäuschung erlebt, sondern im Gegenteil: von Probe zu Probe gefiel ihm die Oper immer mehr, und die Hoffnung auf Erfolg steigerte sich. Die grosse Anerkennung, die ihm seitens der Interpreten seines Werkes zu Teil wurde, die begeisterten Urteile der Fachmänner, welche den Klavierauszug kennen gelernt hatten, sowie Derjenigen, welche Gelegenheit fanden die Proben zu besuchen, endlich die verschwenderische Pracht, mit welcher die Direktion das Stück ausgestattet hatte, ohne die Kosten zu scheuen — Alles das ermutigte Peter Iljitsch sehr und er war infolgedessen eines grossen Erfolges sicher.

Seit der ersten Vorstellung des „Opritschnik" hatte die Popularität des Namens Tschaikowsky bedeutend zugenommen. Nicht nur die Musiker und die Besucher der Symphoniekonzerte, sondern auch das eigentliche Publikum im weitesten Sinne des Wortes erwarteten von ihm etwas Besonderes. Schon lange vor dem 24. November, dem Tage der Erstaufführung des „Schmied Wakula", waren die Eintrittskarten bereits alle ausverkauft.

An dem Premierentage selbst herrschte im dichtgefüllten Zuschauerraum des Theaters die gespannteste Erwartung und — dank der Popularität des Komponisten — eine gewisse Voreingenommenheit für das Werk.

Die Aufführung war sehr sorgfältig vorbereitet: die Mitwirkenden bemühten sich, Ihr Bestes zu geben. Nach der Ouverture wurde applaudiert. Desgleichen nach der ersten

Szene. Damit schien aber die Begeisterung des Publikums ihr Ende erreicht zu haben, denn alle folgenden Nummern— mit Ausnahme des Hopak —riefen fast garkeine Beifallsbezeigungen hervor. Die Oper gefiel offenbar nicht. Ich erinnere mich, wie selbst Leute, welche Peter Iljitsch gut gesinnt waren, mir gegenüber ihre Enttäuschung zu verbergen suchten und in allgemeinen Phrasen der Hoffnung Ausdruck gaben, dass der Erfolg noch kommen könnte. Einer meiner Freunde war aber weniger delikat und sagte mir geradeheraus, dass Peter Iljitsch ihn betrogen hätte, dass er gekommen sei, sich zu amüsieren, und statt dessen sich langweilen müsste. Dieses aufrichtige Bekenntniss charakterisiert auf das treffendste die Stimmung des Publikums: die Leute waren gekommen, um sich zu amüsieren, d. h. Etwas Glänzendes, Humoristisches, Lustiges zu sehen und zu hören, sie erwarteten Alle Etwas in der Art des „Barbier von Sevilla“ oder des „Schwarzen Domino“, anstatt dessen setzte man ihnen ganz etwas Anderes vor, was an sich vielleicht garnicht einmal hässlich war, jedoch ihren Erwartungen nicht entsprach. Es waren eben Alle enttäuscht. Trotzdem wurde der Autor zuletzt viele Male horvorgerufen, wenn auch nicht ohne Opposition seitens einer kleinen, aber energisch zischenden Schaar.

Peter Iljitsch selbst erzählt über die Aufführung des „Wakula“ in einem Brief an S. Tanejew wie folgt: „Wakula ist glänzend durchgefallen. Die ersten zwei Aufzüge fanden ein grabesstilles Auditorium. Ueber die Szene zwischen Golowa und Djak wurde viel gelacht, aber nicht applaudiert. Nach dem dritten und vierten Akt wurde ich einige Male hervorgerufen, gleichzeitig aber auch von einem Teil des Publikums ausgezischt. Die zweite Vorstellung war etwas besser, trotzdem aber kann man sagen, dass die Oper nicht gefallen hat und gewiss keine sechs Vorstellungen erleben wird“.

Bemerkenswert ist, dass in der Hauptprobe Alle, selbst C. Cui der Oper einen glänzenden Erfolg prophezeiht hatten. Um so schwerer und bitterer war für mich der Sturz. Ich muss offen gestehen, dass mich das sehr entmutigt hat. Ueber die Ausstattung und Inszenierung der Oper kann ich mich nicht beklagen. Alles war auf das Peinlichste, auf das Sorgfältigste vorbereitet und einstudiert.... Kurz, ich bin allein der Schuldige. Die Oper ist mit Nebensachen, mit Details überfüllt, dabei zu dick instrumentiert und in gesanglicher Hinsicht zu wenig wirkungsvoll. Jetzt

erst habe ich es begriffen, weshalb Sie Alle damals, als ich Ihnen die Oper bei Rubinstein vorspielte, so kühl blieben. Der Styl des „Wakula" ist kein richtiger Opernstyl—es fehlt der Schwung, die Breite".

Wie damals den „Opritschnik", so hatte Peter Iljitsch auch jetzt den „Wakula" nicht ganz richtig beurteilt. Im Vergleich zu den Erwartungen, welche er auf seine Oper gesetzt hatte bedeutete die erste Vorstellung allerdings ein Fiasko. Wenn man aber in Erwägung zieht, dass bei den darauffolgenden Vorstellungen das Publikum schon mehr Gefallen am Werk fand, sodass garnicht mehr gezischt wurde, und dass die Oper bis zum Jahre 1881 siebzehn Aufführungen erlebte, so muss man den Erfolg des „Wakula" zum Mindesten einen mittelmässigen nennen.

Die Urteile der Presse über das neue Werk waren diesmal ziemlich gleichmässig. Niemand hat es „in den Himmel gehoben", aber auch Niemand verdammt. Dem Komponisten haben mehr oder weniger Alle ihre Achtung ausgesprochen, mit seinem Werk aber sind sie Alle unzufrieden geblieben.

Laroche sagt: „In der Musik der neuen Oper breitet sich die Erfindung oft über das Maass des Notwendigen hinaus, sie wird umfangreicher, grösser als der Charakter der Situation es erfordert. Die Erfindungsgabe zieht den Komponisten gewissermaassen mit sich und führt ihn oft auf Abwege; sie lässt ihn die eine oder andere Phrase länger oder kürzer machen, lauter oder leiser, schneller oder langsamer, als es die Handlung verlangt. Diese Abwesenheit des Sinnes für Bühnenwirkung im Komponisten kühlt sehr ab, obwohl die musikalischen Gedanken selbst und ihre Entwickelung, ungeachtet des Drama's, sehr schön sind". Ferner sagt Laroche, dass das Orchester zu sehr über dem Gesang dominiert, welchen Umstand er dem „tadelnswerten Bestreben" zuschreibt, „in die Musik jenen ungeheuren Schädling hineinzutragen, welcher „dramatische Wahrheit" genant wird. Wenn das natürliche Gefühl", setzt der Kritiker fort,—„den Komponisten vor die abgerundeten Formen der früheren Zeiten stellt, so kommt dann in der Regel der selbstbewusste Willen, die Tendenz und—der Komponist folgt diesen Beiden auf dem Wege zum sogenannten „modernen Realismus". Dieser aber hat die Eigenschaft, keine zwei Worte ohne Uebertreibung zu sagen: die unbedeutendste Expedition kann er nicht ohne schwere Artillerie ausführen, um eine kleine

Schaar Banditen zu zersprengen bedarf er ganzer Armeecorps".

Auch C. Cui spricht sich dahin aus, dass das Orchester die Sänger überwältigt, dass der symphonische Styl gegenüber dem vokalen bevorzugt wird, und fährt fort: „Die Musik ist fast durchweg schön und edel in thematischer sowie harmonischer Beziehung. Es sind wundervolle Stellen zu verzeichnen, welche einen grossen Genuss zu bieten wohl geeignet wären, *wenn die Sänger schweigen wollten*, denn der Gesang, der Text, die Bühne stören nur... Die Musik entspricht garnicht der Handlung. Abgesehen von den Offenbach'schen Karrikaturen und Schwänken kenne ich keinen andern Text, der so lustig, so humoristisch und lebendig wäre, wie der „Wakula". Herr Tschaikowsky hat es aber fertig gekriegt, diesen Text mit einer fast durchgängig melancholischen, elegischen, sentimentalen Musik zu versehen.

Man höre nur und staune: im „Wakula" herrschen Moll-Tonarten und Moderato-Tempi vor!"...

Anfang Dezember kehrte Peter Iljitsch nach Moskau zurück.

An S. Tanejew:

„2. Dezember 1876.

Lieber S., Gestern bin ich aus Petersburg, wo ich drei Wochen verbracht habe, wieder zurückgekehrt....

Erst wollen wir von Ihnen reden. Ich kenne keine einzige Komposition (mit Ausnahme einiger Werke Beethovens), von der man sagen könnte sie sei vollkommen. Auch Ihr schönes Konzert hat seine Schwächen. Wenn Sie aber Alles das beherzigen und acceptieren wollen, was man Ihnen rathet und sagt, so werden Sie das Konzert niemals zu Ende bringen. Aus diesem Grunde möchte ich Ihnen vorschlagen, nur diejenigen Rathschläge A. Rubinsteins zu beachten, welche der Aussenseite Ihrer Komposition gelten, d. h. versuchen Sie, dem ersten Satz etwas mehr vom virtuosen Element beizugeben, ohne den ganzen Aufbau wesentlich zu verändern. Das Andante kann bleiben wie es ist: es wird auch volle Würdigung erfahren, wenn sie ihm ein schneidiges, glänzendes Finale folgen lassen werden, welches dem Pianisten Gelegenheit bieten soll, sich nach Herzenslust auszutollen. Jedenfalls können Sie sicher sein, dass trotz mancher äusserlichen Mängel Ihrer bisher

verfassten Werke es keinem Musiker einfallen wird, Ihnen ein starkes und sympatisches Talent abzusprechen. Also bitte lassen Sie sich durch Nichts beeinflussen und gehen Sie sofort an die Komposition des Finale.

Ich habe hier in Moskau die Nachricht erhalten, dass mein „Romeo“ in Wien ausgepfiffen worden sei. Sprechen Sie aber nicht darüber, sonst wird Pasdeloup am Ende einen Schreck kriegen; ich habe, nämlich, gelesen, dass er meine Ouverture auch machen will.

Ja ja, mein lieber Freund, es giebt traurige Momente im Leben!

„Franceska“ ist schon lange fertig und wird jetzt abgeschrieben“.

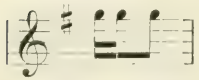
Hans Richter, welcher die Wiener Aufführung des „Romeo“ geleitet hatte, behauptet, dass man den relativen Misserfolg des Werks durchaus nicht als Fiasko auffassen kann. Im Konzert selbst wurden, allerdings, einige Zischlaute hörbar, und einige Tage darauf erschien in der „Neuen freien Presse“ ein von Hanslick verfasster Schmähartikel, gleichzeitig gaben aber auch Viele grosses Interesse, ja Begeisterung gegenüber dem neuen russischen Werk zu erkennen.

Kaum hatte Peter Iljitsch die bittere Wiener Pille verschluckt, als er von Tanejew aus Paris eine nicht minder unangenehme Nachricht erhielt.

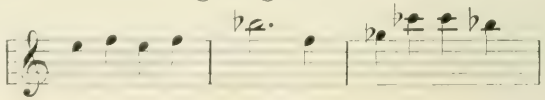
Tanejew an Tschaikowsky:

„Paris, d. 28. November 1876.

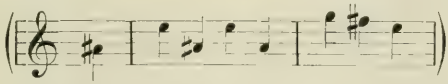
Hochverehrter Peter Iljitsch, soeben bin ich aus dem Konzert Pasdeloup's gekommen, wo Ihre Romeo-Ouverture auf das grässlichste verhunzt worden ist Die Tempi waren alle viel zu schnell, sodass man die drei Noten



garnicht mehr unterscheiden konnte, Alles war verwischt. Das Seitenthema spielten die Bläser so, alswenn sie blos die Harmonie zu unterstützen hätten: man war geradezu versucht zu glauben, sie wüssten nicht, dass sie das Thema zu spielen hatten. Ganz besonders schlecht wurde diese Stelle vorgetragen:



nicht ein einziges crescendo, nicht ein einziges diminuendo— alles gleichmässig. Bei der Wiederholung des Nachsatzes in D-dur



bliesen die Fagotte ihre Quinte im Bass so nachdrücklich, dass sie Alles übrige verdeckten. Direkt falsche Noten kamen zwar nicht vor, aber das Stück hörte sich trotzdem ganz miserabel an. Pasdeloup hat es, offenbar, garnicht verstanden und weiss nicht, wie so Etwas gespielt werden muss. Kein Wunder, dass die Ouverture dem Publikum nicht gefallen hat und sehr kühl aufgenommen worden ist. Mir war das Alles so peinlich, alswenn ich selbst im Konzert gespielt hätte. Schuld daran ist selbstverständlich nicht das Publikum, sondern einzig und allein Pasdeloup. Diese Ouverture ist für das grosse Publikum garnicht so unverständlich: sie muss nur gut gespielt werden.

Ich habe bei Saint-Saëns Ihr Konzert vorgespielt. Es gefällt Allen sehr. Ueberhaupt interessieren sich die hiesigen Musiker sehr für Ihre Kompositionen".

An S. Tanejew:

„Moskau, d. 5. Dezember 1876.

Lieber Serge, Ihren Brief habe soeben erhalten. Glück und Unglück kommen, bekanntlich, immer zusammen, und ich wundere mich ganz und gar nicht, dass meine Ouverture ebenso durchgefallen ist, wie jetzt alle meine Kompositionen allenthalben durchfallen. Ihr Brief hat mich aber auf eine Idee gebracht. Im vorigen Jahre hatte mir Saint-Saëns den Rat gegeben, in Paris ein Konzert mit eignen Kompositionen zu geben. Er sagte, dass ein derartiges Konzert am besten im Châtelet mit dem Orchester Colonne's zu veranstalten wäre und nicht besonders teuer kosten würde. An diese Idee klammere ich mich jetzt und möchte sie in Ausführung bringen. Wollen Sie nun so gut sein, lieber Freund, und Saint-Saëns in dieser Angelegenheit einen Besuch machen, um das Nähere in Erfahrung zu bringen: 1) ob er seinen Rat auch Heute noch aufrecht erhält? 2) wieviel ungefähr das Vorgnügen kosten könnte? 3) wann die geeignetste Zeit für so Etwas wäre?—Ich bin sogar nicht abgeneigt, selbst zu dirigieren. Das erscheint Ihnen, vielleicht, merkwürdig, aber ich bin wirklich entschlossen, es

zu thun, gerade weil es Paris ist und nicht Moskau, wo man mich genau kennt und wo die Meinung, dass ich ein schlechter Dirigent sei, schon zu sehr um sich gegriffen hat. Uebrigens ist die Frage, ob ich oder Colonne dirigieren wird, nebensächlich. Die Hauptsache liegt darin, dass ich anwesend sein möchte, um zu bestimmen was und wie gespielt werden muss. Das Notenmaterial würde ich, selbstverständlich, mitbringen. Ich würde folgendes Programm vorschlagen: 1) Ouverture „Romeo und Julie", 2) Andante aus dem Streichquartett № 1, vom ganzen Streichorchester gespielt, 3) Einige Lieder, vorgetragen von Jengalitschewa, Panajewa (eine ausgezeichnete Sängerin, eine Schülerin Viardot's) oder gar von der Viardot selbst, die meine Lieder bereits öffentlich gesungen hat. 4) Klavierkonzert, vorgetragen von S. Tanejew. 5) „Sturm". 6) Einige kleine Klavierstücke (Tanejew). 7) Das Finale aus der zweiten Symphonie, und 8) Tänze aus dem „Opritschnik" (sie sind zwar trivial, aber effektvoll)"....

Hier möchte ich, von der chronologischen Reihenfolge abweichend, die Antwort Tanejew's und die folgenden Briefe Peter Iljitsch's in Betreff jener Angelegenheit bringen.

S. Tanejew an P. Tschaikowsky:

„Paris, d. 16. Dezember 1876.

.....Heute Vormittag sprach ich Saint-Saëns. Das Resultat meiner Unterredung ist folgendes: Er ratet Ihnen jetzt mehr denn je, ein Konzert zu geben. Der Grund davon—die Aufführung des „Romeo". Er sagt, dass die Musiker, welche er nach dem Konzert gesprochen, Ihre Ouvertüre sehr gelobt hätten, dass die Aufnahme seitens des Publikums durchaus keinen Misserfolg bedeute (ich hatte Ihnen nicht geschrieben, dass nach der Ouverture einige Pfiffe laut wurden, welche aber durch Händeklatschen zum Schweigen gebracht wurden); jedenfalls wäre es viel schlimmer gewesen, wenn das Publikum gleichgiltig geblieben wäre. „Cela l'a posé, cette ouverture", sagt er. Den Saal des Châtelet können Sie nicht bekommen; man muss das Konzert also im Saal Herz mit dem Colonne-Orchester geben. Kostenpunkt: Saal, Orchester, Annoncen, kurz Alles, inclusive zwei Proben,– 1500 Francs. Zwei Proben sind aber zu wenig, wir brauchen wenigstens drei. Dann würden sich die Ausgaben auf maximum 2000 Francs belaufen. Die Orchestermusiker erhalten 5 Frcs. für jede Probe und

10 Frcs. für das Konzert. Die günstigste Zeit ist Januar, Februar und März".

An S. Tanejew:

„Moskau, d. 25. Dezember 1876.

An Colonne habe ich geschrieben. Wenn er sich einverstanden erklärt, mir sein Orchester zur Verfügung zu stellen, dann zweifle ich nicht, dass das Konzert zustande kommen wird. Ein Tausend Rubel werden wohl nicht unerschwinglich sein und ich hoffe, sie zu finden. Ich bin erstaunt über die Billigkeit des Orchesters und des Saals. Es freut mich, dass Saint-Saëns zuredet. Sobald ich von Colonne eine zusagende Antwort erhalte, werde ich ohne Zögern die zur Verwirklichung meiner Absicht notwendigen Schritte unternehmen und vor allen Dingen den Korrespondenten Jurgensons, Herrn D. bitten, das Arrangement des Konzerts zu übernehmen oder mir Jemanden zu nennen, der mir für ein Honorar diesen Dienst zu leisten geeignet wäre. Dann werde ich mich nach einer Sängerin umsehen und Sie bitten, in diskreter Weise in Erfahrung zu bringen, ob Viardot geneigt wäre zwei oder drei Lieder von mir zu singen. Auch werde ich Sie bitten, Frl. Jengalitschewa einen Besuch zu machen und sie zu bitten, in meinem Konzert mitzuwirken. Ich bin überzeugt, dass Colonne besser als ich den Taktstock zu schwingen verstehen wird, möchte aber dennoch nicht ganz unthätig bleiben und wenigstens Etwas von den leichteren Stücken, z. B. das Finale der 2. Symphonie selbst dirigieren. Was Sie anbetrifft, so möchte ich Sie bitten, meine Variationen etwas zu studieren und dann noch ein Stück nach eigner Wahl,— es wird Ihnen doch gewiss nicht zu viel Mühe machen!"

An A. Tschaikowsky:

„.....Bei mir haben sich viele Sorgen angehäuft: ausser meiner Arbeit beschäftigt mich Tag und Nacht der Gedanke an eine Konzertreise nach Paris im März. Alle raten mir dazu. Zu diesem Konzert brauche ich nicht mehr und nicht weniger als 2000 Rubel; aber wo hernehmen? Ich habe schon alle meine Dispositionen getroffen, sodass— falls ich kein Geld auftreibe--das Konzert abgesagt werden muss"...

An S. Tanejew:

„29. Januar 1877, Moskau.

Lieber S., mein Konzert wird nicht zustande kommen.

Trotz der riesenhaftesten Anstrengungen und grössten Hoffnungen ist es mir nicht geglückt, die nötige Summe aufzutreiben.

Ich bin ganz in Verzweiflung.

Mehr kann ich Heute nicht schreiben. Verzeihen Sie, dass ich Ihnen so viel Mühe mit meinem missglückten Plan gemacht habe. Dank für den Brief".

Ungeachtet der Bitterkeit, welche der relative Misserfolg des „Wakula" in Peter Iljitsch's Seele hinterlassen hat; ungeachtet der vielen andern Hiebe, welche sein künstlerischer Ehrgeiz über sich ergehen lassen musste, seit er wieder in Moskau war, verlor er dennoch nicht einen Augenblick seine Energie und den Glauben an sich. Von einer derartigen Verzweiflung, wie sie nach der Aufführung des „Opritschnik" Peter Iljitsch ergriffen hatte, war diesmal keine Rede. Ganz im Gegenteil: während er durch das Schicksal seines „liebsten Sprossen" — wie er den „Wakula" zu nennen pflegte — und durch die verunglückten Komponistendebüts in Wien und Paris tief betrübt war, während er gleichzeitig auch von einem physischen Leiden einer Magenkrankheit—heimgesucht wurde, hat er in dieser Zeit wie wir eben gesehen haben—nicht nur sehr grosses Interesse für die Propaganda seiner Werke im Ausland bekundet, sondern auch in sehr kurzer Zeit seine „Variationen über ein Rokoko-Thema" für das Violoncello mit Orchesterbegleitung komponiert, und stand ausserdem mit W. Stassow wegen eines Operntexbuches „Othello"— in Unterhandlungen. Die Wahl dieses Vorwurfs stammt von Peter Iljitsch selbst. Als ihm Stassow auseinanderzusetzen begann, das dieses Sujet nicht für ihn passend sei, da wollte Peter Iljitsch nichts davon hören und verlangte energisch gerade diese Tragödie Shakespeare's. Mitte Dezember erhielt er denn auch von Stassow den ersten Entwurf dazu und begann, ihn eifrig zu studieren. Dabei blieb es aber auch. Am 30. Januar schrieb ihm Stassow: „Machen Sie was Sie wollen, aber den Othello habe ich bis Heute noch nicht fertig; hängen Sie mich, meinetwegen, auf, aber – ich bin unschuldig". Uebrigens hatte auch Peter Iljitsch selbst die Lust verloren, denn in seinem Brief an Stassow macht er diesem Vorwürfe, dass er sich nicht bemühen will, einen andern Stoff zu finden.

In jener Zeit fühlte sich Peter Iljitsch seelisch so wohl und war so arbeitslustig, dass er sein ursprüngliches Vorhaben, die Weihnachtsferien in Kamenka zu verbringen, aufgab und in Moskau blieb.

An A. Dawidowa:

„23. Dezember 1876.

.....Schrecklich viele Menschen sind angereist gekommen: ich werde geradezu in Stücke gerissen. Und ich Schafskopf hatte geglaubt, in den freien Tagen recht viel arbeiten zu können. Oh, wie wird es wohl bei Euch in der neuen Behausung köstlich und gemütlich sein! Mit welcher Sehnsucht denke ich daran! Auch die Erinnerungen an das vorige Jahr necken mich sehr: gerade in dieser Zeit war ich mit Modest auf der Reise....

Graf L. N. Tolstoi war vor einiger Zeit hier. Er hat mich besucht und ich bin stolz, sein Interesse wachgerufen zu haben. Aber auch meinerseits bin ich ganz begeistert von seiner idealen Person".

Schon seit langer Zeit—seit dem ersten Erscheinen der Werke Tolstoi's—zählte Peter Iljitsch zu den glühendsten Verehrern dieses Schriftstellers, und diese Verehrung, wuchs nach und nach zu einem richtigen Kultus des Namens Tolstoi an. Es war Peter Iljitsch eigen, Alles das, was er gern hatte, was er aber nicht von Angesicht zu Angesicht kannte, in seiner Phantasie bis ins Ungeheuerliche auszumalen; so stellte er sich denn auch den Schöpfer des „Krieg und Frieden" nicht als einen gewöhnlichen Menschen vor, sondern hielt ihn—nach seinen eignen Worten—für einen „Halbgott". Zu jener Zeit war die Persönlichkeit L. N. Tolstoi's, seine Biographie, sein privates Leben—ja, selbst seine Bilder—der grossen Masse noch fast garnicht bekannt, und dieser Umstand trug auch sehr dazu bei, dass Peter Iljitsch jenen gewaltigen Mann sich als einen Zauberer und Hexenmeister ausmalte. Und siehe da, dieses dämonische Wesen, dieser räthselhafte Mann liess sich von seiner himmlischen Höhe herab und bot als Erster Peter Iljitsch die Hand.

Zehn Jahre später (1886) beschreibt Peter Iljitsch in seinem Tagebuch die Begegnung mit Tolstoi wie folgt: „Als ich die Bekanntschaft Tolstoi's machte, hatte ich eine namenlose Furcht vor ihm. Es schien mir, dass dieser grosse Herzenkenner nur einen Blick auf mich zu werfen brauchte, um in die geheimsten Winkel meiner Seele zu dringen. Seinem Auge konnte—so glaubte ich—auch nicht das geringste Schlechte meines Innern verborgen bleiben, sodass es müssig wäre, ihm nur die guten Seiten zeigen zu wollen. Wenn er edel ist, dachte ich (und das muss er, selbst-

verständlich, sein), dann wird er es—wie ein Arzt—vermeiden, die kranken Stellen zu berühren und zu reizen, aber gerade daran werde ich erkennen, dass er Alles weiss und Alles sieht. Ist er, dagegen, nicht allzu mitleidig, so wird er ohne Weiteres seinen Finger in die Wunde stecken. Es wäre für mich Beides gleich furchtbar. In Wirklichkeit geschah es aber ganz anders. Der grösste aller Menschenkenner erwies sich im Umgang mit seinen Nebenmenschen als ein sehr einfaches, herzlich aufrichtiges, liebevolles Wesen, welchem garnichts daran gelegen schien, jene Allwissenheit, welche ich so fürchtete, vor Jedermann zu betonen; *er schonte durchaus nicht die kranken Stellen, that aber, anderseits, wissentlich nie einem Menschenherzen weh.* Offenbar sah er in mir nicht das Objekt seiner Forschungen, sondern wollte lediglich mit mir ein wenig über Musik plaudern, für die er sich damals sehr interessierte. Unter Anderem gefiel er sich in der Verneinung Beethovens und bezweifelte sehr dessen Genialität. Das ist, allerdings, ein eines grossen Mannes unwürdiger Zug. Ein von der ganzen Welt anerkanntes Genie bis zum eignen *Unverstand* herabzuziehen—das ist, gewöhnlich, eine Eigenschaft dummer Menschen".

Nicht nur „über Musik plaudern" wollte Graf L. N. Tolstoi mit Peter Iljitsch, sondern ihm auch das Interesse aussprechen, welches er seinen Kompositionen entgegenbrachte. Peter Iljitsch fühlte sich dadurch derart geschmeichelt, dass er N. Rubinstein bat, dem berühmten Autor zu Ehren einen Musikabend im Konservatorium zu veranstalten. An diesem Abend wurde unter Anderem auch das Andante aus dem D-dur-Quartett vorgetragen, bei dessen Klängen Leo Nikolajewitsch in Thränen ausbrach. „Nie in meinem Leben war mein Ehrgeiz so über und über befriedigt", schreibt Peter Iljitsch in seinem Tagebuch,— „nie war mein Autorenehrgeiz so beglückt wie damals, als L. Tolstoi, neben mir sitzend, den Klängen meines Andante lauschte, und Thränen über Thränen seinen Augen entflossen".

Bald nach jenem denkwürdigen Abend reiste Leo Nikolajewitsch fort und schrieb an Peter Iljitsch aus Jassnaja Poljana [1]) folgenden Brief:

„Lieber Peter Iljitsch, sende Ihnen die Lieder. Ich habe sie noch einmal durchgesehen. In Ihren Händen sind sie

[1]) Jassnaja Poljana heisst die Besitzung L. Tolstoi's im Gouvernement Tula.

ein Schatz: gebrauchen Sie sie aber um Gottes Willen nur im Mozart-Haydn'schen Sinne und nicht im Beethoven-Schumann-Berlioz'schen, welcher stets nur das Unerwartete, das Ueberraschende sucht. Wieviel hätte ich Ihnen noch zu sagen! Garnichts habe ich Ihnen gesagt von dem, was ich wollte. Es war aber auch keine Zeit dazu! Ich genoss nur. Dieses mein letztes Verweilen in Moskau wird für mich eine der schönsten Erinnerungen bedeuten. Noch nie ist mir für meine literarischen Mühen ein so schöner Lohn zu Teil geworden, als an jenem wundervollen Abend. Wie nett ist doch Rubinstein! Uebermitteln Sie ihm, bitte, noch einmal meinen herzlichsten Dank. Aber auch all' die andern Priester der höchsten aller Künste haben auf mich einen herrlichen Eindruck gemacht... Wem von ihnen dürfte ich meine Schriften schicken, d. h. wer besitzt sie nicht—von denen, die sie auch wirklich lesen werden?

Ihre Sachen habe noch nicht angesehen, sobald ich aber darangehe, werde ich Ihnen auch meine Meinung sagen, ob Sie sie brauchen oder nicht, und zwar ganz dreist, denn ich habe Ihr Talent lieb gewonnen. Auf Wiedersehen! Mit freundschaftlichem Händedruck

Ihr

L. Tolstoi".

An Graf L. N. Tolstoi:

„Moskau, d. 24. Dezember 1876.

Verehrter Graf! Haben Sie herzlichen Dank für die Zusendung der Lieder. Ich muss Ihnen aufrichtig sagen, dass dieselben von ungeübter Hand notiert sind und daher ihre ursprüngliche Schönheit fast ganz eingebüsst haben. Der Hauptfehler besteht darin, dass sie künstlich und gewaltsam in einen regelmässigen Rytmus eingezwängt worden sind. Nur die russischen Tanzlieder haben einen gleichmässig accentuirten Takt; die Sagen haben aber mit Tanzliedern garkeine Aehnlichkeit. Ausserdem sind die meisten der Lieder—offenbar auch gewaltsam—im hellen D-dur notiert, was mit der Tonalität des echten russischen Volksliedes wiederum nicht übereinstimmt, denn dasselbe bewegt sich überhaupt nicht in einer bestimmten Tonart; am ehesten noch kann Letztere mit den alten Kirchentonarten verglichen werden. Ueberhaupt können die mir von Ihnen zugesandten Lieder keiner systematischen Bearbeitung un-

terworfen werden, d. h. es lässt sich nicht ein Volksliederbuch daraus machen, denn dazu müssten die Lieder möglichst genau so notiert sein, wie sie wirklich vom Volke gesungen werden. Das ist jedoch eine ausserordentlich schwere Aufgabe und setzt das feinste musikalische Gefühl sowie umfassende musikhistorische Kenntnisse voraus... Ihre Lieder können aber als Material für symphonische Arbeiten dienen, und zwar bieten sie in der That ein sehr reichhaltiges Material, welches ich bei Gelegenheit sehr auszunutzen gedenke.

Es freut mich sehr, dass der Abend im Konservatorium einen schönen Eindruck auf Sie gemacht hat. Unsere Quartettmänner haben aber auch wirklich so schön, wie noch nie, gespielt. Aus dieser Thatsache müssen Sie folgern, dass ein Paar Ohren eines so grossen Künstlers wie Sie, den Musiker tausendmal intensiver anzuregen im Stande sind, als Hunderte von Ohren des grossen Publikums.

Sie sind Einer jener Dichter, von denen man sagen kann, dass nicht nur ihre Werke Einem lieb und wert sind, sondern auch ihre Person selbst. Man fühlte es ordentlich, dass unsere Herren mit Lust und Hingebung spielten: spielten sie doch für einen verehrten und geliebten Mann. Was mich anbelangt, so muss ich gestehen: es hat mich glücklich und stolz gemacht, dass meine Musik Sie zu rühren und hinzureissen vermochte.

Ihre Schriften sind allen Mitwirkenden bekannt, ausser Fitzenhagen, der nicht russisch lesen kann. Ich meine aber, dass sie Ihnen dennoch sehr dankbar sein werden, wenn Sie Jedem von ihnen ein Werk dedicieren. Ich für mein Teil möchte Sie um Ihre „Kosaken“ bitten“....

Mit diesem Brief hat die Annäherung Peter Iljitsch's an Graf Tolstoi ihr Ende erreicht. Merkwürdigerweise ist dieses durchaus nicht gegen den Wunsch unseres Komponisten geschehen, wenngleich er es auch nicht absichtlich herbeigeführt hat. Aus den letzten Worten des oben angeführten Tagebuchauszuges wird der aufmerksame Leser gemerkt haben, dass die persönliche Bekanntschaft mit Tolstoi Peter Iljitsch ein wenig enttäuscht hatte. Es war ihm unangenehm, dass der „Beherrscher seiner Gedanken“, das Wesen, welches aus den tiefsten Tiefen seiner Seele so viel reine und flammende Begeisterung hervorzuzaubern verstand, manchmal „recht gewöhnliche Dinge“ redete, die dazu noch „eines grossen Mannes nicht würdig waren“. Es that Peter Iljitsch in der Seele weh, seinen Abgott in der

Nähe betrachtend, alle kleinen Fehler und Mängel desselben zu sehen. Er fürchtete gleichsam, den Glauben an ihn zu verlieren und sich den Genuss an seinen Werken zu verderben. Diesen Genuss hat er sich -wie er mir selbst erzählte — in der That zeitweilig durch seine übergrosse Empfindlichkeit getrübt. „Anna Karenina", welche gerade in jener Zeit zu erscheinen begann (im „Russki Westnik"), wurde von Peter Iljitsch in einem an mich adressierten Brief folgendermaassen kritisiert: „Nach Deiner Abreise habe ich „Anna Karenina" weitergelesen. Schämst Du Dich denn garnicht, dieses empörende und gemeine Zeug, welches sich anmaasst psychologisch tief wahr sein zu wollen, so in den Himmel zu heben? Dass sie der Teufel hole diese psychologische Wahrheit, wenn im Resultat Nichts als der Eindruck einer grenzenlosen Oede übrig bleibt!" Später jedoch, nach dem Durchlesen des ganzen Romans, schämte sich Peter Iljitsch seines Urteils und anerkannte das Werk als eines der bedeutendsten Schöpfungen Tolstoi's. In Gegenwart Tolstoi's fühlte sich Peter Iljitsch stets sehr unfrei, und das trotz der Liebenswürdigkeit und Einfachheit Leo Nikolajewitsch's im Umgang mit Menschen. Aus Furcht, ihn irgendwie zu verletzen, oder ihm zu missfallen, anderseits aber auch aus dem Bestreben, ihm seine Bewunderung und sein Entzücken nicht zu verraten, wusste Peter Iljitsch niemals recht, wie er sich benehmen sollte und wurde daher den Gedanken nicht los, dass er sich nicht natürlich genug gebe, dass er „eine Rolle spiele". Dieses Bewusstsein war aber für Peter Iljitsch's Wahrheitsliebe fast unerträglich, so kam es denn, dass er Begegnungen mit Tolstoi aus dem Wege zu gehen suchte.

So sehr Peter Iljitsch den Künstler Tolstoi verehrte, so wenig konnte er sich mit dem Philosophen befreunden. Im Tagebuch von 1886 schreibt er über „Was ist mein Glaube?" Folgendes:

„Wenn man Selbstbiographieen unserer besten Männer liest, oder ihre Memoiren, so stosst man jeden Augenblick auf Gedanken, Eindrücke, künstlerische Gefühle, welche man oft selbst gehabt und erlebt hat. Nur *Einen* giebt es, der unbegreiflich ist, der unerreicht und einzig dasteht in seiner Grösse. Das ist L. Tolstoi. Oft ärgere ich mich über ihn, ja, hasse ihn beinahe. Warum, denke ich, muss dieser Mann, welcher die köstliche Gabe besitzt, die Seele eines Menschen so wundervoll harmonisch zu stimmen; welcher die Kraft hat unsere schwachen Köpfe zum Be-

greifen und Verstehen der geheimsten Winkel der Ethik zu zwingen;—warum muss dieser Mann den Moralprediger spielen, warum will er unser Lehrer und Vormund sein? Früher konnte er durch die einfache Erzählung eines gewöhnlichen, alltäglichen Vorgangs den stärksten Eindruck hinterlassen. Das, was da zwischen den Zeilen zu lesen war, war eitel Liebe zu seinem Nebenmenschen, eitel Mitleid zu seiner Hilflosigkeit, Vergänglichkeit, Winzigkeit. Wie oft vergoss ich darüber Thränen, ohne zu wissen warum... Vielleicht weil ich dann durch *seine Vermittelung* für einen Augenblick dem Ideal, dem absoluten Glück, der Menschlichkeit nahe gerückt wurde. Jetzt kommentiert er Texte, beansprucht ein ausschliessliches *Monopol* seiner Auffassung in Sachen des Glaubens und der Ethik,—aber aus allen seinen jetzigen Schriften weht ein kalter Luftzug, man empfindet eine gewisse Furcht und fühlt, dass auch er *Mensch* ist, d. h. ein Wesen, welches gegenüber „unserer Bestimmung", „Zweck und Ziel des ganzen Daseins", „Gott" und „Religion"—ebenso hoffärtig eingebildet, aber auch ebenso unwissend und gering, wie ein Insekt, welches an einem warmen Julitag plötzlich geboren wird, um gegen Abend für ewig zu verschwinden.

Der frühere Tolstoi war ein Gott. Der jetzige — nur ein Priester...

Tolstoi sagt, dass er früher Nichts gewusst habe und dennoch anmaassend genug gewesen sei, in seiner Unwissenheit die Menschen zu lehren. Er bedauert das. Jetzt aber belehrt er die Menschen wieder; also ist er nicht mehr unwissend? Woher dieses Selbstbewusstsein? Ist das nicht leichtfertige Selbstüberhebung? Der wahre Weise weiss doch nur, dass er Garnichts weiss"....

Soviel über Peter Iljitsch's Beziehungen zu Tolstoi.

Man sagt, dass vor einem starken Sturm Ruhe in der Natur eintrete. Diese Erscheinung kann man zwei Mal in Peter Iljitsch's Leben beobachten. Erinnern wir uns an den Dienst im Departement, an die Strebsamkeit und den Fleiss Peter Iljitsch's, welche er im Jahre 1862—also kurz bevor er zum Musikstudium überging—bekundete, an seinen Eifer bei der Erledigung seiner Beamtenpflichten. Nie war er mit seinem Loos zufriedener, nie war seine Seele ruhiger, wie damals, einige Monate vor seinem Eintritt in das Konservatorium. So war es auch jetzt. Kurz vor jener wahnsinnigen That, die ihn für immer von Moskau losreissen, die alle seine Gewohnheiten und Beziehungen vollständig

verändern sollte, und den Beginn eines neuen Lebens für ihn bedeutete, also in einer Zeit, in welcher — wie man glauben musste, um jenen verzweifelten Entschluss zu begründen—die Unzufriedenheit mit dem Schicksal ihren Kulminationspunkt erreicht hatte, — war Peter Iljitsch nichts weniger als niedergeschlagen. Im Gegenteil: im Januar und Februar 1877 macht Peter Iljitsch ganz den Eindruck eines Menschen, der in voller Seelenruhe sich den Umständen unterwirft, mit seinem Leben zufrieden ist, keine Wünsche hat, keine Sehnsucht kennt und soviel Biederkeit und gute Laune verrät, wie selten vorher. Diese Stimmung spiegelt sich vortrefflich in einem scherzhaften Brief wieder, den Peter Iljitsch am 2. Januar 1877 an mich richtete.

An M. Tschaikowsky:

„Sehr geehrter Herr Modest Iljitsch! Weiss nicht, ob Sie sich noch meiner erinnern. Ich bin Ihr leiblicher Bruder und Professor am Moskauer Konservatorium. Habe auch einige Kompositionen geschrieben: Opern, Symphonieen, Ouverturen etc. Ehedem hatten Sie mich mit Ihrer persönlichen Aufmerksamkeit beehrt. Wir haben sogar im vorigen Jahr eine gemeinschaftliche Reise ins Ausland unternommen, welche mir unvergesslich bleiben wird. Später haben Sie mir des öfteren sehr liebe und interessante Briefe geschrieben. Jetzt scheint mir aber Alles das nur ein schöner Traum gewesen zu sein. Ja, Sie haben mich vergessen und wollen Nichts mehr von mir wissen... Ich, aber, bin nicht so Einer, wie Sie. Ungeachtet meines Abscheu's vor jeglicher Korrespondenz, ungeachtet meiner Müdigkeit (es ist Mitternacht) habe ich mich hingesetzt, um Sie auf mich aufmerksam zu machen und Ihnen meine wärmsten Freundschaftsgefühle zu Füssen zu legen.

Gratuliere Ihnen, liebes Brüderchen, zum Neuen Jahr, wünsche Ihnen Glück, Gesundheit und Erfolg in allen Ihren Arbeiten. Ich grüsse auch Ihren lieben Zögling, Kolja, und bitte Sie, ihn in meinem Namen zu küssen. Schreiben Sie mir auch, liebes Brüderchen, über sein Befinden, ob er fröhlich ist und ob er sich meiner noch erinnern kann.

Die Feiertage habe ich, mein liebes Brüderchen, sehr unthätig und nicht gar lustig verbracht. Wollte arbeiten, wurde aber daran gehindert. Augenblicklich wohnt bei mir unser Verwandter M. Assier; er ist—bei Gott—ein sympatischer und lieber Junge, und ich bin allabendlich mit ihm zu Hause. So ist es, mein liebes Brüderchen.

Vor dem Fest bin ich, mein Brüderchen, mit dem Schriftsteller Graf L. Tolstoi sehr nahe bekannt geworden. Selbiger hat mir sehr gefallen. Auch bin ich im Besitz eines sehr lieben und teuren Briefes von dero Gnaden. Beim Anhören des Andante meines ersten Quartetts haben seine Augen Thränen der Rührung vergossen. Und ich bin sehr stolz darauf, mein liebes Brüderchen, und Du, mein liebes Brüderchen, darfst Dich mir gegenüber nicht vergessen, denn ich bin jetzt ein grosses Thier. Nun adieu, mein liebes Brüderchen...

Dein erzürnter Bruder Peter".

Am 20. Februar fand die erste Vorstellung des Ballets „Der Schwanensee" statt. Peter Iljitsch sah dieser Vorstellung lange nicht mit der nervösen Aufregung entgegen, welche sich vor den Aufführungen seiner Opern bei ihm einzustellen pflegte, und nahm daher auch den sehr mangelhaften Erfolg dieses Werkes nicht gar zu sehr zu Herzen, zumal er diesmal Grund genug hatte die Schuld nicht sich selbst zuzuschreiben, denn die Ausstattung des Stückes, im Sinne der Dekorationen und Kostüme, war sehr ärmlich, ausserdem fehlte es an talentvollen Darstellern; die dürftige Phantasie des Balletmeisters hat Nichts aus dem Stück zu machen verstanden; dazu kam noch der Umstand, dass das Orchester von einem quasi Dilettanten, Herrn Rjabow, geleitet wurde, der bis dahin noch nie eine so komplizierte Partitur zu Gesicht bekommen hatte.

An Frau A. I. Dawidowa:

„22. Februar.

.....In der Butterwoche [1]) bin ich in Petersburg gewesen und habe einige sehr angenehme Tage dort verbracht. Ich habe mich nicht genug über Väterchen freuen können, so fröhlich und so *zärtlich* ist er wieder geworden. Während seiner Krankheit [2]) hat mich gerade die Abwesenheit seiner gewöhnlichen Zärtlichkeit sehr schmerzlich berührt.

Die ganze vorige Woche wohnte bei mir Toly, welcher zu meiner grossen Freude nur meinetwegen nach Moskau gekommen war. Er hat auch mein Ballet mit angehört, welches endlich zur Aufführung gelangt ist. Ueber-

1) Die Woche vor der Grossen Fastenzeit wird in Russland Butterwoche genannt.
2) Im Januar war Ilja Petrowitsch sehr ernst erkrankt, so dass seine Angehörigen jsich auf das Schlimmste gefasst machten. Zum Glück seiner Kinder ist dieses Schlimmste edoch nicht eingetreten.

haupt habe ich jetzt ganz Moskau mit den Erzeugnissen meiner Muse überschwemmt. Es vergeht kaum ein Tag, so nicht irgendwo eines meiner Werke gespielt oder gesungen wird. Neulich habe ich sogar den Mut gehabt, als Dirigent aufzutreten: zwar sehr ungeschickt und sehr ängstlich, aber nichtsdestoweniger mit grossem Erfolg, dirigierte ich im Grossen Theater meinen „Russisch-Serbischen Marsch". Ich will jetzt jede Gelegenheit wahrnehmen, mich im Dirigieren zu üben, denn—sollten meine Pläne in Betreff einer ausländischen Konzertreise in Erfüllung gehen—so werde ich selbst kapellmeistern müssen"...

Am 25. Februar erlebte die symphonische Fantasie „Francesca da Rimini" im zehnten Symphoniekonzert zu Moskau ihre Uraufführung. Der Erfolg war ein grossartiger. Das erhellt schon daraus, dass das Werk noch in derselben Saison zwei Mal wiederholt wurde, und zwar am 5. und am 10. März. N. D. Kaschkin lobt in seinem Referat in begeisterten Worten nicht nur das Werk selbst, welches er als ein für die russische Musik hochbedeutsames Ereigniss begrüsst, sondern auch die geniale Interpretation desselben durch N. Rubinstein.

Im Laufe dieses Winters begann Peter Iljitsch die Komposition seiner vierten Symphonie. Es ist möglich, dass er nur deshalb die Lust verlor, das Othello-Textbuch zu komponieren, weil er sich ganz und gar der Symphonie hingab.

Im März und April litt er wieder sehr an seinen Trübsinnsanfällen, was aus der Stimmung seiner damaligen Briefe hervorgeht.

An S. Tanejew:

„Moskau, d. 25. April 1877.

Heute ist mein Geburtstag, mein lieber Sergei Iwanowitsch. Im vorigen Jahr haben Sie den Abend dieses Tages bei mir verbracht und Heute habe ich Lust, mit Ihnen zu plaudern. Der Gedanke, dass mein Brief sie möglicherweise nicht mehr in Paris antreffen wird, benimmt einigermaassen meinen Schrifteifer, ich will aber dennoch aufs Geratewohl schreiben.

Es ist mir bekannt, dass Sie mit Ihrem Zeitvertreib ganz zufrieden sind, woraus ich folgern könnte, dass Sie sich nicht nach Ihren in der fernen Heimat weilenden Freunden (darunter auch ich) sehnen. Mir aber, dem unzufriedenen und erfolglos strebenden Menschenkind, der

ich vom unbarmherzigen Schicksal an das Konservatoriumskatheder angekettet bin und nun schon seit 12 Jahren mit dem eines besseren Zieles würdigen Eifer jene grosse Wahrheit verkünde, dass parallele Quintenfortschreitungen sündhaft seien — mir ist es beschieden, beklommenen Herzens an Sie zu denken, der Sie mir viele Jahre hindurch eine Freude und ein Trost waren:

Nessun maggior dolore, che ricordarsi del tempo felice nella miseria.

Oft denke ich an Sie und bin traurig, dass Ihr liebes Gesicht nicht in meiner Nähe weilt. Man sagt, dass Sie bald zurückkehren werden; ich freue mich sehr darauf.

Ihr Lied ist in seiner Art ein herrliches Stück. Die Schönheit und Ueppigkeit der Harmonie ist erstaunlich. Trotz der warmen Melodie ist aber das Lied etwas unsangbar und wird daher wohl kaum jemals populär werden. Für uns Musiker enthält es dagegen eine ganze Menge des Interessanten, viele schöne Details. Ich hoffe, dass dieses Lied nicht das einzige Werk ist, welches Sie im Laufe des Winters verfasst haben. Uebrigens will ich Ihnen damit keinen Vorwurf machen und will denken, dass der Aufenthalt in Paris Ihnen manch' andern Nutzen gebracht hat"....

An I. Klimenko:

„8. Mai.

.....Ich habe mich sehr verändert seit wir uns nicht gesehen, namentlich in moralischer Beziehung. Von Fröhlichkeit und Lust zu übermütigen Scherzen keine Spur mehr. Das Leben ist fürchterlich leer, langweilig und trivial. Ich denke ernstlich an die Heirat als einen dauernden Bund. Das Einzige was unveränderlich in mir geblieben ist—das ist die Lust am Komponieren. Wenn sich die Dinge anders gestaltet haben würden, wenn ich nicht auf Schritt und Tritt allerlei Hindernissen zu begegnen verdammt wäre zum Beispiel meinen Konservatoriumsstunden, welche mich von Jahr zu Jahr mehr anekeln — dann könnte ich wohl etwas wirklich Wertvolles schaffen. Aber oh wehe! An das Konservatorium bin ich gefesselt!"...

Anfangs Mai waren drei Sätze der Symphonie im Entwurf bereits fertig. Aber schon vorher, im April, bekam Peter Iljitsch wieder Lust zu einer Oper und wandte sich mit diesbezüglichen Aufträgen an verschiedene Personen,

u. A. auch an mich. Ich fühlte mich dadurch sehr geschmeichelt und sandte ihm Mitte Mai das Szenarium eines Textbuches, dessen Inhalt ich der graziösen Novelle Nodiers, „Ines de Las-Sierras“ entlehnt habe, worauf ich folgende Antwort erhielt:

„18. Mai 1877.

Lieber Modi, verzeihe, dass ich lange nichts geantwortet habe. Ich war drei Tage auf dem Lande (bei Schilowsky) und habe dort sehr angenehm die Zeit verbracht. Höre was ich Dir in Betreff Deiner „Ines“ zu sagen habe. Sie hat mich nicht im Geringsten zum Beginn der Arbeit angeregt: ein Zeichen dafür, dass das Szenarium nicht den Kern einer guten Oper in sich birgt. Es ist Alles so episodisch drin und so wenig poetisch. Nein, mein lieber Freund Modi, ein geborener Textdichter bist Du nicht; dennoch besten Dank für die gute Absicht.

Neulich war ich bei Frau Lawrowskaja [1]). Man kam auf Operntexte zu sprechen. X. quatschte ein unglaublich dummes Zeug und machte die fürchterlichsten Vorschläge. Elisabeth Andrejewna (Lawrowskaja) schwieg die ganze Zeit und lächelte nur. Plötzlich sagte sie aber: „Wie wäre es mit „Eugen Onégin“?“ Diese Idee kam mir sehr kurios vor und ich antwortete nichts. Später aber, während eines einsamen Mittagessens im Restaurant erinnerte ich mich an den „Onégin“, begann nachzudenken und fand die Idee garnicht so absurd. Der Entschluss war bald gefasst und ich begab mich sofort auf die Suche nach Puschkin's Werken. Es kostete Mühe, sie zu finden. Das Durchlesen versetzte mich in Entzücken. Ich verbrachte eine schlaflose Nacht, deren Resultat: das Szenarium einer köstlichen Oper mit Puschkins Text. Gleich den nächsten Tag fuhr ich zu Schilowsky, und nun bearbeitet er mit Windeseile mein Szenarium. Ich will's Dir in kurzen Worten erzählen:

Erster Akt. Bild I: die alte Larina und die Muhme sitzen im Garten und sind gerade beim Einmachen. Duett. Aus dem Hause ertönt Gesang: Tatjana und Olga singen ein Duett mit Begleitung einer Harfe.

Schnitter und Schnitterinnen kommen herbei (mit der letzten Garbe), singen und tanzen. Plötzlich meldet der Diener Gäste. Es erscheinen Eugen und Lensky. Die Ze-

1) E. A. Lawrowskaja—berühmte Sängerin, Lehrerin am Konservatorium.

remonie der Vorstellung und Bewirtung (Preisselbeer-Wasser). Eugen teilt Lensky seine Eindrücke mit, desgleichen Tatjana ihrer Schwester Olga: Quintett à la Mozart. Die alten Frauen entfernen sich, für den Abendtisch zu sorgen. Die jungen Leute gehen paarweise im Garten auf und ab (wie in „Faust"). Tatjana ist anfangs schüchtern, dann verliebt sie sich.

Bild II: Tatjana's Brief.

Bild III: Die Szene zwischen Onégin und Tatjana. Zweiter Akt. Bild I: Tatjana's Namenstag. Der Ball. Lensky's Eifersucht. Er beleidigt Onégin und fordert ihn. Grosse Verwirrung.

Bild II: die Arie Lensky's und das Duell.

Dritter Akt. Bild I: Moskau. Der Ball im Saale der Adelsversammlung. Das Wiedersehen Tatjana's mit all' ihren Tanten, Cousinen etc. Chor. Der General erscheint. Er verliebt sich in Tatjana. Sie erzählt ihm ihre Lebensgeschichte und willigt ein, seine Frau zu werden.

Bild II: Petersburg. Tatjana erwartet Onégin. Er erscheint. Grosses Duett. Tatjana liebt ihn noch und kämpft einen schweren innern Kampf mit sich selbst. Da kommt ihr Gemahl. Die Pflicht siegt. Onégin läuft in Verzweiflung davon.

Du glaubst garnicht, wie wild ich auf dieses Sujet bin. Wie froh ich bin, den üblichen Pharao's, äthiopischen Prinzessinnen, Vergiftungen und dergleichen Puppengeschichten aus dem Wege gegangen zu sein! Welche Fülle von Poesie „Onégin" birgt! Ich bin durchaus nicht verblendet, ich weiss genau, dass die Oper zu wenig Handlung, zu wenig Bühneneffekte haben wird, aber der grosse Poesiereichtum, die Lebenswahrheit und Einfachheit der Vorgänge, sowie die genialen Verse Puschkins wiegen diverse Mängel gewisslich auf".

An L. Dawidow:

„19. Mai 1877. Moskau.

.....Zu Euch komme ich erst in der zweiten Hälfte des Sommers. Der Grund ist folgender:—In der Nähe Moskau's (60 Werst) hat der ältere von den Brüdern Schilowsky einen Landsitz. Dieser Schilowsky ist ein sehr talentvoller und netter Mann, dessen Frau ich ebenso sehr gern habe. Er schreibt jetzt für mich ein Textbuch. Gleich nach Schluss der Prüfungen werde ich zu ihm reisen und die Kompo-

sition der Oper in Angriff nehmen. Ich werde dort ein besonderes Häuschen bewohnen, wo ich ganz ungestört arbeiten kann. Das Komponieren einer Oper geht folgendermaassen vor sich: im Laufe mehrerer Stunden darf ich keinen Menschen sehen und muss die Versicherung haben, dass auch ich von Niemandem gesehen und gehört werde, denn ich habe die Gewohnheit beim Komponieren laut zu singen, und der Gedanke daran, dass Jemand mich hören könnte, stört mich sehr. In meinem Schlafzimmer muss ich ein Klavier haben. Ohne diese Bedingungen kann ich nicht arbeiten, wenigstens nicht mit Ruhe und Leichtigkeit.

Diese Bedingungen würden mir aber in Kamenka fehlen. Es ist für mich von grosser Wichtigkeit, jetzt eine Oper zu schreiben, denn ich fühle in mir einen unbesiegbaren Drang dazu, sodass es schade wäre, die Zeit nicht auszunutzen.

Leo, Du weisst, dass alle meine Freunde zusammen genommen (mit Einschluss Schilowsky's) mir nicht so lieb und wert sind wie Sascha, Du und Eure Kinder. Du musst aber zugeben, dass ich in Kamenka nicht die gleichen vorteilhaften Bedingungen für das Zustandebringen eines so komplizierten Werkes, wie eine Oper, vorfinden werde"...

An M. Tschaikowsky:

„23. Mai 1877.

.....Die Prüfungen am Konservatorium sehen ihrem Ende entgegen, meine Abreise naht, aber in meiner Seele sieht es nicht so fröhlich aus, wie sonst. Der Gedanke daran, dass nach den Ferien das alte Lied wieder seinen Anfang nehmen soll, wieder dieselben Stunden, dieselben Verdrieslichkeiten beginnen werden,—Alles das vergiftet mir die Freude an den bevorstehenden drei freien Monaten. Ich fühle, dass ich alt werde... Manchmal will es mir scheinen, dass die Vorsehung, welche so blind und ungerecht in der Wahl ihrer Lieblinge ist, recht gut für mich sorgt. In der That, oft will es mir vorkommen, dass das Zusammentreffen mancher Dinge nicht blos dem Zufall zuzuschreiben ist. Wer weiss? vielleicht ist das der Beginn der Religiosität"...

An Frau Nadeshda Filaretowna von Meck:

„27. Mai.

.....Im Projekt ist meine Symphonie fertig. Ende des Sommers will ich an die Instrumentation gehen.

An M. Tschaikowsky:

„Gljebowo. 6. Juni.

Gestern erhielt ich Deinen Brief, lieber Modi. Anfangs ärgerten mich Deine Kritiken über den „Onégin", das dauerte aber nicht lange. Mag meine Oper noch so unszenisch sein, mag sie noch so wenig Handlung haben! Ich bin aber nun einmal in Tatjana's Bild verliebt, uud von den Versen Puschkins entzückt. Ich schreibe die Musik dazu, weil ich einem unwiderstehlichen Drange folge. Ich bin ganz vertieft in die Komposition der Oper.

Ich stehe um 8 Uhr auf, bade, trinke meinen Thee (allein) und arbeite dann bis zum Frühstück. Nach dem Frühstück arbeite wieder bis zum Mittag. Dann unternehme ich gewöhnlich einen grossen Spaziergang. Den Abend verbringe ich im grossen Haus. Die Gesellschaft besteht aus dem Ehepaar Schilowsky, zwei alten Jungfern (Jasykows) und mir. Gäste sieht man fast garnicht — kurz, es ist hier sehr ruhig und still. Die Gegend ist im wahren Sinne des Wortes herrlich. Scheusslich ist nur—das Wetter: es ist so kalt, dass es jeden Morgen Frost giebt. Bis jetzt haben wir noch nicht einen einzigen warmen Sommertag gehabt.

Infolge der oben angeführten Lebensweise macht meine Arbeit schnelle Fortschritte, sodass wenn ich bis zum August hier bleiben könnte, ich bis dahin die ganze Oper im Entwurf fertig bekommen und im Herbst an die Instrumentation gehen würde. Bis jetzt bin ich sehr zufrieden mit dem was ich geschrieben".

An A. Tschaikowsky:

„Gljebowo. 15. Juni.

.....Der ganze erste Akt in drei Bildern ist schon fertig. Heute habe den zweiten begonnen".

Am 23. Juni waren zwei Drittel der Oper fertig. „Es könnte noch mehr fertig sein", sagt Peter Iljitsch,—„wenn nicht die seelische Aufregung".

Am 6. Juli 1877 fand in der St. Georgs-Kirche die Trauung Peter Iljitsch Tschaikowsky's mit der Jungfrau Antonina Iwanowna Miljukowa statt.

In der Saison 1876—1877 hatte Peter Iljitsch folgende Werke komponiert:

1. Op. 31. „Slavischer Marsch" für grosses Orchester.

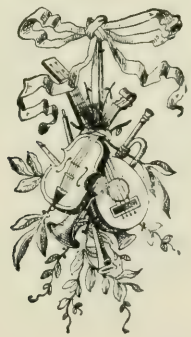
Die Zeit seiner Entstehung fällt in den Monat September 1877. Er wurde am 5. November desselben Jahres in einem Symphoniekonzert zu Moskau unter Leitung N. Rubinsteins zum ersten Mal aufgeführt. Verlag Jurgenson.

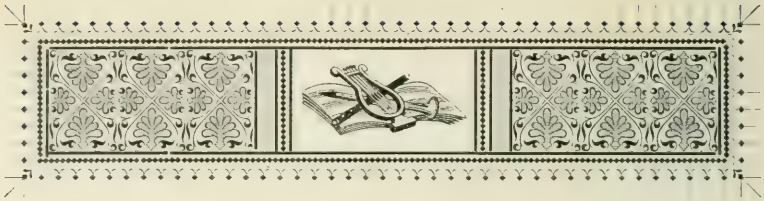
2. Op. 32. „Francesca da Rimini", symphonische Fantasie für grosses Orchester (nach Dante). Gewidmet an S. I. Tanejew. Den Plan für dieses Werk hatte Peter Iljitsch schon im Sommer 1876 während seines Aufenthaltes in Paris gefasst. Die Komposition hat er aber nicht eher als Ende September in Angriff genommen. Die Skizzen waren am 14. Oktober fertig, die Instrumentation—am 5. November. Uraufführung zu Moskau am 26. Februar 1877 in einem Symphoniekonzert unter Leitung N. Rubinsteins. Verlag Jurgenson.

3. Op. 33. „Variationen über ein Rokoko-Thema" für das Violoncello mit Begleitung des Orchesters. G. Fitzenhagen gewidmet. Komponiert im Laufe des Dezember 1876. Verlag P. Jurgenson.

4. Op. 34. „Valse-Scherzo" für Violine mit Orchesterbegleitung. An Joseph Kotek gewidmet. Komponiert Anfang des Januars 1877. Verlag P. Jurgenson.

Ausserdem hat Peter Iljitsch in dieser Saison seine 4. Symphonie skizziert und zwei Drittel der Oper „Eugen Onégin".





Fünfter Teil.

1877—1878.

I.

In den siebziger Jahren befand sich unter den Konservatoriumsschülern der Theorieklasse Peter Iljitsch's ein Geiger, Namens Joseph Kotek.

Das war ein junger Mann von angenehmen Aeusseren, trotz der unregelmässigen Gesichtszüge,—dazu sehr gutherzig, begeisterungsfähig, sehr musikalisch und noch mehr virtuos begabt. Durch sein sympatisches Wesen, noch mehr aber durch seine talentvollen Arbeiten lenkte er die Aufmerksamkeit Peter Iljitsch's auf sich und wurde bald der Liebling seines Lehrers. Nicht wenig dazu beigetragen hat auch die Begeisterung des jungen Mannes für die Werke Peter Iljitsch's und die persönliche Anhänglichkeit an seinen Lehrer. So entwickelten sich allmälich zwischen Meister und Schüler freundschaftliche Beziehungen, welche auch ausserhalb der Wände des Konservatoriums unterhalten wurden.

Kotek war arm und musste nach Absolvierung des Konservatoriums- ehe er ans Konzertieren ging—seinen Unterhalt durch Stundengeben verdienen.

Zu der Zeit lebte in Moskau die Wittwe eines sehr bekannten Eisenbahn-Ingenieurs, Nadeshda Filaretowna von Meck. Diese Frau wandte sich einst an Nikolai Rubinstein mit der Bitte, ihr einen jungen Geiger zu empfehlen, der mit ihr musiziern wollte. Rubinstein empfahl ihr denn auch J. Kotek. Ein besseres Engagement konnte sich ein junger

Musiker garnicht wünschen. Frau von Meck verbrachte mit ihrer zahlreichen Familie gewöhnlich nur eine kurze Zeit in Moskau und wohnte sonst teils im Auslande, teils in ihrer im südwestlichen Russland gelegenen prächtigen Besitzung, sodass Kotek ausser einem sehr hohen Honorar die Möglichkeit erhielt, ein Stück Welt zu sehen und sich in den überaus zahlreichen Mussestunden im Spiel seines Instrumentes zu vervollkommnen.

Ich sagte schon, dass Kotek begeisterter Verehrer des Talentes seines Professors war, in der Person Frau von Meck's fand er aber eine noch grössere Anbeterin der Muse Tschaikowsky's. Als eine ausserordentliche Musikliebhaberin im Allgemeinen, brachte sie den Werken Peter Iljitsch's im Besondern ihr wärmstes Interesse entgegen welches intensiv genug war, einen gewaltigen Einfluss auf die ganze weitere Zukunft unseres Komponisten auszuüben. Frau von Meck interessierte sich nicht nur für die Werke Peter Iljitsch's, sondern auch für seine Person: sie suchte sein privates Leben, seinen Charakter als Mensch zu erforschen und fragte Jeden, der Etwas darüber zu erzählen wusste auf das Ausführlichste aus. So war ihr denn die Bekanntschaft mit Kotek doppelt willkommen, denn er wusste gar Vieles über die Lebensweise, den Charakter und die Gewohnheiten des Komponisten, der ihr so grosse künstlerische Genüsse zu bieten wusste.

Aus Kotek's Erzählungen lernte sie ihn in seinem alltäglichen Leben kennen und gewann ihn allmälich auch als Menschen lieb. Sie erfuhr, selbstverständlich, auch von seiner schwierigen materiellen Lage und von seiner Sehnsucht nach Freiheit. Da wurde in ihr der Wunsch rege, in sein privates Leben einzugreifen und vor Allem wenigstens seine Geldsorgen zu vermindern.

Durch Kotek gab sie ihm den Auftrag, gegen ein sehr hohes Honorar für sie einige Arrangements seiner Kompositionen für Violine und Klavier zu machen. Bald nach Fertigstellung dieser Arbeit erhielt Peter Iljitsch einen neuen Auftrag, und so entwickelte sich durch die Vermittelung Kotek's zwischen Auftraggeber und Auftragnehmer nach und nach ein reger Verkehr. Der für alles Eigenartige und Ungewöhnliche sehr empfängliche Peter Iljitsch lauschte seinerseits mit dem lebhaftesten Interesse den Erzählungen Kotek's über die „Narrheiten“ seiner Patronin. Durch den Kultus, der im Hause von Meck mit seinem Namen getrieben wurde, gerührt und geschmeichelt, beauf-

tragte Peter Iljitsch seinen jungen Freund, der merkwürdigen Frau seine Dankbarkeit zu überbringen; und Frau von Meck ihrerseits, war sehr stolz darauf, dass ihr Lieblingskomponist es nicht verschmähte, ihren Bitten nachzukommen, und sprach ihm durch Kotek ihre grosse Dankbarkeit und tiefe Sympatie aus.

So begannen die merkwürdigen Beziehungen zwischen Peter Iljitsch und Nadeshda Filaretowna von Meck. Diese Beziehungen gewannen einen so ausserordentliche Bedeutung im Leben Peter Iljitsch's, sie veränderten in so radikaler Weise die Grundpfeiler seiner materiellen Situation, was, selbstverständlich, nicht ohne Einfluss auch auf seine künstlerische Thätigkeit geblieben ist,—sie waren ausserdem an sich so sehr poetisch und aussergewöhnlich, so ganz anders als wie es sonst im Leben der modernen Gesellschaft zu sein pflegt, dass es, um sie zu verstehen, notwendig ist, das Wesen, den Charakter dieser neuen Freundin und Beschützerin Peter Iljitsch's etwas näher kennen zu lernen.

Nadeshda Filaretowna von Meck wurde am 29. Januar 1831 im Kirchdorf Snamensk (Gouvernement Smolensk) geboren. Obwohl ihre Eltern (Frolowsky's) nicht reich waren, genoss sie eine ausgezeichnete häusliche Erziehung. Ihr Vater war ein leidenschaftlicher Musikliebhaber, und diese Liebhaberei übertrug sich auch auf seine Tochter. Stundenlang konnte sie dem Geigenspiel ihres Vaters lauschen. Als dieser alt geworden und ihm das Musizieren Mühe machte, wurden die Rollen gewechselt: er hörte zu, und die Tochter spielte mit ihrer Schwester stundenlang vierhändig auf dem Klavier. Dadurch gewann sie nach und nach eine umfassende Kenntniss der musikalischen Literatur.

Leider besitze ich keine bestimmten Daten über ihre allgemeine wissenschaftliche Bildung. Ueber ihren Charakter, ihre Ansichten und moralischen Eigenschaften kann ich mir auch nur auf Grund ihres, allerdings sehr umfangreichen, Briefwechsels mit Peter Iljitsch ein Bild machen. Und da erscheint sie mir als ein stolzes, energisches Weib, mit selten festen Grundsätzen, mit der Selbständigkeit und Thatkraft eines Mannes, wohl fähig, im Kampf mit allerlei Ungemach auszuharren; ein Weib, welches alles Kleinliche, Konventionelle und Gemeine verachtet, dabei aber makellos rein ist in ihren Bestrebungen und in dem Bewusstsein ihrer Pflicht, ohne jede Sentimentalität im Um-

gang mit ihren Nebenmenschen, aber mit einem tiefen Gemüt und mit der Fähigkeit, sich von dem Schönen und Hohen hinreissen zu lassen.

Am 14. Januar 1848 wurde Nadeshda Filaretowna die Gemahlin eines Distanz-Chefs der Moskau-Warschauer Chaussée, des Ingenieurs K. von Meck, und damit begann für sie eine schwere Zeit. Als liebende Frau und sorgende Mutter hatte Nadeshda Filaretowna viele Prüfungen erfahren, aus denen sie aber als Siegerin hervorgegangen ist. In einem ihrer Briefe an Peter Iljitsch schreibt sie: „Ich bin nicht immer reich gewesen, den grössten Teil meines Lebens war ich arm, sehr arm. Mein Mann war Ingenieur des Verkehrswesens und befand sich im Staatsdienst, welcher ihm 1500 Rubel jährlich einbrachte—dieses Einkommen musste für den Lebensunterhalt einer Familie von fünf Kindern reichen: nicht gerade glänzend, wie sie sehen. Dabei war ich zugleich Amme, Kinderfrau, Lehrerin, Näherin meiner Kinder und Kammerdiener meines Mannes; die Wirtschaft musste ich ebenfalls besorgen; da gab es freilich viel Arbeit, aber ich that sie gern. Was mir aber schwer auf der Seele lastete, war etwas Anderes: wissen Sie, Peter Iljitsch, was Staatsdienst ist? Wissen Sie, dass man dabei vergessen muss, dass man ein Mensch ist und mit Verstand, eignem Willen und Ehrgefühl ausgerüstet ist, dass man dabei zu einer Puppe, einem Automat werden muss? Diese Situation meines Mannes war es, welche ich nicht im Stande war zu ertragen, und ihn flehentlich bat, den Staatsdienst zu verlassen. Auf seine Bemerkung, dass wir dann überhaupt Nichts mehr zu essen haben würden, antwortete ich, dass wir arbeiten wollen und wohl nicht Hungers sterben würden. Als er endlich meinen Bitten nachgab und um seinen Abschied nachsuchte, gerieten wir in sehr grosse Bedrängniss: wir durften nur 20 Kopeken täglich ausgeben—für Alles! Und dennoch habe ich es keine Minute bedauert, dass es so gekommen war".

Dank diesem entscheidenden Schritt, den K. von Meck auf dringenden Wunsch seiner Frau unternommen hatte, gelang es ihm, nach und nach durch Eisenbahnbauunternehmungen ein Vermögen von vielen Millionen Rubeln zu ersparen.

Ende 1876 wurde Frau von Meck Wittwe. Sie hatte elf Kinder, von denen aber nur sieben bei ihr wohnten. Die andern waren bereits erwachsen und hatten zum Teil eigne Familien. Die sehr komplizierte Verwaltung ihres

ausserordentlichen Vermögens besorgte sie selbst und wurde darin nur von ihrem ältesten Sohn und ihrem Bruder unterstützt. Ihre Hauptthätigkeit war aber die Erziehung der minderjährigen Kinder.

Nach dem Tode ihres Mannes gab Nadeshda Filaretowna das gesellschaftliche Leben ganz auf: sie zeigte sich nirgends mehr, empfing keine Besuche und blieb bis zum Ende ihrer Tage für Nichtangehörige ihres Haushaltes im buchstäblichen Sinne des Wortes „unsichtbar". Wie streng sie diese Lebensweise durchführte, sieht man schon daraus, das Frau Dawidowa (die Schwester Peter Iljitsch's) und ihr Gemahl Leo Dawidow, deren eine Tochter einen Sohn Frau von Meck's heiratete, — sie niemals zu sehen bekommen hatten, trotzdem sie schriftlich die freundschaftlichsten Beziehungen mit ihr unterhielten. Uebrigens muss ich hier eine mir bekannte Ausnahme mitteilen: Nikolai Gregorjewitsch Rubinstein war der Einzige, der Frau von Meck besuchen durfte.

Das Merkwürdigste an der rührenden, herzlichen Freundschaft zwischen Nadeshda Filaretowna und Peter Iljitsch war, dass sie sich nur in Theatern, Konzertsälen u. s. w. sahen, und auch hier in der That — nur sahen, d. h. sie wechselten nicht ein Wort, nicht einen Blick, ja — nicht einmal einen flüchtigen Gruss mit einander. Wenn sie sich zufällig begegneten, so gingen sie an einander vorüber, wie zwei ganz fremde Menschen. Sie verkehrten nie anders als nur schriftlich, und starben Beide, ohne dass Einer jemals des Andern Stimme gehört hatte. — Infolgedessen ist ihr Briefwechsel, welcher vollständig erhalten geblieben ist und das hauptsächlichste Material des vorliegenden Teiles enthält, so überaus interessant und wirft ein so grelles Licht auf die einzig in ihrer Art dastehenden Beziehungen zwischen Mann und Weib, dass eine Sonderausgabe dieser Korrespondenz wohl geeignet wäre, das weitgehendste Interesse zu erwecken. Doch ist die Zeit für eine solche Ausgabe noch nicht gekommen. Ich habe das Recht, dieses kostbare Material nur soweit zu benutzen, als es das Ziel dieses Buches die Lebensgeschichte Peter Iljitsch's, erheischt. Frau von Meck werde ich nur als den „besten Freund" und Beschützer Peter Iljitsch's ansehen, ohne ihr intimes Leben, welches von ihr selbst in ihren so inhaltsreichen, wahrheitsgetreuen und herzlichen Briefen geschildert wird, zu berühren.

Bald nachdem Peter Iljitsch die von Kotek überbrachte

Bestellung Frau von Meck's — ein Klavier-Violin-Arrangement für sie zu machen — ausgeführt hatte, erhielt er ihren ersten Brief:

Frau von Meck an P. I. Tschaikowsky:

„18. Dezember 1876.

Sehr geehrter Herr, gestatten Sie mir, Ihnen meinen aufrichtigsten Dank auszusprechen für die schnelle Erledigung meines Auftrages. Ihnen zu sagen, wie sehr mich Ihre Kompositionen entzücken, halte ich für überflüssig und unpassend, denn Sie sind gewiss an ganz andere Huldigungen gewöhnt, als die Verehrung eines in der Musik so unbedeutenden Wesens wie ich, ausserdem könnte sie Ihnen gar lächerlich erscheinen; mir ist aber meine Liebhaberei zu viel wert, als dass ich zugeben könnte, ausgelacht zu werden. Nur Eines will ich Ihnen sagen und bitte Sie, mir Glauben zu schenken: mit Ihrer Musik lebt es sich leichter und angenehmer.

In aufrichtiger Hochachtung", u. s. w.

P. I. Tschaikowsky an Frau von Meck:

„19. Dezember 1876.

Sehr geehrte Frau! Von Herzen danke ich Ihnen für das Liebenswürdige und Schmeichelhafte, was Sie mir zu schreiben belieben. Ich kann Ihnen meinerseits versichern, dass es für einen Musiker höchst tröstlich ist, trotz allen Missgeschickes und verschiedener Hindernisse die Gewissheit zu haben, dass es eine kleine Minderheit von Menschen giebt, welche die Kunst aufrichtig und herzlich lieb hat und zu welcher auch Sie gehören".

Zwei Monate später erfolgte eine neue Bestellung nebst abermaligem Briefwechsel.

N. F. von Meck an P. I. Tschaikowsky:

„Moskau, d. 15. Februar 1877.

Sehr geehrter Herr, Peter Iljitsch! Ich weiss garnicht wie ich Ihnen meinen Dank ausdrücken soll für Ihr liebenswürdiges Entgegenkommen; wenn ich nicht herzinnigste Sympatie für Sie fühlte — würde ich fürchten, dass Sie mich verwöhnen könnten; ich schätze, übrigens, zu sehr Ihre Güte zu mir, um so Etwas zuzulassen.

Gern würde ich Ihnen viel, sehr viel von meiner phantastischen Schwärmerei für Sie erzählen, ich möchte Sie nur nicht Ihrer wenigen freien Minuten berauben. Ich will Ihnen nur sagen, dass diese Schwärmerei, so ideal, so abstrakt sie auch ist, zu dem Besten, Teuersten, Höchsten gehört, dessen ein menschliches Herz fähig ist. Nennen Sie mich meinethalben eine Närrin, eine Verrückte, nur lachen Sie mich nicht aus; Alles das wäre, vielleich, lächerlich, wenn es nicht so ernst, so aufrichtig gemeint wäre.

Ihre Sie verehrende und ergebene von Meck".

P. I. Tschaikowsky an N. F. von Meck:

„16. Februar 1877.

Sehr geehrte Frau, Nadeshda Filaretowna! Erlaube mir Ihnen meinen herzlichsten Dank auszusprechen für das mehr als üppige Honorar, mit welchem Sie meine geringe Mühe belohnt haben. Schade, dass Sie mir nicht Alles gesagt haben, was Sie auf dem Herzen hatten. Ich kann Sie versichern, dass es mir nur sehr angenehm und interessant gewesen wäre, da auch ich von den wärmsten Sympatieen für Sie erfüllt bin. Das ist keine Phrase. Ich kenne Sie weit besser, als Sie glauben.

Wenn Sie mich eines schönen Tages mit der schriftlichen Mitteilung des Vielen, was Sie mir zu sagen hatten, beglücken wollten, so würde ich Ihnen ausserordentlich dankbar sein. Jedenfalls danke ich Ihnen von ganzer Seele für den Ausdruck der Sympatie, welche ich sehr hoch schätze.

N. F. von Meck an P. I. Tschaikowsky:

„Moskau, d. 7. März 1877.

Sehr geehrter Peter Iljitsch, Ihre liebe Antwort auf meinen Brief war mir eine solche Freude, wie ich sie schon lange nicht mehr gehabt habe, aber — Sie kennen wohl die Eigenschaft der menschlichen Natur: je mehr man Schönes erhält, je mehr verlangt es Einen danach. Obwohl ich Ihnen versprochen hatte, mich nicht verwöhnen zu lassen, so zweifle ich jetzt dennoch sehr an meinen Kräften, denn — ich erlaube mir, Ihnen eine grosse Bitte vorzutragen, welche wegen ihrer Unangebrachtheit Ihnen, möglicherweise, etwas merkwürdig erscheinen wird; aber ein Mensch, welcher — so wie ich — als ein Asket lebt, muss naturgemäss in eine

Geistesverfassung geraten, in welcher alles Das, was die Menschen gesellschaftlicher Umgang, Lebensregeln u. s. w. nennen,—seinem Verstand als leere Begriffe, als sinnlose Worte erscheinen. Ich weiss zwar nicht, wie Sie darüber denken, aber—soweit ich Sie kenne will es mir scheinen, dass Sie am wenigsten mich verurteilen werden; sollte ich mich getäuscht haben, so bitte ich Sie, mir das offen, ohne jede Kommentare zu sagen und — meine Bitte abzuschlagen, welche in Folgendem besteht: geben Sie mir Ihre Photographie!

Ich besitze schon zwei derselben, möchte aber eine aus Ihrer Hand bekommen; auf Ihrem Gesicht will ich die Inspirationen suchen, die Gefühle, unter deren Wirkung Sie Ihre Musik komponierten, jene Musik, welche den Menschen in das Reich der Sehnsucht lockt. Wieviel Glück und wieviel Leid liegt in jener Musik! Von diesem Leid möchte man sich garnicht trennen, denn in ihm findet der Mensch seine Hoffnung, sein Glück, das ihm im Leben versagt geblieben ist. „Sturm" ist das erste Ihrer Werke, das ich zu hören bekommen; es ist nicht zu beschreiben, welch' starken Eindruck es auf mich gemacht hatte: mehrere Tage war ich wie geistesabwesend. Ich muss Ihnen sagen, dass ich Musiker und Mensch im Komponisten nicht zu trennen verstehe und im Menschen, als dem Priester einer so hehren Kunst, noch viel eher als in anderen Menschen jene Eigenschaften suchen und finden möchte, die ich für die herrlichsten halte. Daher entbrannte damals der Wunsch in mir, den Menschen im Schöpfer des „Sturmes" kennen zu lernen. Ich begann nach Ihnen zu forschen, nahm jede Gelegenheit wahr, Etwas über Sie zu hören, ich fing jede Bemerkung, jedes Sie betreffende Urteil auf, und muss Ihnen sagen, dass oft das, was die Andern an Ihnen tadelten, mich in Entzücken versetzte, — Geschmacksache! Vor Kurzem erst, ist mir eine Ihrer Ansichten zu Ohren gekommen, welche meine helle Begeisterung entfacht hat, und welche ich so sehr mit Ihnen teile, dass Sie mir urplötzlich näher getreten und — ein teurer, lieber Mensch geworden sind; mir scheint es, dass nicht die Beziehungen Mensch und Mensch einander näher bringen, sondern die Aehnlichkeit der Ansichten, Gefühle und Sympatieen, sodass ein Mensch dem andern nahe stehen kann, trotzdem er ihm fremd ist.

Es interessiert mich so sehr, Alles über Sie zu wissen, dass ich fast zu jeder Zeit angeben kann, wo Sie sich be-

finden und sogar — bis zu einem gewissen Grade — was Sie thun. Alles, was ich selbst beobachtet und von Andern, Gutes und Schlechtes über Sie gehört habe, gefällt mir so ausserordentlich, dass ich Ihnen meine herzlichste Zuneigung, meine wärmste Sympatie zu Füssen lege. Ich bin glücklich, dass in Ihnen Mensch und Künstler so köstlich, so harmonisch vereinigt sind.

Es gab eine Zeit, da ich grosse Lust hatte, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen: jetzt aber geht es mir so, dass je mehr Sie mich bezaubern, je mehr fürchte ich mich vor Ihrer Bekanntschaft; ich ziehe es vor, in der Ferne an Sie zu denken, Sie in Ihrer Musik sprechen zu hören, und Ihre Gefühle zu teilen. Ich bin so traurig, dass es mir noch nicht vergönnt gewesen ist, Ihre „Francesca da Rimini" zu hören; mit Ungeduld erwarte ich das Erscheinen des Klavierarrangements.

Verzeihen Sie, Peter Iljitsch, alle meine Herzensergüsse: Sie können sie doch nicht brauchen; nur mag es Ihnen nicht leidthun, dass Sie einem sterbenden, fast schon todten Menschen, wie ich, für einen Moment, wenigstens, etwas Leben in die Adern geflösst haben, dazu noch auf solch' schöne Art und Weise.

Nun habe ich noch eine unterthänigste Bitte an Sie, Peter Iljitsch. In Ihrem „Opritschnik" sind einige Stellen, welche mich ganz verrückt machen. Bitte arrangieren Sie für mich aus diesen Stellen, wenn es geht, einen „Marche funèbre". Gleichzeitig sende Ihnen die Oper, in welcher die von mir gewünschten Stellen angestrichen sind. Wenn Sie es möglich finden, den Marsch zu machen, dann bitte für Klavier vierhändig. Ist Ihnen meine Bitte lästig, dann schlagen Sie sie mir ab: das wird mich zwar traurig stimmen, aber nicht beleidigen. Sollten Sie aber meine Bitte ausführen, dann thun Sie es nur nicht zu eilig, denn sonst verwöhnen Sie mich, und ich habe gar kein Recht darauf. Wollen Sie mir erlauben, Ihre Arrangements für mich herauszugeben? Und an wen könnte ich mich da wenden, an Jurgenson oder lieber an Bessel?

Ferner bitte ich Sie, Peter Iljitsch, mir zu gestatten, in meinen Briefen an Sie alle Formalitäten, wie „Hochgeehrter Herr" u. s. w., fortzulassen: sie sind mir wahrlich nicht nach Sinn. Bitte seien Sie selbst auch so gut und unterlassen Sie in Ihren Briefen an mich alle jene Feinheiten. Nicht wahr, Sie sind damit einverstanden?

Ihre ergebene und Sie verehrende v. M.

P. S. Denken Sie doch an meine erste Bitte".

P. I. Tschaikowsky an N. F. von Meck:

„Moskau, d. 16. März 1877.

Sie haben vollkommen Recht, Nadeshda Filaretowna, wenn Sie glauben, dass ich wohl im Stande bin, Ihren geistigen Organismus zu verstehen. Ich hoffe, dass Sie sich nicht irren, indem Sie mich zu Ihren Geistesverwandten zählen. So wie Sie sich bemühten die öffentliche Meinung über mich zu studieren, so habe auch ich meinerseits bei jeder sich bietenden Gelegenheit Etwas über Sie und über Ihre Lebensweise zu erfahren gesucht. Ich habe mich stets für Sie interessiert, wie für einen Menschen, der in seinem moralischen Gesicht so viele meiner Natur ähnliche Züge trägt. — Schon allein der Umstand, dass wir Beide an ein und derselben Krankheit leiden, bringt uns einander näher. Diese Krankheit heisst Misantropie, es ist aber eine ganz eigenartige Misantropie, denn sie entspringt weder dem Menschenhass noch der Menschenverachtung. Diejenigen, welche an dieser Krankheit laborieren, fürchten nicht etwa den Schaden, den ihnen ihr Nebenmensch zufügen könnte, sondern sie fürchten die Enttäuschung, die Sehnsucht nach dem Ideal, welche sich nach jeder Annäherung einzustellen pflegt. Es war eine Zeit, da ich so sehr von dieser Menschenfurcht befangen gewesen, dass ich fast wahnsinnig geworden bin.—Die Verhältnisse brachten es mit sich, dass ich nicht in die Einsamkeit fliehen konnte. Ich musste mit mir selbst kämpfen, und der alleinige Gott weiss, was mir dieser Kampf gekostet hat!

Aus diesem Kampf bin ich insofern als Sieger hervorgegangen, als mir das Leben aufgehört hat, unerträglich zu scheinen. Gerettet hat mich die Arbeit, –und diese Arbeit ist mir gleichzeitig Genuss. Einige Erfolge, die mir beschieden gewesen, haben mich ausserdem sehr getröstet und angefeuert, sodass jene grosse Sehnsucht, die mich früher oft bis zu Hallucinationen, bis zum Wahnsinn trieb, jetzt ihre Macht fast ganz über mich verloren hat.

Aus allem Gesagten werden Sie leicht ersehen, dass ich mich durchaus nicht darüber wundere, wenn Sie, trotzdem Sie meine Musik so lieb haben, meine Bakanntschaft nicht suchen. Sie fürchten, in meiner Person nicht alle jene Eigenschaften zu finden, mit den mich Ihre zum Idealismus neigende Phantasie ausgestattet hat. Und da haben Sie ganz Recht. Ich fühle wohl, dass Sie bei näherer Bekanntschaft in mir nicht jene Harmonie zwischen Musiker und Mensch, für die Sie schwärmen, finden würden.

Haben Sie vielen Dank für all' die Ausdrücke der Verehrung, die Sie in Ihrem Brief meiner Musik so überaus freigebig zollen. Wenn Sie wüssten, wie angenehm und trostreich es für einen Musiker ist, zu wissen, dass es noch eine Menschenseele giebt, welche ebenso intensiv, ebenso tief Alles Das durchempfindet was er selbst durchlebt und durchdacht hat, als er sein Kunstwerk plante und ausführte. Ausserordentlich dankbar bin ich Ihnen für Ihre warmen, herzlichen, mitfühlenden Worte. Ich will nicht sagen, was in solchen Fällen zu sagen üblich ist, nämlich: dass ich Ihres Lobes nicht wert bin. Ob ich gut schreibe, ob schlecht — jedenfalls schreibe ich aus innerstem Bedürfniss heraus. Ich rede die Sprache der Musik, weil ich immer Etwas zu sagen habe...

Ich weiss nicht, ob Sie der *Marsch* befriedigen wird und ob ich es verstanden habe, wenigstens ungefähr Dem nahe zu kommen, was Sie gewünscht haben. Wenn nicht— dann zögern Sie nicht, mir die Wahrheit zu sagen. Vielleicht wird es mir später einmal gelingen, Etwas Passenderes zu machen.

Sende Ihnen meine Kabinetphotographie, allerdings keine sehr gelungene. Ich will mich in allernächster Zeit photographieren lassen (was, übrigens, für mich immer eine fürchterliche Qual ist) und werde Ihnen dann mit Vergnügen noch ein Bild schicken".

N. F. von Meck an P. I. Tschaikowsky:

„18. März 1877.

....Ihr Marsch, Peter Iljitsch, ist so wundervoll, dass er mich — wie ich hoffe — in den glücklichen Zustand der Wahnsinnigen versetzen wird, einen Zustand, in dem man das Bewusstsein all' des Bittern und Erniedrigenden, dessen es genug auf Erden giebt, verliert... Lausche ich einer solchen Musik, dann fühle ich mich über allem Irdischen schwebend, das Blut pocht an den Schläfen, das Herz zittert, vor den Augen wird es dunkel, und das Ohr saugt gierig die Töne dieser bezaubernden Musik auf! Ich fühle nur Das, was in mir lebt, und es wird mir so wohl, so unendlich wohl, dass ich garnicht erwachen möchte.... Oh, Gott, wie gross ist doch Derjenige, der die Macht besitzt, seinen Mitmenschen so glücklich zu machen"!

Ende April — zu einer Zeit, da Peter Iljitsch in ganz besonders schwierige finanzielle Verwickelungen geraten

war—erhielt er von Frau v. Meck wieder eine Bestellung. Diesmal bat Nadeshda Filaretowna um eine selbständige Komposition für Klavier und Violine und schlug unserem Komponisten ein ausserordentlich hohes Honorar vor.

Peter Iljitsch antwortete an Frau v. Meck:

„1. Mai 1877.

Verehrte Nadeshda Filaretowna! Trotz der hartnäckigsten Dementiversuche eines meiner Freunde, der auch Ihnen gut bekannt sein dürfte, habe ich Grund anzunehmen, dass der Brief, den ich Heute früh von Ihnen erhielt, der liebenswürdigen Hinterlist besagten Freundes zuzuschreiben ist. Schon bei Ihren früheren musikalischen Aufträgen konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, dass Sie mir dieselben aus zweierlei Gründen zukommen liessen: einesteils hatten Sie in der That den Wunsch, die eine oder andere meiner Kompositionen in diesem oder jenem Arrangement zu besitzen, andernteils aber beabsichtigten Sie,— da Sie gewiss von meinen ewigen Geldcalamitäten gehört haben, — mir über diese hinwegzuhelfen. Auf diesen Gedanken brachte mich das übermässig hohe Honorar, das Sie mir für meine geringe Mühe zahlten. Diesmal bin ich nun überzeugt, dass ausschliesslich oder fast ausschliesslich der zweite Beweggrund Sie bestimmt hat, mir Ihren neuen Auftrag zu geben. Beim Lesen Ihres Briefes habe ich Ihr Zartgefühl und Ihre Güte, sowie Ihr rührendes Entgegenkommen wohl herausgemerkt, gleichzeitig pflanzte sich aber in der Tiefe meiner Seele eine so intensive *Unlust* auf, sofort an die Ausführung Ihrer Bestellung zu gehen, dass ich nicht umhin kann, Ihnen eine abschlägige Antwort zu geben. Ich möchte nicht, dass in unsern Beziehungen irgend eine Falschheit, eine Lüge Platz greift. Und das würde gewiss geschehen sein, wenn ich, ungeachtet meiner inneren Stimme, mich beeilt hätte, ohne Lust und ohne Stimmung irgend ein Stück in der von Ihnen gewünschten Form zusammenzuleimen, Ihnen dieses Stück schleunigst zuzusenden und ein unverhältnissmässiges Honorar dafür in Empfang zu nehmen. Würde Ihnen da nicht der Gedanke durch den Kopf schiessen, dass ich für jede musikalische Arbeit sofort zu haben bin, wenn mir nur mit einem Hundertrubelschein gewinkt wird? Würden Sie da nicht Grund haben, zu glauben, dass wenn Sie arm wären, ich Ihre Bitten nicht erfüllen würde? Ueber-

haupt hat sich in unsere Beziehungen von vornherein jener kitzlige Umstand eingenistet, dass fast in jedem Briefe von Geld die Rede ist. Allerdings liegt für einen Künstler noch Nichts Erniedrigendes darin, dass er Geld für seine Mühe erhält, aber ausser der Mühe muss ich doch in die von Ihnen gewünschte Komposition einen gewissen Grad von Stimmung hereinbringen, d. h. das, was Inspiration genannt wird; diese ist aber nicht jederzeit zu meiner Verfügung. Ich würde künstlerisch unehrlich handeln, wenn ich zum Zwecke der Verbesserung meiner finanziellen Lage mein technisches Können missbrauchen und Ihnen gegenüber falsche Münzen für echte ausgeben wollte.

Augenblicklich bin ich durch meine Symphonie vollkommen in Anspruch genommen, welche ich noch im Winter zu schreiben begonnen habe und welche ich gern Ihnen widmen möchte, denn ich glaube, dass Sie in ihr ein Echo Ihrer innigsten Gedanken und Gefühle finden werden. In diesem Augenblick würde mir jede andere Arbeit lästig sein, d. h. ich rede hier nur von einer solchen Arbeit, die das Vorhandensein einer gewissen Stimmung voraussetzt. Ausserdem befinde ich mich jetzt in einer recht zerfahrenen und gereizten Geistesverfassung, welche zum Komponieren unbrauchbar und auch auf meine Symphonie von sehr unvorteilhaftem Einfluss ist".

Diese Antwort Peter Iljitsch's hat Frau von Meck nicht nur nicht gekränkt, sondern im Gegenteil hocherfreut: Nadeshda Filaretowna war ihm tief dankbar für seine Aufrichtigkeit und Redlichkeit. Die Freundschaft zwischen Beiden wurde dadurch nur noch mehr gefestigt, Peter Iljitsch's uneingeschränkte Offenheit veranlasste Frau von Meck, auch ihrerseits im Verkehr mit ihm frei und rückhaltlos wahrhaftig zu sein, was zunächst zur Folge hatte, dass sie ihm 3000 Rubel zur Bezahlung seiner Schulden sandte. Indem sie sich zu seinem einzigen Gläubiger machte übernahm sie die Rolle einer Beschützerin, einer Patronin Peter Iljitsch's, und von diesem Augenblick an beginnt sein materieller Wohlstand.

Aber nicht nur dadurch allein hat sie das ganze nun folgende Leben Peter Iljitsch's erwärmt und erleuchtet, sondern—vielleicht sogar noch in viel grösserem Maasse—durch das Gefühl, welches ihre Freigebigkeit hervorrief, jenes tief edle Gefühl, das jeden Augenblick aus den Zeilen ihrer Briefe hervorblühte.

....„Ich sorge für Sie nur um meiner selbst willen",

schreibt sie,—„In Ihnen erhalte ich mir meine ureigensten Sympatieen und den Glauben daran, dass Ihr Dasein mir unendlich viel Gutes bringt, dass das Lesen Ihrer Briefe und das Hören Ihrer Musik mir das Leben angenehm macht, ferner dass ich Sie um der Kunst willen behüte, welche ich anbete und welche mir das Liebste auf Erden ist,—so wie es auch unter den Priestern dieser Kunst keinen sympatischeren, keinen besseren und liebenswürdigeren giebt, wie Sie. Folglich entspringt meine Sorge um Sie rein egoistischen Gefühlen, und soweit ich das Recht habe, diese Gefühle zu befriedigen, soweit bin ich glücklich"....

II.

Peter Iljitsch an Anatol Tschaikowsky:

„Gljebowo, d. 23. Juni 1877.

Lieber Anatol, Du hast ganz recht, wenn Du glaubst, dass ich Etwas vor Dir verheimliche, nur dieses „Etwas" hast Du falsch geraten. Die Sache ist folgende. Ende Mai ereignete sich Etwas, was ich weder Dir, noch meinen andern Verwandten und lieben Freunden vorzeitig verraten wollte, damit Ihr Euch nicht unnütz Sorgen macht. Ich wollte erst die ganze Geschichte erledigen und sie erst dann zu Eurer aller Kenntniss bringen. Ich heirate, nämlich. Ende Mai habe ich mich verlobt und wollte die Hochzeit Anfang Juli machen, ohne Jemandem Etwas davon mitzuteilen. Dein Brief hat mich aber unschlüssig gemacht. Erstens konnte ich einer Begegnung mit Dir nicht aus dem Wege gehen, und Komödie mit Dir spielen, d. h. allerlei lügenhafte Gründe vorgeben, weshalb ich nicht mit Dir nach Kamenka reisen könne,—wollte ich nicht. Zweitens habe ich gefunden, dass es doch nicht hübsch von mir wäre, ohne väterlichen Segen in den heiligen Ehestand zu treten. So habe ich denn beschlossen, mich schon jetzt zu offenbaren. Beiliegender Brief ist für Väterchen. Bitte sei nur nicht in Sorge um mich. Ich habe ganz vernünftig gehandelt und unternehme diesen so wichtigen Lebensschritt

in voller Ruhe. Dass ich wirklich ruhig bin kannst Du schon daraus sehen, dass ich angesichts der nahe bevorstehenden Hochzeit zwei Drittel der Oper fertigschreiben konnte. Meine Braut ist zwar nicht mehr sehr jung, aber absolut vorurteilsfrei und hat einen grossen Vorzug: sie ist sehr in mich verliebt. Sie ist arm; — heisst: Antonina Iwanowna Miljukowa. Hierdurch lade ich Dich zu meiner Hochzeit ein. Du und Kotek sollen die einzigen Trauzeugen sein.

Bitte Väterchen, Niemandem Etwas darüber zu erzählen, und Du selbst sprich, bitte, auch nicht davon. Sascha und meinen andern Brüdern werde ich selbst schreiben".

An I. P. Tschaikowsky:

„Gljebowo, d. 23. Juni 1877.

Lieber und teurer Vater, Dein Sohn Peter beabsichtigt zu heiraten. Da er aber ohne Deinen Segen nicht zur Trauung gehen möchte, so bittet er Dich hierdurch, Du wollest ihn für das neue Leben segnen. Meine Braut heisst Antonina Iwanowna Miljukowa. Sie ist ein armes, aber gutes und unbescholtenes Mädchen, welches mich sehr lieb hat. Liebes Väterchen, Du weisst, dass man in meinem Alter nicht unüberlegt zu heiraten pflegt, darum sei ohne Sorge. Ich bin überzeugt, dass meine zukünftige Gattin Alles aufbieten wird, mein Leben ruhig und glücklich zu machen.... Sei gesund, mein Lieber, und antworte mir sofort. Küsse Deine Hände".

An Frau N. F. von Meck:

„3. Juli 1877, Moskau.

.....Vor Allem teile ich Ihnen mit, dass ich Ende Mai auf die unerwartetste Weise Bräutigam geworden bin. Das geschah folgendermaassen. Eines Tages erhielt ich einen Brief von einem Mädchen, das ich von früherher schon kannte. Aus diesem Brief erfuhr ich, dass sie mich schon seit Langem ihrer Liebe würdigt. Der Brief war so herzlich, so warm geschrieben, dass ich mich entschloss, ihn zu beantworten, was ich in früheren derartigen Fällen stets sorgfältig vermieden hatte. Ohne auf die Details dieser Korrespondenz näher einzugehen, sage ich Ihnen nur, dass das Resultat derselben mein Einverständniss war, der Einladung meiner zukünftigen Frau Folge zu leisten und sie

zu besuchen. Warum ich das gethan habe? Jetzt scheint es mir, dass eine geheimnissvolle Kraft mich zu diesem Mädchen hinzog. Bei der Begegnung wiederholte ich ihr, dass ich ihr für ihre Liebe nichts als Sympatie und Dankbarkeit entgegenbringen könne. Aber später begann ich über den ganzen Leichtsinn meiner Handlungsweise nachzudenken. Wenn ich sie nicht liebe, wenn ich ihre Gefühle für mich nicht noch mehr anfachen will—dachte ich — warum bin ich dann bei ihr gewesen, und wie kann das enden? Aus dem darauf folgenden Brief folgerte ich, dass ich zu weit gegangen sei, dass, wenn ich mich nun plötzlich von ihr abwenden sollte, ich sie wirklich unglücklich machen und einem tragischen Ende in die Arme treiben würde. So sah ich mich vor eine schwierige Alternative gestellt: entweder erhielt ich mir meine Freiheit um den Preis eines Menschenlebens, oder ich heiratete. Ich konnte nicht anders, als das Letztere wählen. So ging ich denn eines schönen Abends zu meiner Zukünftigen, erklärte ihr ganz offen, dass ich sie nicht lieben könne, dass ich ihr aber ein zugethaner und dankbarer Freund sein wolle; ich beschrieb ihr ausführlich meinen Charakter, meine Reizbarkeit, die Ungleichmässigkeit meines Temperaments, meine Menschenscheu,—endlich meine materielle Situation. Dann fragte ich sie, ob sie meine Frau werden wolle. Die Antwort war, selbstverständlich, bejahend. Die fürchterlichen Qualen, welche ich seit jenem Abend durchgemacht habe, sind garnicht in Worte zu fassen. Ist auch sehr natürlich. 37 Jahre lang in angeborener Antipatie gegen das Eheleben zu verharren, und dann plötzlich, durch die Macht der Verhältnisse in den Bräutigamstand hereingezwängt zu werden, ohne auch nur im geringsten von seiner Braut entzückt zu sein,—ist schrecklich. Um ein wenig zu Sinnen zu kommen und mich an den Gedanken zu gewöhnen, hatte ich beschlossen, meinen ursprünglichen Plan nicht aufzugeben und für einen Monat auf's Land zu gehen. Das habe ich denn auch gethan. Das stille ländliche Leben im Kreise sehr lieber Menschen und inmitten einer herrlichen Natur, hat sehr wohlthuend auf mich eingewirkt. Ich beruhigte mich bei dem Gedanken, dass Niemand seinem Schicksal entrinnen könne und dass in meiner Begegnung mit jenem Mädchen Etwas Fatalistisches liege. Ausserdem weiss ich aus Erfahrung, dass oft das schreckliche, beunruhigende Unbekannte sich in Wirklichkeit als Etwas sehr Förderliches erweist, und umgekehrt: wie oft erlebt man

Enttäuschungen an dem erhofften und erstrebten Glück. Es komme, was da komme!—Jetzt einige Worte über meine Gattin in spe. —Sie heisst Antonina Iwanowna Miljukowa und ist 28 Jahre alt. Auch recht hübsch ist sie. Ihr Ruf ist makellos. Sie wohnt—aus Liebe zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit — allein, trotzdem sie eine liebende Mutter besitzt. Sie ist absolut arm und von mittlerem Bildungsgrad, auch ist sie, augenscheinlich, gut und anhänglich.

Im Laufe des Juni Monat habe ich einen grossen Teil der Oper fertiggemacht und hätte gewiss auch noch mehr erzielen können, wenn nicht mein alarmierter Seelenzustand. Die Wahl meines Sujets habe ich keinen Augenblick bedauert. Ich kann es garnicht fassen, Nadeshda Filaretowna, wie es möglich ist, dass Sie– die Sie die Musik so lieben –Puschkin nicht anerkennen, welcher kraft seines genialen Talentes so oft die engen Schranken der Dichtkunst durchbricht und in das unermessliche Reich der Musik eindringt. Das ist keine Phrase. Unabhängig von dem Inhalt der dichterischen Form, liegt in seinen Versen selbst, d. h. in der Aufeinanderfolge der Laute ein gewisses Etwas, was in das Innerste der Seele dringt. Dieses „Etwas" ist eben Musik.

Sie können mir wünschen, dass ich angesichts der mir bevorstehenden Lebensveränderung nicht den Mut verliere. Gott sieht es, dass ich in Bezug auf die Gefährtin meines Lebens die lautersten Vorsätze habe, und dass—wenn wir Beide unglücklich werden sollten -nicht ich daran Schuld haben werde. Mein Gewissen ist rein. Wenn ich ohne Liebe heirate, so liegt das daran, dass die Verhältnisse es so mit sich gebracht haben: ich konnte ja nicht anders handeln. Ich habe mich leichtsinnig ihrem ersten Liebesgeständniss hingegeben; ich hatte ihr damals garnicht antworten sollen"....

Eine solche wissentlich späte Meldung sandte Peter Iljitsch auch nach Kamenka an seine Schwester Alexandra Iljinischna Dawidowa und an seinen Bruder Modest.

Wie Peter Iljitsch es vorausgesehen, hat diese Nachricht nur seinen Vater Ilja Petrowitsch erfreut. Folgendes antwortete

I. P. Tschaikowsky an Peter Iljitsch:

„Pawlowsk, d. 27. Juni 1877.

Mein lieber und teurer Sohn Peter! Toly hat mir Deinen Brief übergeben, in welchem Du mich um meinen

Segen für die Heirat bittest. Dieser Brief hat mich hoch erfreut und entzückt, sodass ich mich vor Freude bekreuzigt und in die Höhe gesprungen bin. Gott sei gelobt!! Der Herr segne Dich! Ich zweifle nicht, dass Deine Erwählte desselben Zeugnisses wert ist, welches Dir Dein Vater — ein 83 jähriger Greis, — auszustellen vermag, desgleichen auch seine ganze Familie und — wahrlich — auch die ganze übrige Menschheit, mit der Du bisher in Berührung gekommen bist.

Ist's nicht so, meine liebe Antonina Iwanowna? Seit Gestern bitte ich Sie sehr um die Erlaubniss, Sie meine mir von Gott beschiedene Tochter nennen zu dürfen und empfehle Ihnen, Ihren auserwählten Bräutigam und Gemahl zu lieben, denn er ist in Wahrheit dessen würdig. Und Du, lieber Bräutigam, teile mir mit, an welchem Tag und zu welcher Stunde die Trauung vor sich gehen soll; ich will selbst kommen (bist Du damit einverstanden?) und Dich segnen"....

Von allen Verwandten konnte nur Anatol nach Moskau kommen, aber auch er kam zu spät, um das wahnwitzige Unternehmen Peter Iljitsch's zu vereiteln.

Am 6. Juli fand die Hochzeit statt.

Ich wage es nicht, die traurige Geschichte der Folgen dieser Heirat in allen ihren Einzelheiten zu erzählen, denn erstens besitze ich in dieser Angelegenheit nicht den nötigen Grad von Unparteilichkeit; zweitens habe ich keinerlei Zeugnisse des altera pars in Händen, auch keine Hoffnung, jemals zu einem derartigen Zeugniss zu gelangen; drittens, endlich, möchte ich nicht das berechtigte Zartgefühl verschiedener auch Heute noch lebender Personen verletzen. Nur Eines will ich sagen: von den ersten Tagen, ja — ersten Stunden seines Ehelebens an musste Peter Iljitsch den ganzen Leichtsinn, die ganze Unvernunft seiner That auf das Schwerste büssen und war tief unglücklich.

Am Abend nach der Hochzeit reisten die Neuvermählten nach Petersburg und kehrten nach acht Tagen wieder nach Moskau zurück.

Peter Iljitsch an Frau von Meck:

„Moskau, d. 15. Juli 1877.

...Morgen oder Uebermorgen reise ich mit meiner Frau zu ihrer auf dem Lande lebenden Mutter. Wir wollen dort

5--6 Tage bleiben und dann wieder nach Moskau zurückkehren. Und dann—weiss ich nicht, was werden soll.

Ich kann noch garnicht mit Bestimmtheit sagen, ob ich glücklich bin oder nicht. Nur Eines weiss ich: ich bin absolut nicht mehr im Stande zu arbeiten, und das ist das Symptom einer unruhigen, unnormalen Seelenstimmung. Leben Sie wohl, meine liebe und teure Freundin; was immer mir auch drohen mag,—der Gedanke an Sie tröstet und beruhigt mich. Ihre Freundschaft wird stets die Freude meines Lebens bleiben".

Nach der Rückkehr von Frau Miljukowa wurde beschlossen, dass Peter Iljitsch allein, ohne Frau, zuerst nach Kamenka und dann in den Kaukasus reisen sollte, um eine Kur durchzumachen.

Am 26. Juli schreibt er an Nadeshda Filaretowna:

„Nach einer Stunde reise ich ab. Noch einige Tage und—ich schwöre es—ich wäre wahnsinnig geworden".

An N. F. von Meck:

„Kamenka, d. 2. August 1877.

Es sind schon vier Tage her seit ich hier bin. Ich fand hier die nächsten und teuersten meiner Verwandten versammelt, d. h. ausser meiner Schwester und ihrer Familie sind noch meine zwei liebsten Brüder anwesend. Der hiesige Arzt, meine Schwester und die Brüder haben mich überredet, den Essentuky-Brunnen hier zu trinken. Sie befürchten, dass in Essentuky selbst (einem sehr langweiligen Ort) ich meinem Trübsinn verfallen könnte, und dann würde die ganze Kur ihre Wirkung verfehlen. Es ist mir eine so grosse Freude, eine Zeitlang inmitten meiner Lieben bleiben zu dürfen, dass ich nicht lange zu widersprechen vermochte. So habe ich denn beschlossen, drei Wochen hier zu bleiben, dann eine kleine Tour nach der Krim oder einem andern schönen Erdenwinkel zu machen, um zum 1. September nach Moskau zurückzukehren.

Wenn ich sagen wollte, dass mein normales Befinden wiedergekommen sei, so würde ich lügen. Das ist aber auch unmöglich. Nur die Zeit kann mich heilen, und ich zweifle nicht im mindesten daran, dass die Genesung nach und nach eintreten wird. Die mich umgebenden Personen wirken sehr wohlthuend auf meine Seele. Ich bin ruhig und beginne, ohne Furcht der Zukunft ins Auge zu sehen. Eines ärgert mich nur: ich bin absolut noch nicht im Stande,

die Arbeit wieder aufzunehmen. Dabei sollte gerade die Arbeit das mächtigste Mittel sein gegen den krankhaften Zustand meines moralischen Ich. Will hoffen, das der Durst nach Arbeit sich bald einstellen wird".

An Frau von Meck:

„11. August 1877.

....Ich fühle mich ganz bedeutend besser... Ich muss gestehen, dass ich im Unglück eine grenzenlose Feigheit und vollständige Abwesenheit von Männermut zur Schau getragen habe. Jetzt schäme ich mich, dass ich bis zu einem solchen Grade den Mut verlieren und mich der finstern, nervösen Exaltation hingeben konnte. Verzeihen Sie bitte, dass ich Ihnen so viel Beunruhigung und Sorge verursacht habe.

Ich bin fest davon überzeugt, dass ich jetzt als Sieger aus der etwas schwierigen und kitzligen Situation hervorgehen werde. Es thut Not, das Gefühl der *Entfremdung* gegenüber meiner Frau in mir auf das nachdrücklichste zu bekämpfen, und zur Einsicht aller ihrer guten Eigenschaften zu gelangen. Denn gute Eigenschaften besitzt sie ohne Zweifel.

Mein Befinden hat sich derart gebessert, dass ich die Instrumentation *Ihrer* Symphonie in Angriff nehmen konnte. Einer meiner Brüder, auf dessen Urteil ich mich verlassen kann, ist mit dem, was ich ihm aus dieser Symphonie vorgespielt habe, sehr zufrieden geblieben. Ich hoffe, dass sie *Ihnen* ebenfalls gefallen wird. Das ist die Hauptsache".

An N. F. von Meck:

„Kamenka, d. 12. August 1877.

....Unsere Symphonie macht Fortschritte. Der erste Satz wird mir bei der Instrumentierung recht viel Mühe kosten. Er ist sehr kompliziert und lang; gleichzeitig ist er aber auch, wie mir scheint, der bedeutendste. Dafür sind die andern drei Sätze sehr einfach, und es wird sehr lustig sein, sie zu instrumentieren. Das Scherzo dürfte einen neuen Klangeffekt bringen, von dem ich recht viel halte. Zuerst spielt nur das Streichorchester allein, und zwar durchweg pizzicato. Im Trio setzen die Holzbläser ein und spielen auch ganz allein. Zum Schluss werfen

alle drei Gruppen, eine der andern kurze Phrasen zu. Ich glaube, dass die Klangwirkung sehr interessant sein wird".

An A. Tschaikowsky:

„Kamenka, d. 27. August 1877.

....Uebermorgen ist es bereits eine Woche, seit Du von hier fort bist. Obwohl ich grosse Sehnsucht nach Dir habe, spüre ich garkeine Lust, von hier abzureisen. Dank der Anwesenheit Modi's vergeht die Zeit recht angenehm.

Meine Abreise habe ich bis Dienstag aufgeschoben, und weiss noch nicht, ob wir nach Odessa fahren werden, oder direkt nach Kiew.

Ich bin, wie früher, ein geradezu tollwütiger Jäger: feuere täglich nahezu 30 Schüsse ab.

Die Instrumentation des ersten Bildes ist fertig und ich bearbeite jetzt den Klavierauszug".

An Frau von Meck:

„Kamenka, d. 30 August 1877.

Das Wetter wird nach und nach herbstlich, die Felder sind kahl, und es ist Zeit für mich aufzubrechen. Meine Frau schreibt, dass unsere Wohnung bald fertig sein wird.

Sie fragen, wie es um meinen „Eugen Onégin" stehe. Die Oper ist hier nur wenig vorangeschritten, trotzdem habe ich das erste Bild des ersten Aufzuges bereits instrumentiert.—Jetzt, da die Begeisterung verflogen ist, kann ich diese Komposition etwas objektiver beurteilen: ich glaube nicht, dass sie jemals Erfolg haben und die Aufmerksamkeit der grossen Masse des Publikums erregen wird. Der Inhalt ist so unraffiniert, bietet garkeine Bühneneffekte, und auch die Musik ist jeglichen Glanzes, jeglicher verblüffender Knalleffekte baar. Nur einige Auserwählte werden, vielleicht, beim Anhören dieser Musik durch die Gefühle und Empfindungen, welche mich während der Komposition umflutet haben, ein wenig gerührt sein. Damit will ich nicht gesagt haben, dass meine Musik zu schön und für das Verständniss des „Pöbels" unerreichbar sei. Ich verstehe es überhaupt nicht, wie es möglich ist, absichtlich für den „Pöbel" oder für Auserwählte zu schreiben: ich vertrete die Ansicht, dass man so schreiben soll, wie es das unmittelbare innere Bedürfniss gebietet, ohne zu überlegen ob man diesem oder jenem Teil

der Menschheit einen Gefallen damit thut. Ich schrieb den „Onégin", ohne nebensächliche Zwecke damit zu verfolgen. Daher kam es, dass diese Oper im Theater nicht interessant sein wird; Diejenigen, also, welche in der Oper auf die Handlung das Hauptgewicht legen, werden unbefriedigt bleiben. Solche aber, welche fähig sind, in der Oper die musikalische Illustration auch untragischer, untheatralischer—einfacher, alltäglicher, allgemeinmenschlicher—Gefühle und Empfindungen gelten zu lassen, Solche werden (hoffe ich!) Gefallen an meinem Werk finden. Kurz, meine Musik kommt vom Herzen, und auf diesen Umstand setze ich all' meine Hoffnungen. Wenn ich mit der Wahl meines Textes einen Missgriff gemacht, d. h. wenn die Oper sich nicht auf dem Repertoir halten sollte, so wird mich das nur wenig betrüben. Letzten Winter hatte ich einige interessante Gespräche mit dem Schriftsteller, Grafen L. N. Tolstoi gehabt, welche mir über Vieles die Augen geöffnet haben. Er hat mich überzeugt, dass derjenige Künstler, welcher nicht aus innerstem Antrieb schafft, sondern vielmehr mit der feinen Berechnung der Wirkung, welcher sein Talent vergewaltigt, um dem Publikum zu gefallen,—derjenige ist kein echter und rechter Künstler, das Resultat seiner Mühe ist nicht unvergänglich, die Erfolge sind nur ephemär. Ich glaube sehr an diese Wahrheit".

An Frau von Meck:

„Moskau, d. 12. September 1877.

....Ich war noch nicht im Konservatorium. Heute erst beginnen meine Stunden. Die Wohnungseinrichtung lässt Nichts zu wünschen übrig. Meine Frau hat Alles aufgeboten, um mich zufriedenzustellen. Mein Heim ist wirklich gemütlich und nett. Alles ist sauber, neu und schön.

Die Instrumentation des ersten Satzes der Symphonie ist fertig. Jetzt will ich einige Tage verstreichen lassen ohne zu arbeiten, um mich den neuen Verhältnissen erst ein wenig anzupassen. Jedenfalls wird die Symphonie noch vor dem Beginn des Winters fertig werden".

An A. Tschaikowsky:

„Moskau, d. 12. September 1877.

....Meine arme Frau hat bei der Einrichtung der Woh-

nung viele schwere Momente überstanden; in Erwartung meiner Ankunft hat sie schon zwei Köchinnen gewechselt. Mit einer von diesen war sie sogar beim Friedensrichter: zweimal wurde sie bestohlen, und sass infolgedessen die letzten Tage ununterbrochen zu Hause, da sie es nicht riskieren wollte, die Wohnung der Obhut der Köchin anzuvertrauen. Dafür bin ich aber mit der Einrichtung der Wohnung sehr zufrieden: Alles hübsch, nett, sogar nicht ohne Luxus".

Bald darauf erkrankte Peter Iljitsch. Unter dem Vorwand eines Telegramms, das ihn eiligst nach Petersburg abberief, verliess er am 24. September plötzlich Moskau in einem an Wahnsinn grenzenden Zustand.

Anatol erzählt, dass Peter Iljitsch bei der Ankunft auf dem Nikolai-Bahnhof in Petersburg nicht wiederzuerkennen gewesen sei: so sehr habe sich sein Gesicht in Monatsfrist verändert. Vom Bahnhof wurde er in das nächste Hôtel (Hôtel Dagmar) gebracht, wo er nach einem äusserst heftigen Nervenanfall in Bewusstlosigkeit verfiel, welche nahezu 48 Stunden anhielt. Nachdem die scharfe Krisis vorbei war, meinten die Aerzte, die einzige Möglichkeit einer vollkommenen Genesung liege in einer radikalen Veränderung der Lebensverhältnisse des Kranken. Anatol reiste sofort nach Moskau, ordnete auf das Eiligste alle Angelegenheiten Peter Iljitsch's, empfahl Antonina Iwanowna einstweilen der Fürsorge seiner Familie, und entführte dann Peter Iljitsch schleunigst ins Ausland.

Peter Iljitsch selbst hat nie in seinem Leben — weder damals, noch später — weder mündlich, noch in seinen Briefen — auch nur mit einem Wort die Schuld an dem traurigen Ausgang seiner Ehe Antonina Iwanowna zugeschrieben; deshalb kann auch ich nicht dieses Kapitel schliessen, ohne den letzten Schatten einer Verdächtigung oder Verantwortlichmachung für das Geschehene von ihr zu nehmen.

Peter Iljitsch behauptete selbst, dass sie „stets ehrlich und aufrichtig gehandelt, ihn niemals wissentlich betrogen habe, und gegen Wunsch und Willen die Ursache des tiefsten Herzeleids und schrecklichsten Unglücks" ihres Gatten geworden sei.

Ueber Peter Iljitsch's Benehmen gegenüber seiner Frau muss selbst der strengste Richter dasselbe aussagen: er war stets ehrlich und offen, und dachte nie daran, sie zu betrügen. Sie Beide hatten unter der Einwirkung einer un-

normalen und fatalen Erregung geglaubt, sie hätten sich gegenseitig Alles gesagt und einander verstanden, und die ehrlichste Ueberzeugung gehabt, dass sie zu einander passten. Und erst als sie sich näher getreten waren, wurden sie Beide mit Schrecken gewahr, dass sie sich noch lange nicht ausgesprochen hätten, dass zwischen ihnen ein ganzer Abgrund von Missverständnissen liege, welcher nie und nimmer überbrückt werden könne, dass sie bis dahin Beide wie im Traum gewandelt seien und sich gegenseitig in Allem betrogen haben, ohne es zu wollen.

Die Trennung war unter solchen Umständen der einzige Ausweg, das einzige Mittel zum Wiedergewinn der Seelenruhe Beider und zur Rettung des Lebens Peter Iljitsch's.

Am 3. Oktober traf Peter Iljitsch in Begleitung seines Bruders Anatol in Berlin ein. Die gefährlichste Periode der Krankheit war vorüber und eine langsame Genesung nahm ihren Anfang.

III.

Als Aufenthaltsort hatte Peter Iljitsch anfangs Clarens gewählt uud mietete sich da in der dicht am Ufer des Genfer Sees gelegenen Villa Richelieu ein.

Geld hatte er „nur für 4 bis 6 Wochen genug". Er hatte aber absolut keine Lust, nach Ablauf dieser Frist nach Moskau zurückzukehren und seine Stunden im Konservatorium fortzusetzen. Abgesehen davon, war aber auch sein Organismus von der überstandenen Nervenkrankheit noch so schwach und ruhebedürftig, dass wenigstens ein ganzes Jahr nötig war, um ihn ganz wieder herzustellen.

Eine leise Hoffnung, im Laufe des Winters etwas Geld zu erhalten, setzte Peter Iljitsch darauf, dass der Direktor des Petersburger Konservatoriums K. J. Dawidoff ihn als Delegirten für die bevorstehende Weltausstellung in Paris vorschlagen wollte. Diese Hoffnung war aber noch ziemlich zweifelhaft, und selbst im Falle ihrer Verwirklichung war das Amt eines Delegirten gerade für Peter Iljitsch wenig anziehend, denn es erforderte ausser einer

energischen Thätigkeit viel Umgang mit Menschen, während der Gesundheitszustand, namentlich aber der Geisteszustand Peter Iljitsch's absoluter Ruhe bedurfte.

Trotzdem wünschte Peter Iljitsch eine Ernennung zum Delegirten, denn das war die einzige Möglichkeit, längere Zeit von Moskau fortzubleiben.

Diese Sorge um seine Zukunft vergiftete einigermassen die wohlthuenden Tage der Einsamkeit im stillen Clarens. Um diese Sorge loszuwerden, blieb Peter Iljitsch Nichts Anderes übrig, als die Freundschaft N. G. Rubinsteins und N. F. von Meck's in Anspruch zu nehmen.

Auf die Bitte Peter Iljitsch's, seine Geldangelegenheiten mit dem Konservatorium zu regeln und ihm mitzuteilen, wie es um den Delegiertenposten stünde, antwortete Nikolai Gregorjewitsch:

„Oktober 1877.

Lieber Freund Peter Iljitsch, Du kennst meine lakonische Art und wirst es daher nicht übelnehmen, dass ich mich keinen Gefühlsergüssen, alias Mitgefühlsäusserungen, Hoffnungen etc. hingebe, sondern direkt zur Sache gehe. Von der Pariser Ausstellung hat Dir Modest, wahrscheinlich, schon geschrieben. Dawidoff und ich, wir Beide haben Dich als Delegirten Russlands in Vorschlag gebracht; ob aber mit diesem Amt ein Gehalt verbunden sein wird, ist noch fraglich. Im Konservatorium behelfen wir uns einstweilen, so gut es geht, ohne Dich; einen neuen Lehrer will ich nicht engagieren, solange die Hoffnung vorhanden ist, dass Du zurückkehren wirst. Die Direktion hat beschlossen, Dir das ganze, von der Oekonomie Deiner Klassen übrigbleibende Geld—nach Abzug Deiner Schuld — während der Dauer eines Jahres in monatlichen Raten ins Ausland zu senden. Das dürfte im Ganzen etwa 1200—1300 Rubel ausmachen; wir wollen Deine Adresse wissen, um mit den Sendungen zu beginnen. In Betreff Deiner Oper und Symphonie kann ich Nichts im Voraus sagen: schreibe was Du willst, und schick'es uns recht bald; wir werden schon unser Möglichstes thun; mit unsern Schülern ist es unmöglich zu bestimmen, wann Etwas einstudiert sein kann.

Versuche Dich zu beruhigen, schone Deine Gesundheit und fürchte Nichts. Du bist als Musiker viel zu hoch gestellt, um durch nebensächliche Dinge kompromittiert werden zu können.

Dein treuer Freund N. Rubinstein".

An N. G. Rubinstein:

„Clarens, d. 20. Oktober 1877.

Lieber Freund, beinahe hätte ich mich ein wenig geärgert, da ich so lange keine Nachricht von Dir erhielt; Heute ist sie aber eingetroffen. Sie hat mich sehr beruhigt und ich bin Dir sehr dankbar dafür. Es freut mich, dass ich darauf rechnen kann, bei meiner Rückkehr wieder in meine Stellung einzurücken. Ich habe Moskau sehr gern und habe mich im Konservatorium so eingelebt, dass es mir sehr weh thun würde, für immer zu scheiden. Das Geld, welches Du mir zu senden versprichst, genügt vollkommen (trotz dem niedrigen Kurs), um meinen Aufenthalt im Ausland bis zum nächsten Jahr sicher zu stellen, und ich kann Dir garnicht sagen, wie dankbar ich Dir dafür bin. Nur habe ich eine Bitte: würde es, vielleicht, möglich sein, mir sofort den vierten oder dritten Teil der ganzen Summe auf einmal zu senden? Es handelt sich darum, dass Toly in Monatsfrist nach Hause reisen muss und dazu eine grössere Summe Geldes braucht. Ausserdem bitte ich sehr, mir das Geld in Form einer Anweisung zu schicken, und nicht in Banknoten. Du glaubst garnicht, wie schwer es jetzt ist, unser Papiergeld zu wechseln: erstens, nimmt man es an kleineren Orten überhaupt nicht, da dort der Kurs unbekannt ist; zweitens, ist es zum Verzweifeln, wie niedrig es im Wert steht, sodass man nur Aerger beim Wechseln hat. Ich würde es vorziehen, eine Anweisung zu bekommen. Nochmals besten Dank, lieber Freund.

Ich bin mit der Instrumentierung des ersten Aktes „Onégin's" fertig; muss nur noch die Zeichen und Ueberschriften, eintragen. Der Klavierauszug, befindet sich unten in der Partitur. Nach Ankunft der Partitur lass, bitte, sofort den Klavierauszug nebst Singstimmen abschreiben. Ich möchte Dich um Folgendes bitten: wäre es möglich, den ersten Aufzug und das erste Bild des zweiten Aufzuges in der öffentlichen Schülervorstellung zur Aufführung zu bringen? Die ganze Oper werde ich wohl kaum zur Zeit fertig haben, zumal da es mich jetzt zur Symphonie zieht, welche ich für das Beste halte, was ich bis jetzt geschrieben. Der erste Akt „Onégins" und das erste Bild des zweiten würden zusammen eine gute Hälfte des Abends ausfüllen. Nachher könnte ja noch was Anderes gegeben werden.

Der erste Akt wird bald in Deinen Händen sein. Es

würde mich glücklich machen, wenn er Dir gefallen sollte. Ich habe ihn mit grosser Begeisterung geschrieben. Gerade eine Konservatoriumsaufführung ist mein Ideal. Die Oper ist nämlich, für bescheidene Mittel und eine kleine Bühne berechnet".

N. G. Rubinstein an P. J. Tschaikowsky:

„Freund Peter! Freue mich sehr, dass Du dich erholst und nach und nach wieder zu arbeiten beginnst.

Auf den „Onégin" bin ich sehr gespannt. Sei so gut, die Rollen zu verteilen. Selbst, wenn die Besetzung später verändert werden müsste, so ist es doch von Wichtigkeit, Deine Wünsche zu kennen.—Kann man nicht auch auf die Symphonie rechnen?

Bleibst Du in Clarens, oder nicht?

Was soll mit Deiner Wohnung geschehen, und mit den Möbeln? Wer soll Alexei (der Diener P. J.'s) verpflegen? Einen Teil Deiner Sachen könnte ich nehmen, der andere Teil müsste in die Rumpelkammer des Konservatoriums geschafft werden.

In Betreff des Geldes kann ich Nichts ändern. Der Beschluss wurde von der Direktion gefasst und wird auch nicht durch mich sondern duch Alexejew in Ausführung gebracht. Ich habe ihm, übrigens, Deinen Wunsch mitgeteilt.

Ich bin bei Frau von Meck gewesen. Wir haben viel von Dir gesprochen. Ich glaube, sie will Dir wieder eine Bestellung zukommen lassen, oder auch direkt Geld senden".

Nikolai Gregorjewitsch hatte sich nicht geirrt: noch ehe Frau von Meck Peter Iljitsch's Brief mit der Bitte um eine kleine Unterstützung erhielt, entschloss sie sich, die Sorge um sein materielles Wohlergehen voll und ganz auf sich zu nehmen, und bat ihn, eine jährliche Subvention von 6000 Rubel von ihr anzunehmen.—Auf seinen, einige Tage später an sie gelangten und—wie gewöhnlich in solchen Fällen—mit Entschuldigungen und Erklärungen überhäuften Brief, sandte sie ihm folgende Antwort:

„....Sind wir denn einander wirklich so fremd? Wissen Sie denn nicht, wie sehr ich Sie lieb habe, wie sehr ich Ihnen Gutes wünsche? Meiner Ansicht nach sind es nicht blutsverwandtschaftliche Beziehungen, welche Einem gewisse Rechte einräumen, sondern die Gemeinsamkeit der Gefühle und moralischen Eigenschaften. Sie wissen, wie-

viele glückliche Momente Sie mir verschaffen, wie dankbar ich Ihnen dafür bin, wie unentbehrlich mir diese Momente sind, und wie sehr ich es nötig habe, dass Sie als Derjenige bleiben, als welcher Sie geschaffen sind; folglich thue ich das, was ich thue, nicht für Sie, sondern nur für mich. Warum wollen Sie mir das Vergnügen verbittern, für Sie zu sorgen? Durch Ihre Entschuldigungen, durch Ihren Gram darüber, mich um Geld bitten zu müssen, deuten Sie doch nur an, dass ich Ihnen nicht nahe genug stehe; das thut mir weh... Wenn ich Etwas von Ihnen brauchen sollte, würden Sie es mir doch gewiss geben, nicht wahr? Also sind wir quitt.

Peter Iljitsch, ich weiss nicht, wie Sie darüber denken, ich meinerseits wünsche nicht, dass Jemand Etwas über unsere Freundschaft und unsere Korrespondenz erfährt. Daher habe ich während der Unterredung mit Nikolai Gregorjewitsch von Ihnen so gesprochen, alswenn Sie mir nichts weniger als nahe stünden; mit verstellter Neugier habe ich ihn über Sie ausgefragt, wohin und weshalb Sie fortgereist wären, wie lange Sie im Auslande bleiben wollten, u. s. w.. Er gab sich, wie es schien, grosse Mühe, mich für Sie mehr zu interessieren, ich blieb aber in der kühlen Rolle einer blossen Verehrerin Ihres Talentes".

So wurde denn Peter Iljitsch, dank seiner Freundin, in materieller Beziehung ein unabhängiger und sogar wohlhabender Mann. Ein neues Leben begann für ihn, ein Leben, wie es ihm bis dahin als ein unerreichbares Ideal, als ein unerfüllbarer Traum in seiner Phantasie oft vorgeschwebt hatte, ein Leben voller Freiheit, welche ihm für seine schöpferische Thätigkeit so unentbehrlich war. Nun konnte und durfte er, nicht nur die Zeit so ausnutzen wie es ihm beliebte, sondern auch seine äusseren Lebensverhältnisse sich selbst nach ureigenstem Wunsch gestalten und wählen.

IV.

Infolge einer solchen Wendung der Dinge gab Peter Iljitsch seinen ursprünglichen Plan, den ganzen Winter in

Clarens zu bleiben, auf, und teilte seine nunmehrigen Absichten in seinem Dankschreiben an Frau von Meck wie folgt mit:

„Ich will hier nur so lange bleiben, bis ich dank Ihnen die Möglichkeit erhalte, nach Italien zu reisen, wohin es mich mit aller Gewalt zieht. Hier ist es sehr schön, sehr ruhig,—nur etwas düster.

Sie schreiben, dass die Freiheit unerreichbar sei, dass es kein Mittel gebe, sie zu erlangen. Absolute Freiheit giebt es, freilich, nicht. Aber selbst diese relative Freiheit, die ich augenblicklich geniesse, ist für mich das höchste Glück. Wenigstens kann ich jetzt arbeiten. Das Arbeiten in Gegenwart eines Menschen, der mir äusserlich so nahe stand, innerlich aber so fremd war,—erwies sich für mich als ein Ding der Unmöglichkeit. Das war eine schwere Prüfung, die ich durchgemacht habe...".

An N. F. von Meck:

„Clarens, d. 25. Oktober 1877.

....Ihr Brief atmet soviel Wärme, soviel Freundschaft, dass er allein genügen würde, die Liebe zum Leben in mir wieder anzufachen und mich alles Unheil ertragen zu lehren. Haben Sie Dank für Alles das, teuerste Freundin. Ich glaube nicht, dass sich mir jemals Gelegenheit bieten könnte, Ihnen durch die That zu beweisen, dass ich zu jedem Opfer für Sie bereit bin; ich glaube auch nicht, dass Sie sich jemals gezwungen sehen werden, mit der Bitte an mich heranzutreten, Ihnen einen grossen Freundschaftsdienst zu erweisen, -so bleibt mir denn also Nichts anderes übrig, als Sie durch meine Musik zu bedienen und zu erfreuen. Nadeshda Filaretowna, eine jede Note, die in Zukunft meiner Feder entspringen wird, sei Ihnen gewidmet! Ihnen werde ich es zu verdanken haben, wenn die Lust zum Arbeiten mit doppelter Kraft in mir wieder einsetzen wird! Niemals, keinen Augenblick werde ich es beim Arbeiten vergessen, dass Sie mir die Möglichkeit geben, meinen Künstlerberuf fortzusetzen. Vieles, gar Vieles bleibt mir noch zu schaffen übrig! Ohne falsche Bescheidenheit will ich Ihnen sagen, dass Alles was ich bis jetzt geschrieben, mir so unvollkommen, so schwach erscheint im Vergleich zu dem, was ich leisten *kann* und *muss*,— und *werde*.

Mit dem Ort meines gegenwärtigen Aufenthaltes bin

Peter Iljitsch Tschaikowsky, im Jahre 1877.

ich sehr zufrieden. Unabhängig davon, dass ich aus meinen Fenstern einen herrlichen Blick auf den See, die Berge von Savoyen und den Dent du Midi geniesse, gefällt mir aber auch die Villa selbst, in welcher ich mit meinem Bruder wohne, sehr. Ausser uns Beiden wohnen hier nur noch zwei kranke Frauen, welche aber ihre Zimmer niemals verlassen. An der table d'hôte sitzen wir stets allein. Die Ruhe und Stille ist herrlich. Ich muss aber gestehen, dass mich unablässig der Gedanke verfolgt, längere Zeit in Italien zuzubringen, sodass ich beschlossen habe, nach 10—14 Tagen zusammen mit meinem Bruder nach Rom zu reisen, und auch weiter nach Neapel oder Sorrento. Haben Sie jemals die Empfindung gehabt, welche, wahrscheinlich, keinem nordischen Bewohner erspart bleibt, nämlich, jene Sehnsucht nach weiten Ebenen, nach einem freien Horizont, nach einer unendlichen Ferne,—eine Sehnsucht, die sich—bei mir, wenigstens,—stets nach einigen Tagen Aufenthaltes im Gebirge einzustellen pflegt. Das ist auch der Grund, weshalb ich trotz der grossartigen Schönheit dieser Gegend nach Italien, und zwar am liebsten nach Neapel reisen möchte. Unterwegs möchte ich mich einige Tage in Rom aufhalten, um jenen überwältigend grandiosen Eindruck zu erneuern, welchen die Peterskirche und dass Colosseum vor vier Jahren auf mich gemacht haben. Also Ihren nächsten Brief, meine liebe Freundin, senden Sie mir nach Rom, poste restante; sobald ich mir eine geeignete Wohnung für einige Monate gefunden haben werde, will ich Ihnen meine Adresse sofort mitteilen. Nach und nach beginne ich wieder zu arbeiten und kann schon jetzt mit Bestimmtheit sagen, dass *unsere* Symphonie spätestens im Dezember fertig werden wird, sodass Sie sie noch in dieser Saison zu hören bekommen können. Möge diese Musik, welche mit dem Gedanken an Sie so innig verknüpft ist, Ihnen zu erkennen geben, dass ich Sie mit ganzer Seele, von ganzem Herzen lieb habe, oh meine beste und unvergleichliche Freundin!"

An N. G. Rubinstein:

„Clarens, d. 27. Oktober 1877.

....Gestern erhielt ich Deine Geldanweisung. Besten Dank, lieber Freund. Der Kurs ist in der That erschreckend, der Bankier sagte mir aber, dass er jetzt wieder langsam in die Höhe ginge. Wie dem auch sei, wenigstens bin ich jetzt für ein ganzes Jahr versorgt.

Den I. Akt des „Onégin" hatte ich Dir schon vor vier Tagen abgeschickt, zu meinem Schrecken, jedoch, kam er von der Post zurück: das Papier, in das er eingeschlagen gewesen, war nämlich in Stücke gerissen. Ich musste die Partitur in Wachstuch wickeln, sodass sie erst Heute wieder an Dich abgegangen ist. Oh, wie würde ich froh sein, wenn Dir die Musik gefallen sollte! Lenke, bitte, Deine besondere Aufmerksamkeit der Szene Tatjana's mit ihrer alten Pflegerin und dem Arioso Lensky's zu. Es scheint mir, dass auch die erste Nummer nicht ohne einigen pikanten Klangreiz sein dürfte. Das zweite Bild werde ich Dir in etwa drei Wochen zusenden...."

An N. F. von Meck:

„Clarens, d. 30. Oktober 1877.

....So oft ich Alles, was mir widerfahren ist, ordentlich überdenke, komme ich zu dem Schluss, dass es eine Vorsehung giebt, welche sehr um mich besorgt ist. Nicht nur, dass ich nicht zu Grunde gegangen bin, da mir kein anderer Ausweg übrig zu bleiben schien, -nein, ich habe es jetzt sogar gut, und das Morgenrot des Glücks und der Erfolge leuchtet mir entgegen. Ich muss Ihnen sagen, dass meine Natur in Bezug auf die Religion sich in einem Zwiespalt befindet und ich bis Heute noch zu keiner befriedigenden Lösung der Frage gekommen bin.

Einerseits versagt mir mein Verstand die Anerkennung der Wahrheit des dogmatischen Teils der griechisch-orthodoxen, sowie auch aller andern christlichen Kirchen. Zum Beispiel konnte ich, so oft ich auch darüber nachdachte, in der Lehre von der Vergeltung und Belohnung nie einen Sinn finden. Wie soll man eine scharfe Grenze zwischen den Lämmlein und Böcken ziehen? Was soll eigentlich belohnt werden, und was fällt der ewigen Verdammniss anheim? Ebenso unfasslich ist für meinen Verstand der Glaube an das ewige Leben. In dieser Be-

ziehung bin ich vollständig von der pantheistischen Ansicht über das zukünftige Leben und die Unsterblichkeit befangen.

Anderseits hat die ganze Erziehung, die Gewohnheit von Kindheit auf und die eingeimpften poetischen Vorstellungen von Christus und Allem, was mit seiner Lehre zusammenhängt, auch auf mich einen so nachhaltigen Eindruck ausgeübt, dass ich unwillkürlich im Unglück Ihn anrufe und im Glück Ihm danke".

An N. F. von Meck:

„Paris, d. 1. November 1877.

Teure Nadeshda Filaretowna, ganz unerwartet für mich selbst reiste ich für einen Tag nach Paris.

Ich hatte mich unterwegs der Hoffnung hingegeben ein gutes Konzert, oder eine schöne neue Oper (z. B. „Le Roi de Lahore") anzutreffen, habe mich aber—wie es gewöhnlich in solchen Fällen zu sein pflegt — getäuscht: in der Grossen Oper — relâche, Konzert — ist nicht. In der Opéra-Comique werden drei kleine Stücke gegeben und vom Théatre Lyrique ist „Paul et Virginie" von Masset angezeigt, was mich nicht im Mindesten interessiert. So werde ich denn wieder abreisen müssen, ohne Etwas Interessantes gehört zu haben. Ich muss Ihnen aber trotzdem gestehen, dass Paris auf mich, wie gewöhnlich, den angenehmsten Eindruck gemacht hat; welch' herrliche, lebensprühende Stadt!..."

An Frau von Meck:

„Florenz, d. 6. November 1877.

Ich schäme mich eigentlich recht gründlich, Ihnen einen überaus melancholischen Brief schreiben zu müssen. Zuerst wollte ich überhaupt nicht an Sie schreiben, dann aber überwältigte mich der Wunsch, ein wenig mit Ihnen zu plaudern. Es ist mir unmöglich, Ihnen gegenüber unwahrhaftig zu sein, selbst wenn ich die zwingendsten Gründe dafür hätte. Wir sind ganz zufällig hierher gekommen. In Mailand fühlte ich mich so schlecht, war auch den ganzen folgenden Tag so unwohl, dass ich beschloss, einen Tag in Florenz zu bleiben, wozu uns das in Paris gelöste Billet das Recht giebt, denn es heisst da: l'arrêt facultatif pendant 3 jours. Die Hauptsache ist, jedoch,

nicht mein Unwohlsein. Gestern Abend ergriff ich energische Massregeln, und Heute fühle ich mich bereits besser; das Schlimmste ist mein Gram, ein brennender, herzzerreissender Gram, der mich keinen Augenblick verlässt. In Clarens, wo ich doch inmitten einer absoluten Ruhe und Stille gewohnt habe, sogar dort überkam mich oft ein unbeschreiblicher Kummer. Ich konnte mir den Grund jener Anfälle von Melancholie nicht erklären, und glaubte, dass die Berge sie hervorriefen.... Welche Naivetät! Ich redete mir ein, dass ich nur über die Grenze Italiens zu fahren brauchte, und—ein Leben voller Freude würde beginnen. Unsinn! — Hier fühle ich mich hundertmal niedergeschlagener. Das Wetter ist herrlich, am Tage ist es so heiss wie im Juli; es giebt hier auch was zu sehen, sich zu zerstreuen, und doch quält mich ein gigantisches, ein ungeheuerliches Herzeleid. Und je lustiger, je lebensfroher die Umgebung, in der ich mich befinde,—um so schlimmer. Wie ist das zu erklären, ich weiss es nicht. Ich glaube, es ist überhaupt nicht zu erklären. Wenn ich nur wüsste, was ich thun soll? Wenn ich Alle Diejenigen, mit denen ich korrespondiere, nicht gebeten hätte, ihre Briefe nach Rom zu adressieren, so würde ich, wahrscheinlich, garnicht weiter reisen. Bis Rom muss ich kommen, das steht fest, was weiter geschehen wird — weiss ich nicht. Die ungeheure Menge der Sehenswürdigkeiten Roms beängstigt mich. Alles das nicht anzusehen, was es da giebt,— ist etwas komisch, um es aber anzusehen—muss man nicht ein geistig und körperlich kranker Mensch sein, wie ich, sondern ein Tourist, welcher zu seinem Vergnügen reist. Augenblicklich bin ich aber ganz und gar nicht im Stande, ein Touristenleben zu führen. Das wäre doch unter den obwaltenden Umständen geradezu lächerlich. Um mit dem Baedeker in der Hand durch alle Strassen, Museen und Kirchen von Florenz und Rom zu laufen — müsste man vor allen Dingen auch Zeit haben; ich bin aber hierher gekommen, nicht um herumzulaufen, sondern um mich *arbeitend* zu erholen. In diesem Augenblick will es mir scheinen, dass es unmöglich ist, in Italien—und ganz besonders in Rom — zu arbeiten. Ich bereue es *fürchterlich*, dass stille und friedliche Clarens verlassen zu haben, wo ich mit Erfolg die Arbeit wieder begonnen hatte, und überlege schon, ob es nicht besser wäre, dahin zurückzukehren. Mein Bruder muss mich nach ungefähr 14 Tagen verlassen. Augenblicklich ist er in der Gallerie Pitti, wohin er

schon vor zwei Stunden gegangen ist. Sein Fortbleiben beginnt schon, mich zu beängstigen, und ich erwarte von Minute zu Minute sein Kommen. Was soll denn später werden, wenn er erst ganz fort ist? Ich kann nicht ohne Zittern daran denken. Nach Russland zurückkehren kann ich nicht, und will ich nicht. So drehe ich mich denn in diesem cercle vicieux"...

An N. F. von Meck:

„Rom, d. 7. November 1877.

....In aller Frühe sind wir Heute in Rom angekommen. Mit beklommenem Herzen hielt ich diesmal meinen Einzug in die berühmte Stadt. Wie wahr ist doch das Wort, dass wir die Freude nicht aus den uns umgebenden Dingen schöpfen, sondern aus unserem eignen Innern! Das wird durch meine diesmalige Reise nach Italien vollauf bestätigt.

....Ich bin noch ein ganz kranker Mann. Ich vertrage noch nicht das geringste Geräusch; Gestern in Florenz und Heute in Rom versetzt mich ein jeder vorbeirollende Wagen in wahnsinnige Wut, jeder Laut, jedes Geschrei zerreisst mir die Nerven. Die Masse der Menschen, welche die schmalen Strassen überflutet, ärgert mich derart, dass ich einen jeden mir entgegenkommenden Unbekannten als einen argen Feind ansehe. Jetzt erst kann ich mir die ganze Dummheit meiner Reise nach Rom vergegenwärtigen. Mein Bruder und ich sind eben in der Peterskathedrale gewesen: Nichts habe ich davon gehabt als grenzenlose körperliche Erschöpfung. Vom Strassenlärm, von der schlechten Luft, von dem Schmutz garnicht zu reden: ich weiss, dass mein krankhafter Zustand mich nur die schlechten Seiten Roms in ihrer ganzen Hässlichkeit wahrnehmen lässt, während die Schönheiten dieser Stadt wie verschleiert vor meinem Auge liegen,— das ist aber ein dürftiger Trost.

...Gestern beriet ich mit meinem Bruder, was wir nun thun sollten, und kamen zu folgendem Beschluss. Das ich die Reise nicht fortsetzen kann — ist klar. Wenn ich mich in Florenz und in Rom schlecht fühlte, so wird es wohl auch in Neapel nicht anders sein. Nach 14 Tagen verlässt mich mein Bruder; um nun das Zusammensein mit ihm etwas zu verlängern, habe ich beschlossen, ihn bis Wien zu begleiten. Ferner bin ich zu der Ueberzeu-

gung gekommen, dass ich nicht *allein* bleiben darf. Aus diesem Grunde will ich meinen Diener, welcher augenblicklich in Moskau ein Feiertagsleben führt, zu mir kommen lassen. Ich werde ihn in Wien erwarten und dann mit ihm zusammen wieder nach Clarens gehen, wo ich auch zu bleiben gedenke.

.....Morgen oder Uebermorgen wollen wir nach Venedig reisen, wo wir einige Tage (bis zur Abreise nach Wien) zu bleiben beabsichtigen. In Venedig ist es still, und ich werde dort arbeiten können, was für mich am notwendigsten ist"....

An N. G. Rubinstein:

„Rom, d. 8. November 1877.

.....Die Ungewissheit, ob Dir der erste Akt gefallen wird oder nicht, regt mich sehr auf. Bitte verlass Dich nur nicht auf den ersten Eindruck: er täuscht oft sehr. Ich komponierte diese Musik mit so viel Liebe und Lust! Ganz besonders ans Herz gewachsen ist mir Folgendes: 1) das erste Duett hinter den Coulissen, welches später zum Quartett wird, 2) das Arioso Lensky's, 3) die Szene in Tatjana's Gemach, 4) der Chor der Mädchen. Wenn Du mir schreiben wirst, dass Dir das gefallen hat, und dass es auch Karl [1]) gefallen hat (ich schätze seine Meinung sehr hoch!), dann wird mich das überaus glücklich machen. Sobald ich das erste Bild des 2. Aktes fertig und an Dich abgeschickt haben werde, will ich mit Feuereifer an die Symphonie gehen, und bitte Dich eindringlichst, für dieselbe einen Platz in einem Symphoniekonzert frei zu halten.

Ich danke Dir, lieber Freund, von ganzem Herzen für alles Das, was Du für mich thust, für Deine lieben Briefe, aus denen ich mit unendlicher Freude Deine treue Freundschaft erkenne. Gott behüte Dich aber, mich vor dem nächsten September nach Moskau zurückzuberufen. Ich weiss, dass ich dort jetzt Nichts ausser den schrecklichsten moralischen Qualen finden würde".

An M. Tschaikowsky:

„Rom, d. 10. November 1877.

.....Würde Konradi es nicht möglich machen können, Dich und Kolja wenigstens für einen Monat zu mir nach

[1]) K. K. Albrecht.

Clarens zu senden? Der Kurs ist zwar sehr schlecht aber dafür ist das Leben dort so billig, ich und Anatol haben für eine sehr hübsche Wohnung und ausgezeichnete Beköstigung, inclusive Bedienung, Wäsche u. s. w. nur 13 Francs täglich bezahlt, also nur 6½ Frcs. pro Kopf. Für Dich und Kolja würde es noch billiger sein, da Kolja noch kein Erwachsener ist.

Für mich wäre das eine so grosse Freude, solch ein Glück, wie ich es kaum zu träumen wage! Eigentlich wollte ich direckt an Konradi schreiben, doch hat es mir Anatol nicht erlaubt".

An Frau von Meck:

„Venedig, d. 11. November 1877.

Teure Nadeshda Filaretowna, der letzte Tag in Rom hat mich für all' mein Ungemach einigermassen entschädigt, aber auch ein wenig ermüdet. Am Morgen dieses Tages musste ich einige Gänge machen, ehe ich die mir aus Clarens zugesandte Symphonie fand. Ich suchte sie auf der Post, auf der Bahn, in verschiedenen andern Bureaux's. Ueberall war man höflich mit mir, man suchte auch das Packet, fand es aber nicht. Denken Sie sich meine Aufregung! Wenn die Symphonie verloren gegangen wäre, hätte ich gewiss nicht mehr die Kraft, sie aus dem Gedächtniss wieder aufzuschreiben. Zuletzt habe ich energisch gefordert, dass man genauer nachsehen sollte, und—siehe da, das Packet fand sich! Das war eine grosse Beruhigung für mich. Nachher ging ich mit meinem Bruder in das Capitol. Dort habe ich viel Interessantes gefunden, Manches hat mich direkt gerührt, so z. B. eine Sculptur, die einen sterbenden Gladiator darstellt. Leider kann ich nicht dasselbe von der Capitolinischen Venus behaupten. Sie hat mich auch diesmal vollständig kalt gelassen. Um 2 Uhr begaben wir uns in das Schloss der Cäsare, und kehrten unterwegs in die *Villa* Borghese ein, um die daselbst befindliche Gemäldesammlung anzusehen. Auch hier war ich fähig, künstlerische Eindrücke zu empfangen. Namentlich hat mich da ein Bild ergriffen: *der Tod eines Heiligen (Hieronymus, wenn ich nicht irre)* von Domenicchino. Uebrigens muss ich Ihnen offen gestehen, dass ich durchaus nicht der enthusiastischste Liebhaber der Maler-und Bildhauerkunst bin, und dass mir das tiefere Verständniss für die Feinheiten der Bilder und Plastiken abgeht. Ich ermüde

sehr bald in den Gallerieen. Unter einer ganzen Masse von Kunstwerken finden sich gewöhnlich nur sehr wenige, höchstens zwei oder drei, welche mein Auge zu fesseln vermögen; diese studiere ich dann bis in die kleinsten Einzelheiten, suche in ihre Stimmung einzudringen, während ich alles Uebrige nur oberflächlich durchsehe. Um alle die Kostbarkeiten, welche Rom birgt, nach ihrem Wert abschätzen zu können, müsste ein so schlechter Kunstkenner, wie ich, wenigstens ein Jahr da bleiben und jeden Tag Etwas besichtigen. Wie dem auch sei, die Gallerie Borghese wird für mich eine angenehme Erinnerung bleiben. Ausser dem Bild Domenicchino's haben mir einige Rafael's sehr gefallen (*z. B. das Portrait Cesare Borgia's und Sixtus V.*) [1]).

Das Grossartigste, aber, das Ueberwältigendste, was ich je gesehen, ist der Palast der Cäsare! Welch' Riesendimensionen, welche Fülle von Schönheit! Auf Schritt und Tritt wird man an die grosse Vergangenheit erinnert, man sucht sie sich zu vergegenwärtigen, und je weiter man geht, je lebendiger werden in der Phantasie die herrlichen Bilder. — Das Wetter war prachtvoll. Bei jedem Schritt, beinahe, gewannen wir einen neuen Blick auf die Stadt, welche ebenso schmutzig ist wie Moskau, nur viel malerischer liegt und bedeutend mehr historischer Denkwürdigkeiten aufweist. Ganz nahe ist auch das Colosseum, und die Ruine des Palastes Konstantins [2]). Alles das ist so grossartig, so wunderschön, so ausserordentlich! Ich bin sehr zufrieden, dass ich unter diesem unauslöschlichen Eindruck Rom verlassen habe. Abends wollte ich Ihnen schreiben, war aber vom Kofferpacken so müde geworden, dass ich die Hand kaum bewegen konnte.

Heute früh um 6 sind wir in Venedig angekommen. Obwohl ich die ganze Nacht kein Auge zudrücken konnte, obwohl es bei unserer Ankunft noch ganz dunkel und kalt war, hat mich die eigenartige Schönheit der Stadt ganz entzückt. Wir sind im Grand-Hôtel abgestiegen. Vor unsern Fenstern liegt S. Maria della Salute, ein sehr hübsches, graziöses Bauwerk am Canale Grande. Nur bin ich unzufrieden, dass in diesem Hôtel Alles teuer ist, trotzdem man mir eingeredet hatte, es sei gut und billig".

1) Die Nervosität, an der P. I. damals litt, spiegelt sich auch in den verschiedenen falschen Angaben, die er in diesem Brief macht. So befand sich, beispielsweise, die Gemäldesammlung, von der er spricht, im Jahre 1877 nicht in der *Villa*, sondern im Palazzo Borghese. Ferner hatte P. I. das Gemälde Domenicchino's „Der Tod des heiligen Hieronymus" nicht in der Gallerie Borghese, sondern im Vatikan gesehen. Auch stammt das „Portrait Cesare Borgia's" nicht von Rafael, desgleichen auch das Bild Sixtus V., denn dieser ist erst 65 Jahre nach dem Tode des berühmten Malers Papst geworden.

2) Die Basilika.

An Frau von Meck:

„Venedig, d. 16. November 1877.

.....Ich habe einen sehr beruhigenden Brief von meiner Schwester erhalten, und instrumentiere jetzt fleissig das 1. Bild des 2. Aufzuges meines „Onégin".

Venedig ist eine bezaubernde Stadt. Jeden Tag entdecke ich neue Schönheiten an ihr. Gestern besichtigten wir die Frari-Kirche, in welcher unter andern Kunstschätzen auch das Mausoleum Canova's zu sehen ist. Das ist ein Wunder von Schönheit! Was mir aber am besten behagt—ist die absolute Stille, die Abwesenheit des Strassenlärms. Abends bei Mondschein am offenen Fenster zu sitzen und S. Maria della Salute zu betrachten, oder den Blick links über die Lagune schweifen zu lassen,—ist einfach herrlich! Sehr lustig ist es, am Nachmittag auf dem Markusplatz (neben dem Café) zu sitzen und das bunte Treiben des Volkes anzusehen. Sogar die schmalen, Corridor-ähnlichen Gassen gefallen mir, besonders abends, wenn die Schaufenster erleuchtet sind. Mit einem Wort, Venedig hat's mir angethan. Heute begann ich sogar zu überlegen, ob ich nach der Trennung von meinem Bruder statt nach Clarens nicht lieber hierher kommen soll: in Clarens ist es ruhig, still, billig und gut (aber manchmal auch langweilig); hier ist die Natur zwar nicht so schön, es ist aber lebendiger, bewegter; und diese Lebendigkeit, diese Bewegung betäubt nicht, belästigt nicht; hier ist es zwar nicht so reinlich und nicht so ordentlich, dafür giebt es aber viel Interessantes, historische Denkmäler und unermessliche Kunstschätze. Morgen will ich auf die Suche nach einer möblierten Wohnung gehen. Sollte es mir gelingen, eine zu finden, dann werde ich—erst recht unschlüssig werden.

.....Meine Gesundheit ist recht gut. Das Unangenehmste war, dass ich beinahe den Schlaf verloren hätte: nur mit Mühe konnte ich in letzter Zeit einschlafen. Nun habe ich schon 2 Nächte wieder gut geschlafen. Ueberhaupt übt Venedig auf mich einen günstigen Einfluss aus".

An Frau von Meck:

„Venedig, d. 18. November 1877.

.....Die wenigen Tage in Venedig haben mir sehr gut bekommen. Erstens, habe ich ein wenig gearbeitet, sodass mein Bruder das ganz fertig gewordene 2. Bild der Oper

mit nach Moskau nehmen wird. Zweitens, fühle ich, dass es nun mit meiner Gesundheit besser steht, obwohl ich mich Gestern nicht besonders wohl fühlte; das wird aber wohl nur eine kleine Erkältung gewesen sein. Drittens, habe ich Venedig lieb gewonnen, ich bin sogar ganz verliebt in diese Schöne, und habe beschlossen, nach der Trennung von meinem Bruder hierher zurückzukehren. Lachen Sie nur, um Gotteswillen, nicht über meine Unentschlossenheit und meinen Wankelmut. Diesmal teile ich Ihnen aber einen wirklich gefassten Entschluss mit. Ich habe sogar schon eine sehr nette Wohnung in der Riva dei Chiavoni gemietet.

Morgen reise ich nach Wien ab. Nach der Rückkehr will ich an die Symphonie gehen, an unsere Symphonie.

Wissen Sie, was mich in Venedig immer in Wut versetzt? — Die Abendzeitungsverkäufer. Geht man auf dem Markusplatz spazieren, so hört man nur von allen Seiten: „Il Tempo! La Gazzetta di Venezia! Vittoria dei turchi!“ Diese vittoria dei turchi wird jeden Abend ausgerufen. Warum schreien sie nicht von unseren thatsächlichen Siegen? Warum suchen sie durch fingierte türkische Siege Käufer anzulocken? Ist denn das friedliche, schöne Venedig, welches ehemals im Kampfe mit denselben Türken seine Macht verlor, ebenso von Hass gegen Russland erfüllt, wie alle andern Westeuropäer?

Ganz ausser sich, fragte ich Gestern einen der Ausrufer: ma dovè la vittoria? Es erwies sich, dass er unter vittoria eine türkische Nachricht über einen Rekognoszierungsritt verstand, bei welcher Gelegenheit angeblich einige Hundert Russen geschlagen worden sind. „Ist denn das ein Sieg?“ fragte ich mit zorniger Stimme weiter. Seine Antwort habe ich nicht verstehen können, aber „Vittoria“ hat er nicht mehr gerufen. Man muss die Gutmütigkeit, Höflichkeit und Bereitwilligkeit der Italiener voll anerkennen. Diese ihre Eigenschaften springen namentlich in die Augen, wenn man direkt aus der Schweiz kommt, wo die Leute recht finster, unfreundlich und für Scherze unzugänglich sind. Als ich Heute dem Schreier von Gestern wieder begegnete, grüsste er mich höflich und rief anstatt „grande vittoria dei turchi“, mit welchen Worten die andern Ausrufer ihre Blätter anpriesen, — „Gran combattimento a Plevna, vittoria del Russi!“ Ich wusste, dass er log, aber dennoch war es mir angenehm, weil darin sich die Höflichkeit eines einfachen Mannes äusserte.

Wann wird denn endlich dieser fürchterliche Krieg, in welchem so unbedeutende Resultate um einen so ausserordentlich hohen Preis errungen worden sind, ein Ende nehmen? Und doch muss man so lange kämpfen, bis der Feind ganz und gar niedergemacht sein wird. Dieser Krieg kann und darf nicht in Kompromisse und gegenseitige Zugeständnisse auslaufen. Einer von Beiden muss untergehen. Wie beschämend ist es aber, von einem solchen Kampf auf Leben und Tod, einem Kampf bis zum letzten Tropfen Blut zu reden, und dabei in einem gemütlichen, hell erleuchteten Zimmer zu sitzen, keinen Hunger und Durst zu leiden und gegen Unwetter und allerlei körperliche Entbehrungen und Qualen geschützt zu sein! Gegen moralisches Ungemach ist, jedoch, Niemand geschützt. Was mich anbelangt, so kenne ich, allerdings, ein Mittel, dasselbe zu lindern: das ist die Arbeit. Nur reicht zum Arbeiten nicht immer die Kraft aus. Oh, mein Gott, wenn ich nur noch Kräfte in mir finden könnte und frohen Mut zu neuen Arbeiten! Augenblicklich kann ich nur fortsetzen und am Alten flicken.

In Neapel soll demnächst—bei Gelegenheit der Enthüllung des Bellini-Denkmals—ein Album mit Musikstücken herausgegeben werden, und viele auswärtige Komponisten sind zur Teilnahme daran eingeladen worden, unter andern auch ich. Ich antwortete, dass ich mein Stück zum Termin (zum 1. Dezember) einsenden werde. Der Termin naht, während es mir bis jetzt so ergangen, wie es mir noch nie ergangen ist, d. h. ich konnte nicht eine einzige Note aus mir herausquetschen! Jetzt ist es zu spät. Ich habe, also, unwillkürlich die Herausgeber des Albums betrogen"....

An N. F. von Meck:

„Wien, d. 20. November 1877.

.....Gestern Abend sind wir in Wien angekommen. Die Ueberfahrt über den Semmering hat auf mich einen bezaubernden Eindruck gemacht. Das Wetter war sehr günstig. Unterwegs habe ich Ihren Brief gelesen und immer wieder gelesen, meine liebe Freundin.

.....Es ist mir nun klar, dass Sie theoretisch sich von der Kirche und den Glaubensdogmen losgerissen haben. Ich sehe, dass Sie durch jahrelanges Nachdenken für sich selbst einen eignen, einen religiös-philosophischen Kate-

chismus geschaffen haben. Nur will es mir scheinen, dass Sie sich irren, wenn Sie behaupten, das von Ihnen parallel mit dem eingestürzten Bauwerk des früheren starken Glaubens aufgeführte neue Gebäude wirklich so fest und zuverlässig sei, dass es Ihnen das Frühere vollauf zu ersetzen vermag. Darin liegt ja gerade die Tragik des zum Skeptizismus neigenden Menschen, dass er—wenn er einmal das Band zwischen sich und dem traditionellen Glauben zerissen hat,—sich aus einer philosophischen Theorie in die andere wirft, in der Hoffnung, jene unversiegbare Kraft, die für den Lebenskampf nötig ist, und mit welcher die Gläubigen ausgerüstet sind, zu finden. Sagen Sie was Sie wollen, aber das Glauben, d. h. ein Glauben, welches nicht aus Mangel an Vernunft entspringt und zur Routine wird, sondern ein vernunftgemässes Glauben, welches im Stande ist, alle Missverständnisse und alle durch die kritische Thätigkeit des Verstandes erzeugten Widersprüche auszugleichen,—ein solches Glauben ist das höchste Glück. Ein kluger und gleichzeitig gläubiger Mensch (und solcher giebt es viele) ist wie in einen Harnisch gekleidet, an welchem alle Schicksalsschläge wirkungslos abprallen. Sie sagen, dass Sie von der bestehenden Religion abgefallen seien und sich eine neue geschaffen haben. Die Religion ist aber ein *Element der Versöhnung, des Friedens.* Ist denn dieser *Friede* in Ihnen? Ich denke nein, denn, wäre er in Ihnen, so hätten Sie mir nicht Jenen Brief geschrieben,—aus Como—wissen Sie noch?—jene Sehnsucht, jene Unzufriedenheit, jenes Streben nach einem unbestimmten Ideal, jene Entfremdung von den Menschen, jene Eigenschaft, nur in der Musik, d. h. in der idealsten aller Künste, die Lösung der brennendsten Fragen zu finden,—alles das ist mir ein Beweis dafür, dass Ihre eigene Religion Ihnen nicht jenen absoluten seelischen Frieden bietet, den Diejenigen ihr eigen nennen, welche in der Religion die fertigen Antworten auf alles das gefunden haben, was einen denkenden und feinfühlenden Menschen quält. Und, wissen Sie was?—mir scheint, dass Sie nur deshalb meine Musik so gern haben, weil ich auch stets von jener Sehnsucht nach dem Ideal erfüllt bin, ganz wie Sie. Unsere Leiden sind die nämlichen, Ihre Zweifel sind ebenso stark wie die meinigen, wir schwimmen Beide auf dem unendlichen Meer des Skeptizismus, einen Hafen suchend und nicht findend.

.....Auch will es mir scheinen, dass Sie sich irren, indem Sie sich realistisch nennen. Wenn man unter „realistisch"

die Verachtung jeglicher Falschheit und Lüge im Leben, so wie in der Kunst, versteht, — so sind Sie, allerdings „realistisch". Wenn man aber bedenkt, dass ein wirklicher Realist niemals daran denken wird, in der Musik Trost zu suchen, wie Sie es thun, so sind Sie vielmehr eine Idealistin zu nennen. Realistisch sind Sie nur in dem Sinne, dass Sie nicht gern für sentimentale, zwecklose und triviale Schwärmereien Ihre Zeit opfern, wie es viele Frauen zu thun pflegen. Sie sind keine Freundin von Phrasen und sinnlosen Worten, d. h. aber nicht, dass Sie „realistisch" sind. Sie können es auch gar nicht sein! Der Realismus setzt immer eine gewisse Beschränktheit voraus, die Eigenschaft, sehr schnell und billig den Durst nach *Wahrheit* zu befriedigen. Ein Realist hat nicht diesen Durst nach Erkenntniss der wesentlichsten Daseinsgründe, ja, er verneint sogar die Notwendigkeit selbst, nach der Wahrheit zu forschen und glaubt auch Denjenigen nicht, welche den Frieden in der Religion, Philosophie oder Kunst suchen. Die Kunst, besonders die Musik, ist dem Realisten Nichts, denn sie ist die Antwort auf eine Frage, welche sein begrenzter Verstand nicht zu stellen vermag. Das sind die Gründe, weshalb ich glaube, dass Sie sich irren, indem Sie vorgeben, unter dem Banner des Realismus zu stehen. Sie behaupten, dass die Musik in Ihnen nur ein rein physisch angenehmes Gefühl verursacht. Dagegen erlaube ich mir aber auf das entschiedenste zu protestieren. Sie täuschen sich selbst. Haben Sie denn wirklich die Musik auf gleiche Weise gern, wie ich eine Flasche Wein, oder eine saure Gurke? Nein, Sie lieben die Musik so, wie sie geliebt werden soll, d. h. Sie geben sich ihr mit ganzer Seele hin und lassen weltvergessen ihre Zauberwirkung voll und ganz auf Ihr Herz ausüben.

Vielleicht ist es nicht recht von mir, dass ich mir erlaube, Ihre Selbsterkenntniss zu widerlegen. Aber nach meiner Ansicht sind Sie: erstens, ein sehr guter Mensch, und das sind Sie von Geburt an. Sie huldigen dem Guten, weil das Streben zum Guten, so wie der Hass gegen die Lüge und gegen das Böse, Ihnen angeboren ist. Sie sind klug, und folglich auch skeptisch. Ein kluger Mensch kann nicht anders: er muss skeptisch sein; wenigstens muss er in seinem Leben eine Periode des qualvollsten Skeptizismus durchgemacht haben. Als der angeborene Skeptizismus Sie zum Verneinen der Traditionen und Dogmen gebracht hat, begannen Sie, selbstverständlich, einen Ausweg

aus Ihren Zweifeln zu suchen. Sie fanden ihn *zum Teil* in der pantheistischen Weltanschauung, *zum Teil* in der Musik, aber einen vollkommenen Ausgleich fanden Sie nicht. *Das Böse und die Lüge* hassend, zogen Sie sich in Ihren engsten Familienkreis zurück und wollten sich dadurch vor dem Anblick der menschlichen Schlechtigkeit retten. Sie thun viel Gutes, weil das—gleichzeitig mit der inbrünstigen Liebe zur Kunst und Natur—ein unüberwindliches Bedürfniss Ihrer Seele ist. Sie helfen Ihrem Nächsten nicht um sich dadurch die himmlische Seligkeit, an welche Sie nicht glauben, welche Sie aber auch nicht absolut verneinen, zu erkaufen,—sondern weil Sie nun einmal so geschaffen sind, dass Sie nicht anders können, als Gutes thun".

An Frau N. F. von Meck:

„Wien, d. 23. November 1877.

Die Fortsetzung meines Briefes:
Ich sehe die Kirche mit ganz andern Augen an, als Sie: Für mich hat sie noch sehr viel poetischen Reiz bewahrt. Ich wohne sehr oft dem Gottesdienst bei. Die Liturgie des Heiligen Joann Zlatoust halte ich für eines der hervorragendsten Kunstwerke. Verfolgt man den Dienst sehr aufmerksam, sucht man in den Sinn einer jeden Zeremonie recht einzudringen, so kann man sich der ausserordentlich erhebenden Wirkung—namentlich unseres russischen Gottesdienstes—nicht verschliessen. Auch habe ich die Vesper sehr gern. An einem Sonnabend in dem weihrauch-erfüllten Halbdunkel einer kleinen und alten Kirche zu stehen; tief in sich selbst hineinzuversinken und in seinem Innern die Lösung der ewigen Fragen: *wozu*, *woher*, *wohin* zu suchen; dann aus seinen Grübeleien durch den Chor aufgeschreckt zu werden; sich dem Eindruck der hinreissenden Poesie des Gesanges ganz hinzugeben; von Entzücken durchdrungen zu werden, wenn die Goldenen Thüren aufgehen und die Worte ertönen: Lobet den Namen des Herrn;—oh, wie unendlich lieb habe ich das alles! Es ist einer meiner grössten Genüsse!

So bin ich denn in dieser Hinsicht noch durch starke Bande an die Kirche gefesselt. Anderseits, aber, habe ich—gleich wie Sie—schon lange den Glauben an das Dogma verloren. Die Lehre von der Vergeltung, namentlich, scheint mir ein Monstrum von Ungerechtigkeit und Blödsinnigkeit zu sein. Gleich Ihnen bin ich zu der Ueberzeugung ge-

kommen, dass—wenn es ein jenseitiges Leben überhaupt giebt, dasselbe nur im Sinne der Unvergänglichkeit der Materie, d. h. im pantheistischen Sinne der Ewigkeit der Natur, deren mikroskopisch winziges Teilchen ich bin, aufzufassen ist. Kurz, ich bin nicht im Stande, die persönliche, individuelle Unsterblichkeit zu begreifen.

Wie sollen wir uns überhaupt das ewige Leben nach dem Tode vorstellen? als einen unendlichen Genuss? Ein solcher unendliche Genuss, unendliche Freude ist aber ohne seinen Gegensatz, ohne ewige Qual, nicht denkbar.— Die Letztere verneine ich gänzlich. Endlich weiss ich garnicht einmal, ob ein Leben nach dem Tode wünschenswert ist. Das Leben hat nur dann Reiz, wenn Freud und Leid abwechseln, wenn ein Kampf da ist zwischen Gut und Böse, zwischen Licht und Schatten. Wie ist es möglich, sich das ewige Leben als eine einzige, nicht enden wollende Freude zu denken? Nach unseren irdischen Begriffen muss selbst die Seligkeit, wenn sie durch nichts gestört oder unterbrochen wird, endlich langweilig werden. So bin ich denn mit meinen Gedanken zu der Ueberzeugung gekommen, dass es kein ewiges Leben giebt. Nun ist aber die Ueberzeugung etwas Anderes, als Gefühl und Instinct. Das ewige Leben verneinend, weise ich gleichzeitig mit Entrüstung den fürchterlichen Gedanken von mir, dass ich einige mir teuere Dahingeschiedene niemals wiedersehen werde.

Ungeachtet der siegreichen Kraft meiner *Ueberzeugungen*, werde ich mich niemals mit dem Gedanken vertragen können, dass meine Mutter, welche ich so geliebt habe, für immer verschwunden ist, dass ich niemals Gelegenheit haben werde, ihr zu sagen, wie lieb ich sie immer noch habe, trotz der 23 Jahre langen Trennung.

Sie sehen, meine liebe Freundin, dass ich aus lauter Widersprüchen zusammengesetzt bin, und dass ich ein sehr reifes Alter erreicht habe, ohne meinen unruhigen Geist beruhigt zu haben, ohne mich auf etwas Positives stützen zu können—weder auf die Religion noch auf die Philosophie. Wahrlich, ich hätte den Verstand verlieren können, wenn die *Musik* nicht da wäre. Sie ist in der That die schönste Himmelsgabe für die irrende und im Dunkel wandelnde Menschheit. Sie allein erleuchtet, beruhigt und befriedigt. Sie ist aber nicht jener Strohhalm, an welchen sich der Ertrinkende klammert: sie ist eine treue Freundin, Beschützerin und Trösterin; schon allein

um ihretwillen ist es wert, auf Erden zu leben. Im Himmel wird es vielleicht keine Musik geben. So wollen wir denn hienieden leben, solange das Leben reicht".

An N. F. von Meck:

„Wien, d. 26. November 1877.

Ich bin immer noch in Wien. Gestern erhielt ich die Nachricht, dass mein Diener am Sonnabend von Moskau abreisen wird. Obwohl ich ihm sehr ausführliche Anordnungen gegeben habe, wie er sich unterwegs zu benehmen hat, so kann ich mir dennoch garnicht vorstellen, wie er, ohne das geringste ausländische Wort zu verstehen, die Ueberfahrt über die Grenze zu Stande bringen wird? Ich denke, dass es nicht ohne tragikomische Episoden abgehen wird. Manches Mal will es mir scheinen, dass es meinerseits recht unzweckmässig sei, einen Diener aus Russland kommen zu lassen. Anderseits aber weiss ich nicht, was ich hätte thun sollen, da ich doch die Einsamkeit absolut nicht ertragen kann? Ausserdem weiss ich, dass das eine Beruhigung für meine Brüder sein wird, mich nicht allein zu wissen.

.....Ich habe die „Walküre" von Wagner gesehen; die Aufführung war ausgezeichnet. Das Orchester hat sich selbst übertroffen; die besten Sänger und Sängerinnen haben Alles gethan, was in ihren Kräften stand,—und dennoch war es langweilig. Welch ein Don-Quixote ist doch dieser Wagner! Er bietet alle seine Kräfte auf in der Jagd nach dem Unmöglichen, während ihm ein ausserordentliches Talent zur Verfügung steht, kraft dessen er—wenn er sich ihm, d. h. seinen natürlichen Eigenschaften unterordnen wollte,—ein ganzes Meer musikalischer Schönheit aus sich hervorzaubern könnte. Nach meiner Meinung ist Wagner im Grunde Symphoniker. Dieser Mann ist mit einem genialen Talent begnadet, welches aber an seinen Tendenzen zu Grunde geht, seine Inspiration wird durch Theorieen paralysiert, welche er sich selbst ausgedacht hat und welche er mit Gewalt praktisch verwerten will. Indem er nach *Realität*, *Wahrhaftigkeit* und *Rationalismus* strebt, verliert er die *Musik* ganz aus dem Auge, welche in seinen letzten vier Opern grösstenteils durch Abwesenheit glänzt. Denn jene kaleidoskopischen, bunten musikalischen Stückchen, welche unablässig einander ablösen und niemals zu einem Abschluss führen, d. h. dem Ohre nicht

die geringste Gelegenheit bieten, bei irgend einer leichtfasslichen musikalischen Form zur Ruhe zu kommen,—kann ich nicht Musik nennen. Nicht eine einzige breitangelegte, in sich abgeschlossene Melodie! Nicht die geringste Bewegungsfreiheit für den Sänger. Dieser muss, vielmehr, unausgesetzt auf das Orchester bedacht sein und dafür sorgen, dass die kleinste Note, welche in der Partitur keine grössere Bedeutung hat, als irgend ein Nötchen des 4. Waldhorns, nicht verloren gehe. Aber dass Wagner ausgezeichneter Symphoniker ist—unterliegt keinem Zweifel. Ich will Ihnen gleich durch ein Beispiel beweisen, bis zu welchem Grade der symphonische Styl über dem vokalen in Wagners Opern dominiert. Sie haben wahrscheinlich seinen berühmten Walkürenritt schon oft in Konzerten gehört? Welch' grossartiges, herrliches Bild! Man sieht leibhaftig jene wilden Heldinnen, welche auf ihren Zauberrossen in den Wolken dahinjagen. — Dieses Stück übt in Konzerten stets eine ausserordentliche Wirkung aus. Im Theater dagegen, angesichts der papiernen Felsen, der wolkenähnlichen Zeugfetzen und der Soldaten, welche sehr ungeschickt im Hintergrunde über die Bühne galoppieren, und angesichts des nur zu dürftigen Theaterhimmels, welcher sich anmaasst, die ungeheuren Himmelshöhen zu verkörpern,—verliert die Musik ihre ganze Ausdrucksfähigkeit. Folglich ist das Theater in diesem Falle nicht förderlich, sondern wirkt wie ein Glas kalten Wassers. Endlich begreife ich nicht und werde es auch nie begreifen lernen, weshalb die „Nibelungen" als literarisches chef d'oeuvre anerkannt werden? Als Volkssage—wohl, aber als Libretto—nicht!

Wotan, Brünnhilde, Fricka u. s. w. sind alle so unmöglich, so wenig menschlich, dass es schwer ist, ihr Geschick teilnehmend zu verfolgen! Und wie wenig Leben! Geschlagene drei Stunden hält Wotan Brünnhilden seine Strafpredigt für ihre Insubordination. — Wie langweilig! Und dennoch gibt es da eine ganze Menge kraftvoller und schöner Episoden rein symphonischen Charakters.

Gestern haben Kotek [1]) und ich eine neue Symphonie von Brahms [2]) durchstudiert, einem Komponisten, den die Deutschen in den Himmel heben. Für mich hat er gar keinen Reiz. Ich finde, dass er sehr dunkel und kalt ist,

---

[1]) Kotek, welcher damals in Berlin bei Joachim studierte, war für einige Tage zu Peter Iljitsch nach Wien gekommen.

[2]) Symphonie № 1 (C-moll).

dabei voller Pretention aber ohne rechte Tiefe. Ueberhaupt scheint es mir, dass Deutschland in musikalischer Beziehung sinkt. Ich glaube jetzt kommen die Franzosen an die Spitze: sie haben viele neue und starke Talente. Neulich habe ich die in ihrer Art geniale Musik des Balletts „Sylvia" von Délibes angehört. Diese Musik habe ich schon früher aus dem Klavierauszug kennen gelernt, in der prachtvollen Wiedergabe des Wiener Orchesters aber hat sie mich geradezu bezaubert, namentlich ihr erster Teil. „Der Schwanensee" ist dummes Zeug gegen „Sylvia". In den letzten Jahren ist mir überhaupt Nichts begegnet, was mich so entzückt hätte, wie „Carmen" und das Ballett Délibes'".

An N. F. von Meck:

„Wien, d. 27. November 1877.

Mein Bruder und Kotek sind in das grosse Philharmonische Konzert gegangen, in welchem unter Anderem die herrliche und von mir so geliebte 3. Symphonie von Schumann gespielt werden soll. Dennoch habe ich es vorgezogen, zu Hause zu bleiben. Ich fürchtete einigen mir bekannten hiesigen Musikern zu begegnen: wenn ich nur von einem gesehen werden würde, so müsste ich Morgen wenigstens bei zehn musikalischen Grössen meinen Besuch machen, mich ihnen vorstellen und mich für ihre Aufmerksamkeit bedanken. (Im vorigen Jahr ist nämlich, ohne dass ich mich darum bemüht hatte, meine Ouverture „Romeo und Julie" hier gespielt und einstimmig ausgepfiffen worden). Ich würde gewiss viel zur Verbreitung meiner Kompositionen im Ausland beitragen, wenn ich allen Koryphäen Besuche machen und Komplimente sagen wollte. Aber, oh Gott, wie hasse ich das! Wenn Sie wüssten in welch' beleidigend herablassendem Ton sie mit einem russischen Musiker zu sprechen pflegen. Man liest es förmlich in ihren Augen: „Du bist zwar ein Russe, ich bin aber so gut, dich mit meiner Aufmerksamkeit zu beehren". Gott mit ihnen! Im vorigen Jahr bin ich bei Liszt gewesen. Er war zum Erbrechen höflich, auf seinen Lippen aber spielte ein Lächeln, welches mir mit nicht misszuverstehender Deutlichkeit die oben angeführten Worte sagte. In diesem Augenblick bin ich, versteht sich, weniger denn je aufgelegt, vor diesen Herren Verbeugungen zu machen".

An N. F. von Meck:

„Wien, d. 29. November. 1877.

.....Erst Heute um $10^{3}/_{4}$ ist mein Bruder abgereist. Meine

Gefühle will ich Ihnen nicht ausführlicher beschreiben: Sie kennen sie ja.... Gestern um 5 ist mein Diener angekommen. Ich hatte mich sehr geirrt in Betreff der Unannehmlichkeiten, welche ich für ihn wegen seiner Unkenntniss der Sprache erwartet, desgleichen auch in Betreff des Eindrucks, welchen auf ihn das *Ausland* gemacht. Er ist ein ebenso kluges wie mutiges russisches Bäuerlein, welches sich geschickt aus den schlimmsten Affairen zu ziehen weiss und ist so gut über die Grenze gekommen, als wenn er schon oft diese Reise gemacht hätte. Was den Eindruck anbelangt, so sind nach seiner Meinung die Häuser in Wien viel schlechter als in Moskau, und überhaupt Moskau—unvergleichlich schöner. Infolge der Nachricht von der Eroberung Plevna's, ertrage ich die Trennung von meinem Bruder leichter. Als mir der Kellner Gestern früh den Kaffee mit den Worten „Plevna ist gefallen!" brachte, hätte ich ihn beinahe umarmt. Es scheint, als ob Oesterreich sich über diesen Erfolg ein wenig beleidigt fühlt und sich ärgert, dass die beste türkische Armee kapituliert hat.

Ich beabsichtige, bald an die Beendigung meiner Symphonie zu gehen, deren Instrumentierung ich noch in Kamenka begonnen habe".

An M. Tschaikowsky:

„Venedig, d. 4. Dec. 1877.

Heute um 3 Uhr—ich sass gerade an meiner Symphonie—brachte man mir dein Telegramm [1]). Das war eine solche Freude, dass ich fast verrückt geworden wäre. Den ganzen Tag war ich nervös aufgeregt, und schreibe jetzt diesen Brief und weiss garnicht, wie ich Dir meine grosse Freude ausdrücken soll. Nach der Abreise Anatol's war ich sehr traurig—trotz der Ankunft Alexei's—so traurig, dass ich zu trinken begann. Nur nach einem Fläschchen Cognac war ich im Stande, das Leben erträglich zu finden. Die letzten Tage litt ich geradezu fürchterlich, und wer weiss, wohin das geführt hätte, wenn nicht die heutige Nachricht... Sogar Venedig hat ein ganz anderes Aussehen gewonnen, als ich nach Empfang deines Telegramms spazieren ging".

---

1) Mit diesem Telegramm hatte ich Peter Iljitsch mitgeteilt, dass ich mit Einwilligung der Eltern meines Zöglings, für den ganzen Winter zu ihm nach Italien kommen würde.

An Frau von Meck:

„Venedig, d. 5. Dec. 1877.

.....In Ihrem Brief ist Eines, womit ich durchaus nicht einverstanden bin,—das ist Ihre Ansicht über die Musik. Besonders missfällt mir Ihr Vergleich der Musik mit einem Rausch. Ich glaube das ist ganz falsch. Zum Wein nimmt der Mensch seine Zuflucht, um sich zu betäuben, gleichsam um sich in einen Traum von Glück und Zufriedenheit einzuwiegen. Aber dieser Traum kommt ihm teuer zu stehen! Die Reaktion ist gewöhnlich fürchterlich. Aber wie dem auch sei, der Wein lässt ihn für einen Moment allen Kummer vergessen—nichts weiter. Ist denn die Wirkung der Musik eine ähnliche? Sie ist keine Täuschung, sie ist eine *Offenbarung*. Ihre siegreiche Kraft liegt darin, dass sie uns Schönheiten eröffnet, welche in keiner andern Sphäre zu finden sind, und deren Erkenntniss nicht zeitweilig, sondern dauernd ist. Die Musik erleuchtet und erfreut. Den Prozess des musikalischen Genusses zu beobachten und festzuhalten ist sehr schwer, mit einem *Rausch* jedoch hat er nichts gemein. Auf alle Fälle ist er kein physiologisches Phänomen. Allerdings sind die Nerven, also *materielle* Organe, an der Aufnahme eines musikalischen Eindrucks beteiligt, und in diesem Sinne ergötzt die Musik auch unseren Körper: bekanntlich ist es sehr schwer, zwischen den leiblichen und geistigen Eigenschaften eines Menschen ein scharfe Grenze zu ziehen, so ist zum Beispiel auch das Denken ein physiologischer Prozess, denn es gehört zu den Funktionen des Gehirns. Uebrigens liegt der ganze Unterschied nur in den Worten. Ob wir Beide den musikalischen Genuss auch auf verschiedene Weise deuten, so ist Eines doch unzweifelhaft: wir Beide lieben die Musik gleich stark, und das genügt mir. Es ist mir angenehm, dass Sie diejenige Kunst *göttlich* nennen, der ich mein Leben geweiht habe.

In Ihrer Philosophie gefällt mir ganz besonders die Ansicht über Gut und Böse. Diese Ansicht ist zwar fatalistisch, aber ganz von christlicher Nachsicht gegenüber den Sünden und Schwächen Ihrer Mitmenschen erfüllt. Sie sagen, es sei unsinnig, von einem Menschen, dem Tugend und Verstand *nicht gegeben* sind, zu verlangen, dass er gut und klug sei. Hier stosse ich wiederum auf den in die Augen springenden Unterschied zwischen Ihrer Individualität und der meinigen; ich war stets bestrebt, das Böse in

der menschlichen Natur als den unvermeidlichen Gegensatz des Guten zu betrachten. Auf diesem Standpunkt stehend (der, wenn ich nicht irre, auf Spinoza zurückzuführen ist), dürfte ich niemals das Gefühl des Zornes oder Hasses in mir aufkommen lassen. In der That erweist es sich aber, dass ich jeden Augenblick fähig bin in *Wut* zu geraten, die Menschen zu *verachten* und mich über sie zu ärgern,—ganz wie Einer, der nicht weiss, dass ein Jeder nur so handelt, wie das *Fatum* es ihm vorschreibt. Ich weiss bestimmt, dass Ihnen das kleinliche Gefühl des Zürnens und der Rachsucht fremd ist. Den gegen Sie gerichteten Stössen suchen Sie auszuweichen, ohne Ihrerseits diese Stösse zu erwidern. Mit einem Wort, Sie wenden Ihre Philosophie auch im praktischen Leben an. Anders ich: ich denke Eines, und thue ein Anderes.

Ich will Ihnen gleich ein passendes Beispiel dafür geben. Ich besitze einen Freund, namens Kondratjew; er ist ein sehr netter und angenehmer Mensch und hat nur einen Fehler—den *Egoismus*. Diesen Egoismus weiss er aber in so nette und liebenswürdige Formen zu kleiden, dass man ihm unmöglich lange böse sein kann. Als ich im September in Moskau meine grosse Leidenszeit durchzumachen hatte und im Paroxismus meines Unglücks Jemandes bedurfte, der mir einen moralischen Halt gewähren konnte, traf es sich, dass dieser Kondratjew—er lebte damals auf seinem Landsitz im Gouvernement Charkow — mir einen, wie immer sehr liebenswürdigen Brief schrieb und mich seiner wärmsten Freundschaft versicherte. Meinen Brüdern wollte ich mich damals nicht offenbaren um sie nicht zu kränken. Mein Kelch war aber bis an den Rand gefüllt. Ich schrieb an Kondratjew einen Brief, in welchem ich ihm das Schreckliche und Hoffnungslose meiner Lage mitteilte. Der zwischen den Zeilen zu lesende eigentliche Sinn meines Briefes war folgender: „Ich gehe unter, rette mich! Stütze mich, aber beeile dich!“ Ich war überzeugt, dass er als ein sehr vermögender und unabhängiger Mensch, der—wie er selbst sagte—stets zu jedem Freundschaftsopfer bereit war, mir zu Hilfe eilen würde. Dann geschah das, was Sie schon wissen. Erst in Clarens erhielt ich seine Antwort, welche acht Tage nach meiner Flucht in Moskau eingetroffen war. In dieser Antwort bedauert mich mein Freund sehr und schliesst mit den Worten: „Bete, Freund, bete! Gott wird Dir helfen, das Unglück zu überwinden“. Fürwahr, ein billiges und gutes Mittel!—Heute Nacht las

ich im dritten Band des prachtvollen Romanes „Pendennis“ von Thakeray. Da ist ein sehr lebendiger Typus „der Major“, welcher mich sehr oft an Kondratjew erinnert. Eine Episode hat mir meinen Freund ganz besonders scharf gezeichnet, so dass ich aus dem Bett sprang und ihm sofort einen Brief schrieb, in welchem ich mich mit unnötigem Eifer über ihn lustig machte und meinen *Zorn* an ihm ausliess. Nachdem ich aber Ihren Brief gelesen, schämte ich mich sehr. Ich schrieb ihm einen andern Brief und bat ihn, mir meine unmässige Bosheit nicht übel zu nehmen. Sehen Sie, welch' wohlthuhenden Einfluss Sie auf mich ausüben, meine liebe Freundin! Sie sind meine Vorsehung und mein Trost!“

An N. F. von Meck:

„Venedig, d. 9. Dec. 1877.

Ich arbeite fleissig an der Instrumentation *unserer* Symphonie und bin ganz in diese Arbeit versunken.

Keine meiner früheren Orchesterkompositionen hat mir so viel Mühe gekostet, aber auch an keiner habe ich mit so viel Liebe und Hingebung gearbeitet. Es ist mir eine angenehme Ueberraschung zu Teil geworden, als ich die Arbeit in Angriff nahm. Anfangs war ich nur vom Wunsch geleitet, die einmal angefangene Symphonie zu Ende zu führen, selbst wenn es mir noch so schwer fallen sollte. Nach und nach aber erwärmte ich mich immer mehr, und jetzt möchte ich mich garnicht von der Arbeit trennen.

Meine teure und liebe Nadeshda Filaretowna, vielleicht irre ich mich, aber es scheint mir, dass diese Symphonie kein mittelmässiges Stück, dass sie das Beste ist von dem, was ich bis jetzt gemacht habe. Wie freue ich mich, dass es *unser* Werk ist, und dass Sie beim Anhören desselben wissen werden, wie sehr ich bei jedem Takt an Sie gedacht habe. Wäre es jemals beendet worden, wenn Sie nicht wären? Als ich noch in Moskau war und glaubte, dass es mit mir *zu Ende* ginge, machte ich auf den ersten Entwürfen folgende Aufschrift, die ich unterdess ganz vergessen und erst jetzt wiedergefunden habe: „Wenn ich sterben sollte, so bitte ich, dieses Heft an N. F. von Meck zu geben“. Ich wünschte, das Manuscript meiner letzten Komposition in Ihrem Besitz zu wissen. Nun bin ich aber nicht nur ganz gesund, sondern dank Ihnen auch in der Lage, mich ganz der Arbeit hinzugeben, und glaube, dass

unter meiner Feder ein Werk entsteht, welches nicht in Vergessenheit geraten dürfte! Uebrigens ist es möglich, dass ich unrecht habe: es ist wohl allen Künstlern eigen, für das jüngste ihrer Erzeugnisse zu schwärmen. Wie dem auch sei, aber in diesem Augenblick bin ich dank der interessanten Arbeit sehr hoffnungsvoll. In voller Seelenruhe lasse ich verschiedene kleine Unannehmlichkeiten über mich ergehen, welche der Hôtelwirt mir macht. Das Hôtel ist sehr schlecht, ich möchte aber trotzdem nicht ausziehen, bevor die Sache mit der Herkunft meines Bruders sich noch nicht endgiltig entschieden hat".

An Frau von Meck:

„Venedig, d. 12. Dec. 1877.

Heute habe ich die freudige Nachricht erhalten, dass Modest zusammen mit seinem lieben Zögling zu mir kommen wird. Konradi (der Vater des Knaben) hat aber nur unter der Bedingung seine Einwilligung zu dieser Reise gegeben, dass ich mich an einem Orte niederlasse, dessen Klima seinem Sohne zuträglich ist. Er schlägt San-Remo vor, wo es jetzt eine ganze Menge guter und bequemer Hôtels und Pensionen geben soll".

An A. Tschaikowsky:

„Venedig, d. 12. Dec. 1877.

Ich beabsichtige, am Freitag nach San-Remo zu reisen, um daselbst eine nicht zu teuere und möglichst bequeme Wohnung für uns ausfindig zu machen. Unterwegs will ich einen Tag in Mailand bleiben.... Ich habe Dir noch nichts über die Tauben geschrieben. Ich füttere sie jetzt jeden Tag und habe es herausgekriegt, dass sie schaarenweis auf mir sitzen und mich so von Kopf bis Fuss bedecken".

An Frau von Meck:

„Mailand, d. 16. Dec. 1877.

Ich bin um vier Uhr in Mailand angekommen, habe einen kleinen Spaziergang durch die hübsche Stadt gemacht, und war abends im Theater, aber leider nicht in der „Scala", welche heute geschlossen war, sondern in „Dal-Verme", wo vor etwa vier Jahren das „Leben für

den Zaren" aufgeführt worden ist. Heute gab man die Oper „Ruy Blas" von Marcetti. Diese Oper ist schon seit einigen Jahren in Italien rühmlichst bekannt, so dass ich gehofft habe, Etwas Interessantes kennen zu lernen. Es erwies sich aber, dass es nur eine ganz talentlose und triviale Kopie Verdi's war, ohne jene Kraft und Wärme, welche die etwas groben Schöpfungen des Letzteren auszeichnen. Die Ausführung war schlechter als mittelmässig. Gelegentlich der Aufführung dieser Oper durchstreiften einige traurige Gedanken mein Hirn. Es tritt eine junge Königin auf, in welche Alle verliebt sind. Die Künstlerin, welche diese Rolle spielte, schien sehr gewissenhaft zu sein: sie that Alles, was sie konnte. Wie wenig war sie aber einem schönen königlichen Weibe ähnlich, welches die Eigenschaft besitzt, alle sie erblickenden Männer zu bezaubern! Und erst der Held, Ruy Blas! Gesungen hat er garnicht schlecht, aber anstatt eines schönen Jünglings und wahrhaften Helden, — sah man einen Lakaien. Nicht die geringste Illusion! Da dachte ich an meine Oper. Wo werde ich eine Tatjana finden, wie sie sich Puschkin gedacht hat, und welche ich musikalisch zu illustrieren versucht habe? Wo wird sich der Künstler finden, welcher nur annähernd das Ideal eines Onégin erreichen wird, jenes kaltherzigen Dandy, welchem der „gute Ton" durch Mark und Bein gedrungen ist? Wo giebt es einen Lensky, den achtzehnjährigen Jüngling mit den üppigen Locken mit den eckigen und originellen Manieren eines jungen Poeten à la Schiller? Wie gemein wird sich das herrliche Bildchen Puschkin's auf der Bühne machen, mit ihrer Routine, mit ihren unsinnigen Traditionen, mit ihren Veteranen und Veteraninnen, welche ohne jede Scham die Rollen sechszehnjähriger Mädchen und bartloser Jünglinge übernehmen. Die Moral davon: es ist viel angenehmer rein instrumentale Musik zu schreiben, denn man erlebt weniger Enttäuschungen. Welche Qualen habe ich bei den Aufführungen meiner Opern, namentlich des „Wakula", auszukosten gehabt! Und doch ergab sich ein gewaltiger Unterschied zwischen dem, was ich mir vorgestellt hatte, und dem, was auf der Bühne des Marientheaters geleistet wurde.... Nach „Ruy Blas" gab es ein sehr lustiges Ballett mir Verwandlungen, einem Harlekin und allerlei Ueberraschungen, dazu eine empörend gemeine Musik. Trotzdem habe ich mich dabei amüsiert, während die Opernvorstellung mich geärgert hatte. „Ruy Blas" ist aber ein schönes Opernsujet.

.....Aus Venedig habe ich ein sehr hübsches Liedchen exportiert. Ueberhaupt habe ich diesmal in Italien zwei angenehme musikalische Eindrücke empfangen. Das eine Mal war's in Florenz, ich weiss nicht, ob ich Ihnen darüber schon geschrieben habe. Eines Abends hörten wir (ich und Anatol) plötzlich Gesang auf der Strasse und sahen einen Auflauf von Menschen, unter welche auch wir uns mischten. Der Gesang rührte von einem zehn-oder elfjährigen Knaben her, welcher sich selbst auf einer Guitarre begleitete. Er sang mit einer herrlichen volltönenden Stimme, dazu mit solcher Wärme und Fertigkeit, welche selbst bei guten Künstlern nur selten vorkommen. Die sehr tragischen Worte des Liedes klangen von den kleinen Lippen des Kindes gar zu seltsam. Dieser Strassenkünstler sang wie alle Italiener sehr rytmisch.

Letztere Eigenschaft der Italiener interessiert mich sehr, denn sie steht in direktem Gegensatz zu dem Wesen unserer Volkslieder und ihrer Wiedergabe durch das Volk".

An Frau von Meck:

„San-Remo, d. 20. Dec. 1877.

Ich habe eine Wohnung in der Pension „Joli" gefunden; vier schlecht möblierte Zimmer, welche eine kleine Wohnung für sich bilden, um einen relativ mässigen Preis.

.....Die Lage San-Remo's ist in der That zauberhaft. Das Städtchen liegt auf einem Felsen und ist sehr eng gebaut. Die untere Stadt besteht fast ausschliesslich aus Hôtels, welche alle überfüllt sind. San-Remo ist jetzt modern, wahrscheinlich seit der Zeit, da unsere Kaiserin sich hier aufgehalten hat. — Heute hatten wir, ohne Uebertreibung, ganz sommerliches Wetter. Im blossen Rock konnte man die sengenden Strahlen der Sonne kaum ertragen. Ueberall sieht man Olivenbäume, Palmen, Orangen, Citronen, Heliotrop, Jasmin,—kurz es ist prachtvoll schön. Und doch.... soll ich's Ihnen wirklich sagen? Als ich am Quai spazieren ging, übermannte mich der Wunsch schnell, nach Hause zu gehen und meine sehnsüchtigen Gefühle dem Briefpapier anzuvertrauen: Warum? warum konnte mich eine einfache russische Landschaft, ein Spaziergang durch heimatliche Dörfer und Wälder, über Felder und Steppen, in eine Stimmung versetzen, in der ich mich — über und über von Liebe zur Natur und von den Gefühlen erfüllt, welche in mir der Anblick des Waldes, der Steppe, des

Baches, des Dorfes in der Ferne, des bescheidenen Kirchleins hervorrief,—zur Erde warf und mich ganz der Verzückung hingab? Warum? Ich konstatiere nur diese Thatsache, ohne nach Erklärungen zu suchen.

Ich freue mich sehr, dass ich meinen Spaziergang fortgesetzt habe, denn—hätte ich meiner inneren Stimme Gehör geschenkt, so würden Sie jetzt eine neue Jeremiade zu lesen bekommen. Ich weiss bestimmt, dass ich Morgen schon mich ganz anders fühlen werde, namentlich beim Beginn des Finales meiner Symphonie, heute jedoch?... Ich bin garnicht einmal im Stande Ihnen zu beschreiben, was ich eigentlich fühle und was ich wünsche. Nach Russland—nein, es bangt mir davor, denn ich weiss, dass ich als ganz anderer Mensch dahin kommen und mich da wie ein Verrückter geberden werde. Und hier?... Es giebt wohl kaum ein herrlicheres Stückchen Erde, als San-Remo, und doch schwöre ich Ihnen, dass weder die Palmen, noch die Orangenbäume, weder das schöne blaue Meer, noch die Berge, überhaupt Nichts von all' den Schönheiten den erwarteten Eindruck auf mich auszuüben vermag. Trost, Ruhe, Glückgefühl schöpfe ich nur aus mir selbst. Das Gelingen der Symphonie, das Bewusstsein, dass ich ein schönes Stück schreibe, wird mich schon Morgen mit dem voraufgegangenen und noch bevorstehenden Ungemach aussöhnen. Die Ankunft des Bruders wird mir auch viel Freude bereiten,—gegenüber der Natur jedoch d. h. einer solchen üppigen Natur, wie hier, verhalte ich mich sehr merkwürdig. Sie blendet mich, sie macht mich nervös, sie ärgert mich. In solchen Momenten scheint es mir, dass ich den Verstand verliere. Doch genug davon... Wahrlich, ich bin wie jenes alte Weib, von dessen Schicksal uns Puschkin in seinem Märchen vom Fischer und dem Fischlein erzählt. Je mehr Ursache ich habe glücklich zu sein, um so unzufriedener werde ich. Seit meiner Abreise aus Russland habe ich von einigen mir teuren Wesen so viele Liebes-und Freundschaftsbeweise erhalten, dass Hunderte von Menschen davon glücklich sein könnten. Ich sehe ein, dass ich mich glücklich fühlen müsste, dass im Vergleich mit Millionen anderer Menschen, welche in der That unglücklich sind, ich mein Schicksal als ein wohlwollendes ansehen müsste, und doch -es giebt und giebt kein Glück für mich. Es giebt nur Momente von Glück. Es giebt auch eine gewisse Voreingenommenheit (préoccupation) für die Arbeit, welche mich oft so sehr erfüllt,

dass ich mich selbst verliere und Alles vergesse, was nicht in direkter Beziehung zu meiner Arbeit steht. Glück aber giebt es nicht! So—nun ist's doch eine Jeremiade geworden: ich konnte nicht umhin. Ja, es ist lächerlich, es ist sogar etwas undelikat. Da Sie aber einmal mein bester Freund sind, teure Nadeshda Filaretowna, so sollen Sie auch Alles, Alles wissen, was in meiner merkwürdigen und kranken Seele vorgeht! Nehmen Sie mir das nicht übel. Morgen werde ich es bedauern, Heute jedoch ist es mir eine Erleichterung gewesen, Ihnen etwas vorzujammern. Bitte beachten Sie das garnicht. Wissen Sie, wie es mir an solchen Tagen, wie Heute, manchmal geht? Es scheint mir plötzlich, dass mich im Grunde Niemand lieb hat und auch nicht lieb haben kann, denn ich bin ein elender und verachteter Mensch. Und ich habe nicht die Kraft, solche Gedanken von mir zu weisen. Nun beginne ich schon wieder zu lamentieren....

Ich hatte ganz vergessen Ihnen zu sagen, dass ich einen Tag in Genua verbracht habe. Genua ist in seiner Art ein herrlicher Ort. Kennen Sie die S. Maria in Carignano, von dessen Thurm man eine wundervolle Fernsicht über ganz Genua geniesst? Ausserordentlich malerisch!"

An Frau von Meck:

„San-Remo, d. 21. Dec. 1877.

Heute früh war ich auf der Post und erhielt einen Brief, welcher mich ganz stutzig gemacht hat. Er hat mich vollkommen verwirrt. Ich muss Ihnen sagen, dass bald nach meiner Abreise der Gedanke in Russland auftauchte, mich als musikalischen Delegirten auf die Pariser Ausstellung zu entsenden. Ich hatte grosse Furcht und Antipatie gegen diesen Plan (Sie kennen mich jetzt wohl schon gut genug, um zu begreifen, wie unangenehm für mich die mir zugedachte Rolle erscheinen musste), weil aber die Zukunft in Dunkel gehüllt war und ich auch keinen genügenden Grund hatte, den Antrag abzuschlagen, so erklärte ich mich bereit den Delegiertenposten anzunehmen. Bald darauf erhielt ich von dem Finanzministerium (welches die russische Sektion der Ausstellung zu arrangieren hatte) eine officielle Anfrage, ob ich bereit wäre, vom Beginn des nächsten Jahres bis zum Schluss der Ausstellung, in Diensten des Chefs der russischen Sektion als Delegat in Paris zu verweilen. Von dem aber, welche Geldmittel

mir zur Verfügung stehen sollten war kein Wort gesagt. Um meinen Entschluss etwas aufzuschieben, antwortete ich, dass ich keine positive Antwort zu geben im Stande sei, solange man mir kein bestimmtes Honorar festsetzen könne. Darauf habe ich lange Zeit nichts mehr von der Sache gehört und mich so an den Gedanken gewöhnt, die Regierung werde dem Delegirten kein Honorar bewilligen, dass ich Paris ganz vergessen habe. Plötzlich kommt Heute die Mitteilung, dass der Finanzminister mich als Delegirten bestätigt und mir ein Gehalt von 1000 Franks pro Monat bewilligt habe. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie niederschmetternd dieser Brief für mich ist. Unter Anderem wird in demselben erwähnt, dass die Anwesenheit des Delegirten bei den Sitzungen des musikalischen Komitées, welche zwischen 10.— 18. Januar stattfinden sollen, dringend notwendig sei. Das bedeutet also eine sofortige Abreise! Nun bin ich aber noch unzweifelhaft krank, und zwar nicht so wohl körperlich, als seelisch. Nach Paris reisen, eine ganze Menge Bekanntschaften machen, an Sitzungen teilnehmen, in Diensten eines Chefs stehen, um die russische Musik besorgt sein—und das zu einer Zeit, da wegen des schlechten Kurses sich wohl kaum Jemand von den russischen Künstlern entschliessen dürfte, auf eigene Gefahr hin nach Paris zu reisen—sich plagen und eine Korrespondenz mit fast allen russischen Musikern anknüpfen—das Alles ist nichts weniger als lustig.

Ausserdem erwarte ich meinen Bruder mit seinem Zögling, welche schon unterwegs sein müssen. Was soll ich mit ihnen anfangen? Ist es anderseits nicht meine Pflicht, um der Förderung des Ruhmes der russischen Musik willen Alles im Stich zu lassen, die eignen Angelegenheiten zu vergessen und dahin zu eilen, wo ich für die Kunst meines Vaterlandes nützlich sein kann?

Wie soll ich aus diesem Dilemma herauskommen? Ich weiss nicht einmal, wo mein Bruder sich augenblicklich befindet, habe also nicht die Möglichkeit, seine Abreise zu verhindern, sofern er noch nicht abgereist sein sollte...

Soeben habe ich nach Petersburg telegraphiert, um zu erfahren, wo mein Bruder ist. Ich habe nicht einmal Zeit, mich mit meinen Freunden schriftlich zu beraten. Wer weiss, vielleicht ist es für mich nützlich, aus meiner Einsiedlerschaft herauszukommen und gegen den Willen in die Flut des Pariser Lebens zu tauchen? Wenn Sie nur wüssten, was mich das kostet! Selbstverständlich habe

Heute nichts thun können. Oh Gott, wann werde ich endlich Ruhe finden?!"

An Anatol Tschaikowsky:

„San-Remo, d. 23. Dec. 1877.

.....Vorgestern schrieb ich Dir, dass ich nach Paris reise. Darauf verbrachte ich eine schreckliche Nacht, und bin auch Heute noch ganz krank: Alles ekelt mich an, Alles ärgert mich, kurz—der Gedanke an diese Reise, an meine Vorgesetzten, an die Sitzungen, an die obligaten Diners, Soiréen, an die Unmöglichkeit, Zeit zum Komponieren zu finden –macht mich ganz verrückt. Nein, lieber Toly, ärgere Dich nicht über meinen Kleinmut. Ich schwöre, dass ich viel lieber in irgend einem Nest hungern und in völliger Abgeschiedenheit vegetieren möchte, als mich für volle acht Monate an dieses Babylon fesseln zu lassen. Wo bleibt all' meine Schwärmerei für das stille Landleben? Wo bleibt die Ruhe, welche mich wiederherstellen soll? Und was soll ich mit Modest und Kolja anfangen?

Weisst Du, vorgestern suchte ich mir vorzustellen, was Du sagen würdest, wenn Du hier bei mir wärest. Ich glaube, Du würdest mir raten hin zu reisen.

Wenn Du aber Heute mein trauriges Gesicht sehen würdest, und wie ich wie ein Besessener in meiner Stube hin und her rannte, dann würdest Du gewiss sagen: bleib! Ich weiss, dass nun—da ich beschlossen habe, den Delegirtenposten abzulehnen—mich der Gedanke quälen wird, dass Du, Frau Meck und Andere mit mir unzufrieden sein werden. Und doch ist das besser, als der Zustand, in welchen mich der Brief aus dem Ministerium versetzt hatte. Seit Du mich verlassen hast, ist meine körperliche Gesundheit leidlich, nur mit den Nerven geht es schlechter. Ich habe Dir bis jetzt eine Sache verheimlicht, nämlich: seit dem Tage Deiner Abreise und bis Heute trinke ich jeden Abend einige Cognac's; den Tag über trinke ich auch recht viel. Ich kann es nicht entbehren.

Ich kann nur dann ruhig sein, wenn ich ein wenig berauscht bin. Ich habe mich so an dieses heimliche Trinken gewöhnt, dass schon allein der Anblick des Fläschchens, welches stets bei mir halte, mir Freude macht. Briefe schreiben kann ich auch nur, nachdem ich „einen zu mir genommen" habe. Das ist ein Beweis dafür, dass ich noch krank bin.

In Paris müsste ich, um allen Anstrengungen gewachsen zu sein, von früh bis spät ununterbrochen trinken. Meine ganze Hoffnung ist Modest. Ein stilles Leben in angenehmer Gesellschaft und die Arbeit—das thut mir jetzt Not. Mit einem Wort, nimm mir's um Gottes Willen nicht übel, dass ich nicht nach Paris reisen kann".

An N. Rubinstein:

„San-Remo, d. 23. Dec. 1877.

Lieber Freund, ich kann nicht nach Paris reisen. Das ist nicht Kleinmut, und auch nicht Faulheit, denn ich kann wirklich nicht. Die letzten drei Tage, seit dem Empfang der Nachricht über meine Bestätigung, bin ich vollständig krank. Ich bin fast wahnsinnig. Lieber den Tod, als das! Ich wollte mich überwinden, doch ist Nichts daraus geworden. Ich weiss jetzt aus Erfahrung, was das heisst sich Gewalt anzuthun, gegen seine Natur zu gehen. Ich kann jetzt keine Menschen sehen, vollständige Isoliertheit von jeglichem Lärm und jeglicher Aufregung ist mir dringend notwendig. Kurz, wenn Du willst, dass ich ganz gesund zu Dir zurückkehre, so verlange nicht, dass ich nach Paris gehe. Daraus dürfte nichts Gutes erwachsen, weder für die russische Musik, noch für mich persönlich. Wenn Du wüsstest, wie es in meinem Innern aussieht, so würdest Du mir selbst davon abraten. Sei mir nicht böse".

An Frau von Meck:

„San-Remo, d. 24. Dec. 1877.

.....So eben habe ich auf der Post Ihren Brief erhalten und möchte ihn ausführlich beantworten. Alle jungen Petersburger Komponisten sind sehr talentvoll, sind aber von der schrecklichsten Selbstüberhebung, so wie von der echt dilettantischen Ueberzeugung angesteckt, dass sie hoch über allen andern Musikern der Welt stehen. Eine Ausnahme ist (in der letzten Zeit) Rimsky-Korsakoff. Er ist zwar auch ein Autodidakt wie die Andern, es hat sich aber in ihm vor einiger Zeit ein Umschwung vollzogen. Dieser Mann ist von Natur sehr ernst, sehr ehrlich und gewissenhaft. Als sehr junger Mann war er in eine Gesellschaft geraten, welche ihn erstens versichert hatte, dass er ein Genie sei, und zweitens ihn überzeugt hatte, dass er nicht zu studieren brauche, dass die Schule jede In-

spiration tödte und die schöpferische Kraft ausdörre u. s. w. Zuerst hatte er es auch geglaubt. Seine ersten Kompositionen zeugen von einem sehr hervorragenden, aber jeder theoretischen Ausbildung ermangelnden Talent. In dem Kreis, in dem er sich bewegte, war ein Jeder in sich selbst und in die Andern verliebt. Ein Jeder von ihnen suchte das eine oder das andere Werk, welches diesem Kreis entstammte und von ihm als etwas hervorragendes anerkannt wurde, nachzuahmen. Infolgedessen ist der ganze Kreis in Einseitigkeit, Unpersönlichkeit und Manieriertheit verfallen. Korsakoff ist der einzige von ihnen, der vor etwa fünf Jahren zur Einsicht gelangte, dass die in dem Kreis gepredigten Ideen ganz und garnicht begründet wären, dass die Verachtung der Schule und der klassischen Musik, die Verneinung der Autoritäten und Meisterwerke nichts Anderes wäre, als Unwissenheit. Ich bin noch im Besitze eines Briefes aus jener Epoche, welcher mich sehr gerührt und erschüttert hatte. Rimsky-Korsakoff war in Verzweiflung, als er gewahr wurde, dass so viele Jahre ohne Nutzen verstrichen waren, und dass er sich auf einem Wege befand, der nirgends hinführte. Er fragte sich damals, was er nun thun sollte? Selbstverständlich musste er lernen. Und er begann mit einem solchen Eifer zu lernen, dass die Schultechnik für ihn sehr bald etwas Unentbehrliches wurde. In einem Sommer hatte er eine Unzahl von Kontrapunkten und 64 Fugen angefertigt, von denen ich 10 zur Durchsicht erhielt. Die Fugen waren makellos, aber ich bemerkte schon damals, dass die Reaktion eine zu scharfe war. Aus der Verachtung der Schule war R.-K. plötzlich in den Kultus der musikalischen Technik gesprungen.

Bald darauf erschien seine Symphonie und auch das Quartett. Beide Werke sind voll von Kunststücken und tragen — wie Sie sehr richtig bemerken, — den Stempel des trocknen Pedantismus. Offenbar befindet er sich augenblicklich in einer Krisis, und es ist schwer vorauszusagen, wie diese Krisis enden wird. Entweder wird er sich zu einem grossen Meister durcharbeiten, oder in kontrapunktischen Spitzfindigkeiten untergehen.

C. Cui ist ein talentvoller Dilettant. Seine Musik ist nicht eigenartig, aber hübsch und elegant; sie ist kokett, aber— so zu sagen—angeleckt; zuerst gefällt sie, man wird aber sehr bald ihrer überdrüssig. Das kommt davon, das Cui seiner Specialität nach nicht Musiker, sondern Professor

der Fortifikation ist, welcher ein grosse Masse Vorlesungen in den verschiedensten Militärschulen Petersburg's zu halten hat. Er hat mir selbst einmal gebeichtet, dass er nicht anders komponieren könne, als am Klavier sitzend, Melodieen und Akkorde suchend. Wenn er dann eine hübsche Idee ausfindig gemacht, so verziert und verarbeitet er sie bis ins kleinste Detail, was immer sehr lange dauert, so dass er zum Beispiel, an seiner Oper „Ratcliff" volle 10 Jahre gearbeitet hat. Doch ist ihm, wie gesagt, ein gewisses Talent nicht abzusprechen, wenigstens hat er Geschmack und Instinkt.

Borodin,—der fünfzigjährige Professor der Chemie in der medicinischen Akademie — besitzt auch Talent, sogar ein recht grosses, welches aber infolge mangelnden Wissens umgekommen ist. Das blinde Schicksal hat ihn statt zur lebendigen musikalischen Thätigkeit — zum Katheder der Chemie geführt. Er hat nicht so viel Geschmack wie Cui, und seine Technik ist so schwach, dass er nicht einen einzigen Takt ohne fremde Hilfe schreiben kann.

Von Mussorgsky behaupten Sie mit Recht, er sei „abgethan". Dem Talent nach ist er vielleicht der bedeutendste von Allen, nur ist das eine Natur, in der es kein Verlangen nach Selbstvervollkommnung giebt, eine Natur, welche zu sehr von den absurden Theorieen ihrer Umgebung— und vom Glauben an die eigne Genialität durchdrungen ist. Ausserdem ist das eine ziemlich niedrige Natur, welche das Grobe, Ungeschliffene, Hässliche liebt. Das ist das gerade Gegenteil des wohlanständigen und eleganten Cui. Mussorgsky kokettiert mit seiner Ungebildetheit; er scheint stolz zu sein auf seine Unwissenheit und schreibt, wie es gerade kommt, indem er blind an die Unfehlbarkeit seines Genies glaubt. Und in der That blitzt oft ein recht eigenartiges Talent in ihm auf.

Balakireff ist die bedeutendste Persönlichkeit des Cirkels. Er ist aber verstummt, ohne viel gethan zu haben. Dieser besitzt ein ausserordentliches Talent, welches aber durch verschiedene fatale Umstände erstickt worden ist. Nachdem er seinen Unglauben sehr zur Schau getragen hatte, ist er plötzlich ganz „devot" geworden. Er sitzt stets in Kirchen, fastet, betet allerlei Reliquien an — und thut sonst garnichts. Trotz seiner ausserordentlichen Begabung, hat er viel Böses gestiftet; er war es, zum Beispiel, der die jungen Jahre Korsakoff's umgebracht, indem er ihm eingeredet hat, dass er nicht zu lernen brauche.

Ueberhaupt ist er der eigentliche Erfinder der Lehren dieses merkwürdigen Cirkels, in welchem so viele unentwickelte, oder falsch entwickelte, oder vorzeitig zu Grunde gegangene Kräfte vereinigt sind.

Das ist meine aufrichtige Meinung über diese Herren. Welch traurige Erscheinung! So viele Talente, von denen — mit Ausnahme von Rimsky-Korsakoff — schwerlich etwas Ernstes zu erwarten sein dürfte! Und so ist Alles in Russland: enorme Kräfte, denen aber ein Plevna verhängnissvollerweise im Wege steht. Die Kräfte sind aber trotzdem da. So ein Mussorgsky spricht bei all' seiner Scheusslichkeit dennoch eine neue Sprache. Sie ist nicht schön, aber frisch. Man ist wohl zu erwarten berechtigt, dass einst in Russland eine ganze Reihe starker Männer erstehen wird, welche der Kunst neue Wege weisen werden. Unsere Scheusslichkeit ist dennoch besser, als die kläglichen und ernst sein wollenden Schöpfungen eines Brahms. Die Deutschen sind hoffnungslos versiegt. Bei uns ist noch immer die Hoffnung da, dass Plevna fallen und unsere Macht sich voll entfalten wird. Bis jetzt ist aber noch sehr wenig gethan worden. Bei den Franzosen ist der Fortschrittsdrang sehr gross. Allerdings kommt da Berlioz erst jetzt zu seinem Recht, d. h. 10 Jahre nach seinem Tode. Es sind aber viele neue Talente und Bekämpfer der Routine da. Der Kampf gegen die Routine ist gerade in Frankreich sehr schwer. In der Kunst sind die Franzosen fürchterlich konservativ. Sie waren die letzten, welche Beethoven anerkannten. Noch in den vierziger Jahren galt er dort, als ein *Verrückter*, als ein *Sonderling*. Der erste französische Kritiker Fétis bedauerte, dass Beethoven „Verstösse" gegen die Regeln der Harmonie gemacht hatte und *verbesserte* diese Fehler noch vor 25 Jahren.

Von den modernen Franzosen sind Bizet und Délibes meine Lieblinge. Die Ouverture „Patrie", von der Sie mir schreiben, kenne ich nicht, aber mit Bizet's Oper „Carmen" bin ich sehr vertraut. Diese Musik will nicht tief sein und ist in ihrer Einfachheit und Ungekünsteltheit so lebendig, so schön, so innig, dass ich sie von Anfang bis zu Ende auswendig gelernt habe. Ueber Délibes habe ich Ihnen schon früher geschrieben. In ihren fortschrittlichen Bestrebungen sind die Franzosen nicht so waghalsig, wie unsere Neuerer: sie überschreiten nicht die Grenze des Möglichen, wie Borodin und Mussorgsky".

An A. Tschaikowsky:

„Mailand, d. 28. Dec. 1877.

Gestern um 7 Uhr abends habe ich endlich Modest in meine Arme geschlossen. Welche Freude das für mich war, lässt sich garnicht beschreiben! Wir verbrachten einen köstlichen Abend: plauderten ohne Ende. Er hat mir sehr viel Interessantes erzählt. Heute sind wir alle vier in der Kathedrale gewesen; es war sehr lustig, trotz des niederträchtigsten Schneewetters. Dann frühstückten wir. Dann arbeitete ich. Ich hatte die Symphonie mitgenommen, sie ist schon ganz fertig, ich muss nur noch alle Bezeichnungen eintragen. Morgen will ich sie nach Moskau senden. Für Heute Abend hatten wir Billets in die „Scala", wo Gounod's Oper „Saint-Mars" zum ersten Mal gegeben werden sollte. (Für mittelmässige Plätze hatten wir à 20 Frcs bezahlen müssen). Als wir aber Nachmittags zum Theater kamen, war dasselbe wegen des Heute erfolgten Ablebens des Königs geschlossen. Das Geld wurde uns nicht zurückgezahlt, morgen sollen wir es aber erhalten. Nach Hause zurückgekehrt, nahm ein jeder von uns ein Bad, und augenblicklich stehen wir im Begriff Thee zu trinken. Morgen um 2 reisen wir ab und wollen in Genua übernachten".

V.

An Frau von Meck:

„San-Remo, d. 1. Jan. 1878.

Nach San-Remo zurückgekehrt fand ich eine ganze Masse Briefe und Ihr Telegramm. Dieses Mal erhielt ich wirklich von Ihnen die erste Nachricht über den Sieg Radetzky's [1]). Haben Sie Dank für diese frohe Botschaft und für all' Ihre Wünsche. Was immer auch geschehen mag, schlimmer als das vorige kann das bevorstehende Jahr nicht werden; wenigstens lässt die Gegenwart nichts besseres zu wünschen übrig, abgesehen von meinem unglück-

1) Der Sieger vom Schipka-Pass.

lichen Charakter, welcher geneigt ist, das Schlimme zu übertreiben und sich zu wenig über das Gute zu freuen. Unter den Briefen war auch einer von Anatol, der mir Vieles über meine Frau schreibt und über diese ganze traurige Geschichte. Sobald ich an alle Einzelheiten meiner nicht all' zu fernen Vergangenheit denke, fühle ich mich sofort unglücklich.

Auch von dem Vorsitzenden der russischen Sektion der Pariser Weltausstellung habe ich einen Brief erhalten, welcher mir das Bedauern über meine Absage ausdrückt. Mein Gewissen ist immer noch nicht ganz ruhig: ist es nicht egoistisch und thöricht von mir gewesen, das Amt eines Delegirten abzulehnen? Ich schreibe Ihnen das, weil ich mich daran gewöhnt habe, Ihnen *Alles* zu schreiben. Im Grunde bin ich ganz glücklich. Die letzten Tage: Mailand, Genua und die Reise hierher—brachten mir eine Menge freudiger Gefühle. Ich habe Kinder sehr gern, und Kolja freut mich unendlich. Es war mir ausserordentlich angenehm zu bemerken, dass er unter der Leitung meines Bruders in wenigen Monaten sehr grosse Fortschritte gemacht hat. Er hat sich sehr gut entwickelt; seine Fähigkeiten — besonders das Gedächtniss—sind erstaunlich".

An N. G. Rubinstein:

„San-Remo, d. 1. Jan. 1878.

...Aus dem Telegramm Albrecht's, welches ich nach meiner Mailänder Reise hier vorgefunden habe, ersehe ich, dass Du mir wegen der Ablehnung des Delegirtenamtes böse bist. Lieber Freund, Du kennst mich ja gut; bin ich denn wirklich im Stande, der russischen Musik in Paris nützlich zu sein? Du weisst wie wenig Talent ich habe, irgend Etwas zu unternehmen, zu veranstalten. Dazu kommt noch meine Menschenscheu, welche jetzt den Charakter einer unheilbaren Krankheit angenommen hat. Was würde denn dabei herauskommen? Ich würde mich mit allerlei französischem und russischem Gesindel abquälen und doch Nichts zu Stande bringen. Was mich selbst anbelangt, meinen persönlichen Nutzen, so genügt es, wenn ich Dir ohne jede Uebertreibung sage, dass ich viel lieber zu Zwangsarbeit verurteilt sein möchte, als in Paris Delegirter sein. Würde ich mich in einer andern Geistesverfassung befinden, dann gebe ich zu, dass mir der Aufenthalt in Paris nutzbringend sein könnte. Jetzt aber nicht.

Ich bin krank, ich bin wahnsinnig, ich kann jetzt unmöglich an einem Ort leben, wo ich mich bewegen, mich vordrängen und die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich zu lenken bestrebt sein muss. Ich muss Dir offen gestehen, dass ich, trotz meiner Sehnsucht nach Moskau und nach euch allen, nicht ohne Bangen daran denken kann, das nächste Jahr in Moskau zubringen zu müssen. Sei mir bitte, um Gottes Willen, nicht böse. Ich meine, dass man bis zum Sommer auch ohne Delegirten auskommen könnte, im Sommer aber würdest Du den Delegirten machen können und würdest entschieden der beste Delegirte sein. Ueberlege dir's mal! Mit Deiner Autorität und bei Deinem Organisationstalent könntest Du viel für die russische Musik im Allgemeinen, und für mich im Besondern thun.

Nun über die Symphonie. Am Donnerstag Morgen habe ich sie aus Mailand an Deine Adresse abgeschickt, folglich wird sie in etwa drei Tagen in Deinen Händen sein. Ich bitte Dich eindringlichst, kein Urteil über sie zu fällen, ehe sie nicht gespielt worden ist. Es ist sehr leicht möglich, dass sie Dir beim ersten Anblick nicht gefallen wird, darum beeile Dich nur ja nicht mit der Beurteilung, sondern schreibe mir Deine aufrichtige Meinung erst nach der Aufführung. Ich hoffe, dass Du es möglich machen wirst, sie in einem der letzten Konzerte zum Vortrag zu bringen. Es scheint mir, dass das meine beste Arbeit ist. Von meinen zwei letzten Erzeugnissen, d. h. der Oper und der Symphonie, gebe ich der Letzteren entschieden den Vorzug. In Mailand wollte ich die Tempi nach dem Metronom angeben, habe es aber nicht gethan, weil der Metronom ganze 30 Frcs. kosten sollte. Du bist der einzige Kapellmeister in der ganzen Welt, auf den ich mich verlassen kann. Im ersten Satz sind einige schwierige und allmäliche Tempoveränderungen, auf welche ich Deine besondere Aufmerksamkeit lenken möchte. Der dritte Satz wird pizzicato gespielt; je schneller das Tempo, desto besser, nur habe ich keine rechte Vorstellung, welche Schnelligkeit beim Pizzicato erzielt werden kann".

An P. I. Jurgenson:

„San-Remo, d. 1. Jan. 1878.

....Peter Iwanowitsch, die Symphonie habe ich beendet und nach Moskau abgeschickt. Ich hoffe, dass Du sie in Verlag nehmen wirst. Ich brauche kein Honorar, bitte Dich

aber sehr, das Arrangement des Klavierauzugs keinem andern als Wotan [1]) zu übertragen, oder auch Tanejew, wenn dieser es nicht abschlagen sollte, was sehr wahrscheinlich ist. Ich zweifle nämlich sehr daran, ob der faule Serge die Arbeit übernehmen wird; wenn er sie aber übernehmen wird, dann kann ich ruhig sein. Freue mich sehr, dass Rubinstein mein Konzert spielen will".

An S. I. Tanejew:

„San-Remo, d. 2. Jan. 1878.

Haben Sie Dank, Serge, für Ihren lieben Brief und für das gestrige Telegramm, welches mich sehr erfreut hat,— das ist keine Phrase. Ich bin sehr misstrauisch geworden und zweifle sehr oft an der Freundschaft der Menschen, so dass jeder Beweis des Gegenteils mich zu erfreuen geeignet ist. Also vielen Dank. Mit welchem Neid dachte ich gestern an Ihren lieben Bekanntenkreis und wie gern würde ich bei Ihnen weilen! Daran ist aber leider garnicht zu denken. Vor dem nächsten Herbst werde ich Sie wohl kaum wiedersehen und Ihr Spiel hören und Ihre Partituren kennen lernen. Ich bin sehr neugierig zu erfahren, was Sie alles geschaffen haben. Die Meinungsäusserungen Rubinstein's sind für mich nicht ganz maassgebend. Er hat seine Ansichten über verschiedene Werke schon oft gewechselt. Und Sie sind in Bezug auf sich selbst stets ein schrecklicher Pessimist. Hätten Sie nicht Lust sich in einige Ausgaben zu stürzen und mir die Partitur per Post zu senden.

Es ist sehr leicht möglich, dass Sie recht haben, wenn Sie behaupten, meine Oper sei nicht bühnenmässig. Ich will Ihnen aber sagen, dass ich auf die Bühnenmässigkeit spucke. Die Thatsache, dass ich keine Bühnenader besitze ist schon längst festgestellt und ich kümmere mich jetzt wenig darum. Ist's wirklich nicht bühnenmässig, dann braucht ihr's nicht aufzuführen!! Ich habe diese Oper geschrieben, weil ich eines schönen Tages Lust bekam, alles das in Musik zu setzen, was sich im Onégin der Musik geradezu aufdrängt. Und ich habe es gethan, so gut ich's konnte. Ich habe mit unbeschreiblichem Genuss und grosser Begeisterung gearbeitet und war wenig um die sogenannte Handlung, um Effekte u. s. w. besorgt. Ich spucke auf die Effekte! Was sind eigentlich Effekte?

1) Scherzname für Klindworth.

Wenn sie zum Beispiel in einer „Aïda“ zu finden sind, so kann ich Sie versichern, dass ich um keine Reichtümer der Welt eine Oper mit einem ähnlichen Sujet schreiben würde, denn ich brauche lebendige Menschen und keine Puppen. Ich werde stets gern eine Oper schreiben, welche jeglicher Effekte bar ist, aber in welcher mir ähnliche Wesen vorkommen, mit denselben Gefühlen und Gedanken, die auch ich habe und verstehe. Die Gefühle einer ägyptischen Prinzessin, eines Pharao, oder eines verrückten Nubiers kenne ich nicht, verstehe ich nicht. Irgend ein Instinkt sagt mir, dass diese Menschen ganz anders fühlen, handeln, reden und ihre Gefühle ausdrücken müssen als wir. Darum würde meine Musik, welche—ungeachtet meines Wollens—vom Schumannismus, Wagnerismus, Chopinismus, Glinkismus, Berliozismus und verschiedenen anderen der neuesten „Ismen“ durchdrungen ist, mit den handelnden Personen einer „Aïda“ ebenso schlecht harmonieren, wie die schönen und galanten Reden der Helden Racine's, welche sich gegenseitig mit „Sie“ anreden, sich mit der Vorstellung von dem echten Orestes und der echten Andromache decken. Eine solche Musik würde eine *Lüge* sein, und jede Lüge verabscheue ich. Uebrigens ernte ich die Früchte meiner gar zu geringen Belesenheit: wenn ich in den Literaturen der verchiedenen Völker besser bewandert wäre, so würde ich gewiss etwas finden können, was meinem Geschmack entspräche und zugleich bühnengerecht wäre. Zu meinem Bedauern bin ich nicht im Stande selbst etwas zu finden, kenne auch Niemanden, der mich auf ein ähnliches Sujet aufmerksam machen könnte, wie zum Beispiel Bizet's „Carmen“ eines ist, eine der köstlichsten Opern unserer Zeit. Sie werden mich fragen, was ich denn eigentlich will? Gut, ich will's Ihnen sagen. Ich will vor allen Dingen keine Könige, keine Volkstumulte, keine Götter, keine Märsche, kurz nichts von alledem, was zu den Attributen der „grande opéra“ gehört. Ich suche ein intimes, aber erschütterndes Drama, welches auf dem Konflikt solcher Situationen basiert, die ich selbst durchgemacht oder gesehen habe, und welche mein Herz zu rühren im Stande sind. Auch gegen das phantastische Element hätte ich nichts einzuwenden, denn es beengt nicht und bietet grenzenlose Freiheit. Ich glaube, ich drücke mich nicht klar genug aus. Mit einem Wort, Aïda steht mir so fern, ihre Liebe zu Radames, welchen ich mir ebenso wenig vorstellen kann, lässt mich so vollständig kalt, dass ich

keine vom Gefühl erwärmte Musik dazu schreiben könnte. Neulich sah ich mir in Genua die „Afrikanerin“ an. Oh diese unglückliche Afrikanerin! Was hatte sie nicht alles durchzumachen: Sklaverei, Gefängniss, Tod unter einem giftigen Baum, und musste sterbend noch den Triumph ihrer Rivalin über sich ergehen lassen—und doch that sie mir nicht im geringsten leid! Und was für Effekte gab es da: ein Schiff, ein Kampf und dergl. Was helfen nun die Effekte?...

In Betreff Ihrer Bemerkung, dass Tatjana sich nicht plötzlich in Onégin verliebt, mache ich Sie darauf aufmerksam, dass Sie sich irren: sie verliebt sich wohl plötzlich. Sie lernt ihn doch nicht erst kennen und dann lieben. Die Liebe kommt plötzlich über sie. Noch vor dem Erscheinen Onégin's ist sie in den Helden ihres unbestimmten Romans verliebt. Kaum erblickte sie Onégin, als sie ihn auch schon mit allen Eigenschaften ihres Ideals ausrüstete, und die Liebe, welche sie bisher dem Objekt ihrer feurigen Phantasie zuwandte, nun auf einen lebendigen Menschen übertrug.

Die Oper „Onégin“ wird niemals Erfolg haben, das weiss ich im voraus. Ich werde niemals solche Künstler finden, welche auch nur einigermaassen meinen Anforderungen gerecht werden können. Die Routine, welche auf unsern Bühnen herrscht, die vernunftwidrigen Aufführungen, das System, Invaliden zu beschäftigen und den jungen Kräften den Weg zu versperren, — alles das macht meine Oper auf der Bühne unmöglich. Viel lieber würde ich diese Oper der Konservatoriumsbühne anvertrauen. Hier giebt es wenigstens nicht jene gemeine Routine der Hoftheater und auch nicht jene widerlichen Invaliden. Dazu kommt, dass das Konservatorium seine Vorstellungen im privaten Kreis, en petit comité, veranstaltet. Das passt mehr für mein bescheidenes Werk, welches ich nicht einmal Oper nennen will, wenn es veröffentlicht werden sollte. Lyrische Scenen möchte ich es nennen, oder ähnlich. Ja, diese Oper hat keine Zukunft! Das wusste ich wohl, als ich sie schrieb; nichtsdestoweniger habe ich sie geschrieben und werde sie in die Welt setzen, wenn Jurgenson sie wird... drucken wollen. Ich werde nicht nur keinen Versuch machen, sie im Marientheater aufführen zu lassen, sondern— im Gegenteil—ich werde dem nach Möglichkeit entgegenwirken. Ich habe sie aus unüberwindlichem innerem Drang geschrieben. Ich versichere Sie, dass man nur unter sol-

chen Umständen Opern schreiben sollte. An Effekte denken und für Bühnenmässigkeit sorgen braucht man nur bis zu einem gewissen Grade. Wenn meine Begeisterung für „Eugen Onégin“ als Operntext von Beschränktheit, Stumpfsinn, Unwissenheit und Unkenntniss der Bühne zeugt, so thut mir das sehr leid, aber ich kann wenigstens behaupten, dass diese Musik im *buchstäblichen Sinne sich aus mir* ergossen hat, dass ich sie nicht ausgedacht und herausgequält habe. Nun genug von „Onégin“....

Jetzt einige Worte über meine neueste Arbeit, die vierte Symphonie, welche jetzt in Moskau angekommen sein muss. Was Sie wohl darüber sagen werden? Ich schätze Ihre Meinung sehr hoch und fürchte Ihre Kritik; dafür weiss ich, dass Sie rücksichtslos ehrlich sind, und das ist der Grund, weshalb ich Ihre Meinung so hoch achte. Ich habe einen brennenden Wunsch, den ich Ihnen mitzuteilen kaum wage, denn ich fürchte, unbescheiden zu sein. Sie müssen schreiben, schreiben und spielen, spielen und schreiben, nämlich für sich selbst, und haben gewiss keine Zeit für *Arrangements*. Es giebt nur zwei Menschen in Moskau, ja in der ganzen Welt, denen ich das Arrangement meiner Symphonie für Clavier á quatre mains anvertrauen würde. Der eine ist Klindworth und der andere ein gewisser Jemand, der im Obuchowsky Peréulok [1]) wohnt. Der Letztere wäre mir sogar lieber, wenn ich nur nicht fürchtete, unbescheiden zu sein. Bitte genieren Sie sich nicht, mir meine Bitte abzuschlagen, wenn Sie aber „ja“ sagen werden, dann bin ich vor Freude bereit hoch aufzuspringen, trotzdem es mir bei meiner Korpulenz nicht sonderlich bequem werden dürfte“.

An Frau von Meck:

„San-Remo, d. 6. Jan. 1878.

Die letzten Tage vergingen so, dass einer vom andern schwer zu unterscheiden war. Um 8 wird aufgestanden, nach dem Kaffee kommt ein kleiner Spaziergang, und dann setzen wir uns alle an die Arbeit. Ich orchestriere den 3. Akt meines „Onégin“. Um 12 frühstücken wir und unternehmen gleich darauf einen grossen Spaziergang, kehren um ½ 4 zurück und arbeiten wieder. Um 6 Uhr giebt es Mittagessen, dann folgt Lesen, Briefeschreiben

1) Der Name der Strasse, wo Tanejew damals wohnte.

und noch ein kleiner Spaziergang und um 11 Uhr gehe ich zu Bett. Die Gesundheit ist gut, die Stimmung ruhig, aber in der Tiefe meiner Seele nagt ein heimlicher Kummer. Woher kommt er nur? Was habe ich besseres zu wünschen? Ich weiss es nicht. Ich schreibe es der Gegend von San-Remo zu, der ich—weiss nicht warum—feindlich gesinnt bin. Vielleicht aus dem Grunde, weil es hier in der That ausser dem Ufer des Meeres fast garkeine schönen Spaziergänge giebt, oder auch aus einem andern Grunde, nur weiss ich, dass mich, für den es keinen grösseren Genuss giebt, als durch Wälder, Felder und Steppen zu streifen, die hiesigen Spaziergänge garnicht erfreuen! Ich habe einmal in einem Reisebuch gelesen, dass es für vollblütige Menschen mit leicht erregbaren Nerven nicht ratsam sei, in dieser Gegend zu wohnen, die Farben sind zu grell, selbst in der Luft liegt etwas Erregendes. In Summa fühle ich mich wohl, und seit der Abreise Anatols sind jetzt erst stille und ruhige Tage gekommen.

Der Waffenstillstand, über den jetzt die Zeitungen berichten, macht mir grosse Sorge. Sollten wir wirklich nicht bis Adrianopel vordringen dürfen? Sollten unsere Heerführer mitten in ihrem Triumphmarsch ihr Einverständniss zu diesem Waffenstillstand gegeben haben, welcher den Türken vielleicht nur eine willkommene Gelegenheit ist, neue Kräfte zu sammeln? Mit Zagen nehme ich jeden Tag die Zeitung zur Hand und fürchte, die Nachricht von der Niederlegung der Waffen zu erblicken. Bis jetzt habe ich aber, Gott sei Dank, nichts derartiges gelesen, und die Unsern rücken immer vor".

An K. K. Albrecht:

„San-Remo, d. 8. Jan. 1878.

Heute habe ich Deinen Brief erhalten.... Wäre er 14 Tage früher gekommen, so hätte ich mir gewiss die Frage vorgelegt, ob ich nicht in der That eine Dummheit oder Unwürdigkeit begangen, indem ich das Amt eines Delegirten abgelehnt habe? Jetzt ist aber die Sache längst entschieden und ich bin nach reiflichem Ueberlegen zur Ueberzeugung gekommen, dass es nur klug von mir gewesen, nicht auf einen meiner Natur unsympatischen Vorschlag einzugehen. Du irrst Dich sehr (und auch Kaschkin), wenn Du Dir einbildest, ich hätte mich als *Feigling* erwiesen. Im ersten Augenblick dachte ich allerdings auch

so. Jetzt aber weiss ich, dass ich korrekt gehandelt habe. Lass uns die Sache systematisch untersuchen, in wie weit ich als Delegirter 1) der russischen Musik überhaupt und 2) mir selbst Nutzen bringen würde.

1) *Der russischen Musik überhaupt.* Die Delegirtengeschichte hat sich folgendermaassen abgespielt. Als ich in Petersburg krank darniederlag liess mir Dawidoff durch meinen Bruder den betreffenden Vorschlag machen. Da ich damals ins Ausland reisen musste ohne genügende Mittel zu haben und da mir die Zeit bis zur Eröffnung der Ausstellung so lang schien, dass ich zweifelte, sie überleben zu können, so hielt ich es nicht für notwendig, den Vorschlag abzulehnen. Ausserdem sah in meinem Verstand damals Alles so unklar, so neblig und unbestimmt aus, auch war ich nicht im Stande, an etwas Anderes zu denken, als eine schleunige Abreise. Erst in der Schweiz erreichte mich die Nachricht, dass auch Rubinstein mich zum Delegirten vorgeschlagen habe. Auch dann habe ich noch nichts dagegen gesagt, denn es schien mir überhaupt merkwürdig, an die Ausstellung zu denken, solange Plevna noch nicht genommen war, die Geschäfte sehr schlecht gingen, und der Frühling noch in weiter Ferne stand. In Venedig erhielt ich die offizielle Anfrage seitens des Ministeriums, ob ich mit der Ernennung einverstanden wäre. Da von einem Honorar nicht die Rede war, so wollte ich schlauer Weise zu diesem Umstand meine Zuflucht nehmen, um die Geschichte von mir abzuschütteln. Ich schrieb zurück, dass ich absolut keine Geldmittel besitze und nur in dem Falle das Amt übernehmen würde, wenn man mir ein monatliches Honorar bewilligen wollte. Ich war überzeugt, dass man mir angesichts unserer politischen und finanziellen Verwickelungen kein Geld zur Verfügung stellen würde. Ich hatte mich geirrt, man hatte mir ein Honorar bewilligt und mich beauftragt, sofort nach Paris zu reisen; gleichzeitig ist mir aber auch dringend anempfohlen worden, mich keinerlei Hoffnungen hinzugeben, dass die Regierung für irgend welche Unternehmungen Geld hergeben werde. Was hätte ich denn unter solchen Umständen thun können, um die Pariser für die russische Musik zu interessieren? Wie könnte ich denn Konzerte und Quartettabende arrangieren? Welch erniedrigend kleine Rolle hätte ich neben den andern, reichlich mit Geld versorgten Delegirten spielen müssen! Darauf rechnen, dass die Künstler auf ihre eignen Kosten nach Paris kommen

werden, konnte man durchaus nicht, denn der Kurs stand niederträchtig tief. Aber selbst wenn Geldmittel aufzutreiben gewesen wären, hätte ich nichts thun können. Sollte ich etwa dirigieren? Meine eignen Kompositionen würde ich ja durchtaktieren können, aber ich dürfte doch nicht die Programme mit meinem alleinigen Namen ausfüllen. Ich müsste vielmehr darauf bedacht sein, mich selbst nach Möglichkeit auszuschliessen und hauptsächlich Werke von Glinka, Dargomyzsky, Seroff, Rimsky-Korsakoff, Cui und Borodin zu bringen. Und dazu müsste ich mich doch vorbereiten, wenn ich nicht riskieren wollte, die russische Musik vor aller Welt zu blamieren. Dass ich sie blamiert hätte—ist sicher. So würde denn ganz Russland mir nachher Vorwürfe machen, und das mit Recht. Ich bestreite durchaus nicht, dass ein Mann mit Temperament, Geschick und organisatorischem Talent recht viel machen könnte. Du weisst jedoch, dass ich ausserhalb meiner Spezialität ein ganz untauglicher Mensch bin. So hätte ich denn *der russischen Musik überhaupt* garkeinen Nutzen bringen können, selbst wenn mir von der Regierung die nötigen Mittel zur Verfügung gestellt worden wären.

2) *Für mich selbst.* Vor allen Dingen hätte ich als Delegirter der russischen Musik nicht das Recht, mich selbst zu bevorzugen. Es wäre vielmehr meine Pflicht hauptsächlich für andere zu sorgen. Was die Bekanntschaft mit den Pariser musikalischen Grössen anbelangt, so muss ich gestehen, dass gerade das für mich das Schrecklichste wäre. Liebenswürdig sein, jedem Lumpen den Hof machen ist ganz und garnicht meine Sache. Der Stolz äussert sich bei den Menschen sehr verschieden. Bei mir äussert er sich darin, dass ich jeder Begegnung mit Menschen, die meine Vorzüge nicht kennen oder nicht zu würdigen wissen, aus dem Wege gehe. Es wäre für mich z. B. unerträglich, bescheiden vor so einem Saint-Saëns zu stehen und seinen gnädig wohlwollenden Blick zu ertragen, denn in der Tiefe meiner Seele fühle ich mich *um einen ganzen Alp über* ihm. In Paris würde meine Eigenliebe (welche, trotz der scheinbaren Bescheidenheit, dennoch sehr gross ist) jeden Augenblick fürchterlich zu leiden haben, gerade infolge der öffteren Begegnungen mit allerlei Berühmtheiten, welche mich von oben herab ansehen würden. Ihnen meine Werke aufdrängen, ihnen zu beweisen suchen, dass ich nicht ganz wertlos bin,—das verstehe ich nicht. Aber gesetzt den Fall, dass es mir durch Auf-

dringlichkeit und Speichelleckerei gelingen würde, die Aufmerksamkeit der Koryphäen auf mich zu lenken,—was würde das für Folgen haben? Auf der Weltausstellung werden so ausserordentlich viele Interessen vertreten sein, dass meine winzige Person in den Fluten dieses Ozeans untergehen würde. Wenn ich daraut ausgehen wollte, mich den Parisern vorzustellen, so würde ich gewiss nicht die Zeit einer Weltausstellung wählen, wo auch ohne meine Wenigkeit Tausende und Abertausende verschiedener Insektchen sich vorzudrängen bemühen werden. Ueberhaupt verstehe ich nicht, wie Du glauben kannst, ich könnte in Paris in einem Nu weltberühmt werden; selbst wenn ich ein Konzert geben wollte und könnte, würde es vom grossen Publikum wegen des Ausstellungstrubels gar nicht bemerkt werden. Doch lassen wir jetzt den Ruhm beiseite und reden wir von meiner Gesundheit. Körperlich befinde ich mich sehr wohl, wenigstens besser als zu erwarten war, geistig jedoch bin ich ein ganz kranker Mensch. Kürzer gesagt, ich bin ein Schritt vom Wahnsinn. Ich kann nur in absoluter *Ruhe* leben, in vollständiger Isoliertheit von jeglichem grossstädtischem Geräusch. Damit Du noch besser begreifst, wie sehr ich mich verändert habe, will ich Dir noch sagen, dass ich auf allen Ruhm und alle Erfolge im Ausland *spucke*, ja, *spucke*, *spucke*, *spucke!* Ich wünsche nur Eines und flehe darum, man möchte mich doch in Ruhe lassen. Mit Vergnügen würde ich mich auf dem entferntesten Stückchen Erde niederlassen, um dem Verkehr mit Menschen ganz aus dem Wege zu gehen. Augenblicklich schmiede ich garkeine Pläne. Nach Ruhm und Ehre jagen will ich am allerwenigsten. Ich werde komponieren wenn es mich dazu drängen wird; ich komponiere nur, weil ich nicht anders kann. Doch weiss ich nicht, ob ich noch genug Pulver habe für etwas Neues. Bis jetzt instrumentiere ich noch an den im vorigen Frühling und vorigen Sommer komponierten Werken. Wie dem auch sei, ich kann nicht ohne Arbeit leben, und wenn ich nicht mehr komponieren kann, dann werde ich mich mit andern musikalischen Arbeiten beschäftigen. Mit einem Wort, ich will keinen Finger rühren, um der Verbreitung meiner Werke behilflich zu sein, denn ich brauche sie garnicht. Wer Lust hat, mag meine Sachen spielen oder singen, hat Niemand Lust — ist's mir auch recht; wie gesagt ich *spucke*, *spucke*, *spucke* drauf!!! Ich wiederhole noch einmal: wäre ich reich, dann lebte ich

in völliger Abgeschiedenheit von der Welt und käme nur ab und zu nach Moskau, dem ich sehr zugethan bin. Von allen Menschen, die auf der Erde leben, sind mir nur einige nahe Verwandte und gute Freunde lieb und teuer, unter denen Du einen hervorragenden Platz einnimmst. Die ganze übrige Menschheit ist mir höchst gleichgiltig. Im Monat August werde ich wieder meine Professur aufnehmen (welche ich, nebenbei gesagt, mit allen meinen Kräften hasse), werde still und einsam bis zum letzten Atemzug in der weissen Zarenstadt wohnen, hin und wieder mit meinen Freunden plaudern und bis zu meinem Tode auf die ganze übrige Welt *spucken*: auf ihre Meinung, auf ihren Ruhm, auf ihre Ehre und auf alles Andere!

Dein Argument gegen mich, dass Nikolai Gregorjewitsch mir die Freundschaft kündigen wird, falls ich das Delegirtenamt ablehne, ist sehr naïv. Da hast Du ja keine sehr hohe Meinung von den Freundschaftsgefühlen Nikolai Gregorjewitsch's, wenn Du glaubst, dass sie von einer so nichtigen Ursache in alle Winde zerflattern können. Es ist auch sehr merkwürdig, dass Du von einer persönlichen Beleidigung Rubinstein's sprichst. Es ist seinerseits und seitens Dawidoff's sehr nett, sehr freundschaftlich und delikat gewesen, auf mich als Delegirten hinzuweisen. Ich bin ihnen dafür sehr dankbar und schäme mich ordentlich, ihren Erwartungen nicht gerecht geworden zu sein. Eine *Beleidigung* kann ich aber dennoch nicht finden. Viel eher würde ich es verstehen, wenn Dawidoff sich beleidigt fühlen wollte, denn ich bin mit ihm nicht so intim befreundet wie mit Rubinstein. Ich bin überzeugt, dass Du Dich irrst. Wenn ich jetzt plötzlich *sterben* sollte,— würde das auch eine Beleidigung für Rubinstein sein? Er kann mich höchstens beklagen und bedauern wenn er— gleich Dir findet, dass ich durch mein ablehnendes Verhalten sehr viel verliere, aber von *Beleidigung* ist dennoch keine Rede. Es thut mir sehr leid, lieber Karl, dass Du unzufrieden mit mir bist. Aber höre, was ich Dir sage: bittre Erfahrungen haben mich belehrt. Ich weiss, dass man nicht ungestraft seine Natur vergewaltigen kann. Mein ganzes „Ich", jeder Nerv, jede Zelle protestiert gegen den Delegirten,—und ich unterwerfe mich diesem Protest.

Karl, ich empfehle Dir dringend mein neuestes Erzeugniss, welches — wie ich hoffe — unterdess in Moskau angekommen ist. Ich meine die Symphonie. Gewinne sie lieb, denn ich kann nicht ruhig sein, wenn Du mich

nicht lobst. Du ahnst es nicht, wie hoch ich gerade Deine Meinung schätze. Sage bitte an Kaschkin für seinen Brief meinen besten Dank und zeige ihm diese meine Antwort, denn sie ist ebenso an ihn gerichtet. Ich danke Euch Beiden für Eure warmen Worte in Betreff des „Onégin". Sie sind für mich in Wahrheit 1.000.000.000.000 Mal mehr wert, als die wohlwollendsten Blicke irgend eines.... Franzosen. Ich umarme Euch Beide, ebenso auch Rubinstein. Auf den Ruhm aber *spucke*, *spucke*, *spucke* ich".

An P. I. Jurgenson:

„San-Remo, d. 12. Jan. 1878.

Lieber Freund, über die Symphonie habe ich Dir schon geschrieben, ich möchte Dir nur noch einmal meinen dringenden Wunsch ans Herz legen, dass der Klavierauszug dieses Stückes auf das tadelloseste hergestellt werden möchte. Nicht nur, dass ich auf das Honorar verzichte, ich bin sogar bereit selbst dazuzuzahlen wie viel ich kann, damit die Symphonie gut arrangiert, gut gedruckt und—was die Hauptsache ist—gut korrektiert wird. Entscheide selbst, wem Du den Klavierauszug in Arbeit geben willst: Klindworth oder Tanejew; dem Einen so wie dem Anderen muss ein hohes Honorar gezahlt werden, jedoch dem Ersteren, wahrscheinlich, ein höheres als dem Letzteren. Mit einem Wort, thue Dein Möglichstes, o Du mein lieber Verleger, damit die Ausgabe der Symphonie ein Prachtstück werde.

Ebenso dringend bitte ich Dich, meine Oper „Eugen Onégin" in Verlag zu nehmen. Diese Oper ist unter ganz besonderen Umständen entstanden. Ich will mich nicht um eine Aufführung auf einer grossen Bühne bemühen; es steht ihr überhaupt keine grosse Theaterzukunft bevor, darum will ich garkein Honorar von Dir haben, so dass die Summe, welche ich vor 2 Jahren bei Dir geliehen und in Gestalt einer Oper zurückzugeben versprochen hatte, unverändert meine Schuld bleiben wird—so lange, bis ich noch eine andere Oper geschrieben haben, oder meine Schuld durch andere Kompositionen getilgt haben werde. Ich wünsche also, dass Du den „Onégin" verlegst, und zwar je schneller—je lieber. Ein Teil des Klavierauszugs ist fertig, und Du kannst Dir eine Kopie davon im Konservatorium geben lassen. Der andere Teil wird in Monatsfrist fertig sein. Wenn Du gewillt bist, die Oper schon bald in Druck zu

geben, so lass bitte vorher den Klavierauszug von Tanejew durchsehen und bitte Letzteren in meinem Namen, den Klaviersatz—wo nötig—zu verbessern. Ich gebe ihm volle Freiheit, das Arrangement zu verändern so viel er Lust hat.

Diese Oper wird Dir einst gute Einnahmen bringen können, denn sie enthält eine ganze Menge Arien, welche unter günstigen Umständen Glück machen werden. Sei so gut, lieber Freund, und schlage mir meine Bitte nicht ab".

An N. F. von Meck:

„San-Remo, d. 14. Jan. 1878.

Zwei Nächte hintereinander herrschte hier ein fürchterlicher Nordwestwind. Er heulte, pfiff und tobte so, dass man das Gruseln bekam. In der letzten Nacht hat er donnernd mein Fenster aufgerissen; ich konnte nicht mehr einschlafen und begann, über mein Leben nachzudenken. Ich weiss nicht, wie es kam, aber plötzlich schoss mir ein sehr angenehmer Gedanke durch den Kopf. Ich dachte daran, dass ich Ihnen noch nie die Dankbarkeit, die ich Ihnen schulde, in ihrem vollen Umfange ausgesprochen habe, mein bester und teuerster Freund. Es wurde mir klar, dass alles das, was Sie für mich thun, so voll Teilnahme und Güte, so unermesslich grossmütig ist, dass ich dessen, im Grunde, garnicht würdig bin. Ich erinnerte mich an den Zeitpunkt, da ich mich am Rande eines Abgrundes befand und glaubte, dass nun alles hin wäre und mir nichts anderes übrig bliebe, als vom Erdboden zu verschwinden, und wie mir gleichzeitig eine innere Stimme von Ihnen zuraunte, Sie würden mir die Hand bieten. Die innere Stimme hat Recht behalten. Sie und meine Brüder haben mir das Leben wiedergegeben. Ich lebe nicht nur, ich kann sogar arbeiten; ohne Arbeit hat das Leben für mich keinen Sinn. Ich weiss, Sie machen sich nichts daraus, dass ich mich jeden Augenblick in Dankbarkeitsversicherungen ergehe. Habe ich Ihnen aber auch nur einmal gesagt, dass ich Ihnen Alles, Alles verdanke, dass Sie mir nicht nur die Mittel an die Hand gaben, ohne die geringsten Sorgen die schwere Krisis, welche mir beschieden gewesen ist, zu überstehen, sondern auch das Element des Lichtes und des Glückes in mein gegenwärtiges Leben hineintragen. Ich spreche jetzt von Ihrer Freundschaft, meine liebe und teure Nadeshda Filaretowna, und versichere

Sie, dass ich, seit ich in Ihnen einen so unendlich guten Freund gefunden,—nie mehr ganz unglücklich sein werde. Hoffentlich wird bald die Zeit kommen, da ich die materielle Unterstützung nicht mehr brauchen werde, welche Sie mir mit einem so bewunderungswürdigen Feingefühl und märchenhafter Freigebigkeit zukommen lassen, während ich die moralische Stütze, die ich an Ihnen gefunden, wohl niemals entbehren können werde. Bei der Unentschlossenheit meines Charakters und bei dem mir von der Natur verliehenen Talent, oft den Mut zu verlieren, ist es mir ein angenehmes Bewusstsein, einen so klugen und guten Freund zur Seite zu haben, der stets bereit ist, mir zu helfen und den rechten Weg zu weisen. Ich weiss, dass Sie mir immer ein Förderer meiner guten und verständigen Handlungen, gleichzeitig aber auch ein Richter meiner Fehler bleiben werden, aber ein Richter, der Mitleid mit mir hat und mir von Herzen Gutes wünscht. Alles das sagte ich mir in der vorigen schlaflosen Nacht und gelobte, Ihnen noch heutigen Tages darüber zu schreiben. Bitte antworten Sie mir darauf garnichts. Ich habe damit nur meine unüberwindliche Lust befriedigen wollen, mich Ihnen gegenüber auszusprechen.

Heute früh brachte man mir (welch' merkwürdiger Zufall!) einen Brief von Rubinstein [1]). Er ist von seiner Reise zurückgekehrt und hat sich beeilt, meinen Brief, in welchem ich mich bei ihm wegen der Nichtannahme des Delegirtenamtes entschuldigte, zu beantworten. Sein Brief atmet den wildesten Zorn. Das wäre noch nicht schlimm, aber in dem ganzen Ton des Briefes solch'eine Trokkenheit, solch'eine Herzlosigkeit und Starrköpfigkeit! Er schreibt, dass meine Krankheit—eitel Schwindel sei, dass ich nur *simuliere*, dass ich einfach das dolce far niente der Arbeit vorziehe, das ich mich von der Arbeit nach und nach entwöhne und dass er sehr bedauere, mir *zu viel Teilnahme* entgegengebracht zu haben, denn dadurch habe er nur meiner Faulheit gesteuert (!!!) u. s. w. u. s. w. Am Ende des Briefes drückt er die Hoffnung aus, dass ich mir die Sache noch überlegen und nach Paris eilen werde. Ein in Zorn geratener Vorgesetzter, seinem zitternden Untergebenen schreibend! Dieser Brief strotzt von Starrsinn, Unverstand und beleidigendem Hochmut, so dass er eine scharfe Antwort wohl verdient, die ich denn auch

1) Dieser Brief ist leider verloren gegangen.

sofort abgeschickt habe. Und dennoch, wenn Sie nicht wären, würde ich gewiss zu zweifeln anfangen: ob ich nicht in der That wie ein Feigling gehandelt habe? Jedoch nach dem, was Sie mir über jene Angelegenheit geschrieben hatten, fühlte ich mich in meiner Ueberzeugung, dass ich keinen Fehler begangen, stark genug. Da Sie und meine Brüder sich zustimmend verhalten haben, so kann ich ganz ruhig sein. Nichtsdestoweniger kann ich meine Verwunderung und meine Erbitterung nicht überwinden, dass Rubinstein trotz unseres langjährigen Zusammenlebens mich nicht besser kennen gelernt und so erstaunlich wenig Verständniss für mich hat. Dieser Mensch, der bei jeder sich bietenden Gelegenheit mir von seiner Freundschaft spricht, hat die merkwürdige Gabe, mir jeden Augenblick kleine Unannehmlichkeiten zu bereiten. Am abstossendsten an ihm ist aber, dass er bei jeder Gelegenheit betont, er sei mein Wohlthäter. Selbst wenn er in der That mein Wolhthäter wäre, so paralysiert er mit seinen Vorwürfen meine ganze Dankbarkeit [1]). Er leidet an einer unheilbaren Manie, sich einzubilden, dass Alle ihm sehr verpflichtet seien. Wenn Sie seinen heutigen Brief gelesen hätten, würden Sie staunen bis zu welchem Unsinn ihn die Manie, sich als den allgemeinen Wohlthäter einzubilden, führen kann. Das ist einfach unglaublich! So, nun habe ich meinen gerechten Zorn über Rubinstein ausgegossen und fühle mich jetzt wohler.

In der heutigen Zeitung habe ich die Bedingungen des Waffenstillstandes gelesen und mich über Gortschakoff und die andern leitenden Männer nicht weniger geärgert, als über den Konservatoriums-Jupiter. Ich gebe mich aber dem Gedanken hin, dass die „Agence Havas“ falsch berichtet ist. Wenn die Nachricht richtig ist, dann bekommt also Russland garnichts, ausser den 500 Millionen, welche die Türken selbstverständlich niemals bezahlen werden. Sollte das wirklich wahr sein? Sollte Russland nach all' den Opfern, nach all'den Strömen von Blut, welche um den heiligsten Zweck vergossen worden sind, wirklich keine bessere Entschädigung erhalten? Das ist im höchsten Grade empörend und demütigend.

Mein Bruder hat mir ein sehr schönes Buch mitge-

1) Ich halte es für notwendig, den Leser darauf aufmerksam zu machen, dass P. I. diese Zeilen in sehr gereizter Stimmung geschrieben hat. Weder vor diesem Brief noch nachher hat P. I., wenn er bei ruhiger Ueberlegung war, die grosse Bedeutung N. Rubinstein's für seine künstlerische Laufbahn angezweifelt, und trug stets die tiefste Dankbarkeit dafür im Herzen.

bracht, welches ich Ihnen hiermit empfehle, meine werteste Freundin. Das ist „Alexander der Erste“ von Solowjeff. Es ist erst vor Kurzem gelegentlich der Hundertjahrfeier des Titelhelden erschienen.

Heute habe ich die Instrumentierung des dritten Aktes abgeschlossen. Es bleibt mir also nur noch übrig, das noch nicht ganz fertige zweite Bild des zweiten Aktes zu Ende zu führen und eine Introduktion zu schreiben. Nachher will ich versuchen etwas Neues in Angriff zu nehmen“.

An N. G. Rubinstein:

„San-Remo, d. 14. Jan. 1878.

Wertester Nikolai Gregorjewitsch, Heute habe ich Deinen Brief erhalten. Er hätte mich sehr geärgert, wenn ich mir nicht gesagt hätte, dass Du nur mein Heil im Auge gehabt habest. Zu meinem Bedauern siehst Du aber mein Heil da, wo ich und einige andere Leute nur *Unheil* finden können, wo ich nichts als zweck-und ziellose Scherereien erblicke. In meinem Brief an Karl habe ich sehr ausführlich meine Ansichten über die ganze Geschichte klar gelegt und halte es für überflüssig, dieselben jetzt zu wiederholen. Es hat mir sehr leid gethan, Deine und Dawidoff's Empfehlung zu Schanden zu machen. Euch Beide habe ich brieflich um Entschuldigung gebeten und mich dabei beruhigt. Alles was Du mir schreibst und *wie* Du mir schreibst, beweist mir, wie *schlecht Du mich kennst*, was ich übrigens auch schon bei mancher früheren Gelegenheit bemerkt habe. Es ist möglich, dass Du Recht hast und dass ich in der That *simuliere*, gerade darin besteht aber meine Krankheit.

.....Soeben habe ich Deinen Brief noch einmal durchgelesen und mich noch einmal durch Deine unglaubliche Unkenntniss meines Charakters im Allgemeinen und meiner augenblicklichen Krisis im Besonderen in Erstaunen versetzen lassen. So oft hast Du mir und Andern geäussert, dass Du mich lieb hast. In Deinem Brief jedoch ist von dieser Liebe keine Spur, ausser—vielleicht—Deines ursprünglichen Wunsches, mir durch den Vorschlag zum Delegirten über eine schwere Zeit hinwegzuhelfen. Alle Diejenigen, welche mich in der That lieb haben, äusserten sich ganz anders über meine ablehnende Haltung. Aus deinem Brief kann ich nur die Absicht herauslesen, mich fühlen zu lassen, dass ich an Dir einen grossen Wohlthäter besitze,

und mich als ein undankbarer und deiner Gnade nicht würdiger Faulenzer erwiesen habe. Das hättest Du nicht thun sollen! Ich weiss sehr gut, wozu ich Dir verpflichtet bin, aber erstens kühlen Deine Vorwürfe meine Dankbarkeit ab, und zweitens gefällt es mir garnicht, dass Du Dir sogar solche Wohlthaten zuschreibst, welche garkeine Wohlthaten sind.

....Doch genug davon. Reden wir jetzt von den Fällen, in welchen Du in der That als mein Wohlthäter erscheinst. Da ich selbst, was die Dirigierkunst anbelangt, absolut talentlos bin, so hätte ich mir gewiss niemals einen Namen gemacht, wenn mir nicht ein so ausgezeichneter Interpret meiner Werke zur Seite gestanden hätte. Wenn Du nicht da wärest, würde ich zu ewigen Verstümmelungen verurteilt sein. Du bist der einzige Mensch, der meine Waare von der rechten Seite zu zeigen weiss. Diese Deine verblüffend hohe Kunst, ein schweres Stück—ohne es vorher durchstudiert zu haben—dank einer unglaublichen Kraft des Instinkts in nur zwei Proben leichthin durchzunehmen und dann vorzutragen, diese Kunst möchte ich jetzt von Neuem in Anspruch nehmen, und zwar für meine Oper und meine Symphonie. In Betreff der Oper will ich Dir noch sagen, dass es mich durchaus nicht kränken wird, wenn Du die Aufführung in dieser Saison nicht für möglich halten solltest, obwohl ich es sehr wünschte. Die Symphonie dagegen muss unbedingt sofort gespielt werden, denn es würde mir aus verschiedenen Gründen ausserordentlich unangenehm sein, wenn die Aufführung nicht zu Stande käme. Ich habe bis jetzt noch garkeine bestimmten Nachrichten über die beiden Werke. Sei so gut und schreibe mir entweder selbst darüber, oder beauftrage Albrecht oder Kaschkin. Diese beiden Herren thäten besser, mir ausführlich über Alles zu berichten, was im Konservatorium und in der Moskauer Musikalischen Gesellschaft vorgeht, als mich mit Vorwürfen zu überschütten. Alles Jenes interessiert mich sehr. Ich habe Dir schon oft geschrieben, dass ich trotz meines giftigsten Hasses gegen die Professorenpflichten, für das ganze Leben an das Konservatorium gebunden bin; die Gewohnheit hat es fertig gebracht, dass ich nirgends anders als in Moskau und in Eurer Mitte leben kann. Ich habe Euch Alle, darunter auch Dich sehr lieb, vielleicht mehr, als Du glaubst. Du hast mich aber stets verkannt und missverstanden. Dein merkwürdiger Brief beweist das von Neuem. Es umarmt Euch etc.“.

An A. I. Tschaikowsky:

„San-Remo, d. 15. Jan. 1878.

.....Mein lieber Toly, ich muss Dir mitteilen, dass ich mich sehr wohl fühle und meine Gesundheit gut ist. Rubinstein hat nicht unrecht wenn er behauptet, ich „bilde mir ein" krank zu sein. Das stimmt, denn meine einzige Krankheit besteht ja gerade darin, dass ich mir allerlei „einbilde". In körperlicher Beziehung bin ich vollkommen gesund, sogar die „Hämmerchen" sind verschwunden, — zur „guten Stunde" sei es gesagt".

An N. F. von Meck:

„San-Remo, d. 15. Jan. 1878.

.....Schreibe Ihnen aus folgendem Anlass. Wir sind soeben von einem prachtvollen Spaziergang heimgekehrt. In einer Entfernung von 1½ Stunden liegt das kleine Städtchen Colla, in welchem es eine ausgezeichnete Bildergallerie giebt; diese ist von einem reichen Mann, der in Colla geboren worden ist und in Florenz Carrière gemacht hat, der Stadt vermacht worden. Es war Heute ein köstlicher Tag, ein richtiger Frühlingstag; die Sonne strahlte, wie im Sommer. An dem Spaziergang hat auch Kolja teilgenommen, für den wir einen Esel gemietet hatten. Die Steigung war nicht besonders steil; und, obwohl—wie überall in dieser Gegend — dichte Olivenhaine die Aussicht aufs Meer und auf die Stadt verdecken, so war es doch sehr schön. Sehr angenehm war es, dass wir wegen des Feiertags keinen Bauern und Bäuerinnen, welche die Oliven sammeln, begegneten. Es traf sich, dass ich zufällig allein den Andern etwas vorangeeilt war, ich setzte mich unter einen Baum, und da überkam mich plötzlich jenes hohe Glücksgefühl, welches ich auf meinen ländlichen Spaziergängen in Russland so oft genossen und nach welchem ich mich hier schon lange vergeblich gesehnt hatte. Ich war allein inmitten der feierlichen Stille des Waldes. Das sind köstliche, unvergleichliche und garnicht zu beschreibende Minuten gewesen! Die hauptsächlichste Bedingung solcher Momente ist—Alleinsein. Auf dem Lande spaziere ich stets allein. Die Begleitung eines so lieben Wesens, wie der Bruder hat ja auch ihren Reiz, es ist aber doch ganz etwas Anderes. Kurz ich fühlte mich glücklich. Zum ersten, stieg in mir sofort der Wunsch auf, an Sie zu schrei-

ben, und zum zweiten, wurde mir auf dem Heimweg eine grosse Freude zu Teil. Haben Sie Blumen gern? Ich habe für sie die glühendste Verehrung, namentlich schwärme ich für Feld-und Waldblumen. Der König der Blumen ist in meinen Augen das *Maiglöckchen;* diese Blume liebe ich geradezu wahnsinnig. Modest, welcher die Blumen ebenso gern hat, steht für die Veilchen, sodass wir oft mit einander in Streit geraten, ich pflege dann zu behaupten, dass die Veilchen nach Pomade riechen, worauf er gewöhnlich erwidert, dass die Maiglöckchen—Nachthauben ähnlich sehen u. s. w. Wie dem auch sei, ich anerkenne das Veilchen gern, als einen würdigen Rivalen des Maiglöckchens und habe es ebenfalls sehr lieb. In den Strassen werden hier sehr viele Veilchen verkauft, ich selbst aber habe trotz eifrigen Suchens noch nie eines gefunden, so dass ich schon zu glauben begann, dass das Finden der Veilchen ein ausschliessliches Privilegium der eingebornen Kinderbevölkerung sei; Heute jedoch hatte ich auf dem Rückweg das Glück, eine grosse Menge Veilchen an einer Stelle zu erblicken. Das ist denn auch der zweite Anlass zu meinem Brief.—Sende Ihnen einige eigenhändig gepflückte liebe Blümchen. Denken Sie an den Süden, an die Sonne, an das Meer!...“

An S. I. Tanejew:

„San-Remo, d. 24. Jan. 1878.

Lieber Serge, Heute erst komme ich dazu, Ihre zwei Briefe zu beantworten. Ich war für einige Tage nach Nizza gereist, und dieser Umstand hat mich verhindert, Ihnen rechtzeitig zu schreiben....

.....Mit fieberhafter Ungeduld werde ich Ihre neue Symphonie erwarten. Ich muss Sie aber einwenig schelten: es gefällt mir garnicht, dass Sie sich bis jetzt noch nicht jenes Maass von Selbstbewusstsein angeeignet haben, zu welchem Ihnen Ihr Talent und Ihre überhaupt sehr begabte Natur das Recht giebt. Es scheint mir, dass Sie sich gar zu lange Zeit als Schüler vorkommen, der ohne Anleitung Rubinstein's nicht einmal eine Sonate von Beethoven in einer Quartettsoirée zu spielen wagt. Sie haben schon längst Alles in sich aufgenommen, was Ihnen Ihre Lehrer bieten konnten. Jetzt ist es Zeit, sich mit der eignen Kritik zu begnügen, und nicht mehr *Rubinsteinisch* zu spielen, sondern auf Tanejewsche Art. Seien Sie doch endlich ein-

mal Sie selbst, und stützen Sie sich fest auf Ihre eignen Kräfte. Es gefällt mir nicht, dass Sie — nachdem Sie die Sonate bereits mit Erfolg öffentlich gespielt haben — mir schreiben: „Ich hoffe, dass die Sonate nach einem Monat gut gehen wird". Das klingt so schülerhaft. Wie lange Zeit brauchen Sie denn, um eine Sonate einzudrillen? Für einen Virtuosen, überhaupt für jeden Künstler ist ein gewisses Maass von Selbstbewusstsein unerlässlich. Sie sind *zu* bescheiden; tragen Sie Ihr Haupt höher, wenn Sie wollen, dass man Ihnen Achtung entgegen bringt und ehrerbietig Platz macht.

Andernfalls wird ein jeder Schafskopf annehmen müssen, dass Sie in Wahrheit nicht viel leisten können. Ich sage Ihnen das Alles, weil ich selbst durch den Mangel an Selbstvertrauen sehr viel einbüsse...."

An N. F. von Meck:

„San-Remo, d. 25. Jan. 1878.

.....Ich fühle mich ausgezeichnet. Die Gesundheit ist in der besten Verfassung, der Geist ist klar, die Seele—stark: Mit grosser Freude beobachte ich mich und komme zu der unzweifelhaften Ueberzeugung, dass ich ganz wiederhergestellt bin. Wissen Sie, meine liebe Freundin, dass man nicht ganz mit Unrecht gemunkelt hat, ich sei verrückt geworden. Wenn ich mich an alles das erinnere, was ich gethan, und an alle Verkehrtheiten, die ich begangen habe, muss ich unwillkürlich den Schluss ziehen, dass mein Verstand zeitweilig nicht ganz in Ordnung gewesen ist, und dass ich erst jetzt in den normalen Zustand wieder hereingekommen bin. Manches aus meiner jüngsten Vergangenheit kommt mir wie ein merkwürdiger Traum vor, wie ein schreckliches Alpdrücken, während dessen das Individuum, das meinen Namen trägt, mein Aussehen und meine Kennzeichen hat, so handelte, wie man in Träumen zu handeln pflegt: unsinnig, unzusammenhängend, paradox. Das war nicht ein Wesen mit gesundem Menschenverstand und logischem, vernünftigem Wollen. Alles was ich that, trug den Charakter eines krankhaften Widerspruchs zwischen Vernunft und Willen; das ist aber nichts anderes, als Geistesgestörtheit. Inmitten dieses Alpdrückens, unter dessen Zeichen jene merkwürdige und schreckliche, aber kurze Periode meines Lebens stand, ergriff ich, um mich zu retten, die Hände einiger mir sehr lieben Menschen, welche erschienen waren, mich aus dem Abgrund zu ziehen.

Ihnen und meinen zwei lieben Brüdern, *Euch dreien zusammen* verdanke ich nicht nur mein Leben, sondern auch meine physische und moralische Gesundheit".

An P. I. Jurgenson:

„San-Remo, d. 26. Jan. 1878.

Heute ist Dein Brief angekommen, lieber Peter Iwanowitsch. Du bist sehr liebenswürdig. Die Freigebigkeit, welche Du mir gegenüber bekundest, rührt mich sehr. Nichtsdestoweniger will ich für die Oper nur in dem Falle Geld von Dir nehmen, wenn sie auf einer grösseren Bühne aufgeführt werden sollte, aber auch dann bei weitem nicht die hohe Summe, die Du mir anbietest. Das Honorar für die Symphonie überlasse ich Tanejew, und für die Uebersetzungen möchte ich kein Geld von Dir nehmen, weil sie nach meiner Ansicht sehr schwach sind. Ueber das Honorar für das Violin-und Cellostück lass uns später reden.

Ich bin Dir sehr dankbar, mein Herzensfreund, dass Du mit mir nicht geizest und mich gern herausgiebst. Uebrigens ist das für mich nicht neu. Deinen Grossmut und Deine Freigebigkeit habe ich stets zu würdigen verstanden. Merci, merci, merci!!"

An N. F. von Meck:

„San-Remo, d. 28. Jan. 1878.

.....Heute hatte ich Gelegenheit zu konstatieren, wie weit meine Menschenscheu gehen kann. Heute besuchten mich ganz unerwartet zwei Subjekte: der eine—ein Russe, ein Geigendilettant, den ich schon lange kenne; der andere—ebenfalls ein Geiger, ein Italiener. Der Letztere kam im Auftrag des augenblicklich in Nizza weilenden Direktors des Petersburger Konservatoriums Asantschewsky, welcher zufällig erfahren, dass ich mich hier aufhalte, und den Italiener gebeten hatte, mich aufzusuchen. Der Erstere, dagegen, erschien bei mir nur, um sich zu vergewissern, ob es wahr sei, dass ich—wie er in den Zeitungen gelesen haben will,—wirklich verrückt geworden bin. Was ich für Qualen erduldet habe, während diese beiden Künstler bei mir sassen, ist garnicht zu beschreiben. N., der Russe, sprach die Ansicht aus, dass es nichts Schlechteres geben könne, als Russland und speziell Moskau, und dass es das höchste Glück für einen Menschen sei, jenes verfluchte Land

zu verlassen. Der Italiener belustigte sich über die Schwierigkeit, meinen Namen richtig auszusprechen, befragte mich, ob das Haupt der russischen Kirche auch ein Papst sei? u. s. w. Woher kommt es, dass die überwiegende Mehrheit der Menschen nur Dummheiten oder Taktlosigkeiten plappern kann, und wie kommen diese Herren eigentlich dazu, sich so zu benehmen, als wenn sie mir durch ihren Besuch die allergrösste Freude machten? Wie unendlich klug handeln Sie, indem Sie jeder Begegnung mit solchen gemeinen Kerls, aus denen hauptsächlich die Menschheit zusammengesetzt ist, aus dem Wege gehen! Die Perspektive, in der nächsten Zeit den Besuch Asantschewsky's zu erhalten (übrigens eines sehr netten und gutmütigen Menschen), ferner der schreckliche Gedanke, dass mein Zufluchtsort entdeckt sei, und dass sich noch andere Neugierige finden werden, einen Verrückten von Angesicht zu Angesicht zu schauen,—alles das hat mir den Aufenthalt in San-Remo gründlich verleidet, so dass ich jetzt mit Ungeduld die Abreise erwarten werde. Wohin—das weiss ich noch nicht".

An N. G. Rubinstein:

„San-Remo, d. 30. Jan. 1878.

Lieber Freund, Deinen Brief habe ich Heute erhalten und mit grosser Genugthuung durchgelesen. Ich bin vollkommen überzeugt, dass Du mich durch Deinen vorigen Brief nicht beleidigen wolltest; nur der Ton desselben ist mir als ein sehr unfreundschaftlicher vorgekommen, darum habe ich mich einwenig verletzt gefühlt. Wenn ich nun meinerseits in meinem Brief gar zu scharfe Ausdrücke angewendet habe, so bitte ich Dich, das zu vergessen. Doch lassen wir die ganze Geschichte ruhen.

Ich finde, dass Du sehr klug gethan hast, meine Oper bis zum nächsten Jahr aufzuschieben. Auch ich bin der Meinung, dass es besser sei, sie ohne Uebereilung einzustudieren und ganz aufzuführen. Dass ich sie nicht dem Petersburger Konservatorium anbieten werde, dessen kannst Du sicher sein. Bis jetzt hat mich Niemand darum gebeten, wenn es aber Einer thun sollte, werde ich selbstverständlich abschlagen. Die Oper ist bereits ganz fertig. Ich schreibe jetzt das Textbuch ab und werde—sobald es fertig—Alles nach Moskau senden. Ich hoffe, dass dieser Brief gerade zur ersten Probe der Symphonie bei Dir ein-

treffen wird. Das Scherzo macht mir grosse Sorge. Ich hatte Dir, glaube ich, geschrieben, dass es je schneller, je lieber gespielt werden soll. Jetzt will es mir dagegen scheinen, dass man es nicht allzuschnell spielen dürfe. Uebrigens, ich verlasse mich ganz auf Dein Verständniss und glaube, dass Du besser als ich das richtige Tempo finden wirst.

Deinen Brief habe ich soeben zum zweiten Mal durchgelesen. Du fragst, ob ich Deine Ratschläge wünsche? Selbstredend wünsche ich sie.

Du weisst sehr gut, dass ich stets bereit bin, den Rat eines klugen Freundes anzuhören und zu befolgen, und dass ich Dich oft selbst um Deinen Rat ersucht habe, so wie in musikalischen Dingen desgleichen auch in alltäglichen Angelegenheiten. In jenem Brief haben mich nicht Deine Ratschläge verletzt, sondern der trockne, harte (wenigstens kam es mir so vor) Ton Deiner Worte, der Vorwurf der Faulheit, den ich zum ersten Mal in meinem Leben zu hören bekommen habe, ferner Deine Voraussetzung, dass ich nur deshalb nicht nach Paris reisen wollte, weil ich von Frau Meck ohnehin genug Geld zum Lebensunterhalt beziehe; mit einem Wort: Du hast die wahren Gründe meiner Handlungsweise garnicht verstanden.

Ich bin ein fürchterlicher Misantrop geworden und denke mit Schrecken daran, dass ich mein jetziges Leben, in welchem ich mit andern Menschen garnicht in Berührung komme, nicht ewig fortsetzen können werde. Trotzdem langweile ich mich sehr und würde gern alle Herrlichkeiten des hiesigen Klimas und der hiesigen Natur hingeben, um jetzt in Moskau zu sein, welches ich von ganzem Herzen liebe. Lebe wohl, mein Freund, und grüsse Alle".

An N. F. von Meck:

„San-Remo, d. 1. Febr. 1878.

Meine teure Freundin, gestern habe ich's vergessen, Ihnen für den Schopenhauer zu danken [1]). Dieses Buch (welches übrigens noch nicht angekommen ist) interessiert mich sehr, zumal jetzt, da ich Heute erst die vollständig beendeten Opernteile nach Moskau abgeschickt habe und mich nun einige Zeit erholen möchte.

Haben Sie nicht auch schon den Gedanken gehabt, dass ich jetzt—da ich wieder vollständig gesund bin—eigentlich

1) „Die Welt, als Wille und Vorstellung".

nach Russland zurückkehren, meine Konservatoriumspflichten und überhaupt die alte Lebensweise wieder aufnehmen müsste? Dieser Gedanke schiesst mir sehr oft durch den Kopf; es ist sehr leicht möglich, dass es in jeder Beziehung gut für mich wäre, diesen Gedanken zur That zu machen. Und dennoch, trotz meiner Anhänglichkeit an Moskau und Sehnsucht nach Russland, fiele es mir jetzt sehr schwer, plötzlich aus der Freiheit und Erholung, welche ich augenblicklich geniesse, in meinen Lehrerberuf zu springen und zu meinen ziemlich komplicierten Beziehungen, kurz—zu meiner früheren Lebensweise zurückzukehren. Ich schaudere geradezu bei diesem Gedanken.

Sagen Sie mir Ihre aufrichtige Meinung. Antworten Sie mir auf diese Frage, ohne daran zu denken, dass Sie mir Geldunterstützungen zukommen lassen. Der Umstand dass ich Ihren Reichtum für einen Erholungsaufenthalt im Ausland ausnutze, geniert mich wenig. Ich weiss mit welchen Gefühlen mir das Geld gegeben wird, und ich habe mich schon längst daran gewöhnt, die Sache normal zu finden. Meine Beziehungen zu Ihnen treten aus dem Rahmen einer gewöhnlichen Freundschaft heraus. Von Ihnen kann ich ohne jedes unbehagliche Gefühl materielle Unterstützungen annehmen. Es ist also etwas Anderes.

Seitdem mir Rubinstein geschrieben hatte, dass ich mich allmälig an das Nichtsthun gewöhne und *simuliere* (das ist sein Ausdruck), quält mich einwenig der Gedanke, dass es vielleicht in der That meine Pflicht wäre, jetzt —nach meiner Gesundung—nach Moskau zu eilen. Bitte helfen Sie mir, meine liebe Freundin, diese Frage zu lösen, ohne Nachsicht zu üben.

Anderseits, wenn man mich ein halbes Jahr entbehren konnte, so werde ich jetzt—da bis zu den Ferien nur noch drei Monate übrig geblieben sind—wohl auch nicht gar zu sehr vermisst werden.—In seinem letzten Brief ermuntert mich Rubinstein ebenfalls zu dem Entschluss, bis zum September hier zu bleiben, auch weiss ich positiv, dass ich sofern meine Schüler durch meine Abwesenheit in ihren Fortschritten gehemmt worden sind—die Sache doch nicht mehr wieder gut machen kann. Ausserdem fürchte ich, dass meine zerrütteten Nerven doch noch nicht genügend erstarkt sind, und einige Zeit verstreichen dürfte, ehe ich erfolgreichen Unterricht werde geben können. Um alles Obenerwähnte zusammenzufassen: dringenden Falls könnte ich jetzt schon an meine gewöhnliche Beschäfti-

gung gehen, es würde mir aber sehr schwer fallen, denn ich habe grosse Lust, mich noch etwas länger zu erholen, um im September, als ein frischer Mensch zurückzukehren, welcher *vergessen* gelernt hat, so weit ein Vergessen solch trauriger Ereignisse, wie sie vor einem halben Jahr mein Leben verdüstert haben, überhaupt möglich ist. Eigentlich liegt in meiner Bitte ein merkwürdiger Widerspruch.—Ich ersuche Sie, mir die Wahrheit zu sagen, ohne sich durch nebensächliche Kalkulationen beeinflussen zu lassen, und die Erfüllung meiner Pflichten strikte von mir zu verlangen, gleichzeitig aber lesen Sie zwischen den Zeilen: „Um Gottes Willen, fordern Sie nur nicht von mir, dass ich jetzt nach Moskau reise, denn das wird mich tief unglücklich machen".

Nun ja, es ist für mich einfach ein Bedürfniss, von Ihnen, meine liebe Freundin, noch einmal zu hören, dass in meiner Erholung und in meinem *Nichtsthun* (meinethalben!) durchaus nichts Tadelnswertes liege, und dass ich meine Pflichten nicht vernachlässige, indem ich mich für Ihr Geld hier aufhalte. Erst jetzt habe ich das unaussprechliche Glück schätzen gelernt, welches mir die viermonatliche Isolirtheit von meiner gewöhnlichen Sphäre und das Leben in der Fremde geboten haben; in der ersten Zeit hatte ich allerdings manchmal Heimweh, so dass selbst Rom mir unerträglich langweilig vorkam, jetzt aber bin ich vollkommen zufrieden. Jedenfalls bin ich gewillt, mein dolce far niente nicht allzu lange auszudehnen. Seien Sie überzeugt, dass ich vor dem Faulenzen im eigentlichen Sinne des Wortes einen instinktiven Abscheu hege, so dass wenn man meine jetzige Lebensweise „Faulenzen" nennen kann (denn ich arbeite nicht für Andere, sondern für mich selbst), — dieser Zustand nicht lange anhalten dürfte. Ich erinnere mich, Ihnen aus Florenz einen sehr düsteren Brief geschrieben zu haben, denn meine Seele war damals sehr verstimmt. Selbstverständlich ist Florenz nicht im mindesten daran schuld. Jetzt, da ich mich ganz gesund fühle, ist der Wunsch in mir aufgestiegen, wieder hin zu reisen, hauptsächlich, weil Modest noch niemals in Italien gewesen war, und weil ich weiss, welch grossen Genuss ihm die Kunstschätze dieser Stadt bereiten werden. Er ist für plastische Künste viel empfänglicher als ich und ich glaube, dass seine Begeisterung auch mich anstecken wird. Ich habe also beschlossen, für ungefähr 14 Tage nach Florenz zu reisen, dort den Frühlingsanfang zu erwarten und dann

via Mont-Cenis in die Schweiz hinüberzufahren. Anfang April will ich nach Russland abreisen, wahrscheinlich nach Kamenka, wo ich bis zum September bleiben möchte.

Ich will es Ihnen nicht verschweigen, meine teure Freundin, dass das Bewusstsein, zwei grosse Werke vollendet zu haben, in denen ich, wie mir scheint, einen Schritt vorwärts gegangen bin, ein grosses Wohlbehagen für mich ist. Bald werden die Symphonieproben beginnen. Wird es Ihnen möglich sein—vorausgesetzt dass Sie bis dahin wieder gesund sind—eine der Proben zu besuchen? Von einem neuen umfangreichen Werk hat man viel mehr, wenn man es zwei Mal anhört. Ich wünschte sehr, dass Sie Gefallen an der Symphonie finden! Nach einmaligem Anhören kann man keinen richtigen Begriff bekommen, erst beim zweiten Mal wird einem Alles klar; Vieles, was zuerst nur vorbeigeglitten war, fällt dann besser auf, die Détails kommen schöner zur Geltung, die wichtigeren Gedanken gewinnen ihre richtige Bedeutung gegenüber allem Nebensächlichen. Es wäre sehr schön, wenn Sie es möglich machen könnten.

Was die Oper anbelangt, so ist es mir ganz lieb, dass sie aufgeschoben worden ist. Es ist besser, wenn sie im nächsten Jahr, als ungeteiltes Ganze gegeben wird.

Ich befinde mich in der rosigsten Stimmung. Ich bin glücklich, dass ich die Oper beendet habe, ich bin glücklich, dass der Frühling bald seinen Einzug halten wird, ich bin glücklich, dass ich gesund und frei bin, dass ich mich vor unangenehmen Begegnungen sicher fühle, hauptsächlich aber bin ich glücklich, in Ihrer Freundschaft und in der Liebe meiner Brüder feste Lebensstützen zu besitzen, und mir der Fähigkeit bewusst zu sein, mich in meiner Kunst zu vervollkommnen. Wenn sich die Umstände günstig gestalten (und Heute möchte ich daran glauben), dann kann ich mir ein gutes Denkmal schaffen. Ich hoffe, dass das nicht Selbsttäuschung ist, sondern eine richtige Schätzung meiner Kräfte.

Ich danke Ihnen für Alles, für Alles!"

An A. Tschaikowsky:

„San-Remo, d. 2. Febr. 1878.

Gestern Abend machte ich einen Gang nach der Stadt, um einen Brief an Dich zur Post zu tragen, unterwegs begegnete ich dem Postboten. Er hatte auch für mich einen

Brief. Derselbe war aus Nizza von Asantschewsky, welcher mir mitteilte, dass er sich sehr freue, mich zu sehen und die Absicht habe, morgen, d. h. Donnerstag, für den ganzen Tag zu mir herüberzukommen. Du kennst mich viel zu gut, und es bedarf daher keiner näheren Erklärung dessen, dass mir jener „ganze Tag“ nichts weniger als eine angenehme Aussicht eröffnete. Sofort wurde beschlossen, am folgenden Morgen mit Modest und Kolja ebenfalls für den ganzen Tag nach Monte-Carlo zu fahren. Am folgenden Tag, d. h. Heute früh, haben wir uns denn auch auf den Weg gemacht. An der Grenze giebt es immer einen langen Aufenthalt; da begegnen sich zwei Züge, so dass die Möglichkeit nicht ausgeschlossen schien, dortselbst mit Asantschewsky zusammenzutreffen. Ich fürchtete mich sehr davor; meine Befürchtung erwies sich aber als grundlos, denn Asantschewsky war nicht unter den Passagieren zu sehen. Gegen drei Uhr trafen wir in Monte-Carlo ein. Nach meiner Meinung ist es das herrlichste Stückchen Erde in der ganzen Welt. Ich habe noch nie etwas phantastisch Schöneres gesehen. Modest hat sein Glück im Spiel versucht, war aber vernünftig genug nach der Einbusse von 10 Frcs. aufzuhören. Um sieben Uhr abends waren wir wieder in San-Remo. Ich muss Dir sagen, dass ich vor der Abfahrt dem Hôtelwirt und der ganzen Bedienung Ordre gegeben hatte, Asantschewsky zu sagen, ich sei schon vor zwei Tagen nach Genua abgereist. Als wir uns dem Hause näherten, kam uns Monsieur Joli entgegengelaufen, ein recht lügenhaftes Franzosenkerlchen. Er hat uns aufgelauert, um uns die Mitteilung zu machen, dass nicht nur Asantschewsky selbst, sondern auch dessen Frau und „un général“ nach San-Remo gekommen seien;— nicht nur gekommen, sondern sogar bei ihm abgestiegen. Dieser verdammte Schweinekerl! Vor zwei Wochen ist ein Mieter bei ihm gestorben, und da seither Niemand mehr Lust hatte bei ihm zu wohnen, so wollte er die Gelegenheit wahrnehmen und die reichen Fremden aus Nizza, welche in einem Wagen gekommen waren, bei sich beherbergen! Er entschuldigte sich damit, er habe nicht gewusst, dass der angekommene Herr gerade jener Asantschewsky sei; das war jedoch eine Lüge, denn nach dem Zeugniss des Dienstmädchens soll die Frau Asantschewsky's zuerst nach mir gefragt haben. Asantschewsky und „le général“ (habe keine Ahnung wer das sein kann) sollen Mr. Joli sehr zugesetzt haben, um herauszukriegen,

ob ich mich nicht verleugnen lasse. Joli behauptet zwar, er habe sie vom Gegenteil überzeugt, ich zweifle aber sehr, ob dieser Hallunke ihnen am Ende doch die Wahrheit gesagt hat. Du kannst Dir denken, wie komisch und unangenehm zugleich unsere Lage war! Den ganzen Abend und die ganze Nacht befanden wir uns unter einem Obdach mit Asantschewsky's, während diese uns in Genua glaubten! Ich befürchtete sehr, dass sie noch einen Tag bleiben würden. Doch sind sie, Gott sei Dank, Heute mit dem ersten Zug wieder abgereist.... Ungeachtet meiner aufrichtigen Sympatie für Asantschewsky, spüre ich absolut keine Gewissensbisse, mich vor ihm versteckt zu haben. War es aber auch in der That nicht etwas unklug seinerseits, — wissend, dass ich mich schon seit lange hier aufhalte, aber ungeachtet dessen eine Begegnung mit ihm ganz und garnicht suchte, — dennoch mir seinen Besuch aufzudrängen, dazu noch in Gesellschaft eines „général"? Ueberhaupt habe ich jetzt ein für alle Mal beschlossen, mich garnicht mehr um sogenannte Anständigkeiten, Höflichkeiten und unerlässlichen Verkehrsformen der menschlichen Gesellschaft zu kümmern, sobald sie mir lästig zu werden beginnen. Ich habe mich genug danach gestreckt! Es wird nun Zeit, den Rest meiner Tage in Freiheit zu verleben, ohne sich der Tyrannei der gesellschaftlichen Beziehungen zu unterwerfen. Sage mir blos, wie kann ein Mensch, welcher mich aus irgend einem Grunde zu sehen oder zu sprechen wünscht, so naiv sein und sich einbilden, dass mir seine Gegenwart ein Vergnügen ist? Nicht zu reden von Asantschewsky, der im Grunde ein guter und Achtung verdienender Mann ist. Dagegen so ein N., dieses freche Viehstück, welches während seines zweijährigen Aufenthaltes in Moskau mich nicht ein einziges Mal besucht hatte und sich hier trotzdem herausnimmt, mit einem Lächeln auf den Lippen in mein Zimmer zu dringen und zu glauben, dass er mir mit seinem Besuch die herrlichste Seligkeit biete.

Uebrigens habe ich die Absicht, aus Florenz, wo wir in einigen Tagen eintreffen werden, einen freundlichen Brief an Asantschewsky zu richten und ihm Alles zu beichten".

VI.

An N. F. von Meck:

„Pisa, d. 8. Febr. 1878.

Pisa gefällt mir sehr, meine teure Freundin. Wir sind Gestern Abend angekommen. Die Reise war sehr beschwerlich; wir mussten schon um 7 Uhr fort und sind ohne Unterbrechung volle 12 Stunden unterwegs gewesen. In Genua hatten wir kaum Zeit in einen andern Zug zu steigen. Wir hatten auch von Hunger sehr zu leiden gehabt, was in Italien sehr häufig vorkommt, denn man scheint garnicht in Berechnung ziehen zu wollen, dass man nicht immerzu fahren, fahren und fahren kann, und das es nicht sonderlich amüsant ist, blos von Orangen zu leben. Kolja hat mir besonders leidgethan. Dazu hat es den ganzen Tag geregnet, so dass man an der nebeligen Landschaft auch keine Freude zu finden vermochte. Nachdem wir Kolja zu Bett gebracht, unternahmen wir einen Gang durch die Strassen der Stadt. Wir kehrten auch in's Theater ein, wo Verdi's Oper „La forza del destino" gegeben wurde. Das Theater ist ganz neu, erst vor kurzem erbaut und sehr schön; es war nur wenig Publikum drin, die Sänger und Sängerinnen waren nicht einmal mittelmässig, die Chöre und das Orchester—ganz schlecht. Es kam mir sehr merkwürdig vor, dass es in einer so kleinen Stadt ein so grosses Theater giebt.

Für den eintägigen Besuch einer Stadt war das Wetter Heute wie geschaffen. Pisa hat auf mich dank diesem Umstand einen sehr günstigen Eindruck gemacht. Zuerst waren wir in den Dom gegangen. Sind Sie jemals in Pisa gewesen? Der berühmte schiefe Turm nnd der nicht weniger berühmte Campo-Santo haben meine Erwartungen bei weitem übertroffen. Der Dom ist zwar nicht so gross und nicht so grandios wie der Mailänder,—macht aber durch sein Aeusseres und auch durch sein Inneres den angenehmsten Eindruck. Auch der Campo-Santo ist schön mit seinen alten Denkmälern, Sarkophagen und heidnischen Urnen. Aber der Gipfel aller Anmut, Originalität und Schönheit ist der Campanile. Wir waren hinaufgeklettert. Die Fernsicht von der Höhe des Turmes ist entzückend. Ich will nicht verschweigen, dass es mir—obwohl ich das Meer sehr gern habe – ausserordentlich angenehm war, eine ausgedehnte grü-

nende Ebene zu erblicken, welche am Horizont von Bergen umschlossen wird,—also ohne Meer. Der heutige Morgen war wundervoll,—einfach unbeschreiblich! Nach dem gestrigen Regen schwebten in der Atmosphäre berauschende Frühlingslüfte. In allen Kirchen Pisa's wurden infolge der soeben eingetroffenen Nachricht von der Wahl eines neuen Papstes sämtliche Glocken geläutet, so dass die Luft von den feierlichen Klängen erdröhnte. Unten auf dem Platz, welchen die drei Sehenswürdigkeiten Pisa's zieren, d. h. der Turm, der Dom und der Campo-Santo, war keine Menschenseele zu sehen, und statt auf einen Strassendamm blickte man auf den weichen Teppich einer frühlingsgrünen Wiese. Im Grunde ist Pisa eine echte Provinzstadt, und der ungepflasterte Platz erinnert mich sehr an eine russische Kleinstadt. Das verleiht Pisa einen eigenartigen Reiz. Nach dem Frühstück haben wir die „Cascine" besucht, welche aber mit den köstlichen „Cascine" von Florenz nichts gemein haben. Dort haben wir zwei Stunden in völliger Einsamkeit verbracht: nicht eine einzige Equipage, nicht ein einziger Repräsentant der angelsächsischen Rasse war zu sehen. Einen prachtvollen Tag habe ich hinter mir".

An N. F. von Meck:

„Florenz, d. 9. Febr. 1878.

Heute sind wir in Florenz angekommen. Eine liebe, sympatische Stadt. Mit den angenehmsten Gefühlen zog ich in Florenz ein und dachte daran, wie es in mir ausgesehen hatte, als ich mich vor zwei Monaten in diesem selben Florenz befand. Welche Veränderungen sind seither in meiner Seele vor sich gegangen. Welch ein trauriger und kranker Mensch war ich damals,—und wie wohl fühle ich mich jetzt, welch schönen Tage sind mir jetzt beschieden, wie fähig bin ich wieder, das Leben zu lieben, das schöne üppige Leben, wie es in Italien gelebt wird.

.....Nachmittags schlenderte ich durch die Strassen der Stadt. Es war sehr schön! Ein warmer Abend, belebte Strassen, hellerleuchtete Schaufenster! Wie lustig ist es, ungekannt und unerkannt mitten im Gedränge zu sein! Italien beginnt nach und nach seine bezaubernde Wirkung auf mich auszuüben. Ich fühle mich hier so frei und inmitten des sprudelnden Lebens so fröhlich und leicht!

Aber trotz des genussreichen Lebens in Italien, trotz seines wohlthuenden Einflusses auf mich—bin und bleibe

ich meiner Heimat ewig treu. Wissen Sie, dass ich keinen Menschen kenne, der in Mütterchen Russland noch verliebter wäre als ich. Die Verse Lermontoff's, welche Sie mir zugesandt haben, charakterisieren sehr treffend nur eine Seite unserer Heimat, d. h. nur jenen intimen Reiz, welcher in der bescheidenen, etwas kümmerlichen und ärmlichen, aber freien und weiten Natur liegt. Ich gehe etwas weiter. Ich liebe leidenschaftlich das russische Volk, die russische Sprache, die russische Gesinnung, die Schönheit des russischen Gesichtes und die russischen Sitten. Lermontoff sagt unverholen, dass „die heiligen Ueberlieferungen der dunklen alten Zeiten Russlands sein Herz nicht zu rühren vermögen. Ich liebe aber auch diese Ueberlieferungen. Ich denke, dass meine Sympatien für den orthodoxen Glauben, dessen theoretischer Teil in mir schon längst einer tödtlichen Kritik unterlegen ist, sich geradeswegs von meiner angeborenen Verliebtheit in das russische Element überhaupt herleiten lassen. Umsonst würde ich mich bemühen, meine Verliebtheit durch diese oder jene Eigenschaft des russischen Volkes oder des russischen Landes zu erklären. Solche Eigenschaften würden sich zwar gewiss finden lassen, aber ein Verliebter sieht doch nicht die Eigenschaften des Gegenstandes seiner Liebe, denn er liebt nur, weil er nicht anders kann, als lieben.

Das ist der Grund, weshalb mich Diejenigen auf das tiefste empören, welche bereit sind, in irgend einem Winkel von Paris Hungers zu sterben und mit einem gewissen Wonnegefühl auf alles Russische schimpfen, welche im Stande sind, ihr ganzes Leben ohne das geringste Bedauern im Ausland zu verleben mit der Begründung, dass es in Russland viel weniger Bequemlichkeiten und Comfort gebe. Diese Menschen sind mir verhasst; das, was mir unsagbar teuer und heilig ist, treten sie in den Schmutz.

Doch kehren wir zu Italien zurück. Es wäre für mich die schrecklichste Strafe, für ewig an das wunderschöne Land Italien gefesselt zu werden; ein ander Ding ist der zeitweilige Aufenthalt daselbst. Das italienische Land, das italienische Klima, so wie die Kunstschätze und die historischen Denkmäler, denen man auf Schritt und Tritt begegnet,—Alles das hat für den, welcher in einer Reise Erholung und Zerstreuung sucht, gewiss einen unwiderstehlichen Reiz, wer seinen Kummer vergessen, seine brennende Wunde heilen will, der gehe nach Italien, denn ein besseres und für die Genesung geeigneteres Land kann es nicht

geben. Diese Ueberzeugung gewinnt in mir so sehr an Boden, dass ich schon zu überlegen beginne, ob es nicht besser wäre, anstatt nach der Schweiz—nach Neapel zu fahren. Dieses Neapel neckt und lockt mich unablässig! Uebrigens bin ich noch zu keinem Entschluss gelangt. Die Sache will noch besser überlegt sein. Selbstverständlich werde ich Sie von dem Resultat meines Nachdenkens rechtzeitig in Kenntniss setzen.

Ist Ihnen jener Brief, in welchem ich für Sie eine kurze Uebersicht der Philosophie Schopenhauer's zusammenzustellen begonnen hatte, nicht lächerlich vorgekommen? Es erweist sich, dass Sie sich mit dem Gegenstand bereits ganz vertraut gemacht haben, ehe ich an den eigentlichen Sinn der Sache, d. h. die Moral, gekommen bin. Es scheint mir, dass Sie die Bedeutung seiner merkwürdigen Theorieen ganz richtig abgeurteilt haben. In den endgiltigen Schlussfolgerungen liegt etwas Beleidigendes für die menschliche Würde, etwas Trockenes und Egoistisches, das nicht durch die Liebe zur Menschheit erwärmt ist. Uebrigens -wie gesagt—bin ich noch nicht am Kern der Sache angelangt. In der Begründung seiner Ansicht über die Bedeutung des Verstandes und des Willens, so wie ihres gegenseitigen Verhältnisses, liegt sehr viel Wahrheit und sehr viel Scharfsinn. Es wundert mich sehr (ebenso wie auch Sie), dass ein Mensch, welcher selbst nicht den Versuch gemacht hat, die Theorie des strengsten Asketismus durchzuführen, allen andern Menschen den absoluten Verzicht auf alle Freuden des Lebens predigt. Jedenfalls interessiert mich das Buch ausserordentlich, und ich hoffe nach gründlichem Studium desselben ausführlicher mit Ihnen darüber zu reden. Einstweilen nur noch eine Bemerkung: wie kann ein Mann, der dem menschlichen Verstand einen so untergeordneten Platz einräumt, eine so abhängige Rolle beimisst, gleichzeitig so stolz und selbstbewusst an die Unfehlbarkeit seines eignen Verstandes glauben und mit solch einer Verachtung von allen andern Theorieen sprechen, alswenn er der einzige Verkünder der Wahrheit wäre? Welch ein Widerspruch! Auf Schritt und Tritt davon zu reden, dass die Denkfähigkeit des Menschen etwas Zufälliges, eine Funktion des Gehirns (also eine physiologische Funktion) und ebenso unvollkommen und schwach sei, wie alles Uebrige im Menschen,—und dabei seinen eignen Denkprocess so hoch, so unerreichbar hoch zu stellen! Ein Philosoph, welcher gleich Schopenhauer so weit

gekommen ist, im Menschen nichts anderes als den instinktiven Willen zum Leben zwecks Erhaltung der Rasse zusehen,—müsste vor allen Dingen die vollständige Nutzlosigkeit jeglichen Philosophierens anerkennen. Einer, der zur Ueberzeugung gelangt ist, dass es am besten sei—nicht zu leben, der müsste selbst versuchen, nicht zu leben, d. h. sich verbergen, sich vernichten und diejenigen in Ruhe lassen, welche Lust zum Leben haben. Es ist mir bis jetzt noch nicht klar geworden, ob er glaubt, der Menschheit durch seine Philosophie einen grossen Dienst erwiesen zu haben. Was brauchte er uns zu beweisen, dass es eigentlich nichts Kläglicheres geben könne, als das Leben? Wenn schon der Selbsterhaltungstrieb wirklich so stark in uns arbeitet, wenn schon keine Gewalt im Stande ist, die Liebe zu unserm idividuellen Leben in uns abzuschwächen, — was braucht er, dasselbe durch seinen Pessimismus zu vergiften? Was kann das für einen Nutzen haben? Es könnte fast scheinen, als wenn er den Selbstmord verherrlichen wolle, doch ist dem nicht so, denn er verwirft den Selbstmord. Alles das sind Fragen, welche ich mir vorlege, welche ich aber wahrscheinlich erst nach Durchlesen des ganzen Buches werde beantworten können.

Sie fragen, ob mir die nicht—platonische Liebe bekannt sei? Ja und nein. Wenn die Frage etwas anders lauten würde, d. h. wenn Sie mich fragen wollten, ob ich das vollkommene Glück in der Liebe gefunden habe, so würde ich antworten: nein und abermals nein. Uebrigens glaube ich, dass die Antwort auf diese Frage schon aus meiner Musik herausgehört werden kann. Wenn Sie mich aber fragen würden, ob ich die ganze Macht und die hehre Glut jenes Gefühls begriffen habe, so müsste ich antworten: ja, ja, ja, denn gar oft habe ich den Versuch gemacht, die Qualen und die Seligkeiten der Liebe in der Musik zum Ausdruck zu bringen. Ob es mir gelungen—weiss ich nicht, oder, vielmehr, ich stelle es Anderen anheim, darüber zu urteilen. Ich bin mit Ihnen garnicht einverstanden, dass die Musik nicht im Stande sein solle die allumfassenden Eigenschaften des Gefühls der Liebe wiederzugeben. Ich denke—ganz im Gegenteil, dass nur die Musik solches vermag. Sie sagen, hier seien Worte nötig. O nein! gerade Worte sind hier entbehrlich, und dort wo sie keine Macht haben, erscheint in voller Rüstung eine beredtere Sprache: die Musik. Schon die dichterische Form, zu welcher die Poeten ihre Zuflucht nehmen, wenn sie die Liebe besingen

wollen, ist eigentlich eine Usurpation der Sphäre, welche ungeteilt der Musik angehört. Worte, welche in Verse gekleidet sind, haben aufgehört blosse Worte zu sein: sie sind schon zum Teil Musik. Als besten Beweis dafür, dass Verse, in welchen von Liebe die Rede ist, eigentlich mehr Musik als Worte sind, kann ich Ihnen die Thatsache anführen, dass derartige Gedichte—wenn man sie aufmerksam durchliest, und zwar als Worte, nicht als Musik,—fast garkeinen rechten Sinn haben. Und dennoch haben sie einen Sinn, und sogar einen sehr tiefen Sinn (zum Beispiel bei Fet, den ich sehr gern habe), nur keinen literarischen, sondern einen rein musikalischen Sinn.

Es gefällt mir sehr, dass Sie die instrumentale Musik so hoch stellen. Ihre Bemerkung, dass Worte der Musik oft störend sind und sie von ihrer Höhe herabziehen,—ist ganz richtig. Das habe ich stets sehr intensiv empfunden, vielleicht liegt darin der Grund, dass mir instrumentale Kompositionen verhältnissmässig besser gelingen als vokale".

Am 10. Februar wurde im 10. Symphoniekonzert der Russischen Musikalischen Gesellschaft die 4. Symphonie Peter Iljitsch's zum ersten Mal aufgeführt. Jenen Eindruck, auf welchen der Komponist mit Sicherheit gehofft hatte, hat sie nicht hervorzubringen vermocht. Die grosse Mehrzahl der Zeitungen haben sie mit Schweigen übergangen. Die wenigen vorhandenen Berichte bestätigen nur einen mittelmässigen Erfolg des Werkes selbst, so wie seiner Wiedergabe.

An Frau von Meck:

„Florenz, d. 12. Febr. 1878.

Gestern früh traf Ihr Telegramm hier ein, meine teure Freundin. Es hat mir eine grosse Freude bereitet. Ich war sehr gespannt zu erfahren, wie Ihnen die Symphonie gefallen würde. Zwar würden Sie mir wahrscheinlich auch dann ein freundschaftliches Zeichen Ihrer Teilnahme geschickt haben, wenn Ihnen das Stück nicht besonders gefallen hätte; aus dem Ton des Telegramms, d. h. aus der ganzen Redaktion desselben, ersehe ich jedoch klar, dass Sie mit dem Ihnen gewidmeten Werk in der That zufrieden geblieben sind. Es berührt mich einigermaassen merkwürdig, dass keiner von meinen Moskauer Freunden es bis jetzt für notwendig gehalten hat, mir irgend eine Nachricht in Betreff der Symphonie zukommen zu lassen, trotz-

dem ich die Partitur schon vor anderthalb Monaten hingeschickt habe. Gleichzeitig mit Ihrem Telegramm erhielt ich ein anderes, das von Rubinstein und allen Andern gezeichnet war. Aber in diesem Telegramm wird nur erwähnt, dass die Symphonie eine ausgezeichnete Wiedergabe erfahren hat. Kein Wort über ihre Vorzüge. Vielleicht sollte sich das von selbst verstehen. Ich danke Ihnen für die Nachricht über den Erfolg „meines liebsten Kindes" und für die warmen Worte des Telegramms.

In Gedanken befand ich mich mit im Konzertsaal; ich hatte mir bis auf die Minute ausgerechnet, wann die Einleitungsphrase erklingen musste, und suchte mir dann—alle Einzelheiten verfolgend—zu vergegenwärtigen, welchen Eindruck meine Musik macht. Der erste Satz (der komplizierteste, aber auch der beste) ist wahrscheinlich Vielen zu lang und beim erstmaligen Hören wenig verständlich vorgekommen. Die andern Sätze sind einfach.

Ich setze fort, mich in Florenz wohl zu befinden und dieser Stadt alle meine Sympatieen zuzuwenden. Der Frühling ist zwar noch nicht da, rückt aber mit Riesenschritten heran. In den Strassen werden sehr viel Blumen verkauft, darunter auch meine Lieblinge—die Maiblumen, welche garnicht mal teuer sind. Schon allein der Anblick dieser Blumen, welche augenblicklich meinen Tisch zieren, genügt, um Lust und Liebe zum Leben anzufachen. Heute ist's Feiertag, und wir waren nach Bello Sguardo gefahren, einem ausserhalb der Stadt liegenden Ort, von wo aus man einen herrlichen Blick auf Florenz und seine Umgebungen geniesst.

Von da aus begaben wir uns nach Certosa (Chartreuse). Herr Gott, was ist das doch für eine Pracht!!! Erstens ist der Ort selbst, wo sich das Kloster befindet, ganz entzückend schön. Zweitens giebt es da eine Unmenge von Denkmälern des Altertums, namentlich antiker Gräber. Die Hauptkirche ist wunderbar schön. Dieses Kloster ist aus irgend einem Grunde bis jetzt noch nicht säcularisiert, so dass da viele Mönche wohnen, unter denen man sehr interessante Typen sieht. Der Garten ist herrlich, und ich konnte nicht umhin, einen alten Mönch zu beneiden, welcher mit einem Buch in der Hand eine schattige Allee entlangschritt, und in dem Bewusstsein, fern von dem städtischen Getriebe zu sein, die absolute Ruhe um sich so recht zu geniessen schien. Nach Hause zurückgekehrt, haben wir uns noch die grossartige Prozession angeschaut, welche

dem Sarg des Fürsten Strozzi folgte, eines vor einigen Tagen verstorbenen und heute mit viel Pomp beerdigten Senators.

Vorgestern—nachdem ich Ihnen meinen Brief abgeschickt hatte—überfiel mich plötzlich eine fürchterliche Verstimmung, die ich den ganzen Tag hindurch nicht los werden konnte. Ich forschte gründlich nach ihrer Ursache und entdeckte sie auch sehr bald. Es waren einfach Gewissensbisse, die mich infolge meines Nichtsthuens quälten. Ich gab mir grosse Mühe, mich mit dem Gedanken zu trösten, dass ich nach der Vollendung zweier grossen Werke wohl einiges Recht haben dürfte, mich ein wenig der Erholung und der Faulenzerei hinzugeben, — doch mein Gewissen liess sich nicht beruhigen und quälte mich nach wie vor. Endlich kam ich zu der Ueberzeugung, dass ich eine neue Arbeit beginnen müsste. Doch was? Für eine grosse Komposition bedarf ich der Einsamkeit; folglich muss ich bis zum Herbst warten. Aber nichts hindert mich, eine ganze Reihe kleinerer Stücke zu verfassen, so dass ich den Entschluss gefasst habe, jeden Vormittag irgend eine Kleinigkeit zu schreiben. Gestern komponierte ich eine Romanze, heute ein Klavierstück, und siehe—die fröhliche Stimmung ist wieder da.

Ich habe beschlossen, nicht nach Neapel zu reisen. Erstens ist es zu weit und zweitens ist es sehr unbequem, mit einem Pflegekind, welches dazu noch taubstumm ist ein Touristenleben zu führen (anders hätte es ja keinen Sinn, einen Monat in Neapel zuzubringen). Ausserdem möchte ich meinen Bruder nicht von seiner Arbeit ablenken (er schreibt an einer Novelle). In Neapel kann man nicht arbeiten. So wollen wir denn einstweilen in Florenz bleiben, und vielleicht später nach Como und in die Schweiz reisen. Ich hoffe im April wieder nach Russland zurückzukehren.

Mit Schopenhauer bin ich noch nicht durch und spare mir den Bericht darüber für einen späteren Brief auf. Bin zwei Mal mit meinem Bruder im Uffizzi und Palazzo Pitti gewesen. Dank Modest habe ich ausserordentliche künstlerische Eindrücke in mich aufgenommen. Er selbst schwamm geradezu in einem Meer von Wonne über die Meisterwerke Rafael's, Leonardo da Vinci's u. s. w. Auch haben wir eine Bilderausstellung modernerer Richtung besucht und einige ausgezeichnete Werke darin gefunden. Wenn ich nicht irre, geht in der neueren italienischen Malerei der Geist

des Realismus um. Alle Bilder der gegenwärtigen Künstler, die ich hier zu sehen bekommen habe, zeichnen sich mehr durch wahrheitsgetreue Wiedergabe aller Einzelheiten, als durch tiefe und poetische Gedanken aus. Die Figuren sind sehr lebendig, selbst bei ganz einfacher Konzeption: ein Page, welcher einen Vorhang aufzieht; der Page und der Vorhang sind so real, dass man unwillkürlich die Bewegung erwarten möchte; eine pompejanische Frau, die in einem antiken Sessel lehnend, in ein geradezu homerisches Gelächter ausgebrochen ist; man möchte wahrhaftig selbst mit lachen. Alles das erhebt nicht den Anspruch auf Gedankentiefe, aber Zeichnung und Kolorit sind erstaunlich wahr.

Mit der Musik steht es schlecht in Italien. So eine Stadt wie Florenz hat zum Beispiel keine Oper, d. h. Theater giebt es genug, sie stehen aber unbenützt, denn es findet sich kein Unternehmer".

An Frau von Meck:

„Florenz, d. 16. Febr. 1878.

Welch liebe Stadt ist Florenz!

Je länger man darin wohnt, umso mehr wächst es Einem ans Herz. Es ist nicht so geräuschvoll wie eine Grossstadt, dafür aber von einer Fülle künstlerischer Gegenstände, dass man garkeine Zeit hat sich zu langweilen. Wir besichtigen die Sehenswürdigkeiten ohne Uebereilung, ohne aus einem Museum ins andere zu laufen. Jeden Morgen sehen wir uns Etwas an und kehren gegen 11 Uhr nach Hause zurück. Von 11—1 Uhr arbeite ich, d. h. schreibe entweder ein kleines Klavierstück oder ein Lied. Nach dem Frühstück besuchen wir die Uffizzi, oder den Palazzo Pitti, oder auch die Akademie; von dort gehen wir zu Fuss nach den „Cascine", welche mit jedem Tag mehr ihre Pracht entfalten. Nachmittags schlendern wir durch die sehr belebten Strassen. Den Rest des Tages verbringe ich mit Lesen oder Briefschreiben. Musik giebt es hier garnicht. Beide Operntheater sind geschlossen, und das ist für mich eine grosse Entbehrung. Manchmal habe ich eine solche Lust etwas Musik zu hören, dass ich sogar gern mit einem Troubadour oder einer Traviata vorlieb nehmen würde. Aber auch das giebt es hier nicht.

Von Allem, was ich hier gesehen, hat auf mich die Kapelle der Medici in S.-Lorenzo den grössten Eindruck ge-

macht. Sie ist kolossal, schön und grandios. Hier erst habe ich zum ersten Mal die ganze Grösse des Namens Michelangelo begriffen. Ich finde in ihm eine gewisse geistige Verwandschaft mit Beethoven. Dieselbe Breite und Kraft, derselbe Wagemut, welcher oft die Grenze des Hässlichen streift, dieselben düstern Stimmungen. Uebrigens ist dieser Vergleich vielleicht nicht neu. Ich habe einen sehr geistreichen Vergleich Rafael's mit Mozart gelesen. Ob aber Michelangelo mit Beethoven jemals verglichen worden ist—weiss ich nicht.

Schopenhauer habe ich durchgelesen. Ich weiss nicht, welchen Eindruck diese Philosophie auf mich gemacht hätte, wenn sie mir zu einer andern Zeit, an einem andern Ort und unter andern Umständen zu Gesicht gekommen wäre. Hier ist sie mir als ein geistreiches Paradoxon erschienen. Ich glaube, dass am wenigsten stichhaltig Schopenhauer in seinen endgiltigen Schlussfolgerungen ist. Solange er den Beweis führt, dass es besser sei nicht zu leben, sagt sich der Leser: er hat allerdings recht, was soll ich aber thun? In der Antwort dieser Frage erweist sich Schopenhauer schwach. Im Grunde läuft seine Theorie sehr logisch in den Selbstmord hinaus. Doch erschrickt Schopenhauer offenbar vor diesem gefährlichen Mittel die Last des Lebens abzuschütteln, und wagt es nicht, den Selbstmord als Universalmittel für die Durchführung seiner Philosophie in der Praxis zu empfehlen, dabei verliert er sich in sehr kuriose Sophismen und versucht zu beweisen, dass Einer, der sich das Leben nimmt dadurch nur seine Lust zum Leben unterstreicht. Das ist weder folgerichtig noch geistreich. Was „Nirvana" anbelangt, so ist das ein solcher Unsinn, von dem zu reden nicht der Mühe wert ist. Wie dem auch sei, ich habe Schopenhauer's Buch dennoch mit grossem Interesse durchgelesen und vieles Geistreiche darin gefunden. Seine Definition der Liebe ist sehr originell und neu, obwohl einige Ausführlichkeiten in der Beweisführung entstellt und verzerrt worden sind. Sie haben sehr recht, wenn Sie sagen, dass man an der Aufrichtigkeit eines Philosophen zweifeln müsse, welcher uns lehrt, alle Freuden des Lebens zu verneinen und jede Fleischeslust abzutödten, welcher aber selbst ohne die geringsten Gewissensbisse bis zum letzten Tage seines Lebens alle Annehmlichkeiten des Lebens genossen und es wohlverstanden hat, seine Geschäfte vorteilhaft zu arrangieren".

An Frau von Meck:

„Florenz, d. 17. Februar 1878.

Wie viel Freude hat mir Ihr heutiger Brief gebracht, teuerste Nadeshda Filaretowna! Maasslos glücklich bin ich, dass Ihnen die Symphonie gefallen hat, dass Sie beim Anhören derselben auch jene Gefühle empfunden haben, die mich während der Arbeit erfüllten und dass Sie meine Musik in Ihr Herz geschlossen haben.

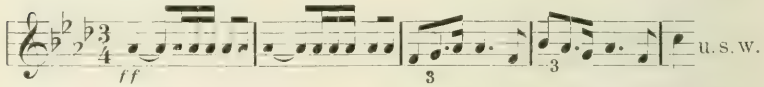
Sie fragen ob mir bei der Komposition dieser Symphonie ein bestimmtes Programm vorgeschwebt hätte. Auf derartige Fragen pflege ich gewöhnlich mit Nein zu antworten. In der That ist es sehr schwer eine Antwort auf diese Frage zu geben. Wie soll man alle jene unbestimmten Gefühle, welche Einen während der Komposition eines Instrumentalwerks ohne besonderen Namen erfüllen, wiedergeben? Das ist ein rein lyrischer Vorgang. Das ist die musikalische Beichte der Seele, in welcher sich viel Stoff angesammelt hat und nun in Töne ausfliesst, ähnlich wie ein lyrischer Dichter sich in Versen ausspricht. Der Unterschied liegt nur darin, dass die Musik unvergleichlich reichere Mittel besitzt und eine feinere Sprache ist für den Ausdruck der tausendfältig verschiedenen Momente einer Seelenstimmung. Gewöhnlich erscheint der *Kern* des kommenden Werkes urplötzlich, ganz unerwartet; wenn dieser Kern auf fruchtbaren Boden fällt, d. h. wenn die Lust zur Arbeit da ist, dann fasst er mit unglaublicher Kraft und Schnelligkeit Wurzel, schiesst aus der Erde hervor, treibt Zweige, Blätter und endlich Blüten. Ich kann den schöpferischen Prozess nicht anders veranschaulichen, als durch diesen Vergleich. Die grösste Schwierigkeit liegt darin, dass der Kern unter günstigen Verhältnissen erscheint, alles Uebrige geschieht dann von selbst. Umsonst würde ich mich bemühen jenes unermessliche Wohlgefühl in Worte zu kleiden, welches mich überkommt, sobald ein neuer Gedanke in mir auftaucht und wachsend bestimmte Formen anzunehmen beginnt. Ich vergesse dann Alles, geberde mich wie ein Verrückter, Alles in mir pulsiert und zittert, kaum beginne ich die Skizzen, als auch schon Tausende von Details durch den Kopf jagen. Inmitten dieses zauberhaften Vorgangs kommt es oft vor, dass irgend ein Stoss von Aussen mich aus meinem Somnambulismus reisst, z. B. wenn plötzlich Jemand klingelt, oder wenn der Diener ins Zimmer tritt, oder wenn die Uhr schlägt und mich daran

erinnert, dass es Zeit ist abzubrechen.... Solche Störungen sind geradezu fürchterlich!

Manches Mal wird die Inspiration dadurch für längere Zeit verscheucht, so dass ich sie wieder suchen muss, — wie oft vergebens. In diesem Fall muss der kühle Verstand und das technische Können zu Hilfe genommen werden. Selbst bei den grössten Meistern finden sich solche Momente, da die organische Verbindung fehlt und an ihre Stelle die künstliche Nath tritt, so dass Theile eines Ganzen gewissermaassen zusammengeleimt erscheinen. Das ist aber nicht zu umgehen. Wenn jene Seelenstimmung eines Künstlers, welche *Inspiration* heisst und welche ich eben zu beschreiben versucht habe, lange Zeit ohne Unterbrechung andauern würde, so könnte man nicht einen einzigen Tag überleben. Die Saiten würden zerreissen und das Instrument in tausend Stücke zerspringen. Es ist schon gut, wenn die Hauptgedanken und die allgemeinen Umrisse der Komposition nicht mittelst „*Suchens*" gefunden werden, sondern unter dem Einfluss jener übernatürlichen, unerklärlichen Kraft, welche *Inspiration* heisst, von selbst erscheinen.

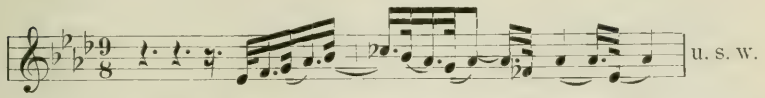
Doch bin ich vom Wege abgewichen. Für *unsere* Symphonie giebt es wohl ein Programm, d. h. es ist die Möglichkeit vorhanden, ihren Inhalt in Worte zu fassen, und ich will Ihnen, aber auch nur Ihnen allein die Bedeutung des ganzen Werkes, so wie seiner einzelnen Abschnitte mitteilen. Selbstverständlich kann ich das nur in ganz allgemeinen Strichen thun.

Die Introduktion ist der *Kern* der ganzen Symphonie, der Hauptgedanke.

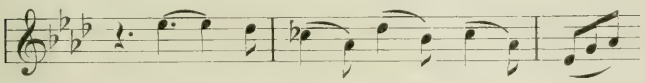


Das ist das Fatum, jene verhängnisvolle Macht, welche den Drang nach Glück hindert sein Ziel zu erreichen, welche eifersüchtig dafür sorgt, dass das Wohlgefühl und die Ruhe nicht überhand nehmen, dass der Himmel nicht wolkenfrei werde, — eine Macht, welche, wie ein Damoklesschwert beständig über dem Kopf schwebt, welche unausgesetzt die Seele vergiftet. Diese Macht ist überwältigend und unbesiegbar. Es bleibt Nichts übrig, als sich ihr zu unterwerfen und erfolglos zu klagen.

Das Gefühl der Niedergeschlagenheit und der Hoffnungslosigkeit wird immer stärker, immer brennender. Ist es nicht besser, sich von der Wirklichkeit abzuwenden und sich in Träume einzuwiegen:



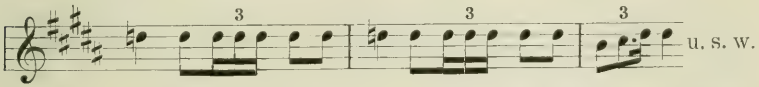
Oh, Freude! welch' zarter, welch' süsser Traum ist erschienen! Ein strahlendes, glückverheissendes Menschenwesen schwebt vor mir und winkt mir zu:



Wie schön! Das aufdringliche erste Motiv des Allegro klingt jetzt in weiter Ferne. Nach und nach wird die ganze Seele von Träumen umsponnen. Alles Düstere, alles Freudlose ist vergessen.

Glück! Glück! Glück!!!—

Nein, das sind nur Träume, das *Fatum* verscheucht sie wieder:



So ist denn das ganze Leben nur ein ewiger Wechsel von düsterer Wirklichkeit und flatternden Träumen von Glück. Einen Hafen giebt es nicht: Du wirst von den Wellen hin und her geworfen, bis Dich das Meer verschlingt. Das wäre ungefähr das Programm für den ersten Satz.

Der zweite Satz zeigt das Leid in einem anderen Stadium. Es ist jenes melancholische Gefühl, welches Einen umwebt, wenn man abends allein zu Hause sitzt, erschöpft von der Arbeit; das Buch, welches man zum Lesen genommen hat, ist den Händen entglitten; ein ganzer Schwarm von Erinnerungen taucht auf. Wie traurig, dass so Vieles schon *gewesen* und *vergangen* ist, und doch ist es angenehm der jungen Jahre zu gedenken. Man bedauert die Vergangenheit und hat nicht den Mut, nicht die Lust, ein neues Leben zu beginnen. — Man ist etwas lebensmüde. Man möchte sich erholen und zurückblicken, manche Erinnerung auffrischen. Man denkt an frohe Stunden, da das junge Blut noch schäumte und sprudelte und Befriedigung

im Leben fand. Man denkt auch an traurige Momente, an unersetzliche Verluste. Das Alles liegt schon so weit, so weit. Traurig ist's und doch so süss in der Vergangenheit zu grübeln.

Im dritten Satz ist kein bestimmtes Gefühl zum Ausdruck gekommen. Das sind kapriziöse Arabesken, unfassliche Figuren, welche in der Einbildung dahinhuschen, wenn man etwas Wein getrunken hat und ein wenig berauscht ist. Die Stimmung ist weder lustig noch traurig. Man denkt an Nichts; man lässt der Phantasie freien Lauf, und sie gefällt sich im Zeichnen der merkwürdigsten Linien. Plötzlich taucht in der Erinnerung das Bild eines betrunkenen Bäuerleins auf und ein Gassenliedchen.... In der Ferne hört man Militärmusik vorbeiziehen. Das sind eben die unzusammenhängenden Gebilde, welche beim Einschlummern in unserem Hirn entstehen und vergehen. Mit der Wirklichkeit haben sie Nichts zu thun: sie sind unverständlich, bizarr, zerrissen.

Vierter Satz. Wenn Du in dir selber keine Freude findest, so schau um dich. Gehe ins Volk. Siehe, wie es versteht, lustig zu sein, wie es sich voll und ganz seinen freudigen Gefühlen ergiebt. Das Bild eines Volksfestes. Kaum hast Du dich selbst vergessen, kaum hast Du Zeit gehabt, im Anblick der Freude anderer Menschen zu versinken, als auch schon das unermüdliche *Fatum* Dir wiederum seine Nähe verkündet. Die andern Menschenkinder kehren sich aber wenig an Dich. Sie schauen Dich garnicht an, sie merken es garnicht, dass Du einsam und traurig bist. Oh, wie sie sich freuen, wie sie glücklich sind! Und Du willst behaupten, dass Alles in der Welt düster und traurig sei? Es giebt doch noch Freude, einfache urwüchsige Freude. Freue Dich an der Freude Anderer und — Du kannst noch leben.

Das ist Alles was ich Ihnen in Betreff der Symphonie sagen kann, meine teure Freundin. Selbstverständlich sind meine Worte nicht klar und nicht erschöpfend genug. Darin liegt aber die Eigenart der instrumentalen Musik, dass sie sich nicht analysieren lässt.

Es ist schon spät. Ueber Florenz schreibe ich Ihnen dieses Mal nichts, ausser—dass ich für mein ganzes Leben diese Stadt in gutem Andenken behalten werde.

P. S. Als ich den Brief ins Couvert stecken wollte, fiel mir ein, ihn noch einmal durchzulesen. Ich erschrak ob der Unvollständigkeit und Unklarheit des Programms, welches ich ent-

worfen habe. Zum ersten Mal in meinem Leben bot sich mir die Gelegenheit, meine musikalischen Ideen und Gestalten in Worte und Phrasen zu fassen. Diese Aufgabe habe ich nur schlecht gelöst. Im vorigen Winter war ich permanent verstimmt, als ich an dieser Symphonie arbeitete, und sie ist ein richtiger Wiederhall meiner damaligen Gefühle. Aber wirklich nur ein *Wiederhall.* Wie soll man ihn in klare und bestimmte Wortfolgen zwängen?— weiss nicht, verstehe es nicht. Vieles habe ich auch schon vergessen. Nur ganz allgemeine Erinnerungen an die Leidenschaftlichkeit und Trübseligkeit meiner Empfindungen sind mir geblieben. Ich bin sehr, sehr neugierig, was meine Moskauer Freunde sagen werden.

Den gestrigen Abend habe ich im Volkstheater verbracht und sehr viel gelacht. Der Humor der Italiener ist grobkörnig, entbehrt jeglicher Feinheit und Grazie, reisst aber alles mit sich fort".

An Frau von Meck:

„Florenz, d. 20. Febr. 1878.

.....Heute ist der vorletzte Tag des Karnevals. Die Strassen sind ausserordentlich bewegt, doch lange nicht so, wie es um diese Zeit in Rom der Fall sein soll. Man sieht verschiedene Gruppen verkleideter aber nicht maskierter Männer, welche Chorlieder singen. Auf dem Lungarno und in den „Cascine", wo ich heute Vormittag spaziert habe, war ein grosses Gedränge; man sah viele reiche Equipagen, in denen elegante und ausgeputzte Damen und Herren sassen. Nachmittags begab ich mich in eines der unzähligen Theater, wo eine neue Oper eines unbekannten Maestro, „I falsi monetari", zum ersten Mal gegeben werden sollte. Jenes Theater heisst „Arena Nazionale" und ist früher offenbar ein kolossaler Cirkus gewesen. Die Billigkeit der Plätze hat mich in Erstaunen versetzt. Ich habe 70 centimes Entrée bezahlt und noch 50 für posto distinto d. h. für einen der besten Plätze. Das Publikum war sehr zahlreich erschienen, die Männer rauchten, vom Gesang war fast garnichts zu hören, die Musik zeichnete sich durch höchstgradige Banalität und Talentlosigkeit aus, dazu herrschte eine so drückende Hitze in dem überfüllten Raum, dass ich kaum bis zum Schluss des ersten Aktes darin ausharren konnte und zur Einsicht gelangte, ein Spaziergang in der frischen Luft sei viel ange-

nehmer. Die Nacht ist entzückend: so warm, dazu der sternklare Himmel. Das herrliche Italien! Nach Hause zurückgekehrt, erwachte in mir die Lust, mit Ihnen zu plaudern, meine unvergleichliche Freundin.

Das Fenster ist offen; mit Wonne atme ich die nächtliche Kühle nach einem heissen Frühlingstag ein. Mit Gruseln denke ich an meine ferne und unaussprechlich liebe Heimat! Da haust noch der Winter. Sie sitzen wahrscheinlich am Kamin. An Ihrem Hause gehen in Pelze gehüllte Gestalten vorbei; Stille ringsum, welche infolge der Schlittenbahn durch kein Wagenrollen unterbrochen wird. Und doch denke ich mit Liebe an diesen Winter. Ich habe ihn gern, diesen langen starren Winter. Wie schön ist es dann, wie bezaubernd, wenn unser Frühling urplötzlich mit seiner hehren Kraft einsetzt! Wie liebe ich die Ströme geschmolzenen Schnees, jenes belebende und aufmunternde Etwas, was in der Luft zittert! Mit welcher Freude begrüsst man den ersten grünen Grashalm, die erste Saatkrähe, die Ankunft der Lerchen und unsrer andern sommerlichen Gäste! Hier naht der Frühling langsamen Schritts, nach und nach, so dass er sich garnicht mit Bestimmtheit feststellen lässt.

.....Erinnern Sie sich vielleicht jenes Knaben, von dessen rührend schöner Stimme ich Ihnen einst aus Florenz geschrieben habe? Vor einigen Tagen begegnete ich einigen Strassensängern und wandte mich mit der Frage an sie, ob ihnen der betreffende Knabe bekannt sei. Sie kannten ihn und gaben mir das Versprechen, ihn um 9 Uhr auf den Lungarno zu bringen. Punkt 9 erschien ich an Ort und Stelle. Der Mann, welcher mir das Versprechen gegeben hatte, war bereits da, und auch der Knabe. Eine ganze Menge Neugieriger standen um ihn herum. Da die Menge immer anschwoll, so rief ich ihn zur Seite und führte ihn in eine Nebenstrasse. Ich zweifelte ob es derselbe Knabe sei. „Sie werden hören, sagte er, sobald ich Ihnen vorsinge, dass ich es wirklich bin. Sie gaben mir damals ein silbernes 50 cms Stück". Diese Worte wurden von einer herrlichen in die tiefste Tiefe des Herzens dringenden Stimme gesprochen. Was mit mir geschah, als er anfing zu singen, ist garnicht zu beschreiben.

Ich weinte, ich zitterte, ich zerschmolz vor lauter Entzücken. Er sang wieder „Perche tradirmi, perche lasciarmi". Ich erinnere mich nicht, dass ein einfaches Volkslied jemals einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hat.

Diesmal hat mich der Knabe mit einem neuen reizenden Liedchen bekannt gemacht, so dass ich die Absicht habe, mir dasselbe noch einige Mal vorsingen zu lassen, um Text und Melodie zu notieren [1]). Dieses Kind dauert mich sehr! Es wird offenbar von seinem Vater, seinem Onkel und seinen andern Verwandten ausgebeutet. Jetzt, zur Zeit des Karnevals, muss er von früh morgens bis zum späten Abend singen, und wird solange singen bis die Stimme auf Nimmerwiederkehr verschwindet. Heute schon ist die Stimme nicht mehr so frisch wie damals, als wenn sie einen kleinen Riss bekommen hätte. Dieser kleine Riss erhöht aber merkwürdiger Weise die Anmut des phänomenal sympatischen Organs. Das wird aber nicht lange dauern. Würde er das Kind einer wohlhabenden Familie sein, so könnte er vielleicht ein berühmter Künstler werden. Man muss einige Zeit in Italien gelebt haben, um der Gesangskunst der Italiener die gebührende Anerkennung zu zollen. Jeden Augenblick hört man auf der Strasse prachtvolle Stimmen, auch in diesem Moment höre ich in der Ferne einen wunderschönen Tenor, der aus vollem Halse irgend ein Lied in die weite Welt hinausschmettert. Aber selbst wenn die Stimme nicht besonders schön ist, kann sich jeder Italiener rühmen, von Natur aus Sänger zu sein. Sie haben alle eine richtige „emission" und verstehen, aus der Brust heraus zu singen, nicht aus der Kehle und nicht durch die Nase, wie bei uns".

VII.

An A. Tschaikowsky:

„Sonnabend, d. 25. Febr. 1878.

Gestern um 7 sind wir in Genf angekommen. Du glaubst garnicht, wie langweilig öde und prosaisch Genf ist, zumal wenn man aus Florenz kommt, welches dank dem schönen Frühlingswetter sich in eine geradezu phantastisch-prachtvolle Stadt verwandelt hat".

1) Diese Melodie hat Peter Iljitsch später in dem Lied „Pimpinella" verwendet. (Op. 38 № 6).

An Frau von Meck:

„Clarens, d. 28. Febr. 1878.

.....Das Wetter ist miserabel. Es regnet ununterbrochen; die Berge sind durch Wolken verdeckt, welche garnicht den Anschein haben sich bald zerstreuen zu wollen. Das ist nach dem ewig blauen Himmel Italiens sehr niederdrückend. Dafür ist es hier aber so still, so ruhig! Wie gemütlich sind unsere Zimmer, wie angenehm wird sich's hier arbeiten lassen!"

An Frau von Meck:

„Clarens, d. 3. März. 1878.

Meine Zeit habe ich mir folgendermaassen eingetheilt: um 8 wird aufgestanden. Nach dem Thee unternehmen wir einen kleinen Spaziergang, so weit das Wetter es gestattet. Dann schliesse ich mich bis 1½ Uhr in mein Zimmer ein und arbeite. Ich möchte im Laufe des bevorstehenden Monats eine Anzahl kleiner Stücke schreiben. Es arbeitet sich hier sehr gut, ich bin aber trotz dem noch nicht in jene Stimmung hereingekommen, in welcher es sich, so zu sagen, von selbst arbeitet, d. h. wenn man sich keinen Zwang anzuthun braucht, sondern nur dem inneren Drang gehorcht. Am schlimmsten ist es, der *Unlust* zum Schreiben nachzugeben. Mann muss sich stets warmhalten, sonst kommt man nicht weit. Ich habe mir vorgenommen, jeden Morgen -es koste, was es wolle— irgend Etwas zu Stande zu bringen und werde das so lange fortsetzen, bis eine günstige Kompositionsstimmung über mich kommt.

Die Zeit zwischen Mittag und Abendessen, welches um 7 Uhr stattfindet, widme ich dem Spazierengehen; da man aber in den letzten Tagen unmöglich ausgehen konnte, so habe ich statt dessen sehr viel musiziert. Heute habe ich den ganzen Tag mit Kotek gespielt. Ich habe schon so lange keine gute Musik gehört und gespielt, dass ich mich mit ausserordentlichem Genuss dieser Beschäftigung hingebe. Ist Ihnen die „Symphonie espagnole" von dem französischen Komponisten Lalo bekannt? Dieses Stück hat der jetzt sehr moderne Geiger Sarasate aufgebracht. Es ist für eine Solo-Violine mit Orchesterbegleitung geschrieben und besteht aus 5 selbständigen Theilen, die spanische Volksweisen zum Inhalt haben. Das Stück hat mir grosses Vergnügen bereitet. Es ist von einer wohlthuen-

den Frische und Leichtigkeit, dazu pikante Rytmen und schön harmonisierte Melodieen. Es hat viel Aehnlichkeit mit andern mir bekannten Werken der französischen Schule, welcher Lalo angehört. Gleich Léo Délibes und Bizet vermeidet er auf das sorgfältigste alles Routinenmässige, sucht neue Formen, ohne tiefsinnig sein zu wollen, sorgt mehr für *musikalische Schönheit* überhaupt, als für Respektierung der alten Traditionen, wie es die Deutschen thun. Die junge französische Komponistengeneration ist wirklich sehr vielversprechend.

Den Rest des Abends bringe ich mit Lesen oder Briefschreiben zu".

An Frau von Meck:

„Clarens, d. 5. März, 1878.

Es ist mir ausserordentlich angenehm, mit Ihnen über das von mir angewendete Kompositionsverfahren zu plaudern. Bis jetzt hatte ich noch niemals Gelegenheit, Jemandem diese geheimsten Aeusserungen meines geistigen Lebens anzuvertrauen, eines theils, weil sich nur sehr Wenige dafür interessiert haben, andern theils, weil diese Wenigen mir keine Lust zum Antworten einzuflössen vermochten. Doch Ihnen, gerade Ihnen, teile ich die Détails des Kompositionsprozesses ausserordentlich gern mit, denn in Ihnen habe ich ein Wesen gefunden, welches ein grosses Feingefühl und Verständniss für meine Musik besitzt.

Glauben Sie denen nicht, die Sie zu überzeugen versuchen, dass die musikalische Komposition nur eine kalte Vernunftarbeit ist. Nur diejenige Musik ist im Stande zu rühren und zu erschüttern, welche aus der Tiefe einer durch Inspiration angeregten Künstlerseele herausgequollen ist. Es unterliegt keinem Zweifel, dass selbst die grössten musikalischen Geister manchmal ohne Inspiration gearbeitet haben. Dieser Gast erscheint nicht immer gleich auf den ersten Ruf. *Arbeiten* muss man immer und ein ehrlicher Künstler darf nicht die Hände in den Schoss legen unter dem Vorwand, es fehle ihm die Stimmung. Wenn man auf *Stimmung* warten wollte, ohne ihr entgegen zu kommen, könnte man sehr leicht *faul* und *apatisch* werden. Man muss Geduld haben und glauben, dass die Inspiration zu demjenigen kommen wird, der seine *Unlust* bemeistern kann. Heute noch ist es mir so gegangen. Vor einigen Tagen schrieb ich Ihnen, dass ich täglich arbeite aber

ohne rechte Begeisterung. Würde ich meiner Unlust nachgegeben haben, so hätte iche mich gewiss für längere Zeit dem Nichtsthun hingegeben. Doch der Glaube und die Geduld verlassen mich nie, und heute früh erfasste mich jenes unerklärliche Feuer der Begeisterung, von dem ich Ihnen sprach: und dank welchem ich im voraus weiss, dass alles heute von mir Niedergeschriebene die Eigenschaft haben wird, Herzen zu rühren und Eindruck zu machen. Ich hoffe, dass es Ihnen nicht als Eigenlob erscheinen wird, wenn ich Ihnen sage, dass ich nur sehr selten unter jener Arbeitsunlust zu leiden habe. Ich schreibe es dem Umstand zu, dass ich mit Geduld ausgerüstet bin. Ich habe es gelernt, mich zu beherrschen, und bin glücklich, dass ich nicht in die Fusstapfen derjenigen meiner russischen Kollegen getreten bin, welche misstrauisch zu sich selbst und ungeduldig sind, und bei der geringsten Schwierigkeit die Flinte ins Korn werfen. Daher kommt es, dass sie trotz grosser Begabung so Weniges und so Dilettantenhaftes hervorbringen.

Sie fragen mich, wie ich es mit der Instrumentation halte? Ich komponiere niemals *abstrakt*, d. h. der musikalische Gedanke erscheint mir niemals anders, als in einer entsprechenden Bekleidung. Auf diese Weise erfinde ich die musikalische Idee gleichzeitig mit der Instrumentation. Folglich dachte ich mir das Scherzo unserer Symphonie—als ich es komponierte—gerade so, wie Sie es gehört haben. Es ist garnicht anders denkbar, als pizzicato. Wollte man es mit dem Bogen gestrichen spielen, so würde es seinen ganzen Reiz verlieren und ein Körper ohne Geist werden.

In Betreff des spezifisch russischen Elements in meinen Kompositionen will ich Ihnen sagen, dass ich nicht selten mit der Absicht eine Arbeit beginne, die eine oder andere Volksmelodie in ihr zur Durchführung zu bringen. Manches Mal kommt es jedoch von selbst, unbeabsichtigt (so zum Beispiel im Finale unserer Symphonie). Was meine volksliederähnlichen Melodieen und Harmonieen anbelangt, so sind sie eine Folge davon, dass ich auf dem Lande aufgewachsen und schon in frühester Kindheit von der unbeschreiblichen Schönheit der für die russische Volksmusik charakteristischen Züge durchdrungen worden bin, so wie davon, dass ich das russische Element in allen seinen Aeusserungen leidenschaftlich liebe, kurz, dass ich ein *Russe* bin, in vollsten Sinne des Wortes.

Ausser den kleinen Stücken arbeite ich augenblicklich an einer Sonate für Klavier und an einem Violinkonzert.

An N. F. von Meck:

„Clarens, d. 7. März 1878.

Das winterliche Wetter will garnicht aufhören. Heute schneit es den ganzen Tag. Nichtsdestoweniger langweile ich mich garnicht, und die Zeit vergeht beim Arbeiten sehr schnell. Die Sonate und das Konzert interessieren mich sehr. Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich ein neues Stück zu arbeiten begonnen, ohne das vorherige beendet zu haben. Bis jetzt habe ich stets die Regel befolgt, nicht eher eine neue Arbeit in Angriff zu nehmen, als bis die alte abgschlossen ist. Diesmal geschah es jedoch, dass ich der Lust nicht widerstehen konnte, das Konzert zu skizziren und habe mich davon so hinreissen lassen, dass die Sonate bei Seite geworfen wurde; doch kehre ich nach und nach zu ihr zurück.

Mit dem grössten Vergnügen habe ich die beiden Bücher des „Russichen Altertums“ durchgelesen. Da sie schon zerschnitten waren, nehme ich an, dass Sie sie bereits gelesen haben. Nicht wahr, meine liebe Freundin, die Briefe Seroff's sind doch sehr interessant? Zumal für mich, denn jene Epoche, auf welche sich die Briefe beziehen, ist mir sehr gut in Erinnerung. Gerade in der Zeit, als die „Judith“ aufgeführt wurde, habe ich die Bekanntschaft Seroff's gemacht und vielen Proben dieser Oper beigewohnt. Sie hat damals helle Begeisterung in mir entfacht und ich hielt Seroff für einen genialen Mann. In der Folge habe ich aber an ihm—nicht nur als Menschen, sondern auch als Komponisten—eine grosse Enttäuschung erlebt. Als Mench ist er mir übrigens seit jeher unsympatisch gewesen. Sein kleinlicher Ehrgeiz und seine Selbstverherrlichung, welche sich in höchst naiven Formen äusserten, kamen mir sehr abstossend und für einen so talentvollen und klugen Mann unbegreiflich vor. Denn klug war er ausserordentlich, trotz ber ganzen Kleinlichkeit seiner Selbstliebe.

Jedenfalls war er eine sehr interessante Persönlichkeit. Bis zu seinem 43—sten Iahr hatte er noch *Nichts* geschrieben; er hatte nur Versuche gemacht, geriethoft in Begeisterung von sich selbst, oder verlor gänzlich den Muth. Endlich begann er nach 25—„jährigem Hin-und-herpendeln

die Komposition der „Judith“ und versetzte alle Welt in Erstaunen. Man hatte von ihm eine langweilige, talentlose und auf den grossen Opernstyl Anspruch machen wollende Musik erwartet; man hatte geglaubt, dass ein Mann, der ein so reifes Alter erreicht hatte, ohne sich bis dahin als Komponist bethätigt zu haben, kein grosses Talent sein könne und—man hatte sich geirrt. Der 43-jährige Neuling stellte sich dem Publikum und der Petersburger musikalischen Welt in einer Oper vor, welche in jeder Beziehung *schön* genannt zu werden verdiente und an keiner Stelle verrieth, dass sie das Erstlingswerk des Autors war Ich weiss nicht, meine liebe Freundin, ob Sie „Judith“ kennen; diese Oper weist sehr viele Vorzüge auf. Sie ist sehr warmblütig und erreicht stellenweise einen sehr hohen Grad von Stimmungszauber und Kraft. Sie hatte einen sehr ansehnlichen Erfolg beim Publikum davon getragen und in musikalichen Kreisen, namentlich unter der Jugend, sogar Enthusiasmus hervorgerufen. Seroff, welcher bis dahin ungekannt ein sehr bescheidenes Leben geführt und sogar gegen die Not anzukämpfen gehabt hatte, wurde plötzlich der Held des Tages, der Abgott verschiedener musikalischen Kreise, eine Berühmtheit. Dieser unerwartete Erfolg war ihm zu Kopf gestiegen, er hielt sich selbst für ein Genie. Merkwürdig ist die Naivetät, mit welcher er in seinen Briefen sich selber Lob spendet, seinen noch nie da gewesen originellen Styl und die Schönheit seiner Melodien verherrlicht. Und doch hat sich Seroff zwar als begabter Mensch, aber nicht als ein Talent ersten Ranges erwiesen. Seine zweite Oper „Rogneda“ ist bereits ein viel weniger hervorragendes Werk. In ihr hascht er nach Effekten, verfällt oft in Gemeinheit und Banalität und bemüht sich durch rein materialistische Grobheiten dem Pöbel zu imponieren. Das ist um so merkwürdiger, da er als eifriger Wagnerianer in Wort und Schrift gegen Meyerbeer's Effekthascherei und vulgären Styl loszieht.. „Des Feindes Macht“ ist noch schwächer. Im Resultat ist Seroff eine ganz eigentümliche und sehr interessante Erscheinung in der Musikgeschichte. Betrachtet man seine zahlreichen kritischen Aufsätze, so bemerkt man, dass seine Theorieen ganz und garnicht mit der Praxis übereinstimmten, d. h. dass er seine Musik in einem seiner Kritik diametral entgegengesetzten Sinne komponierte. Ich halte mich deshalb über Seroff auf, weil ich mich unter dem Eindruck seiner Gestern von mir durchgelesenen Briefe befinde und Heute

den ganzen Tag an ihn denken muss. Ich erinnere mich an jenen Hochmut, welchen er mir gegenüber zur Schau trug, und wie ich damals wünschte, von ihm anerkannt zu werden. Ich weiss noch, wie dieser talentvolle, sehr kluge und universal gebildete Mann die Schwäche hatte, Niemandem Anerkennung zu zollen, als sich selbst, wie er Andere um ihre Erfolge beneidete, wie er diejenigen, welche in seiner Kunst berühmt waren, geradezu hasste und wie oft er den allerkleinlichsten egoistischen Anwandlungen unterlag. Anderseits möchte man ihm das Alles verzeihen, um der Leiden willen, die er durchgelitten bevor ihn der Erfolg aus der Armut herausgerissen hatte und er hatte männlich und stark sein Unglück getragen aus Liebe zur Kunst. Er hätte nach seiner Herkunft, Erziehung und nach seinen Verbindungen eine glänzende Karriere machen können, aber die Lust zur Musik behielt die Oberhand. Wie schmerzlich war es mir, in seinen Briefen zu lesen, dass er in seinem Elternhaus nicht nur keine Stütze, keine Ermutigung gefunden hatte, sondern im Gegenteil—Spott, Misstrauen und Feindseligkeit!

Im Schicksal Seroff's findet sich noch eine Eigentümlichkeit. Er hat der Welt nicht viel hinterlassen: nur drei Opern. Von diesen sind zwei mittelmässig und eine *sehr gut*. Diese einzige gute Oper ist bis Heute noch *nicht veröffentlicht* dank der Verrücktheit seines Verlegers Stellowsky's.

Ich weiss nicht, wie ich Ihnen danken soll, meine Teuere, für die Zusendung der Gedichtsammlungen. Ganz besondere Freude macht mir A. Tolstoi, den ich sehr gern habe und werde—unabhängig von der Absicht, einige seiner Texte für Liederkompositionen zu verwenden — mit Vergnügen seine grösseren Dichtungen wieder durchlesen. Namentlich interessiere ich mich für den Don-Juan, den ich schon vor längerer Zeit gelesen habe".

An N. F. von Meck:

„Clarens, d. 14. März 1878.

Eben habe ich die Zeitung gelesen und bin ganz niedergeschlagen. Ein Krieg steht ausser Zweifel bevor. Das ist schrecklich. Es scheint mir, dass ich jetzt—da ich nicht mehr durch eigenes persönliches Unglück von dem allgemeinen abgelenkt bin — viel intensiver alle Wunden mitfühlen kann, welche unserem Vaterland beigebracht

werden obwohl ich nicht daran zweifle, dass zuletzt Russland und überhaupt die slavische Welt triumphieren wird, schon allein deshalb dass auf unserer Seite die Wahrheit und Ehrlichkeit liegt. Ich freue mich, dass ich während des Krieges in Russland sein werde. Wie viele unangenehme Momente sind mir in der Fremde beschieden gewesen! Wie oft sah ich, mit welcher Schadenfreude jede Nachricht von dem geringsten Missgeschick auf unserer Seite in Empfang genommen wurde, und umgekehrt, welchen Aerger ein jeder unserer Siege hervorrief. Hoffentlich geht dieser Kelch an uns vorüber.

....Wenn es darauf ankommt, können bei uns für Alles tüchtige Männer gefunden werden—nur mit einer einzigen Ausnahme. Ich rede jetzt von meinem Fach. Sei es, dass das Konservatorium von dem despotischen Arm Rubinstein's etwas gewaltsam in die Moskauer Verhältnisse gepflanzt worden ist, oder sei es, dass die Theorie der Musik dem russischen Gehirn überhaupt nicht recht verständlich ist, jedenfalls ist nichts schwerer, als einen guten Theorielehrer zu finden. Ich komme aus dem Grunde darauf zu sprechen, weil ich sehr wohl weiss, dass ich—obwohl ich meine schulmeisterliche Begabung sehr gering schätze und die pädagogische Thätigkeit geradezu hasse — dem Konservatorium dennoch unentbehrlich bin. Wenn ich meine Professur aufgeben wollte, so würde man kaum einen geeigneten Nachfolger finden können. Das ist der Grund, weshalb ich es für meine Pflicht halte, solange im Konservatorium zu bleiben, bis ich die Ueberzeugung gewinnen werde, dass es durch meinen Abgang nichts verliert.— Das Alles sage ich, Ihnen meine Teure, weil ich in der letzten Zeit sehr viel daran gedacht habe ob es sich nicht würde machen lassen, diese schwere Last von meinen Schultern zu wälzen. Wie unangenehm werde ich namentlich jetzt, nach monatelanger Erholung meinen Lehrerberuf empfinden. Ich kann Ihnen nicht einmal einen annähernd richtigen Begriff davon machen, wie niederträchtig diese Thätigkeit für einen Menschen ist, der keine Neigung für sie spürt. In der männlichen Abteilung habe ich zwar eine ganze Menge sehr mangelhaft entwickelte Jünglinge vor mir, die aber Musiker von Fach werden wollen: Geiger, Waldhornbläser, Lehrer u. s. w. Obschon es sehr schwer ist, 12 Jahr hintereinander solchen Jünglingen klar zu machen, dass ein Dreiklang aus Terz und Quinte besteht, so habe ich hier wenigstens das Gefühl, dass ich ihnen

notwendige Kenntnisse beibringe. Hier bin ich wenigstens nützlich. Aber die Damenklassen!

O mein Gott! Von 60 oder 70 Fräulein, welche die Harmonielehre bei mir durchnehmen, sind es höchstens 5, die es in der Musik zu Etwas bringen werden. Alle anderen sind ins Konservatorium gekommen, blos um irgend eine Beschäftigung zu haben, oder aus Gründen, welche die Musik nichts angehen. Dabei kann man nicht behaupten, dass die jungen Damen unverständiger oder fauler wären als die Jünglinge. Eher umgekehrt: die Damen sind gewissenhafter und fleissiger, ja sogar aufnahmefähiger. Sie machen sich mit einer neuen Regel viel schneller vertraut, — aber nur bis zu einer gewissen Grenze. So wie es gilt, die betreffende Regel nicht mechanisch, sondern aus eigener Initiative anzuwenden, werden all diese jungen Damen geradezu unausstehlich, obwohl sie möglicherweise von den besten Absichten erfüllt sind. Ich verliere oft meine ganze Geduld, ja meinen Verstand, ich sehe und höre nichts, was um mich herum geschieht und bekomme einen unbeschreiblichen Wutanfall. Ich glaube, dass ein Anderer, ein Geduldigerer viel bessere Resultate erzielen könnte. Dass Schlimmste, was mich in Verzweiflung bringt, ist das Bewusstsein, dass Alles *umsonst* ist: eine blosse Komödie! Aus der ganzen Masse der von mir unterrichteten Konservatoriumsschülerinnen ist nur eine ganz geringe Anzahl mit ernstlichen Zielen in das Konservatorium eingetreten! Wie Wenige sind es, die es wert sind, dass man um ihretwillen sich abquält, abmüht und aus der Haut fahren möchte, wie Wenige, für welche mein Unterricht wirklich von Bedeutung ist! Noch viele andere unangenehme Seiten hat meine Lehrthätigkeit. Und dennoch: ich *muss*, ich bin *verpflichtet*, sie fortzusetzen.

Es hat mich sehr gefreut, was Sie mir da von der Teilnahme meiner Schüler schreiben. Es wollte mir immer seheinen, dass sie mich allesammt hassen müssen für meine Reizbarkeit, welche oft alle Grenzen des Anstandes überschritten hatte, für mein unaufhörliches Schelten und beständige Unzufriedenheit. Es war mir sehr angenehm, sich vom Gegenteil überzeugen zu lassen".

An P. I. Jurgenson:

„Clarens, d. 15. März 1878.

.... Das Violinkonzert eilt seinem Ende entgegen. Ich bin ganz zufällig auf diese Idee gekommen, habe mich

hingesetzt, wurde von der Arbeit hingerissen, und jetzt sind die Skizzen fast ganz fertig. Ueberhaupt droht Dir eine ganze Menge meiner neuen Schreibereien: 7 kleine Stücke, 2 Lieder und eine angefangene Klaviersonate. Ende des Sommers werde ich wohl einen ganzen Eisenbahnwagen in Anspruch nehmen müssen, um Dir Alles zuzustellen. Ich kann mir vorstellen, wie energisch Du ausrufen wirst: „Dass dich der Teufel hole!“ Bist selbst daran schuld, Freund! Warum hast Du Dich überhaupt mit mir eingelassen? Ich will hier noch zwei bis drei Wochen bleiben. Zu Ostern werde ich schon in Kamenka sein. Dich werde ich vor dem Herbst nicht wiedersehen dafür wollen wir aber dann gleich in eine Kneipe gehen und einen tüchtigen Trunk besorgen. Ueberhaupt kann ich mich merkwürdigerweise in Moskau garnicht anders denken, als in der Kneipe sitzend und ein Fläschchen nach dem anderen leerend“.

An Frau von Meck:

„Clarens, d. 16. März 1878.

Gestern erhielt ich Ihren Brief mit der Nachricht von dem Konzert Rubinstein's. Es freut mich sehr, dass mein Konzert Ihnen gefallen hat. Ich war von je her überzeugt, dass Nikolai Gregorjewitsch dasselbe ausgezeichnet spielen würde. Ursprünglich war das Stück für ihn bestimmt und für seine immense Virtuosität berechnet. Aus Ihrem Brief ersehe ich mit Freuden, dass Sie alle Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Musik aufmerksam verfolgen. Kaum ist ein neues Konzert von Bruch erschienen, und Sie kennen es bereits; mir ist es nicht bekannt. Auch kenne ich nicht das Konzert von Goldmark, welches Sie erwähnen. Ich kenne nur ein einziges Orchesterstück von ihm: die Ouverture zu „Sakuntala“ und ein Quartett. Beide Stücke sind talentvoll und sympatisch. Goldmark ist einer der wenigen deutschen Komponisten mit etwas Eigenart und frischer Erfindungsgabe.

Warum lieben Sie Mozart nicht? In dieser Beziehung gehen unsere Meinungen auseinander, meine liebe Freundin. Ich habe Mozart nicht nur gern, sondern ich vergöttere ihn. Die schönste aller je geschriebenen Opern ist für mich „Don Juan“. Sie, die Sie über ein so feines musikalisches Gefühl verfügen,—Sie müssten diesen idealen und reinen Künstler eigentlich auch verehren. Es ist wahr, Mo-

zart ging mit seinen Kräften zu verschwenderisch um und schrieb oft ohne Inspiration, der Not gehorchend. Lesen Sie seine Lebensbeschreibung im ausgezeichneten Buch Otto Jahn's, und Sie werden sehen, dass er nicht anders handeln konnte. Aber selbst bei Bach und Beethoven findet man eine ganze Menge minderwertiger Kompositionen, welche es garnicht verdienen neben ihren Meisterwerken genannt zu werden. Das ist die Macht des Geschicks, welches sie zwang, ihre Kunst manchmal zum Handwerk zu degradieren. Betrachten Sie aber Mozart's Opern, zwei oder drei seiner Symphonieen, sein Requiem, die sechs Haydn gewidmeten Quartette und das D-moll Streich-Quintett. Finden Sie denn garkeinen Reiz an all'diesen Werken? Zwar ergreift Mozart nicht so tief wie Beethoven, er holt nicht so weit aus, denn er war auch im Leben bis ans Ende seiner Tage ein sorgloses Kind, seiner Musik fehlt jene subjektive Tragik, welche so kraft-und-machtvoll bei Beethoven zum Ausdruck kommt. Doch hat ihn dieser Mangel nicht gehindert einen objektiv tragischen Typus zu schaffen, das herrlichste und erstaunlichste aller jemals durch die Musik charakterisierten menschlichen Wesen. Ich meine die Donna Anna im „Don Juan". O wie schwer ist es, einen Andern dasselbe in einem Musikstück finden und sehen zu lassen, was man selbst darin findet. Ich bin nicht im Stande, Ihnen wiederzugeben, was ich beim Anhören des „Don Juan" empfunden habe, namentlich bei der Scene, da die erhabene Gestalt der rachsüchtigen und stolzen Schönen Donna Anna auf der Bühne erscheint. In keiner andern Oper hat mich Etwas so stark ergriffen. Und weiter die Stelle, da Donna Anna in der Person Don Juan's jenen Mann erkennt, der ihren Stolz beleidigt und ihren Vater getödtet hat, da ihr Zorn in jenem genialen Recitativ, wie ein reissender Strom zum Durchbruch kommt, und noch weiter jene herrliche Arie, wo man aus jedem Akkord, aus jedem Orchesterstrich ihren Zorn und ihren Stolz herausfühlt — da zittere vor Entsetzen, ich könnte schreien und weinen vor der erdrückenden Macht des Eindrucks. Und ihr Jammer über der Leiche des Vaters, und das Duett mit Don Ottavio, in welchem sie Rache schwört und ihr Arioso im grossen Sextett auf dem Friedhof — das sind unerreichbare, kolossale Operngebilde!

Ich bin so verliebt in die Musik des „Don Juan", dass ich in diesem Augenblick, während ich Ihnen schreibe,

vor Rührung und Aufregung weinen möchte.... In der Kammermusik besticht mich Mozart durch die Reinheit und Anmut der Form, sowie durch die wunderbare Schönheit der Stimmführung. Manche Stellen sind auch hier im Stande, den Augen Thränen zu entlocken. Ich nenne nur das Adagio des D-moll Quintetts. Noch nie hat es Einer verstanden, das Gefühl der demütigen und hilflosen Traurigkeit so schön in der Musik wiederzugeben. So oft Laub dieses Adagio spielte, musste ich mich in die entfernteste Ecke des Saals verstecken, um nicht zu verraten, was in mir vorging.

Bitte lesen Sie doch die umfangreiche, aber interessante Mozartbiographie Otto Jahn's. Sie werden sich überzeugen, was für ein herrlicher, makelloser und unendlich guter Mensch Mozart gewesen ist. Seine Musik komponierte er, so wie die Nachtigallen singen d. h. ohne viel zu tifteln, ohne sich Gewalt anzuthun. Und wie leicht fiel ihm das Komponieren. Er hat niemals Skizzen gemacht. Seine Genialität war so hervorragend, dass er alle seine Werke sofort in Partitur niedergeschrieben hat. Er pflegte sie bis zu den kleinsten Details im Kopf auszuarbeiten. Für ihn gab es keine Schwierigkeiten. Schon als 10-jähriger Knabe beherrschte er bis zur Vollkommenheit die Technik seines Fachs. Er führte ein sehr unregelmässiges Leben. Wo er die Zeit hernahm, um das zu schaffen, was er geschaffen hat, ist einfach unerklärlich. Sein Schüler Hummel hat als Knabe bei ihm gewohnt und wusste später viel Interessantes darüber zu erzählen. Den Unterricht hat ihm Mozart sehr nachlässig erteilt, d. h. sehr selten und zu ganz ungewöhnlichen Stunden. Wenn er Nachts spät nach Hause kam, weckte er den kleinen Hummel und gab ihm die Musikstunde. Aber seine Güte und sein kindlicher Frohmut waren so bezaubernd, dass Hummel ihn enthusiastisch verehrte. Er wurde von Allen geliebt. Er hatte einen schönen gleichmässigen Charakter, von Stolz keine Spur. So oft er mit Haydn zasammenkam, bezeugte er ihm seine Hochachtung in den glühendsten und herzlichsten Ausdrücken. Die Reinheit seiner Seele war absolut. Er kannte keinen Neid, keine Rachsucht und keine Missgunst. Ich glaube, dass alles das auch aus seiner Musik herausklingt, deren Eigenschaft es ist, die Menschen zu versöhnen, zu erleuchten, zu liebkosen.

Unendlich viel könnte ich Ihnen noch von diesem sonnigen Genius erzählen, mit dem ich einen richtigen Kul-

tus treibe; obwohl ich gegen musikalisch Andersgläubigen sehr tolerant bin, muss ich doch gestehen, dass ich Sie, meine liebe Freundin gar zu gern in Bezug auf Mozart umstimmen möchte. Ich weiss, dass das sehr schwer ist. Ausser Ihnen bin ich in meinem Leben noch einigen Andern begegnet, welche ein feines Verständniss für die Musik besassen, aber trotzdem Mozart nicht anerkannten. Ich hatte vergeblich versucht, ihnen die Schönheiten seiner Musik aufzudecken. Oft wirken rein äusserliche Umstände bestimmend auf unsere musikalischen Sympatieen. Die „Don Juan"-Musik war die erste Musik, welche einen erschütternden Eindruck auf mich gemacht hat. Sie hat eine heilige Begeisterung in mir entfacht, welche nicht fruchtlos geblieben ist. Durch ihre Vermittelung bin ich in jene Region der künstlerischen Schönheit eingedrungen, in welcher nur Genien wohnen. Vorher hatte ich nur die italienische Oper gekannt. Dass ich mein Leben der Musik geweiht,—das verdanke ich Mozart. In meiner einzigartigen Verehrung für Mozart hat das Alles möglicherweise eine Rolle gespielt,—und es ist vielleicht thöricht von mir von denen, die ich lieb habe, zu verlangen, dass sie sich Mozart gegenüber ebenso verhalten wie ich. Aber selbst wenn ich nur ein Geringes dazu beitragen kann, dass Sie Ihre Meinung ändern,—so wird mich das schon glücklich machen. Wenn Sie mir einmal mitteilen werden, dass Sie durch das Adagio des D-moll Quintetts *gerührt* worden seien,—so wird mich das hocherfreuen....

.....Ich habe heute das Konzert beendet. Ich will es jetzt noch mehrere Mal mit Kotek (welcher noch hier ist) durchspielen und dann an die Instrumentierung gehen.

An Frau von Meck:

„Clarens, d. 18 März 1878.

.....Heute bin ich in ganz miserabler Stimmung. Nicht einmal arbeiten kann ich, weil ich mich ganz dem Eindruck der hoffnungslos traurigen und drohenden politischen Nachrichten hingegeben habe.

.....Gleich Ihnen finde ich, dass die Friedensbedingungen sehr mässig und bescheiden sind. In politischen und finanziellen Dingen bin ich absolut unwissend. Ich weiss aber nicht, ob wir Recht haben uns darüber zu beklagen, dass wir nur eine so kleine Geldentschädigung erhalten. Ich glaube, dass nicht das türkische Geld uns Not thut, wel-

ches die Türken nicht einmal für ihre eigenen Bedürfnisse auftreiben können, sondern dauernder Frieden, denn nur in diesem liegt die Garantie des Wiedergewinns des für den Krieg verausgabten Geldes. Das Beispiel Frankreichs und Deutschlands lehrt uns, dass der die Kriegskontribution Empfangende ebenso wenig bereichert wird, als der die Kontribution zahlende verarmt. Noch nie war Frankreich so reich, als jetzt nach der Zahlung. Und in Deutschland hat es in der Entwickelung der Industrie noch nie einen solchen Stillstand gegeben, wie nach dem Empfang der 5 Milliarden. Die maassvollen Ansprüche Rnsslands müssen allen unparteiisch denkenden Menschen den Beweis liefern, dass der Krieg unsererseits nur um der grossen Idee willen geführt worden ist.

Das Wetter ist ebenso düster, wie der politische Horizont. Die Sonne haben wir schon lange nicht mehr gesehen. Viele Bäume, die schon Knospen getrieben hatten, sind infolge des Nachtfrostes umgekommen. Heute war ich garnicht im Stande zu arbeiten. Ich schämte mich einwenig, die Abschrift meines Violinkonzertes zu beginnen, angesichts einer uns drohenden ganz andern Musik, der Musik der Granaten, Bomben, Kugeln und Torpedo's.

An Frau von Meck:

„Clarens, d. 19 März 1878.

.....Um meinen ausländichen Ruhm brauchen Sie nicht besorgt zu sein. Wenn es mir vorbehalten ist jemals diesen Ruhm zu erringen, so wird er ganz von selbst kommen, höchst wahrscheinlich aber erst dann, wenn ich nicht mehr unter den Lebenden weilen werde. Wenn man bedenkt, dass ich auf meinen zahlreichen ausländischen Reisen niemals den Grössen Besuche gemacht, Ihnen niemals meine Kompositionen geschickt habe und überhaupt niemals meinem Bekanntwerden im Ausland entgegengekommen bin, so muss man schon mit den geringen Erfolgen zufrieden sein, deren sich meine Werke thatsächlich erfreuen. Wissen Sie, dass alle meine Klavierkompositionen in Leipzig nachgedruckt sind, desgleichen auch meine Lieder mit übersetzten Texten. In allen grösseren Städten sind meine hauptsächlichsten Werke (ausser den Opern) ohne Schwierigkeit zu haben. Ich selbst habe in Wien das Arrangement (vierhändig) meiner dritten Symphonie gekauft, auch mein 3. Quartett. Ich habe sogar einige mir unbekannte

Transkriptionen vorgefunden, so. z. B. die Klavierbarcarole (opus. 37 bis) für Violine und Klavier, das Andante aus dem 1. Quartett—für Flöte. Bei Brandus in Paris sind alle meine Kompositionen vorrätig.—Dass meine symphonischen Werke so selten im Ausland gespielt werden, dafür giebt es viele Gründe. Erstens bin ich Russe und flösse als solcher einem Abendländer ein gewisses Vorurteil ein. Zweitens liegt wiederum weil ich Russe bin in meiner Musik für einen Westeuropäer etwas Fremdartiges und Unbehagliches. Meine Ouverture zu „Romeo und Julia" ist in allen Hauptstädten gepielt worden, hat aber nirgends Erfolg gehabt. In Wien und Paris wurde sie ausgepfiffen. Vor Kurzem erging es ihr in Dresden auch nicht besser. In einigen andern Städten (London und Hamburg) hatte sie mehr Glück, und doch bin ich in das ständige symphonische Repertoir Deutschlands und der andern musikalischen Länder nicht aufgenommen worden. In den musikalischen Kreisen des Auslandes ist mein Dasein nicht unbekannt. Einige Männer haben sogar ein regeres Interesse für mich bekundet und sich bemüht, meinen Namen auf den Konzertprogrammen heimisch zu machen. Sie sind aber auf energischen Widerstand gestossen. So z. B. Hans Richter,—der nämliche, der in Bayreuth dirigiert hatte. Trotz lebhaften Protestes hat er im vorigen Jahr meine Ouverture auf das Programm eines der von ihm geleiteten 8 philharmonischen Konzerte gesetzt. Ungeachtet des Misserfolges wollte er heuer meine 3. Symphonie aufführen; nach einer Probe hat aber der Vorstand der philharmonischen Gesellschaft die Symphonie *zu russisch* gefunden und dieselbe einstimmig abgelehnt. Es unterliegt keinem Zweifel, dass ich sehr zur Verbreitung meiner Kompositionen im Auslande beitragen könnte, wenn ich den *„Grössen"* Besuche machen und ihnen meine Werke aufbinden wollte. Doch will ich lieber allen Lebensfreuden entsagen, als das thun. O Gott, wie viel Qualen muss man erleiden, wie viel Beleidigungen seines Ehrgeizes muss man hinnehmen, ehe man die Aufmerksamkeit dieser Herren erobert! Ich will Ihnen ein Beispiel geben. Gesetzt den Fall, dass ich mir in Wien einen Namen machen möchte. In Wien ist Brahms der berühmteste Mann. Ich müsste also diesem meinen Besuch machen. Brahms—ein Licht, und ich—ein Unbekannter. Ich will Ihnen aber ohne falsche Bescheidenheit sagen, dass ich mich viel höher schätze, als Brahms. Was könnte ich ihm sagen? Wenn ich ein

ehrlicher und wahrheitsliebender Mann bin, so müsste ich ihm sagen: „Herr Brahms, ich halte Sie für einen unbegabten, pretentiösen und jeglicher schöpfenden Kraft entbehrenden Komponisten. Ich stelle Sie garnicht hoch und schaue hochmütig auf Sie herab. Doch habe ich Sie nötig und bin nur darum zu Ihnen gekommen". Bin ich aber ein unehrlicher Mann, so werde ich ihm das Gegenteil sagen. Ich kann weder das Eine noch das Andere.

Auf das Nähere brauche ich nicht einzugehen. Gerade Sie, und nur Sie,— und vielleicht auch noch meine Brüder— sind im Stande, mich ganz zu verstehen. Meine Moskauer Freunde können sich bis jetzt noch nicht mit der Thatsache befreunden, dass ich die Delegation in Paris abgelehnt habe. Sie können es nicht begreifen, dass solche gewaltige Namen, wie Liszt (der Delegirte Ungarns), Verdi, u. s. w. mich durch ihren ausserordentlichen Ruhm erdrücken würden..... Meine liebe Freundin, ich geniesse zwar den Ruf der Bescheidenheit, ich muss Ihnen aber ganz im Geheimen beichten, dass meine Bescheidenheit nichts anderes ist, als ein verkappter und sehr grosser Ehrgeiz. Unter allen lebenden Musikern giebt es nicht einen Einzigen vor dem ich gutwillig mein Haupt neigen würde. Die Natur, die mich mit soviel Stolz ausgestattet hat, hat mir gleichzeitig das Geschick versagt, meine Waare in's rechte Licht zu setzen. Je ne sais pas me faire valoir. Ich verstehe nicht meinem Ruhm aus eigener Initiative entgegen zu gehen und ziehe es vor, abzuwarten, bis er selbst zu mir kommt. Ich habe mich schon längst mit dem Gedanken vertraut gemacht, dass ich die Anerkennung meines Talents seitens der Allgemeinheit nie erleben werde. Sie sprechen von A. Rubinstein. Wie kann ich mich ihm gleich stellen? Er ist doch gegenwärtig der grösste Pianist der Welt. In ihm hat sich ein ausserordentlicher Virtuos mit einem begabten Komponisten vereinigt, so dass der Letztere vom Ersteren, so zu sagen, auf den Schultern getragen wird. Ich werde bei Lebzeiten nicht den 10-ten Teil dessen erreichen, was Rubinstein erreicht hat. In Betreff Rubinstein's möchte ich Ihnen noch Folgendes sagen. In der Eigenschaft meines Lehrers kennt er meine musikalische Natur besser als irgend ein Anderer, so dass er meinen Ruf im Auslande sehr fördern könnte. Zum Unglück hat sich diese „Grösse" mir gegenüber stets sehr hochmütig, ja verachtend verhalten. Kein Anderer hat meinem Ehrgeiz schmerzlichere Wunden beigebracht, als er. Aeus-

serlich war er stets liebenswürdig und freundlich zu mir. Durch diese Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit liess er aber durchschimmern, dass ich ihm nicht einen Groschen wert sei. Die einzige „Grösse", welche auf Bezug auf mich von den besten Absichten erfüllt ist—ist Bülow. Leider aber kann er nicht mehr viel thun, da er krankheitshalber seine künstlerische Thätigkeit aufstecken musste. Dank ihm kennt man mich in Amerika und England sehr gut. Ich besitze eine ganze Menge Zeitungsartikel, welche in diesen Ländern über mich geschrieben und mir von Bülow zugesandt worden sind.

Sie brauchen sich also keine Sorgen zu machen, meine Teure. Wenn mir der Ruhm vergönnt sein wird, dann wird er schon kommen, langsamen aber sicheren Schritts. Die Geschichte beweist uns, dass ein solcher langsam herannahende Ruhm sehr oft viel dauerhafter ist, als ein schnell und leicht erklommener. Wie viele klangvolle Namen sind schon in das Meer der Vergessenheit versunken! Es scheint mir, dass der Künstler durch mangelhafte Anerkennung seiner Zeitgenossen sich nicht beirren lassen sollte. Er soll arbeiten und Alles sagen, was zu sagen ihm vorausbestimmt ist. Er soll wissen, dass ein richtiges und gerechtes Urteil nur die Geschichte fällen kann. Ich will Ihnen noch mehr sagen. Vielleicht trage ich mein bescheidenes Teil nur deshalb so gleichgiltig, weil ich an das gerechte Urteil der *Zukunft* unerschütterlich glaube. Ich labe mich schon jetzt bei Lebzeiten am Vorgeschmack jenes Ruhms, welchen mir die Geschichte der russischen Kunst zuerkennen wird. Im gegenwärtigen Augenblick begnüge ich mich aber damit, was bereits erreicht ist. Ich habe nicht das Recht mich zu beklagen. Ich habe in meinem Leben Menschen kennen gelernt, deren feurige Begeisterung für meine Musik mich für die Gleichgiltigkeit, Verständnisslosigkeit und Missgunst Anderer vollauf entschädigt.

An N. F. von Meck:

„Clarens, d. 22. März 1878.

Mein Anfall politischen Fiebers beginnt sich zu legen. Ich bin überhaupt sehr pessimistisch angelegt, und hatte mir deshalb schon eingebildet, dass Russland sich am Vorabend eines Krieges und damit verbundenen Unzuträglichkeiten befinde. Heute will es mir scheinen, dass einige Hoffnung auf eine bessere Znkunft vorhanden sei. Jedenfalls

gedenke ich, noch vor Beginn der Feindseligkeiten—wenn sie unvermeidlich sein sollten, in Russland einzutreffen.

Den ersten Satz des Konzerts habe ich ganz fertig gemacht, d. h. rein abgeschrieben und durchgespielt. Ich bin mit ihm zufrieden. Das Andante hat mich nicht befriedigt und ich werde es entweder radikal verbessern oder ein ganz neues schreiben. Das Finale ist, wenn ich nicht irre, ebenso gut gelungen wie der erste Satz.

An Frau von Meck:

„Clarens, d. 24. März 1878.

.....Mein Konzert werden Sie früher erhalten, als es im Druck erscheint. Ich werde eine Abschrift desselben machen lassen und sie Ihnen wahrscheinlich in Laufe des nächsten Monats zusenden. Heute habe ich ein anderes Andante geschrieben, welches den beiden sehr komplizierten Ecksätzen besser entspricht. Das ursprüngliche Andante soll ein selbstständiges Violinstück bilden und zwei andern beigefügt werden, die ich noch zu schreiben beabsichtige. Diese drei Stücke zusammen sollen ein Opus für sich bilden und Ihnen bald zugestellt werden.

Das Konzert kann als beendet angesehen werden und Morgen will ich mit Feuereifer an die Partitur gehen, damit ich von hier abreisen kann, ohne diese Arbeit mehr in Perspektive zu haben. Den Sommer will ich ausschliesslich der Komposition kleinerer Stücke für Klavier, Violine oder Gesang widmen. Das wird zugleich Erholung und Arbeit sein. Ich fürchte nur, dass ich in Kamenka nicht die für die Arbeit nötige Bequemlichkeit finden werde. Ich habe meine Schwester gebeten für mich einen Raum herzurichten, wo ich ungestört arbeiten kann.

S. I. Tanejeff an P. I. Tschaikowsky:

Den 18. März 1878.

.....Der erste Satz Ihrer Symphonie ist gegenüber den andern Sätzen unverhältnissmässig lang; er kommt mir wie eine symphonische Dichtung vor, zu welcher die drei andern Sätze wie zufällig beigefügt sind, um eine Symphonie herauszumachen. Die Trompetenfanfaren der Introduktion, welche auch an andern Stellen wiederkehren, der ofte Tempowechsel des Seitenthemas, alles das lässt mich glauben, dass es sich hier um eine Programmmusik handelt. Uebri-

gens gefällt mir dieser Satz sehr gut. Nur der Rytmus erscheint etwas zu oft und wirkt ermüdend.

Das Andante ist allerliebst (der mittlere Teil gefällt mir nicht besonders). Das Scherzo ist köstlich und klingt ausgezeichnet. Das Trio mag ich nicht: es hört sich wie ein Balletttanz an.

Nikolai Gregorjewitsch gefällt das Finale am besten, womit ich aber durchaus nicht einverstanden bin. Die Variationen über die Volksmelodie scheinen mir wenig bedeutend und uninteressant.

Einen Fehler hat die Symphonie, mit welchem ich mich niemals befreunden werde, und dieser Fehler ist, dass in jedem Satz solche Stellen vorkommen, welche wie Ballettmusik klingen: der Mittelteil im Andante, das Trio im Scherzo, eine Art Marsch im Finale. Beim Anhören der Symphonie drängt sich meinem geistigen Auge unwillkürlich die Gestalt unserer „prima ballerina" auf, verdirbt mir die Stimmung und hindert mich am Genuss der zahlreichen Schönheiten dieser Symphonie.

Das ist meine aufrichtige Meinung. Vielleicht ist sie Ihnen in etwas scharfer Form ausgedrückt, doch seien Sie mir nicht böse. Es ist nicht zu verwundern, dass mir die Symphonie nicht ganz gefällt. Hätten Sie nicht gleichzeitig den „Onégin" hierher geschickt, dann würde mir die Symphonie wahrscheinlich sehr gut gefallen haben. Sie sind selbst der Schuldige: warum haben Sie eine solche Oper komponiert, mit welcher nichts einen Vergleich aushalten kann. Der „Onégin" hat mir soviel Genuss bereitet, dass ich garnicht im Stande bin, auch nur das Geringste an ihm auszusetzen. Eine herrliche Oper! Und Sie sagen, dass Sie aufhören wollen zu schreiben? So schön haben Sie noch nie geschrieben. Seien Sie froh, dass Sie eine derartige Vollkommenheit erreicht haben und nutzen Sie sie aus.

P. I. Tschaikowsky an S. I. Tanejeff:

„Clarens, d. 27. März 1878.

Lieber Serge, Ihren Brief habe ich mit dem grössten Interesse und Vergnügen durchgelesen. Als Antwort müsste ich Ihnen jetzt eigentlich eine ausführliche Kritik Ihrer Partitur schicken. Doch will ich das um einige Tage aufschieben. Ich hatte sie vor 14 Tagen erhalten, gerade zu der Zeit, als ich ein Violinkonzert zu komponieren begann,

welches ich möglichst bald beenden möchte, damit es noch vor meiner Abreise fertig wird. Ihre Symphonie habe ich schon mehrere Male durchgespielt, wage es aber noch nicht, ein abschliessendes Urteil über sie zu fällen. Sobald ich die Sorge um das Konzert los bin, werde ich mich ihr ganz hingeben und Ihnen dann eine umfassende Meinung mitteilen.

Ihre Befürchtung, dass sie in der Besprechung meiner 4-ten Symphonie sich mitunter recht scharf ausdrücken, ist grundlos. Sie teilen mir nur Ihre aufrichtige Meinung mit, und ich bin Ihnen sehr dankbar dafür. Ich brauche ja gerade Meinungen und nicht Dithiramben. Nichtsdestoweniger hat mich Vieles in Ihrem Brief merkwürdig berührt. Ich weiss absolut nicht, was Sie unter „Ballettmusik" verstehen und warum Sie sich mit ihr nicht befreunden können. Verstehen Sie unter „Ballettmusik" eine jede lustige und tanzartig rytmisierte Melodie? In diesem Fall dürften Sie sich aber mit den meisten Symphonieen Beethoven's ebenfalls nicht befreunden, denn da treffen Sie derartige Melodieen auf Schritt und Tritt. Oder wollen Sie sagen, dass das Trio in meinem Scherzo im Style Minkus, Gerber's oder Pugni's gehalten sei? Das verdient es aber doch nicht, wie mir scheint. Ueberhaupt kann ich es nicht begreifen, weshalb in dem Ausdruck „Ballettmusik" durchaus etwas Tadelndes liegen soll?! Die Musik eines Balletts ist doch nicht immer schlecht, es giebt auch gute (z. B. „Sylvia" von Delibes). Wenn es aber eine gute ist, dann dürfte es wohl gleichgiltig sein, ob unsere „prima ballerina" darnach tanzt oder nicht. Es bleibt mir nichts Anderes übrig, als vorauszusetzen, dass die Ihnen nicht gefallenden Stellen meiner Symphonie Ihnen nur deshalb nicht gefallen, weil sie *ballettähnlich* und nicht weil sie schlecht sind. Sie mögen Recht haben. Es ist mir dennoch unklar, weshalb in einer Symphonie nicht episodisch auftretende Tanzmelodieen vorkommen dürfen, selbst wenn ihnen mit Absicht ein kleiner Zug gemeinen groben Humors beigemengt ist. Ich berufe mich wieder auf Beethoven, welcher diesen Fffekt sehr oft gebraucht hat. Des weiteren, füge ich hinzu, dass ich mir erfolglos den Kopf darüber zerbreche, an welcher Stelle des Allegrosatzes Sie „Ballettmusik" gefunden haben können. Das ist für mich ein Rätsel. Was Ihre Bemerkung anbelangt, dass meine Symphonie nach Programmmusik klingt, so stimme ich dem vollkommen bei. Ich sehe nur nicht ein, warum das ein

Fehler sein soll. Ich fürchte mich vor dem Gegenteil, d. h. ich wünschte nicht, dass unter meiner Feder jemals symphonische Werke entstehen, welche Nichts ausdrücken und blos Akkorden,—Rytmen-und Modulationenspiel bedeuten. Gewiss ist meine Symphonie Programmmusik, nur ist es ganz unmöglich, ihr Programm in Worte zu fassen; es würde komisch wirken und gewiss ausgelacht werden. Sollte aber eine Symphonie, die lyrischste aller musikalischen Formen, gerade so sein? Sollte sie nicht alles das ausdrücken, wofür es keine Worte giebt, was aber aus der Seele herausdrängt und ausgesprochen werden will? Uebrigens muss ich Ihnen bekennen, dass ich in meiner Einfalt geglaubt hatte, der Gedanke dieser Symphonie sei so verständlich, dass sein Sinn in allgemeinen Umrissen auch ohne Programm Jedem zugänglich sein würde. Glauben Sie nur garnicht, dass ich mich jetzt vor Ihnen mit tiefen Gefühlen und erhabenen Gedanken prahlen will. Ich hatte durchaus nicht das Bestreben, eine neue Idee auszusprechen. Im Grunde ist meine Symphonie eine Nachahmung der 5-ten Symphonie Beethoven's, d. h. ich ahmte nicht ihren musikalischen Inhalt nach, sondern die Grundidee. Wie denken Sie, giebt es ein Programm für die 5. Symphonie? Es giebt nicht blos ein Programm, es kann sogar nicht die geringste Meinungsverschiedenheit darüber herrschen, was sie ausdrücken will. Ungefähr dasselbe liegt auch meiner Symphonie zu Grunde, und wenn Sie mich nicht verstanden haben, so folgt daraus, dass ich kein Beethoven bin, woran ich niemals gezweifelt habe. Ich will noch hinzufügen, dass es in dieser Symphonie, d. h. in der meinigen, nicht einen einzigen Takt giebt, den ich nicht durchfühlt hätte und der nicht ein Wiederhall meines innersten Seelenlebens wäre. Eine Ausnahme bildet vielleicht nur die Mitte des ersten Satzes, in welcher es einige Gewaltmässigkeiten, zusammengeflickte Stellen, kurz-eine Mache giebt. Ich weiss, dass Sie beim Lesen dieser Zeilen lachen werden. Sie sind ja ein Skeptiker und Spottvogel. Sie scheinen trotz Ihrer ganzen Liebe für Musik nicht daran zu glauben, dass man aus innerstem Drang heraus komponieren kann. Aber warten Sie nur, auch Sie werden an die Reihe kommen! Auch Sie werden einst, vielleicht schon sehr bald, nicht auf Verlangen Anderer schreiben, sondern aus eigenem Trieb. Dann erst werden auf den üppigen Boden Ihres Talents Samen fallen, welche herrliche Früchte tra-

gen werden. Einstweilen jedoch harrt Ihr Boden auf die Saat. Uebrigens will ich Ihnen darüber im nächsten Brief schreiben. In Ihrer Partitur habe ich köstliche Einzelheiten gefunden, es fehlt nur.... doch will ich nicht voreilig sein. In meinem nächsten Brief will ich nur von Ihnen reden.

Es war mir sehr interessant, Etwas über „Francesca" zu erfahren. Das hat Cui aber nicht selbst erdacht, dass das erste Thema einem russischen Lied ähnlich klingt. Ich habe es ihm im vorigen Jahr gesagt. Hätte ich es nicht gesagt, würde er wahrscheinlich garnichts bemerken. Der Wink, dass ich unter dem Eindruck der „Nibelungen" gearbeitet habe, ist sehr richtig, ich habe das selbst gefühlt. Wenn ich nicht irre, ist es ganz besonders in der Introduction wahr zu nehmen. Ist das nicht merkwürdig, dass ich mich des Einflusses eines mir sehr unsympatischen Kunstwerks nicht erwehren konnte?

Vieles hat sich verändert, seit ich Ihnen schrieb, dass ich keine Hoffnung mehr habe, mich mit der Komposition zu beschäftigen. Doch ist der Autorenteufel ganz unerwarteter Weise wieder in mich gefahren. Bitte ersehen Sie aus der Verteidigung meiner Symphonie nicht die geringste Unzufriedenheit; gewiss wünsche ich stets, dass Ihnen alles, was ich schreibe, gefalle, es freut mich aber auch schon das Interesse, welches Sie mir entgegenbringen. Sie glauben garnicht, wie froh ich bin, dass Ihnen der „Onégin" gefällt. Ich schätze Ihre Meinung sehr hoch, und je aufrichtiger Sie mir dieselbe mitteilen, je mehr gewinnt sie an Wert. Ich danke Ihnen also von ganzem Herzen und bitte fürchten Sie nicht die *Schärfen*. Ich erwarte von Ihnen gerade die scharf ausgedrückte Wahrheit, ob sie günstig oder ungünstig lautet—ist Nebensache".

An Frau von Meck:

1. April 1878.

Als ich neulich meinen letzten Brief an Sie schrieb, meine teure Nadeshda Filaretowna, wurde die Thür meines Zimmers plötzlich aufgerissen, und mit einem lauten „Ist Peter Iljitsch zu Hause?" erschien vor mir unser geschätzter Landsmann, der General a. D. ***, den ich schon von Moskau her ein wenig kannte. Ich habe mich von *Gästen* so entwöhnt und bin mit diesem Herrn so selten zusammen gewesen, dass mich sein Kommen sehr überraschte, und ich ihn anfangs garnicht erkannte. Seine Excellenz

hat vor Allem seiner Freude darüber Ausdruck gegeben, mich gesund zu finden. Seine Worte klangen aber so, als wenn er, während er sie sprach, eine kleine Enttäuschung verbergen wollte. Er hatte mich wahrscheinlich auch für verrückt gehalten. Vielleicht wollte er bei mir Material sammeln für eine Erzählung von seinem Wiedersehen mit einem geistesgestörten Landsmann in der Fremde, doch dieser Landsmann erwies sich leider als ein ganz gesunder Mensch! Der General nahm Platz, und seinen Lippen entsprang ein Schwall von Worten, deren ein jedes dumm, unkonsequent und empörend platt war. Er war direkt aus Moskau hierher gekommen und fühlte sich unbeschreiblich glücklich, so weit von dem *verfluchten Loch* zu sein. Er wünschte möglichst weit von Russland zu leben und zu sterben. Unsere Politik hat er in Grund und Boden kritisiert. Die Engländer sind nach seiner Meinung im Recht. Unsere Handlungsweise gegenüber Europa sei unehrlich. Haben wir nicht um die Slaven gestritten? folglich sei es gemein, Kars und Batum zu annektieren und eine Kontribution zu verlangen. Das alles sei Gaunerei und eine Affaire verschiedener Lieferanten, Intendanten u. s. w. u. s. w. Ich schwieg und bemühte mich durch unzufriedenen Gesichtsausdruck dem General zu verstehen zu geben, dass ich froh sein werde, sobald er seinen Hut und seine Handschuhe ergreift. Glauben Sie er hat sich verblüffen lassen?—Nicht im geringsten. „Nein, mein Lieberchen, ich werde Sie nicht eher verlassen, bis Sie mir etwas Neues von Ihnen vorspielen," sagte er. Um sein Gehen zu beschleunigen, spielte ich denn eine Kleinigkeit. Aber auch dann wollte er nicht gehen. Endlich sagte ich ihm, dass ich einen notwendigen Brief beenden müsste, und zog mich ins andere Zimmer zurück. Er gestattete mir den Brief zu beenden und blieb doch. Erst in der Dämmerung erlöste er mich von seiner Gegenwart, nachdem ich aufgehört hatte, seine Fragen zu beantworten. Beim Abschied bat er mich, ihn und seine Frau zu besuchen und sagte dies in der offenbaren Zuversicht, dass mir seine Einladung sehr schmeichelhaft wäre. Warum ist er bei mir gewesen? In Moskau hatte er mich *nie* besucht. Was wollte er von mir? Das ist mir unerklärlich. Jetzt will ich Ihnen erzählen, wie ich mit ihm bekannt geworden bin. Dieser General beschäftigte sich seiner Zeit mit Geldverleihen, um sehr hohe Prozente natürlich. Durch Vermittelung eines gemeinsamen Bekannten hatte ich einst eine

kleine Summe bei ihm geliehen. Unsere gegenseitigen Beziehungen wurden durch diese Geldangelegenheit bis auf den Grund erschöpft. Nichtsdestoweniger hat mir Excellenz hier in der Fremde seinen Besuch gemacht, und zwar mit einer Miene, als wenn Einer ohne den Andern garnicht leben könnte.

Sein Besuch hat mich in eine fürchterliche Wut gebracht. Er war der Vorgeschmack aller jener unvermeidlichen Begegnungen und Berührungen mit der menschlichen Gemeinheit, welche mir in Russland bevorstehen, und vor denen es keine Rettung giebt, ausser—die Flucht. So lange er bei mir sass und seinen Unsinn schwatzte gab ich mir in meinem Innern das Wort, zukünftig in solchen Fällen grob und frech zu sein und unumwunden zu erklären, dass ich in Ruhe gelassen zu werden wünsche. Hierbei habe ich nach Gebühr schätzen gelernt, wie wohlthätig für mich der halbjährige Aufenthalt fern von allerlei *Bekannten* und in vollkommener Sicherheit vor ihrer frechen Aufdringlichkeit gewesen war. Wahrscheinlich werde ich erst später den ganzen Wert einer solchen Freiheit, wie ich sie hier genossen, begreifen lernen. Doch genug vom General.

Es ist noch früher Morgen. Ich habe heute schlecht geschlafen und mich nach einem missglückten Versuch, ordentlich auszuschlafen, ans Fenster gesetzt um Ihnen zu schreiben. Welch' herrlicher Morgen! Der Himmel ist ganz klar. Um die Berggipfel am jenseitigen Ufer schweben nur ganz leichte ungefährliche Wölkchen. Aus dem Garten ertönt das Gezwitscher einer Unmenge von Vögeln. Der Dent-du-Midi ist frei und im Glanze der Sonnenstrahlen, welche über seine Schneegipfel gleiten, gar herrlich anzuschauen. Der See ist spiegelglatt. Welche Pracht! Ist es nicht ärgerlich, dass erst jetzt—so kurz vor meiner Abreise -das Wetter schön zu werden verspricht?

.....Wegen Mozart möchte ich Ihnen noch Folgendes hinzufügen. Sie sagen, dass dieser mein Kultus im Widerspruch zu meiner musikalischen Natur stehe. Vielleicht habe ich Mozart gerade darum so lieb, weil ich als Kind meiner Zeit gebrochen und moralisch krank bin und in Mozart's Musik, in welcher die Lebensfreudigkeit einer ganzen, gesunden, noch nicht von *Reflex zerfressenen* Natur zum Ausdruck kommt, Beruhigung und Trost suche. Es scheint mir überhaupt, dass in der Seele des Künstlers die schöpferische Kraft ganz unabhängig von seinen Sympatieen oder Antipatieen ist; man kann z. B. Beethoven

verehren, und doch mehr nach Mendelssohn hinneigen. Giebt es einen grösseren Widerspruch, als den zwischen dem Komponisten Berlioz, dem Verfechter des musikalischen Ultraromantismus,—und dem Kritiker Berlioz, dessen Abgott Gluck ist? Vielleicht äussert sich hierin die gegenseitige Anziehungskraft der Gegensätze, infolge deren z. B. ein grosser und starker Mann sich gewöhnlich in eine kleine und schwache Dame verliebt und umgekehrt? Wissen Sie, dass Chopin Beethoven nicht gern gehabt hat und einige seiner Kompositionen nicht ohne Widerwillen anhören konnte? Das erzählte mir ein Herr, der ihn persönlich gekannt hat. Ich will damit sagen, dass die Abwesenheit der geistigen Verwandschaft zwischen zwei Künstlerindividualitäten eine gegenseitige Sympatie nicht ausschliesst".

An Frau von Meck:

„Clarens, d. 4. April 1878.

.....Indem ich mich an die hier verbrachten sechs Wochen erinnere, muss ich mir sagen, dass sie, trotz des schlechten Wetters, dennoch schön gewesen sind. Eine für meine misantropische Natur geeignetere Umgebung kann ich mir garnicht denken. Es thut mir zwar sehr leid, dass meine Wirtin so unglücklich ist, nur selten Miether zu haben, aber für mich ist das eine sehr angenehme Thatsache. Ich hatte also genügenden Grund, mir einzubilden, dass ich in einer eigenen Villa wohne. Ausser uns wohnte hier nur noch eine kranke Dame, welche ihr Zimmer niemals verliess, und ein kranker Herr, der ebenfalls immer in seinem Zimmer eingeschlossen sass. Ferner, die herrliche Gegend, die prachtvolle Terasse am Ufer des Seees, die Abwesenheit naher Nachbarn,—das alles war sehr angenehm. Endlich, die Gesellschaft meines Bruders und seines Zöglings, die Stille ringsum, die Möglichkeit ungestört zu arbeiten,—war mir sehr viel wert!"

An Frau von Meck:

„Wien, d. 8. April 1878.

Ich hatte einen Spaziergang nach Ouchy unternommen; kurz vor meinem Ziel erblickte ich einen Zug der Drahtseilbahn, der nach Lausanne ging und im Begriff war, an einer kleinen Station Halt zu machen. Ich musste

mich beeilen, eine ziemlich steile Treppe hinunter zu laufen. Dabei stolperte ich, fiel und rollte in vollkommen bewusstlosem Zustand die ganze Treppe hinunter. Einige Sekunden konnte ich nicht zu mir kommen. Dann fühlte ich einen sehr intensiven Schmerz in mehreren Körpertheilen; namentlich hatte die rechte Hand gelitten, welche auch in der Gegend des Gelenks sehr geschwollen war. Einem unglaublich glücklichen Zufall habe ich es zu verdanken, dass ich nicht ernstlicher beschädigt worden bin. In diesem Augenblick spüre ich nur einen recht starken Schmerz bei jeder Bewegung der rechten Hand, so dass mir das Schreiben sehr schwer fällt. Darin liegt aber nichts Gefährliches. An dem darauf folgenden Morgen haben wir Lausanne verlassen. Wir mussten in Zürich übernachten und sind dann noch 24 Stunden bis Wien gefahren. Heute erholen wir uns hier und wollen Morgen früh weiter reisen. Meinen nächsten Brief bekommen Sie aus Russland.

Ich war sehr erstaunt, dass die Jahreszeit in Wien viel weiter vorgeschritten war, als in Clarens. Während dort die Bäume kaum zu grünen begannen, sieht es hier schon ganz sommerlich aus. Heute ist es in Wien ganz besonders sonnig und fröhlich, so dass es gewiss einen schönen Eindruck auf mich machen würde, wenn ich die Morgenzeitungen nicht gelesen hätte, welche voll der giftigsten, boshaftesten und gemeinsten Verleumdungen Russlands waren. Die „Neue Freie Presse“ bemüht sich, ihren Lesern zu beweisen, dass die That des Mädchens, welche auf Trepoff geschossen, in Russland eine ganze Revolution hervorgerufen habe, dass der Kaiser in Gefahr sei und aus Russland fliehen müsse u. s. w. u. s. w.

Indem ich nun die fremden Lande verlasse und im Begriff stehe, als vollkommen gesunder und normaler Mensch, welcher sich seiner Kräfte und Energie bewusst ist, nach Russland zurückzukehren, drängt es mich, Ihnen, meine theuerste Freundin, noch einmal für Alles zu danken. Ich werde es nie vergessen!“

VII.

An N. F. von Meck:

„Kamenka, d. 12. April.

.....Endlich sind wir Gestern hier angekommen. Die Reise war sehr lang und ermüdend. Meine Erwartungen sind getäuscht worden. Ich hatte immer geglaubt, dass die Rückkehr in die Heimath süsse, wohlige Empfindungen in mir wachrufen würde. Nichts derartiges! Im Gegenteil: ein grober betrunkener Gensdarm, der uns lange nicht durchlassen wollte, weil er nicht begreifen konnte, dass die Anzahl der ihm von mir eingehändigten Pässe der Zahl der in ihnen angeführten Personen vollkommen entsprach; ein Zollbeamter, welcher unsere Koffer durchwühlt und ein auf Veranlassung meiner Schwester für 70 Frcs. gekauftes Kleid—mit 14 Goldrubel verzollt hat; ein Gensdarmerie-Offizier, welcher mich sehr misstrauisch betrachtete und mich einem scharfen Verhör unterwarf, ehe er mir meinen Pass zurückgab; die schmutzigen Wagen; ein Gespräch mit einem sehr aufdringlichen Herrn, welcher mir versicherte, dass die Politik Englands die Humanität selber sei; die vielen schmutzigen Juden mit dem sie überall begleitenden widerlichen Geruch; eine Masse junger Rekruten, welche mit unserem Zuge transportiert wurden und die Abschiedsszenen, die sich zwischen ihnen und ihren Müttern und Frauen fast auf jeder Station abspielten, Alles das vergiftete mir die Freude, das heimatliche und innig geliebte Land wiederzusehn. Bei Station Schmerinka hatten wir einige Stunden Aufenthalt; leider war es aber Nacht, so dass ich Brailow [1]) nicht sehen konnte, obwohl ich wusste, in welcher Richtung es lag. Den ganzen gestrigen Tag war ich in Erwartung der Ankunft in Kamenka sehr aufgeregt. Wir wurden von meiner Schwester und der ganzen Verwandtschaft empfangen. Es haben mir Alle so viel Liebe und Theilnahme bewiesen, dass ich mich sehr bald beruhigte und mich in angenehmer, sympatischer Gesellschaft fühlte. Da die Wohnung meiner Schwester ziemlich überfüllt ist, hat sie mir in einem besonderen Häuschen einige sehr nette

1) Die Besitzung Frau von Meck's.

und ruhige Zimmer hergerichtet. Auch ein Gärtchen, dicht mit Blumen bepflanzt, welche bald ihren herrlichen Duft ausströmen werden, wird zu meiner Verfügung stehn. Mein Heim ist sehr bequem und komfortabel eingerichtet. Sogar ein Klavier ist beschaffen worden und steht in dem kleinen Zimmer neben der Schlafstube. Ich werde ungestört arbeiten können.

Ihr Brief hat mich hier erwartet und ist mit grossem Interesse durchgelesen worden. Es freut mich sehr, liebe Nadeshda Filaretowna, dass Sie die empörenden Vorgänge in Petersburg und Moskau so richtig und gerecht beurteilen. Ich habe es übrigens auch nicht anders erwartet, obwohl ich fürchtete, dass Sie aus Mitleid mit der Person Sassulitsch, einer allerdings ungewöhnlichen und unbedingt Sympatie einflössenden Erscheinung, Ihre Ansicht etwas mildern würden. Das ist eben ein *ander Ding*—die persönliche Sympatie und der Hass gegen die freche und hartherzige Willkür des Petersburger Präfekten, und wiederum ein *ander Ding* — jene antipatriotischen Kundgebungen, welche ihre Freisprechung begleiteten, sowie die Rauferei in Moskau. In diesem Augenblick scheint es mir, dass diese beiden Thatsachen im höchsten Grade empörend sind und ich freue mich, dass das einfache russiche Volk es verstanden hat, den verrückten Führern unserer Jugend zu zeigen, wie sehr ihr Betragen gegen den gesunden Menschenverstand und gegen den Volksgeist gerichtet ist. Es war mir sehr angenehm, mich von neuem zu vergewissern, dass trotz kleiner Meinungsverschiedenheiten, wir Beide im Grossen und Ganzen dieselben Gedanken haben".

An Frau von Meck:

„Kamenka, 23. April 1878.

.....Heute ist ein herrlicher Tag. Seit der Abreise aus Florenz bin ich so sehr vom schlechten Wetter verfolgt worden, dass ich mich nicht genug freuen kann über den endlich beginnenden Frühling. Bis jetzt habe ich ihn immer nur erwartet. Bis zum Walde habe ich es ziemlich weit; der Garten ist zwar gross, aber nicht sehr malerisch. Die Luft ist durch die Nähe einer Fabrik etwas verdorben. Der alleinige Reiz des hiesigen Lebens liegt in dem hohen moralischen Wert meiner hier wohnenden Verwandten, d. h. in der Familie Davidoff.

Meine Gesundheit ist gut. Die Arbeit macht gute Fortschritte. Die Klaviersonate nähert sich ihrem Ende. Nachher will ich kleinere Stücke und Lieder schreiben.

Meine Schwester hat Heute Namenstag; es sind viele Gäste geladen und ich werde wahrscheinlich abends Tänze aufspielen müssen: um meiner lieben Nichten willen.

Das hat auch sein Gutes, denn es erlöst mich von der Notwendigkeit, mich mit den Gästen zu unterhalten".

An A. Tschaikowsky:

„Kamenka, den 27. April 1878.

Mein hiesiges Leben hat schon ganz bestimmte Formen angenommen. Früh morgens nach dem Thee unternehme ich einen kleinen Spaziergang. Dann arbeite ich bis zum Mittag. Die Arbeit geht gut von statten. Seit Du von hier abgereist bist, habe ich schon drei Sätze der Sonate, einen Walzer und noch ein kleines Stück komponiert. Ich befand mich schon lange nicht mehr in einer, die Arbeit so fördernden Umgebung. Ich bin vollkommen ungestört. Nachmittags schreibe ich Briefe, besorge die mir von Jurgenson zugeschickten Korrekturen und spaziere darauf allein. Den Abend verbringe ich im grossen Hause und spiele ziemlich viel.

Von Nadeshda Filaretowna ist ein Brief angekommen, in welchem sie mir den Vorschlag macht, im Mai einige Tage auf ihrem Gut Brailow in völliger Einsamkeit zuzubringen. Selbstverständlich wird sie selbst nicht da sein. Sie will erst im Juni dahin kommen. Ich habe grosse Lust, ihr Anerbieten anzunehmen. An meinem Geburtstag erhielt ich zwei Telegramme: eines von Dir, das andere von den Professoren des Moskauer Konservatoriums. Ich nehme an, dass Du an diesem Tage bei ihnen gewesen bist und sie an mich erinnert hast. Anders kann ich mir diese aussergewöhnliche Aufmerksamkeit nicht erklären.

Mein Allgemeinbefinden ist ausgezeichnet, körperlich sowohl, als auch geistig. Es ist ein grosses Glück, sich seiner Lieblingsbeschäftigung so hingeben zu können, wie ich es augenblicklich thue. Mein Kopf ist stets von allerlei musikalischen Gedanken erfüllt, so dass ich gar keine Zeit habe, um meine Zukunft besorgt zu sein".

An Frau N. F. von Meck:

„Kamenka, den 30. April 1878.

.....Die Tage vergehn sehr einförmig. Diese Lebensweise übt aber eine sehr wohlthuende und beruhigende Wirkung auf mich aus. Ich arbeite recht viel. Die Sonate ist schon fertig. Desgleichen auch 12 Stücke mittlerer Schwierigkeit für Klavier allein,—selbstverständlich ist das Alles nur skizziert. Morgen will ich eine Sammlung von Miniaturstücken für Kinder beginnen. Ich denke schon längst daran, dass es nicht übel wäre, der Bereicherung der musikalischen Kinderliteratur, welche gar zu dürftig ist, nach Kräften zu fördern. Ich will eine ganze Reihe absolut leichter Stücke machen und sie—à la Schumann mit für Kinder möglichst interessanten Titeln versehn. Für später habe ich Lieder und Violinstücke vorgemerkt, und dann möchte ich—sofern die günstige Stimmung noch vorhalten sollte, etwas für die Kirchenmusik thun. In dieser Beziehung steht den Komponisten noch ein weites und fast unberührtes Gebiet offen. Bei Bortnjansky und Beresowsky lasse ich allerdings einige Vorzüge gelten, aber es ist doch erstaunlich, wie wenig ihre Musik mit dem byzantinischen Styl der Architektur, der Gottesbilder und mit der ganzen Form des ortodoxen Gottesdienstes harmoniert! Wissen Sie vielleicht, dass die musikalische Kirchenkomposition durch die Kaiserliche Kapelle vollständig monopolisiert und dass es verboten ist, solche Kirchengesänge zu drucken und in Kirchen zu singen, welche sich nicht in den veröffentlichten Sammlungen der Kapelle befindet, ferner dass diese Kapelle ihr Monopol eifersüchtig wahrt und unter keinen Umständen neue Versuche, die heiligen Texte in Musik zu setzen, dulden will? Mein Verleger Jurgenson hat ein Mittel gefunden, jenes merkwürdige Verbot zu umgehen, und will—falls ich etwas für die Kirche schreiben sollte—meine Musik im Ausland herausgeben. Es ist sehr leicht möglich, dass ich mich entschliessen werde, die ganze Liturgie des Joann Slatoust in Musik zu setzen. Alles das will ich bis zum Juli in Ordnung bringen. Den ganzen Monat Juli will ich mich vollständig der Erholung hingeben, um im August wieder ein grösseres Werk in Angriff zu nehmen. Ich möchte gern eine Oper schreiben. In der Bibliotek meiner Schwester fand ich die „Undine" von Schukowsky, für welche ich in meiner Kindheit sehr geschwärmt hatte.

Ich muss Ihnen sagen, dass ich schon im Jahre 1869 aus diesem Märchen eine Oper gemacht und dieselbe der Theaterdirektion vorgelegt hatte. Sie ist aber abgelehnt worden. Das schien mir damals sehr ungerecht, später jedoch wandte ich mich selbst von meiner Oper ab und war froh, dass es ihr nicht vergönnt gewesen, über die Bretter zu gehn. Vor etwa 3 Jahren habe ich die ganze Partitur verbrannt. Und jetzt habe ich wieder Lust zu diesem Text".

An Frau N. F. von Meck:

„Kiew, 14. Mai 1878.

.....Mein heutiges Telegramm aus Kiew hat Sie wohl sehr erstaunt, meine liebe Freundin? Ich bin Gestern ganz unerwartet hierher gekommen. Meine Schwester musste früher als sie glaubte nach Kiew reisen und hat mich und auch Modest überredet, sie zu begleiten, denn erstens wollte sie sich nicht von Modest trennen, da er uns schon nach wenigen Tagen verlassen muss, und zweitens war ihr unsere Begleitung sehr nützlich, weil sie mit fünf Kindern die Reise angetreten hatte. Ihren Brief mit der ausführlichen Beschreibung des Weges nach Brailow habe ich in Kamenka nicht abgewartet. Jedenfalls werde ich am Dienstag um 9 Uhr Abends abreisen und Mittwoch früh um 7 in Schmerinka eintreffen".

IX.

An M. Tschaikowsky:

„Brailow, den 17. Mai 1878.

.....Nachdem wir uns verabschiedet hatten, beschäftigte ich mich im Eisenbahnwagen, selbstverständlich, mit dem Vergiessen zahlloser Thränen. Es tauchte in mir die Erinnerung an unsere Begegnung in Mailand auf. Wie schön war es damals! Die Reise von da nach Genua und weiter—war doch herrlich!.... Hier Ströme von Thränen. Das Alles schien mir nur deshalb so schön, weil es *gewe-*

sen ist und nie wiederkehren kann. Seither ist fast ein halbes Jahr verflossen!

.....Hier wieder Thränen u. s. w. u. s. w. bis ich endlich einschlief. Ich erwachte erst in der Nähe von Schmerinka und erblickte einen unweit der Eisenbahnlinie arbeitenden Dampfpflug. Einer der Mitreisenden, welcher die Gegend zu kennen vorgab, erzählte, dass Brailow dem Bankier Meck gehöre, drei Millionen gekostet habe und dem Besitzer 700,000 Rubel jährlich einbringe und ähnliches dummes Zeug. Ich war sehr aufgeregt. Im Wartesaal wurde ich von demselben Kellner freundschaftlichst begrüsst, welcher uns damals, weisst Du noch—das Abendessen servierte; ich schickte ihn nachzusehn, ob Pferde aus Brailow da wären. Nach 2 Minuten erschien Marcel, welcher übrigens gar kein Franzose ist. Er war mir gegenüber von einer ausserordentlichen Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit und besass einen viel schöneren Paletot und Hut als wie ich, so dass ich mich ordentlich schämte, in der prachtvollen Equipage zu sitzen, während er auf dem Bock neben dem Kutscher seinen Platz hatte. Die Fahrt nach Brailow dauerte etwa eine Stunde. Das herrschaftliche Haus ist im wahren Sinne des Wortes ein Schloss. Mein Zimmer ist mit allem Komfort ausgestattet. Nachdem ich mich gewaschen hatte, begab ich mich, der Einladung Marcels folgend, ins Speisezimmer, wo ein grosser silberner Samowar auf dem Tisch, eine Kaffekanne über einem Spiritusflämmchen, Porzellangeschirr, Eier, Butter, u. s. w. meiner harrten. Der Kaffee und der Thee schmeckten ideal. Ich habe sofort bemerkt, dass Marcel instruirt ist: er lässt sich in keine Unterhaltungen ein, steckt nicht hinter dem Stuhl, sondern serviert das Nötige und entfernt sich sofort. Er fragte, wie ich den Tag einzutheilen wünsche? *Ich befahl* um eins das Mittagessen und um neun Thee mit kaltem Abendbrot. Nach dem Kaffee besichtigte ich das Haus, welches aus einer ganzen Reihe prachtvoll möblierter Wohnungen besteht. Ein sehr grosses, steinernes Seitengebäude, welches eigens für Gäste bestimmt, ist nach Art eines Hôtels eingerichtet: ein langer Korridor und zu beiden Seiten Zimmer, welche stets so gehalten werden, als wenn sie bewohnt wären. Die erste Etage, in welcher ich wohne, ist mit dem raffiniertesten Komfort ausgestattet. In meinem Zimmer sind alle nur denkbaren Toiletteartikel vertreten: allerlei Bürsten und Bürstchen, Kämme, Seifen, Pulver u. s. w., alles ganz neu.

Auf zwei Tischen liegen Papier, Federn und andere Schreibutensilien. In verschiedenen Zimmern stehn Schränke mit Büchern, unter denen viele interessante illustrierte Ausgaben. Im Musiksaal: ein Flügel, ein sehr schönes Harmonium und eine Masse Noten. Im Gemach N. F.'s hängen einige Bilder, unter denen sich auch „Johannes der Täufer" befindet, der mir aber nicht gefallen hat. Um ein: ging ich wieder in's Speisezimmer und ass Mittag. Es war sehr fein, obwohl etwas leicht zubereitet. Der Wein war ausgezeichnet. Nachmittag durchwühlte ich die Noten und machte dann einen Spaziergang durch den Garten. Um 4 bestellte ich den Wagen und fuhr aus..... Brailow selbst ist keine sehr schöne Gegend. Aus den Fenstern des Hauses hat man garkeine Aussicht. Der Garten ist gross, reich an Vegetation (namentlich Flieder und Rosen), aber auch nicht malerisch und zu wenig schattig. In Summa gefällt mir das Haus am besten. Wie man sagt, ist die Umgegend sehr schön....."

An N. F. von Meck:

„Brailow, den 17. Mai 1878.

.....Ihr aufrichtiges Urteil über mein Violinkonzert freut mich sehr. Es wäre mir sehr unangenehm, wenn Sie aus Furcht, den kleinlichen Autorenehrgeiz zu verletzen, mit Ihrem Urteil zurückgehalten hätten. Uebrigens muss ich den ersten Satz des Konzertes ein wenig in Schutz nehmen. Selbstverständlich birgt er, wie ein jedes Virtuosenzwecken dienende Stück viel Verstandesarbeit,—jedoch die Themen sind nicht herausgequält, und der Plan zu diesem Satz ist plötzlich in meinem Kopf entstanden und hat sich schnell in eine Form ergossen. Ich will die Hoffnung nicht verlieren, dass Sie mit der Zeit mehr Freude an dem Stück finden werden".

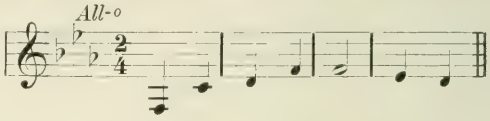
An Frau N. F. von Meck:

„Brailow, den 18. Mai 1878.

.....Nachdem ich Ihnen den gestrigen Brief geschrieben hatte, war ich ein wenig spazieren gegangen. Wie schön, wie frei ist es hier bei Ihnen! Die Sonne stand schon tief, und auf der grossen Wiese vor der Haupteinfahrt war bereits die Sonnenglut der kühlen Abendluft gewichen. Der Flieder verbreitete seine Düfte, Maikäfer surrten hin

und her, eine Nachtigall begann zu flöten und aus weiter Ferne ertönte Gesang. Es war herrlich! Den Rest des Abends widmete ich der genauen Durchsicht Ihrer Noten und dem Musizieren. Ich habe unter anderem mit grossem Interesse ein Trio von Náprawnik durchgespielt und war sehr erstaunt, im letzten Satz desselben einen kleinen musikalischen Diebstahl zu entdecken. Das Seitenthema ist nämlich Note für Note meinem „Wakula“ entnommen:

bei Náprawník:



bei mir:

Sogar in derselben Tonart! Uebrigens beeinträchtigt dieser Umstand nicht im geringsten den Wert der ganzen Komposition. Selbst die genialsten Männer haben sich manchmal diverser Plagiate schuldig gemacht (Mozart bei Händel, Beethoven bei Mozart). Das Trio von Náprawník ist mit viel Talent und Meisterschaft geschrieben.....“

An Frau von Meck:

„Brailow, den 21. Mai 1878.

Mein Leben in Brailow fliesst regelmässig dahin. Früh morgens nach dem Kaffee spaziere ich im Garten, verlasse ihn aber bald durch das kleine hölzerne Thor in der Nähe der Stallungen, springe über den Graben und—vor mir liegt jener alte verlassene Klostergarten, in welchem einst Mönche wandelten, welchen aber jetzt allerlei Vögel bevölkern, darunter auch Nachtigallen; dieser Garten wird wahrscheinlich von keiner Menschenseele besucht, denn die Wege sind dicht verwachsen, das Grün ist so frisch und rein, dass man glauben könnte, man wäre im Walde. Zuerst gehe ich etwas umher, dann setze ich mich gewöhnlich an irgend einem schattigen Plätzchen nieder und bleibe da etwa eine Stunde. Solche Momente der Einsamkeit inmitten der grünen und blühenden Natur sind unvergleichlich; ich lausche und beobachte jenes organische Leben, welches sich ohne Geräusch und ohne Lärm äus-

sert und dennoch lauter von seiner Grösse und Unermesslichkeit spricht, als der Strassenlärm und das Gewoge und Getriebe einer Stadt. In einem Ihrer Briefe sagten Sie, ich würde keine Gorges de Chaudière u. s. w. in Brailow vorfinden. Ich brauche sie aber auch nicht! Sie befriedigen mehr die Neugier, als Herz und Gemüt; da giebt es mehr Engländer als Vögel und Blumen; mehr Ermüdung als Genuss. Niemals habe ich im Ausland solche Momente heiligen Entzückens erlebt,—selbst nicht inmitten der herrlichsten und üppigsten Schönheiten der südlichen Natur,—welche für mich sogar mehr bedeuten, denn jegliche Kunstgenüsse. Uebrigens habe ich darüber schon oft mit Ihnen geplaudert.

Nach dem Spaziergang arbeite ich an den Violinstücken, von denen eines schon ganz fertig ist. Wenn ich nicht irre, wird es Ihnen gefallen, obwohl die Begleitung an einigen Stellen ziemlich schwer ist und Ihnen wahrscheinlich nicht behagen dürfte. Die zwei anderen Stücke sollen ganz leicht werden.

Punkt ein Uhr ruft mich Marcel in's Speisezimmer, wo mitten auf dem geschmackvoll arrangierten Tisch jedesmal zwei grosse Blumensträusse stehn, über welche ich mich stets von neuem freue. Hier giebt es dann ein richtiges festin de Balthazar. Jedes mal geniere und schäme ich mich ein wenig, ganz allein an einem so grossen und so prachtvoll dekorierten Tisch zu sitzen.

Nach Tisch spaziere ich im Garten, oder lese, oder schreibe Briefe, gegen 4½ Uhr unternehme ich eine Spazierfahrt.

Gestern ist wegen Regens meine übliche Wanderung auf der vor dem Hause liegenden Wiese unterblieben. Während des Sonnenuntergangs liebe ich mehr freie Plätze, und diese Wiese, welche von Bäumen, Fliederbüschen und dem Flüsschen begrenzt ist, bildet einen bezaubernden abendlichen Spaziergang.

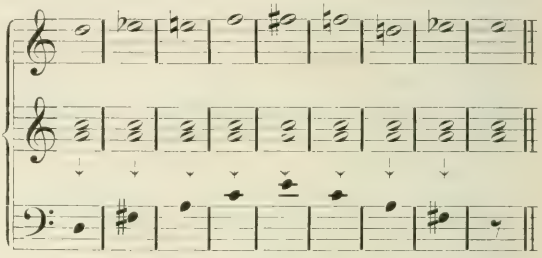
Dann spiele ich gewöhnlich ein halbes Stündchen auf Ihrem prachtvollen Harmonium. Es macht mir Freude, dabei über jene interessanten akustischen Erscheinungen, welche Aliquottöne heissen, Beobachtungen anzustellen. Es ist Ihnen wahrscheinlich nicht entgangen, dass beim Spiel von Akkorden auf dem Harmonium ausser den Tönen, welche den niedergedrückten Tasten entsprechen, stets noch ein Ton im Bass mitklingt, welcher mit dem Akkord entweder harmoniert, oder eine scharfe Dissonanz bildet.

Mitunter erscheinen dabei die eigentümlichsten Kombinationen. Folgendes habe ich gestern entdeckt:

Rechte Hand:

Linke Hand:

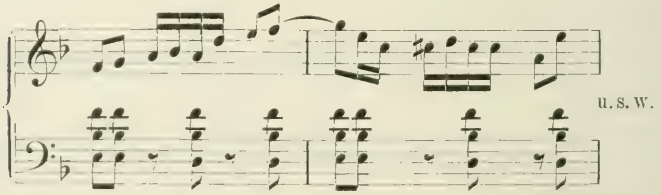
Aliquottöne:



Prüfen Sie doch gelegentlich dieses akustische Experiment, indem Sie die Register № 1 ziehn, das heisst Flûte et Cor anglais. D und Fis, A und C sind vollkommen rein, während das E etwas zu hoch erklingt.

Während ich Ihnen schreibe, tobt draussen ein heftiges Gewitter. Als ich des morgens aus dem Hause trat, wusste ich sofort, dass es kommen würde, und erwartete es mit Ungeduld. Trotz dem ganz klaren Himmel, war die Luft so schwül, dass ich mich kaum bewegen konnte. Ich habe dem Gottesdienst in der Kirche beigewohnt. Zwei Nonnenchöre sangen sehr schön. Ich hörte verschiedene recht originelle und mir noch unbekannte Melodieen. Leider drang die schwüle Luft auch in das Innere der Kirche ein, so dass ich bald Kopfschmerzen bekam und nach Hause ging.

Um neun Uhr findet le 2-ième festin de Balthazar statt. Dann spiele ich und mache mich mit Ihrer musikalischen Bibliotek bekannt. Gestern habe ich mit grossem Vergnügen einige Streichserenaden von Volkmann durchgespielt. Ein sympatischer Komponist. Er hat viel Einfachheit und natürliche Schönheit. Wie schön ist z. B:



Wissen Sie auch, dass dieser Volkmann ein ganz altes Männchen ist und in Pest in ganz ärmlichen Verhältnissen lebt? Einst hatte man in Moskau in Musikerkreisen eine

kleine Sammlung für ihn unternommen, deren Resultat 300 Rbl. gewesen sind. Aus Dankbarkeit hat er seine 2-te Symphonie der Moskauer Musikalischen Gesellschaft gewidmet.—Uebrigens habe ich es nie herauskriegen können, weshalb er eigentlich so arm ist.

Um 11 ziehe ich mich auf mein Zimmer zurück, entkleide mich, lasse meine Gedanken schweifen, schwelge in Erinnerungen, denke an meine Freunde, öffne das Fenster, betrachte die Sterne, lausche in die Nacht hinaus und— gehe dann erst zu Bett....

Ein köstliches Leben! Wie ein Traum! Teure, innig geliebte, N. F., wie bin ich Ihnen dankbar für Alles, für Alles! Manchmal erfüllt mich das Gefühl der Dankbarkeit so sehr, dass ich laut aufschreien möchte..."

An N. F. von Meck:

„Brailow, 23. Mai 1878.

.....Als ich Gestern durch die Wälder streifte, fand ich eine grosse Menge Pilze. Das Pilzesuchen ist eines meiner grössten sommerlichen Vergnügen. Der Moment, da man einen schönen kräftigen Steinpilz erblickt — ist einfach köstlich. Ein ähnliches Gefühl müssen leidenschaftliche Kartenspieler haben, wenn sie lauter Trümpfe in die Hände bekommen. Die ganze Nacht habe ich von roten, dicken, ungeheuren Pilzen geträumt. Als ich erwachte, fiel mir ein, dass solche *Pilzträume* eigentlich ein ganz kindlicher Characterzug seien. Und in der That wird man zum Kinde, wenn man längere Zeit ganz allein, inmitten der Natur lebt; man wird für die einfachen, ungekünstelten Freuden, welche die Natur bietet, viel empfänglicher. Gestern z. B., habe ich nahezu eine Stunde lang beobachtet, wie eine, in einen Ameisenhaufen gerathene Schnecke auf das heftigste von den Ameisen bedrängt wurde. Sie setzten dem grossen aber unschädlichen Feind derart zu, dass die arme Schnecke konvulsiv zuckend sich bemühte, möglichst tief in ihr Häuschen zu kriechen. Aber die Ameisen folgten ihr auch dahin und brachten sie so weit, dass die Kräfte sie endlich vollständig verliessen. Ich verstehe nicht, wie man auf dem Lande sich auch nur einen Augenblick langweilen kann? Ist denn diese kleine Szene, in deren mikroskopischen Grössenverhältnissen sich ein tragischer Kampf vieler Individuen abgespielt hat, nicht tausend mal interessanter, als das geistlose Geschwätz der sogenannten Gesellschaftsunterhaltungen?!

Wissen Sie was mich jetzt sehr beschäftigt? Als ich eines Abends in Kiew allein zu Hause sass, während meine Schwester und Modest sich eine Vorstellung von „Romeo und Julie" mit Rossi als Titelhelden im Theater ansahen, las ich dieses Drama wieder einmal durch. Sofort setzte sich der Gedanke in mir fest, eine Oper daraus zu machen. Die Opern Bellini's und Gounod's erschrecken mich nicht. In ihnen ist Shakespeare bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Finden Sie nicht auch, dass dieses erzgeniale Drama wohl geeignet ist, einen Musiker zu begeistern? Ich habe mich schon mit Modest darüber beraten. Er scheut aber vor der Grösse der Aufgabe zurück. Doch wer nichts wagt, gewinnt nichts. Ich werde viel über das Szenarium nachdenken und möchte gern alle meine Kräfte einsetzen, deren ich noch einige im Vorrat habe".

An M. Tschaikowsky:

„Brailow, 25. Mai 1878.

.....Modi, seitdem ich Romeo und Julie wieder gelesen habe, erscheinen mir Undine, Berthalde, Gulbrand, u. s. w. wie der grösste kindische Unsinn. Selbstverständlich werde ich Romeo und Julie schreiben. Alle Deine Entgegnungen verschwinden vor der enormen Begeisterung, welche mich ergriffen hat. Das soll mein kapitalstes Werk werden. Es kommt mir jetzt lächerlich vor, dass ich bisher nicht einsehen lernte, dass ich gewissermaassen vom Schicksal dazu bestimmt bin, dieses Drama in Musik zu setzen. Es giebt nichts passenderes für meinen musikalischen Charakter. Keine Könige, keine Märsche, mit einem Wort nichts, was die üblichen Zuthaten der grossen Oper sind. Nur Liebe, Liebe und wieder Liebe. Und dann, wie reizvoll sind die Nebenpersonen: Lorenzo, Thiebald, Merkuzio! Die Einseitigkeit brauchst Du nicht zu fürchten. Das erste Liebesduett wird ganz anders sein als das zweite. Im ersten— alles sonnig, klar; im zweiten kommt die Tragik. Aus harmlosen verliebten Kindern sind Romeo und Julie liebende und leidende Menschen geworden und in eine tragische Situation geraten. O welche Lust spüre ich an die Arbeit zu gehn!

Nimm es mir nicht übel, mein lieber armer Textdichter, dass ich Dich umsonst mit der Undine gequält habe. Hol sie der Teufel, diese Undine! Was ist Gutes an ihr? Wie kann man sich von solch einem Unsinn hinreissen lassen?!

Man müsste ja ein Esel sein.... u. s. w. Das ist jetzt mein' Verhalten gegenüber der Undine. Ich denke stündlich an Dich, mein Lieber. Ich schwelge gern in Erinnerungen aus unserem Leben. Dein Verstimmtsein beunruhigt mich sehr. Ich wünschte, Du könntest Dich für Deine Novelle ebenso begeistern, wie ich für die zukünftige Oper! Nur hingebende Arbeit kann Dich mit der Gegenwart versöhnen".

An Frau N. F. von Meck:

„Brailow, 27. Mai, 1878.

....Den ganzen Abend hat es durchgeregnet und es ist kalt geworden. Darüber habe ich mich aber sehr leicht hinweggetröstet, indem ich mir ein Buch zum Lesen nahm, die „Memoiren Ochotsky's". Sie wissen meine liebe Freundin, dass mich das achtzehnte Jahrhundert sehr lebhaft interessiert. Diese Memoiren boten mir denn auch sehr viel Neues und Interessantes, da ich bisher mit den Sitten und Gebräuchen der Polen des vorigen Jahrhunderts nur wenig bekannt war. Ich weiss nicht ob Sie das Buch in seinem ganzen Umfang kennen. Es ist ungewöhnlich schneidig geschrieben und dabei in einem etwas naiv wahrheitsgetreuen und offenherzigen Ton gehalten, welcher allen Nachrichten und Thatsachen eine gewisse Realität, Wärme und Lebendigkeit verleiht. Unter anderem ist im zweiten Teil auch ein Stück Geschichte Brailow's erwähnt, und zwar die widerrechtliche Aneignung desselben durch Jukowsky.

Am gestrigen Morgen war es kalt und windig. Ich arbeitete ein wenig und beendete die Skizzen einiger Nummern der Liturgie. In meinem Portefeuille liegen schon eine ganze Menge solcher Skizzen. Ausser den Violinstücken habe ich sechs Lieder, nahezu ein Dutzend Klavierstücke, ein ganzes Album (24 Stück) kleiner Kompositionen für Kinder und die Liturgie des Joann Slatoust geschrieben. Ich werde sehr viel Zeit brauchen—wenigstens anderthalb Monate sehr fleissiger Arbeit—um dieses alles in Ordnung zu bringen und rein abzuschreiben.

Als ich Ihren letzten Brief las, ärgerte ich mich ein wenig darüber, dass ich den ersten Satz meines Konzertes so eifrig in Schutz genommen hatte. Ich fürchte, dass sie in Zukunft Ihre Meinung—falls dieselbe nicht ganz günstig ausfallen sollte—mir gegenüber zu verschweigen suchen werden, um meinen Autorenehrgeiz nicht zu krän

ken. Ich bitte Sie eindringlichst, meine Liebe, mir stets offen die Wahrheit zu sagen. Glauben Sie nicht, dass Ihre Bemerkungen wertlos für mich seien, weil Sie nicht zum Fach gehören. Sie sollen wissen, dass die Urteile solcher Menschen, wie Sie, — Menschen, welche über viel Verständniss, Geschmack verfügen und die Musik inbrünstig lieben,—viel wertvoller für mich sind, als die Referate der stets einseitigen, durch vorgefasste Theorien und Prinzipien eingeschränkten und von ihren persönlichen Beziehungen zu den Musikern beeinflussten Kritiker. Ausserdem kann ich Ihnen versichern, dass mir jener krankhaft sensible Autorenehrgeiz, der sich über die geringste Bemerkung gleich beleidigt fühlt, durchaus fehlt. Können Sie mich denn überhaupt kränken? Weiss ich denn nicht, dass Sie mir Ihre innigste Teilnahme entgegenbringen und dass, selbst wenn Ihnen etwas an mir missfällt—es noch lange kein Beweis dafür ist, dass Sie meine Eigenschaften nicht genug schätzen. Wenn ich den ersten Satz meines Konzertes so nachdrücklich verteidigte, so geschah es nur, weil das Stück mein Benjamin ist. Das jüngste Kind wird ja gewöhnlich am zärtlichsten behandelt. Die Zeit einer objektiveren Beurteilung des Gegenstandes ist noch nicht gekommen. Unter meinen älteren Kompositionen giebt es einige, für die ich seinerseits ebenso leidenschaftlich geschwärmt habe, für die ich aber jetzt nicht die geringste Zuneigung mehr verspüre. Ja, manche sind mir sogar direkt widerlich. Hierher ist auch der „Opritschnik“ zu zählen, ein sehr schwaches, sehr übereiltes Werk“.

An M. Tschaikowsky:

„Brailow, den 27. Mai, 1878.

...Gestern Abend habe ich den ganzen „Eugen Onégin“ durchgespielt. Der Autor war zugleich der einzige Zuhörer. Ich schäme mich eigentlich einzugestehn, doch will ich es Dir –meinethalben ganz im Geheimen sagen, dass der Zuhörer von der Musik bis zu Thränen gerührt war und dem Autor tausend Komplimente sagte. O, wenn doch alle zukünftigen Zuhörer diese Musik ebenso entzückend finden wollten, wie der Autor selbst!!“

An Frau N. F. von Meck:

„Brailow, den 29 Mai, 1878.

....Ich verlebe hier die letzten Tage. Ich brauche Ihnen wohl kaum zu erklären, weshalb ich Ihre Gastfreundschaft

nicht noch länger in Anspruch nehmen möchte, obwohl ich noch bis zum 10-ten Juni bleiben könnte. Ich habe hier eine ganze Reihe unvergesslicher Tage verlebt, ich habe die reinsten, die schönsten Genüsse durchkostet, ich habe alle Schönheiten der sympatischen Natur Brailow's voll und ganz in mich aufgenommen, so dass mein Aufenthalt hierselbst eine der schönsten Erinnerungen meines Lebens bleiben wird. Ich danke Ihnen sehr".

An N. F. von Meck:

„Brailow, den 30. Mai, 1878.

....Es thut mir sehr, sehr leid, Brailow zu verlassen. Mein Herz will schier zerspringen bei dem Gedanken, dass mir ein so schroffer Dekorationswechsel bevorsteht. Nach dem süssen Frieden, der mich hier umgab, werde ich mitten in den Strudel des Moskauer Lebens geraten!! Allerdings tröstet mich ein wenig der Zweck meiner Reise nach Moskau; ausserdem ist es mir angenehm an das Wiedersehn mit meinem Bruder zu denken und auch daran, dass ich ganze zwei Tage in Ihrer unmittelbaren Nähe weilen werde.

.....Der Garten hat in den letzten zwei Wochen sein Aussehn vollständig verändert, Jene Unmenge von Flieder, welcher noch unlängst in voller Blüte stand, ist spurlos verschwunden. Statt seiner blühen jetzt in grosser Zahl die herrlichsten Rosen,—und dennoch traure ich sehr um den Flieder; es ist mir geradezu beängstigend daran zu denken, dass man ein volles Jahr auf sein Wiedererscheinen zu warten hat, also ganze 12 Monate, von denen ein jeder 30 Tage zählt. Uebrigens hält es schwer, Ihnen meine augenblicklichen Gefühle zu beschreiben. Ich denke, Sie verstehen mich schon. Die Vergangenheit beklage ich immer, zumal wenn sie so schön war, wie das Leben in Brailow. Der Flieder ist vergangen! Die schönen Tage sind geschwunden,—wann werden sie wohl wiederkehren?!! Noch ein Umstand hat das äussere Bild des Gartens verändert: das üppige und duftige Gras ist abgemäht. Dadurch hat der Garten ein etwas koketteres Aussehn gewonnen,—und dennoch traure ich um das schöne Gras, welches Zeuge meiner ersten Spaziergänge im Garten war.

Meine Stücke (welche Brailow gewidmet sind) habe ich Marcel gegeben, damit er sie Ihnen einhändigt. Das erste von ihnen ist, glaube ich, das beste, aber auch das schwer-

ste; es heisst „Méditation“ und wird tempo andante gespielt. Das zweite ist ein sehr schnelles „Scherzo“, und das dritte ein „Chant sans paroles“. Es war mir eben sehr weh um's Herz, dieselben Marcel zu übergeben. Vor kurzem noch hatte ich sie abzuschreiben begonnen! Damals stand der Flieder noch in blühendster Pracht, das Gras war noch nicht geschnitten, und die Rosen begannen kaum zu knospen!!!..

X.

An Frau N. F. von Meck:

„Dorf Nisy, den 6. Juni.

....Verzeihen Sie, meine Freundin, dass ich Ihnen nach Petersburg nicht geschrieben habe. Erstens, fürchtete ich, dass mein Brief Sie nicht mehr antreffen würde; zweitens, können Sie sich gar nicht vorstellen, welch' eine *Hölle* der dreitägige Aufenthalt in Moskau für mich war. Wie drei Jahrhunderte kam er mir vor. Es war eine solche Wonne für mich, wieder im Eisenbahnwagen zu sitzen, als wenn man mich aus einer dunklen, engen Gefängnisszelle befreit hätte. Hierhergekommen bin ich infolge einer Einladung meines alten gastfreien Freundes Kondratjeff, bei dem ich früher fast jeden Sommer gewohnt hatte. Hier war auch der „Wakula“ entstanden“.....

An Frau N. F. von Meck:

„Nisy, den 10. Juni, 1878.

....Die zweiundeinhalb Tage, die ich in Moskau verbracht habe, kamen mir wie zwei qualvolle Monate vor, vielleicht weil diese Stadt im Sommer sehr staubig, sehr heiss und überhaupt unangenehm ist; vielleicht aber auch, weil die Erinnerung an die moralischen Qualen, die ich im vorigen Herbst durchgemacht hatte, noch zu lebendig in mir war; oder auch—weil ich auf Schritt und Tritt bei Begegnungen mit Menschen, welche auf freudige und freundschaftliche Gefühlsäusserungen meinerseits Anspruch zu haben glaubten, es nicht vermeiden konnte, in gewissem

Sinne Komödie zu spielen. Und dennoch liebe ich Moskau, und möchte in keiner anderen Stadt leben.

An Frau N. F. von Meck:

„Kiew, den 12. Juni, 1878.

Schreibe Ihnen unter einem sehr traurigen Eindruck. Soeben las ich in der Zeitung die Nachricht von dem Zusammenstoss eines Militairzuges mit einem Güterzug auf der Jelez—Eisenbahn, wobei es viele Tote und Verwundete gegeben haben soll. Ich muss Ihnen sagen, dass ich auf meinen letzten Reisen eine grosse Zahl solcher Militairzüge gesehn habe. Der Anblick dieser zu bedauernden Menschen, welche wie die Schafe viele Tage im Güterwagen zubringen mussten, sehr schlecht ernährt und sehr schlecht gekleidet wurden, hat mich stets von neuem empört. Mit manchen der armen Geschöpfe habe ich auch geplaudert und konnte nicht ohne Entrüstung die Beschreibung ihrer Reise anhören....

Gestern habe ich dem erzpriesterlichen Gottesdienst in der herrlichen Klosterkirche zu Podol beigewohnt und einen ausserordentlich tiefen Eindruck erhalten. Bei derartigen Gelegenheiten begreift man wohl die ganze unermessliche Bedeutung der Religion für das Volk. Sie ersetzt dem Volk alles das, was wir in der Kunst, in der Philosophie und in der Wissenschaft finden. Sie bieten den armen Leuten die Möglichkeit, von Zeit zu Zeit zum Bewusstsein ihrer Menschenwürde emporzusteigen. Voltaire hat Recht gehabt als er sagte: „wenn es keine Religion gäbe: il faudrait l'inventer!"... Den Abend habe ich im „Château des fleurs" zugebracht, welcher wegen des Feiertages sehr besucht war. Zu meinem Leidwesen habe ich dort viele Bekannte getroffen, meistenteils aus musikalischen Kreisen. Ihre Gespräche, ihre Klatschereien, ihre dummen Aeusserungen in Betreff der Musik, ihre frechen und indiskreten Fragen—erschienen mir unerträglich langweilig und widerlich".

An Frau N. F. von Meck:

„Kamenka, den 24. Juni, 1878.

Sie wollen wissen wie ich komponiere? Wissen Sie, liebe Freundin, dass es sehr schwer ist, ausführlich auf diese Frage zu antworten? Denn die Umstände, unter wel-

chen ein neues Werk das Licht der Welt erblickt, sind ausserordentlich verschieden. Ich will aber dennoch den Versuch machen, die Art und Weise meines Arbeitens näher zu definieren.

Vorerst muss ich aber meine Kompositionen in zwei Kategorieen scheiden:

1) Werke, welche ich aus eigener Initiative schreibe, d. h. infolge eines unbezwingbaren inneren Dranges.

2) Werke, zu welchen ich von aussen die Anregung erhalte, z. B. infolge der Bitte eines Freundes oder Verlegers, also auf *Bestellung*.

Hier muss ich etwas hinzufügen. Ich weiss aus Erfahrung, dass der Wert einer Komposition durchaus in keiner Beziehung mit der Angehörigkeit derselben zu dieser oder jener Kategorie steht. Es kommt sehr häufig vor, dass ein Stück, welches seine Entstehung einem Anstoss von aussen verdankt, sehr gut gelingt, und umgekehrt— ein Stück, welches nur meiner eigenen Initiative entsprungen ist, infolge verschiedener Begleitumstände weniger gut ausfällt. Diese Begleitumstände sind für die Stimmung, während welcher gearbeitet wird, von ausserordentlich grosser Bedeutung. Im Moment der schöpferischen Thätigkeit ist für den Künstler absolute Ruhe unbedingt notwendig. In diesem Sinne ist ein jedes Kunstwerk, auch ein musikalisches stets *objektiv*. Diejenigen, welche glauben, dass ein schaffender Künstler im Moment des *Affekts* fähig ist, durch die Mittel seiner Kunst das auszudrücken, was er gerade fühlt,—irren sich sehr. Traurige Gefühle, sowohl als auch freudige, werden stets sozusagen *retrospektiv* wiedergegeben. Ich bin im Stande, mich von fröhlicher künstlerischer Stimmung durchdringen zu lassen, auch ohne einen besonderen Grund zu haben, mich zu freuen,—und umgekehrt, inmitten einer glücklichen Umgebung ein Werk zu schaffen, welches in den düstersten und hoffnungslosesten Farben gehalten ist.

Mit einem Wort, der Künstler lebt ein zwiefaches Leben: ein allgemein menschliches und ein künstlerisches, wobei diese beiden Leben manchmal durchaus nicht Hand in Hand gehn.

Wie dem auch sei, jedenfalls ist es beim Komponieren eine unbedingte Notwendigkeit, sich wenigstens für einige Zeit von allen Sorgen des ersteren der beiden Leben frei zu machen und sich ganz dem anderen hinzugeben.

Die Werke der erstgenannten Kategorie erfordern nicht

die geringste Willenskraft. Man braucht nur, seiner inneren Stimme nachzugehen, und — wenn das künstlerische Leben von der Gewalt der tragischen Umstände des materiellen Lebens nicht erdrückt wird — dann geht die Arbeit mit unglaublicher Schnelligkeit vor sich. Man vergisst Alles, die Seele erzittert von einer unbegreiflichen und unbeschreiblich süssen Aufregung, kaum dass man ihrem rapiden *Aufschwung* folgen kann, die Zeit vergeht buchstäblich unbemerkt.

In diesem Zustand liegt etwas *somnambulistisches*. On ne s'entend pas vivre. Es ist unmöglich, solche Minuten zu beschreiben. Alles das, was dann unter der Feder entsteht, oder nur gedacht wird (denn sehr oft kommen diese Momente zu einer Zeit, da man keine Gelegenheit zum Schreiben hat)—ist *gut*, und wenn kein Stoss von aussen Einen an jenes andere, allgemeine Leben erinnert, dann wird das Resultat der Arbeit das Vollkommenste, was der betreffende Künstler zu leisten vermag. Leider sind solche Stösse von Aussen unvermeidlich. Man hat einen Gang zu besorgen, oder man wird zum Mittagessen gerufen, oder ein Brief ist angekommen, u. s. w. Das ist der Grund, weshalb es nur überaus wenige Kompositionen giebt, die in allen ihren Teilen gleichmässig schön sind.—Daher die *Nähte*, *Einschaltungen*, *Unebenheiten*.

Für die Werke der zweiten Kategorie muss man sich *manchmal* erst in *Stimmung bringen*. Hierbei ist man sehr oft gezwungen, seine Faulheit und Unlust zu bekämpfen. Ausserdem giebt es da verschiedene Zufälligkeiten. Manchmal wird Einem der Sieg leicht. Andere Male dagegen entschlüpft die Inspiration jeden Augenblick und lässt sich nicht einfangen. Ich halte es aber für eine *Pflicht* des Künstlers, nicht nachzugeben. Man darf nicht warten. Die Inspiration ist ein Gast, welcher die Trägen nicht gern besucht. Nicht ohne Grund beschuldigt man daher das russische Volk des Mangels an originellen Kunstprodukten, denn der Russe ist faul. Der Russe schiebt gern Alles auf; er ist seiner Natur nach begabt, leidet aber—ebenfalls von Natur aus — an dem Mangel an Willenskraft. *Man muss sich selbst besiegen lernen*, um nicht in *Dilettantismus* zu fallen, von dem selbst ein so kolossales Talent wie Glinka nicht ganz frei war. Dieser Mann, welcher mit einer ausserordentlichen und eigenartigen schöpferischen Begabung ausgerüstet war, hat—trotzdem er ein ziemlich reifes Alter erreichte — ganz erstaunlich wenig geschaffen. Lesen Sie

seine *Memoiren*. Sie werden sehn, dass er wie ein Dilettant gearbeitet hat, d. h. ab und zu, wenn er gerade bei Stimmung war. Wir mögen noch so stolz auf Glinka sein, wir müssen aber eingestehn, dass er seine Aufgabe nicht ganz erfüllt hat, wenigstens nicht seiner Begabung entsprechend. Seine beiden Opern laborieren vielfach an einer erstaunlichen Ungleichmässigkeit, neben genialen Stellen von unvergänglicher Schönheit finden sich ganz kindisch naive und schwache Nummern. Was hätte er erreicht, wenn er in anderer Umgebung gelebt hätte, wenn er gearbeitet hätte wie ein Künstler, welcher sich seiner Kraft und seiner Pflicht bewusst ist, seine Begabung bis an die letzte Grenze der möglichen Vollkommenheit zu entwikkeln,—nnd nicht wie ein Dilettant, welcher aus Langeweile Musik macht?! So habe ich Ihnen denn erklärt, dass ich entweder aus innerem Drang heraus komponiere, beflügelt von der höchsten und garnicht zu definierenden Kraft der Inspiration, oder—ich *arbeite* einfach, indem ich jene Kraft selbst zu erfassen suche, was mir manchmal gelingt, manchmal aber auch nicht, in welch letzterem Fall das zu schaffende Werk stets nur das Produkt blosser *Arbeit* bleibt, ohne vom echten musikalischen Gefühl erwärmt zu sein.

Ich hoffe, Sie werden mich nicht des Eigenlobes verdächtigen, wenn ich Ihnen sage, dass mein Apell an die Inspiration fast niemals vergeblich ist. Mit anderen Worten: jene Kraft, welche ich vorhin einen eigensinnigen Gast nannte, hat sich mit mir schon längst vertraut gemacht, so dass wir unzertrennlich mit einander leben; sie verlässt mich nur, wenn mein materielles Leben durch diese oder jene Umstände sehr bedrückt wird, und sie glaubt, mir nichts nützen zu können. Wenn ich mich in normaler Verfassung befinde, so kann ich wohl sagen, dass ich stets in jeder Minute des Tages komponieren kann. Manchmal beobachte ich neugierig jene ununterbrochene Thätigkeit, welche —unabhängig von dem Gegenstand der Unterhaltung, die ich im Augenblick führe,—in demjenigen Teil meines Kopfes vor sich geht, welcher der Musik gegeben ist. Mitunter ist es irgend eine vorbereitende Arbeit, d. h. ein Ueberlegen der Details der Stimmführung irgend eines vorher projektierten Stückchens Musik, ein andermal erscheint eine ganz neue selbständige musikalische Idee, und ich bemühe mich, sie in meinem Gedächtniss festzuhalten. Woher kommt das alles?—ein unentwirrbares Rätsel.

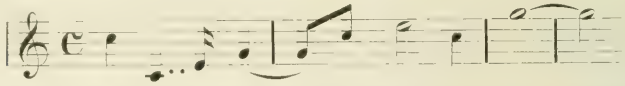
Jetzt will ich Ihnen die eigentliche Prozedur meines Schreibens wiederzugeben versuchen. Aber erst am *Nachmittag*. Auf Wiedersehn. Wenn Sie wüssten, wie *schwierig* es für mich ist, aber auch wie *angenehm* zugleich, mit Ihnen über diesen Gegenstand zu plaudern.

2 Uhr.

Meine Skizzen notiere ich gewöhnlich auf dem ersten besten Blatt Papier. Ich schreibe in sehr abgekürzter Form. Eine Melodie kann niemals für sich allein erscheinen, sondern stets mit der dazugehörenden Harmonie. Ueberhaupt können diese beiden Elemente der Musik zusammen mit dem Rytmus niemals von einander getrennt werden, d. h. ein jeder melodische Gedanke trägt eine gewisse Harmonie in sich und hat notwendig eine bestimmte rytmische Gliederung. Ist die Harmonie sehr kompliziert, dann kommt es vor, dass ich gleich beim Skizzieren einige Ausführlichkeiten der Stimmführung niederschreibe; bei einfacher Harmonie markiere ich nur den Bass, oder nur die Generalbassziffern, in anderen Fällen auch nicht einmal das. Wenn der Entwurf für Orchester gedacht ist, dann pflegen die Gedanken gleich in einer bestimmten Instrumentalfärbung zu erscheinen. Manchmal jedoch wird später die ursprünglich gedachte Instrumentierung verändert.

Niemals können die Worte später als die Musik geschrieben werden, denn sobald nur die Musik irgend einem Text gilt, so bedingt dieser Text auch einen passenden musikalischen Ausdruck. Es ist allerdings möglich, einer kleinen Melodie Worte anzupassen und unterzulegen, wenn es sich aber um eine ernste Komposition handelt, dann ist ein derartiges Anpassen undenkbar. Desgleichen ist es auch unmöglich, zuerst ein symphonisches Werk zu schreiben und ihm dann erst ein Programm unterzuschieben, denn hier ruft wiederum eine jede Episode des gewählten Programms eine entsprechende musikalische Illustration hervor. Diese Periode der Arbeit, d. h. das Skizzieren, ist ausserordentlich angenehm, interessant und gewährt mitunter ganz unbeschreiblichen Genuss, wird aber gleichzeitig von einer gewissen Unruhe und nervösen Aufregung begleitet. Der Schlaf ist schlecht, das Essen wird vollständig vergessen. Dafür geht aber die Ausführung des Projekts ganz friedlich und ruhig vor sich. Ein ganz ausgereiftes und durchgearbeitetes Werk zu instrumentieren — ist sehr lustig.

Dasselbe kann nicht von der Abschrift in's Reine der Stücke für Klavier, einer Singstimme, kurz kleinerer Kompositionen, behauptet werden. Das ist oft sehr langweilig. In diesem Augenblick bin ich gerade mit einer solchen Arbeit beschäftigt. Sie fragen, ob ich mich an die herkömmlichen Formen halte? Ja und nein. Es giebt Kompositionen, bei denen sich die Beibehaltung der bekannten Formen von selbst versteht, aber nur in ganz allgemeinen Zügen, d. h. nur die Aufeinanderfolge der Teile der Komposition betreffend. In den Einzelheiten darf man sich beliebige Abweichungen gestatten, sofern die Verarbeitung der gegebenen Gedanken es erheischt. So ist z. B. der erste Satz *unserer* Symphonie sehr unregelmässig aufgebaut. Das zweite Thema, welches eigentlich in einer verwandten Durtonart stehen müsste, erscheint bei mir in einem ziemlich entfernten Moll. Bei der Wiederkehr der Hauptpartie ist das zweite Thema ganz fortgelassen u. s. w. Das Finale enthält auch eine ganze Reihe Abweichungen von der traditionellen Form. In der vokalen Musik, wo alles vom Text abhängt, so wie in Fantasieen (z. B. „Sturm", „Francesca") ist die Form eine ganz selbständige. Sie befragen mich über Melodieen, welche auf harmonischen Noten gebaut sind? Ich kann mit Sicherheit sagen und durch viele Beispiele beweisen, dass es möglich ist, aus der Umstellung dieser Noten und mit Zuhilfenahme des Rytmus, unzählige Millionen neuer und schöner melodischer Kombinationen aus ihnen zu gewinnen. Uebrigens bezieht sich das nur auf die homophone Musik. In der polyphonen — schadet eine derartige Melodiebildung der Selbständigkeit der Stimmen. Bei Beethoven, Weber, Mendelssohn, Schumann und namentlich bei Wagner finden sich sehr oft Melodieen, welche aus Tönen eines Dreiklanges bestehn; ein begabter Musiker wird stets eine neue und schöne Fanfare zu finden wissen. Erinnern Sie sich, wie schön in den Nibelungen das Motiv des Schwertes ist?

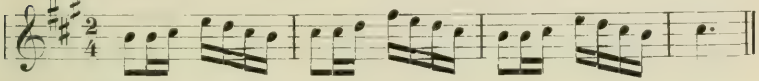


Ich habe eine Melodie von Verdi (eines sehr begabten Mannes) sehr gern:

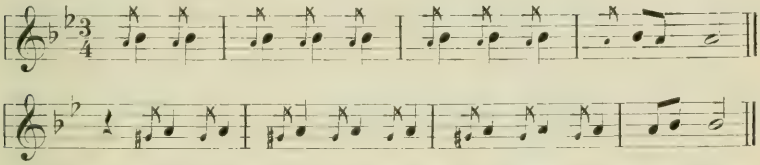
Wie herrlich, wie frisch ist ferner der Hauptgedanke des ersten Satzes in Rubinsteins „Ozean“:

Wenn ich mein Gedächtniss etwas anstrengen wollte, könnte ich noch unzählige Beispiele anführen, welche meine Ansicht bestätigen. Das ganze Geheimniss liegt im Talent. Für dasselbe giebt es keine Beschränkungen: es schafft aus Nichts die schönste Musik. Kann es etwas Trivialeres geben als die folgenden Melodieen?

Beethoven, 7. Symphonie:



oder Glinka, „Jota aragonesa“:



Doch welch herrliche musikalische Gebilde haben Beethoven und Glinka aus diesen Melodieen zu schaffen gewusst!“

An Frau N. F. von Meck:

„Kamenka, 25. Juni, 1878.

Als ich Ihnen Gestern über die Prozedur des Komponierens schrieb, hielt ich mich zu wenig bei derjenigen Phasis der Arbeit auf, welche der Ausführung der Skizze gilt. Diese Phase ist aber von kapitaler Bedeutung. Das, was im Eifer geschrieben worden ist, muss dabei kritisch nachgeprüft, verbessert, ergänzt oder gekürzt werden, je nachdem wie die Form es verlangt. Manchmal muss man sich Zwang anthun, man muss hart und rücksichtslos gegen sich selbst sein, d. h. diejenigen Stellen, welche mit Liebe und Begeisterung erdacht worden sind, mitleidslos streichen. Ich kann mich nicht über Armut der Phantasie und Erfindungsgabe beklagen, habe dafür aber stets an der Unfähigkeit gelitten, die Form zu glätten und zu feilen.

Nur durch hartnäckige Arbeit habe ich es jetzt erreicht, dass die Form meiner Kompositionen einigermassen dem Inhalt entspricht. In früherer Zeit bin ich zu nachlässig gewesen und habe der kritischen Nachprüfung der Skizzen zu wenig Bedeutung beigemessen. Daher waren bei mir stets die *Nähte* zu sehen, die einzelnen Episoden waren organisch zu locker verknüpft. Das war ein sehr grosser Fehler, und erst mit der Zeit begann ich nach und nach, mich zu bessern,—doch wird die *Form* meiner Kompositionen niemals eine *mustergiltige* werden, denn ich kann die wesentlichen Eigenschaften meiner musikalischen Organisation nur verbessern, nicht aber ganz umgestalten. Auch denke ich nicht im entferntesten daran, dass meine Begabung den höchsten Punkt der Reife bereits erreicht habe. Ich kann nur mit Freude konstatieren, dass ich allmälig vorwärts komme auf dem Weg der Selbstvervollkommnung, und wünsche leidenschaftlich, den höchsten Grad der meinen Fähigkeiten entsprechenden Vollkommenheit zu erklimmen. Somit hatte ich mich Gestern falsch ausgedrückt, indem ich sagte, ich *schriebe* meine Kompositionen nach den Skizzen blos *ab*. Das ist mehr als ein Abschreiben, das ist eine umständliche kritische Arbeit, welche mit Korrekturen, Ergänzungen und anderen Umgestaltungen verknüpft ist.

Ich möchte Ihnen folgenden Vorschlag machen. In Ihrem Brief äussern Sie den Wunsch, meine Skizzen einmal anzuschauen. Wollen Sie vielleicht die allerersten Entwürfe zu meiner Oper „Eugen Onégin" von mir annehmen? Da der Klavierauszug schon im Herbst im Druck erscheinen wird, so wird es Sie vielleicht interessieren, die handschriftlichen Notizen mit dem fertigen Werk zu vergleichen? Wenn „ja", so will ich Ihnen das Manuskript sofort nach Ihrer Rückkehr nach Moskau zusenden. Dass ich Ihnen gerade „Onégin" vorschlage, liegt daran, dass ich nicht ein einziges meiner Werke mit einer solchen Leichtigkeit gearbeitet habe, als gerade jene Oper; die Handschrift lässt sich fast durchweg gut lesen, denn sie enthält nur wenig Korrekturen".

An N. F. von Meck:

„Werbowka, den 29. Juni, 1878.

....Werbowka gefällt mir sehr. Ich sehe, höre und rieche keine Juden, und das ist sehr angenehm. Nach Kamenka

kann ich mich nicht genug über die hier herrschende Ruhe, über die schöne Luft und über die Einfachheit der Sitten freuen"....

An Frau N. F. von Meck:

„Werbowka, den 4. Juli, 1878.

....Ich erfreue mich einer ausgezeichneten Gesundheit, wenn man eine sehr merkwürdige Erscheinung abrechnet, welche sich seit einiger Zeit allabendlich einstellt. Um neun Uhr überfällt mich eine unerträgliche Schläfrigkeit, begleitet von einer Kräfteabnahme, infolgederen ich weder sprechen, noch hören, noch sonst etwas thun kann. Ich möchte davon laufen, mich verstecken, *nicht sein*. Indess weiss ich aus Erfahrung, dass ich diese Schläfrigkeit bekämpfen muss, wenn ich nicht in der Nacht an Herzbeklemmung und Albdrücken leiden will. Der ganze Abend vergeht in diesem Kampf. Selbstverständlich ist es nichts anderes als Nervosität, welche keine Beachtung verdient. Aus dieser Not rettet mich erstens die Willenskraft und zweitens ein Glas Wein.

Meine Arbeit geht langsam vorwärts. Die Sonate ist aber dennoch schon fertig, und Heute habe ich einige teils im Ausland, teils in Kamenka (im April) komponierte Lieder abzuschreiben begonnen.... Ich habe die Nachricht von Jurgenson bekommen, dass im August vier grosse russische Konzerte unter N. Rubinsteins Leitung in Paris stattfinden werden. Von meinen Werken kommen dran das Klavierkonzert, „Sturm", „Francesca" und zwei Sätze aus unserer Symphonie. Das Nähere darüber werde ich Ihnen rechtzeitig mitteilen für den Fall, dass Sie den Wunsch hätten, Ihre Reise nach Paris so einzurichten, dass sie mit der Zeit der Konzerte zusammenfällt. Von Mitwirkenden ist u. A. Frau Lawrowskaja engagiert".

An Frau N. F. von Meck:

„13. Juli, 1878.

....Hier werden jetzt Proben zu einer Theatervorstellung abgehalten, welche am 16. Juli, am Vorabend der Abreise Bruder Anatols, stattfinden soll. Ich habe die Rolle des Souffleurs und Regisseurs übernommen. Es wird Gogols „Heirat" und Szenen aus Molière's „Misanthrope" gegeben. Als Schauspieler treten ausschliesslich meine und meines Schwagers Nichten und Neffen auf.

Die recht langweilige Arbeit des Abschreibens geht langsam vorwärts. Jetzt schreibe ich das „Kinderalbum“ ab, dann kommt die Liturgie dran, und dann will ich mich (Ihrem Rat folgend) einige Zeit erholen, um später wieder ein grösseres Werk in Angriff zu nehmen“.

An P. J. Jurgenson:

(Mitte Juli).

....Ich hatte an Frau Mamontoff geschrieben, dass ihre Lieder, welche schon im Mai vorigen Jahres fertig waren, welche sie mir aber zwecks Umarbeitung der Ritornels zurückgeschickt hatte,—mir derart widerlich seien, dass ich mich nicht länger mit ihnen abgeben könne, zumal da ich das vorjährige Manuskript verloren hätte und nicht mehr wüsste, bei welchen Liedern die Ritornels umgearbeitet werden müssten. Ich bat sie, mich nicht mit dieser Arbeit zu belästigen. Darauf schrieb sie mir einen Brief mit Sticheleien und Klagen über die *Routinenmässigkeit* (?) meiner Klavierbegleitungen im ersten Heft der Lieder, erklärt sich aber bereit, mich zu dispensiren und verlangt die Rücksendung der Lieder, welche sie mir im Anfang des Sommers zur Bearbeitung geschickt hatte. Ich bin sehr froh,—doch muss ich ihr auch das Geld zurückgeben, welches ich im vorigen Jahr mit vieler Mühe von ihr erhalten hatte. Sie hatte mir damals fünf Rubel pro Lied bezahlt. Ich glaube es waren im Ganzen etwa 20 Stück, also für 100 Rubel.

Willst Du nun so gut sein und in Erfahrung bringen, wieviel ich ihr schulde, und diese Schuld für mich bezahlen?

Kannst Du mir sagen, ob ich das Recht habe, ihr zu verbieten, meinen Namen auf die folgenden Ausgaben der Lieder zu setzen?“

An Frau N. F. von Meck:

„Werbowka, 25. Juli, 1878.

Schreibe Ihnen, liebe Freundin, leichten Herzens und in dem angenehmen Bewusstsein, eine Arbeit beendet zu haben. Heute ist die letzte Seite der Liturgie fertig geworden, und somit die lange und langweilige Arbeit des Abschreibens zu Ende. — Jetzt will ich mich erholen und neue Kräfte sammeln. Wissen Sie was mir soeben einge-

fallen ist? Diejenigen, welche mit fieberhafter Eile zu arbeiten pflegen (wie ich), sind im Grunde die grössten Faulenzer. Sie trachten danach, möglichst schnell das Recht des Nichtsthunens zu gewinnen. Dieser meiner heimlichen Lust zum Nichtsthun werde ich jetzt nach Belieben fröhnen können".

An P. J. Jurgenson:

„Werbowka, 29. Juli, 1878.

Lieber Freund, meine Manuskripte werden Dir gebracht werden. Deine Stecher kriegen nicht wenig Material. Fünf Werke sende ich Dir. Ausserdem werde ich Dir nach einiger Zeit 3 Stücke für Violine zuschicken.

Folgende Honorare bitte ich mir aus:

1) Sonate	50	Rbl.
2) 12 Stücke à 25 Rbl.	300	„
3) Das Kinderalbum	240	„
4) Sechs Lieder à 25 Rbl.	150	„
5) Die Violinstücke à 25 „	75	„
6) Die Liturgie	100	„
	915	Rbl.

Also rund 900 Rbl.; jedoch angesichts dessen, dass ich so viel auf einmal geschrieben habe, will ich Dir alles zusammen für 800 Rbl. lassen.

Nun möchte ich Dich bitten, lieber Freund, eine Rechnung für mich anfertigen zu lassen mit Berücksichtigung dessen, was ich Dir schuldig bin und mit Hinzufügung des Honorars für „Eugen Onégin" und für das Violinkonzert. Bist Du damit einverstanden, die fünfhundert Rbl., welche ich Dir schulde, für die Oper zu rechnen? Für das Violinkonzert möchte ich gern 50 Rbl. haben. Sei so gut, mein Lieber, und lasse alle diese Rechnereien in's Reine bringen. Wenn es sich erweisen sollte, dass ich von Dir noch etwas zu bekommen habe, dann möchte ich dieses Geld nicht auf einmal, sondern nach und nach von Dir beziehen. Uebrigens wie Du willst! Wenn ich nicht irre hast Du an Antonina Iwanowna im Januar, März, April, Mai, Juni, Juli je 100 Rbl. ausgezahlt—im Ganzen also 600 Rbl. Nun hast Du aber 200 Rbl. aus dem Konservatorium erhalten, 100 Rbl. hatte ich Dir im Juni selbst gegeben und weitere 100 Rbl. sind Dir durch Anatol überbracht wor-

den. Somit hätte ich von jenen 600 Rubeln bereits 400 beglichen.

Die Korrektur des „Onégin“ habe ich erhalten und werde wahrscheinlich sehr lange daran sitzen: es sind sehr viele Fehler drin, die meisten durch mein eigenes Verschulden, aber auch der Korrektor ist für viele verantwortlich zu machen. Aergere Dich aber nicht über Kaschkin: er kann wahrlich nichts dafür“.

An Frau N. F. von Meck:

„Werbowka, 2. August, 1878.

....Gestern Abend habe ich den „Onégin“ meinen Mitbewohnern vorgespielt. Ihre Eindrücke waren für mich sehr günstig. Ich geniere mich eigentlich, einzugestehn, dass es auch für mich ein grosser Genuss war und dass ich meinen Vortrag infolge zu grosser Aufregung und infolge zu starken Thränenandranges oft unterbrechen musste. Je öfter ich an eine Aufführung der Oper denke, je mehr werde ich überzeugt, dass eine solche *unmöglich* ist, d. h. ich verstehe darunter eine Aufführung, die meinen Wünschen und Absichten entspräche. Namentlich werden *Tatjana und Lensky* wohl kaum zu finden sein. Darum bin ich zu glauben geneigt, dass meine Oper niemals die Bretter sehen wird. Ich selbst werde mich jedenfalls nie um eine Aufführung bemühen, denn die Theaterdirektion wird in diesem Fall dem Werk wie gewöhnlich nicht genügend Wohlwollen und Mühe entgegenbringen. Sollte aber irgend eine Direktion von selbst darauf kommen und die Oper bei mir bitten, dann werde ich sehr hohe Anforderungen stellen“.

An Frau N. F. von Meck:

„Werbowka, 4. August, 1878.

.....Nach meiner Gepflogenheit, stets unruhig zu sein und sich über dies und jenes Sorgen zu machen, gräme ich mich augenblicklich darüber, dass ich nicht rechtzeitig nach Brailow gekommen bin, d. h. nicht sofort nach Ihrer Abreise. Ich fürchte, dass es Ihrer Dienerschaft verschiedene Unbequemlichkeiten verursachen könnte. Doch was konnte ich thun?

Ich wünschte, es könnte mir Jemand die Ursachen jener merkwürdigen allabendlichen Schwächezustände, unter de-

nen ich seit einiger Zeit leide und von denen ich Ihnen schon geschrieben habe, erklären. Ich kann nicht sagen, dass sie mir unwillkommen sind, denn sie gehen gewöhnlich in einen tiefen, fast letargischen Schlaf über, und ein solcher Schlaf ist für mich ein Hochgenuss. Nichtsdestoweniger sind die Anfälle selbst äusserst lästig und unangenehm, namentlich jener unbestimmte Kummer, jene undefinierbare Sehnsucht, welche mit unglaublicher Kraft meine ganze Seele erfasst und in den positiven Wunsch des *Nichtseins* ausläuft, la soif du néant. Am wahrscheinlichsten sind die Gründe dieses psychologischen Phänomens sehr prosaischer Natur; ich glaube, es ist keine Seelenkrankheit, sondern die Folge schlechter Verdauung, ein Rest meines früheren Magenkatarrhs. Leider kann man sich über die Thatsache des Einflusses der Materie auf den Geist nicht hinwegtäuschen! Nur zu oft kann eine überflüssige saure Gurke für die höchsten Funktionen des menschlichen Geistes von grosser Bedeutung werden. Verzeihen Sie, liebe Freundin, dass ich Sie mit beständigen Klagen über meine Gesundheit langweile, die dazu garnicht am Platze sind, da ich im Grunde ein ganz gesunder Mensch bin, d. h. nur relativ, denn jene kleinen Schmerzen, über die ich mich beklage, enthalten durchaus nichts Ernstes. Ich bedarf nur der Erholung. Und diese werde ich in Brailow zweifellos finden. O Gott! Wie sehne ich mich nach jenem lieben Haus und nach jener lieben Gegend!"

An Frau N. F. von Meck:

„Brailow, 12. August, 1878.

Endlich bin ich in Brailow, meine liebenswürdige Wirtin, und fühle mich hier so gut, so leicht, so warm. Ich bin gestern Abend angekommen. Bei der mir eigenen krankhaften Bescheidenheit, fühlte ich mich anfangs selbstverständlich etwas unbehaglich. Es war mir peinlich, dass der Diener mich auf dem Bahnhof empfangen hat, dass das ganze Haus um meiner Person willen erleuchtet war, dass eigens für mich ein grossartiges Souper bereit stand, u. s. w., u. s. w. Trotzdem war es mir ein Genuss, mich bei Ihnen in Brailow zu wissen und an die bevorstehenden herrlichen Tage zu denken. Vor lauter Aufregung und, vielleicht, vor Ermüdung konnte ich lange nicht einschlafen; ich öffnete das Fenster, träumte in die lautlose Stille der wunderschönen Nacht hinaus. Später schlief

ich sehr fest ein und fühlte mich heute beim Erwachen so heimisch wie bei sich *zu Hause.*

An meiner Einsamkeit berausche ich mich im wahren Sinne des Wortes. Es ist ja schön, in Gesellschaft verwandter und lieber Menschen zu wohnen, doch ist es auch notwendig, von Zeit zu Zeit allein zu sein. Ich habe viel mehr Grund mich eine *Mimose* zu nennen, als Glinka. Aus seinen Memoiren ist es ersichtlich, dass dieser Spitzname garnicht für ihn passend war. Er fühlte sich in Gesellschaft, wie ein Fisch im Wasser. Ich lebe dann erst ein echtes volles Leben und fühle mich positiv glücklich, wenn ich vor der Berührung mit meinen Nebenmenschen absolut gesichert bin, was mich aber nicht hindert, einige Repräsentanten dieser Spezies mehr denn das eigene Leben zu lieben".

An Frau von Meck:

„Brailow, 13. August, 1878.

Der Müssiggang ist ein sehr angenehmes Ding, wenn er durch die Notwendigkeit der Erholung gerechtfertigt werden und als ein wohlverdienter Lohn für fleissige Arbeit angesehn werden kann... Gestern habe ich recht viel gespielt. In Ihren Noten habe ich einige mir noch unbekannte Lieder gefunden: vier sehr schlechte von Náprawník und sechs recht hübsche von Dawidoff. Auch habe ich eine Hamburger Ausgabe meiner Lieder mit einer sehr schlechten deutschen Textübersetzung zu Gesicht bekommen. Es giebt eine sehr gute Leipziger Ausgabe meiner Lieder. A propos, ich habe bemerkt, dass die Kiewer Musikalienhändler sich einer unerlaubten Handlungsweise schuldig machen, indem sie ausländische Ausgaben russischer Autoren verkaufen. Das Gesetz verbietet derartige Eingriffe in die Rechte des künstlerischen Eigentums.

Ich besuche sehr oft Ihre Privatgemächer, und sitze daselbst entweder mit einem Buch in der Hand, oder in Gedanken und Luftschlösser versunken. Unter anderem denke ich oft daran, dass ich für die mir bevorstehende Uebersiedelung nach Moskau recht viel männlichen Mut fassen müsste, um mein zukünftiges Leben möglichst angenehm einzurichten. Ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, dass es am besten wäre, mich gleich von vorn herein zu isolieren und nach Möglichkeit ganz allein zu wohnen. Auch hege ich den Wunsch, mir nach und nach

eine Bibliotek anzulegen, denn je älter ich werde—je mehr gewinne ich die Ueberzeugung, dass Bücher viel unterhaltender und nützlicher seien, als eine Gesellschaft von Menschen. Das Zusammensein ist nur mit solchen Menschen angenehm, welche zu keinem Gespräch verpflichten, d. h. mit intimen Freunden; solche *wirklich nahe* Menschen besitze ich aber—ausser Ihnen—in Moskau nicht. Mit Ihnen werde ich mich schriftlich unterhalten. Ein zwangweise geführtes Gespräch, das sogenannte *Unterhalten* eines Gastes ist stets blos geistloses Geschwätz. Mein grösster Feind ist mein *Gast*. Seit jeher bin ich bestrebt gewesen, Gästen aus dem Wege zu gehn. Jetzt werde ich unerbittlich sein".

An Frau N. F. von Meck:

„Brailow, 14. August, 1878.

.....Ich habe sehr viele gute Bücher mitgebracht, darunter auch „Histoire de ma vie" von George Sand. Das Buch ist ziemlich nachlässig geschrieben, d. h. ohne Folgerichtigkeit, so, wie ein geistreicher Schwätzer, der sich von seinen Erinnerungen hinreissen lässt, beständig vorwegeilt, Seitensprünge macht u. s. w., zu erzählen pflegt. Dafür sehr viel Aufrichtigkeit, vollständige Abwesenheit jeglicher Pose und ungewöhnlich talentvolle Charakteristik derjenigen Personen, unter denen sie sich in ihren Jugendjahren bewegt hatte. In Ihrer Bibliotek giebt es auch sehr viele Bücher, von denen ich mich nicht losreissen kann, wenn ich sie einmal in die Hand genommen habe. Unter anderem habe ich bei Ihnen eine prachtvolle Ausgabe von Musset vorgefunden, eines meiner liebsten Schriftsteller. Als ich Heute dieses Buch durchblätterte, liess ich mich vom Drama „André del Sarto" so fesseln, dass ich—auf dem Fussboden sitzend—das ganze Stück durchlesen musste. Ich liebe leidenschaftlich alle dramatischen Werke Musset's. Wie oft hatte ich Lust, aus irgend einer seiner Komödieen und Dramas ein Opernlibretto zu machen! Leider sind sie alle zu französisch und in einer Uebersetzung undenkbar, z. B. „Le Chandelier" oder „On ne badine pas avec l'amour". Andere, welche weniger *lokalen* Charakter aufweisen, z. B. „Lonrenzaccio" oder „André del Sarto", entbehren wieder der dramatischen Bewegung oder enthalten zu viel Philosophiererei, wie z. B. „Les Caprices de Marianne".

Es ist mir unbegreiflich, weshalb die französischen Komponisten diesem unerschöpflichen Born bis Heute noch nichts entnommen haben".

An Frau N. F. von Meck:

„Brailow, 15. August, 1878.

.....Jetzt ist das Wetter etwas besser; manchmal blickt die Sonne durch die Wolken, und es ist Hoffnung vorhanden, dass es sich gegen Abend ganz aufklären wird. Ich muss Ihnen etwas beichten, meine liebe Freundin. Heute früh hatte ich so grosse Lust, ein Scherzo für Orchester zu skizzieren, dass ich mich hinreissen liess und volle 2 Stunden gearbeitet habe. Auf diese Weise habe ich mein Wort gebrochen, den Aufenthalt in Brailow ungeteilt der Erholung zu widmen. Es hat mich aber nicht im geringsten angestrengt. Nichtsdestoweniger will ich mich aller weiteren kompositorischen Ausfälle enthalten".

An Frau N. F. von Meck:

„Brailow, 16. August, 1878.

Ich kehre zu Alfred de Musset zurück. Sie müssen durchaus seine „Proverbes dramatiques" lesen. Ganz besonderes empfehle ich Ihnen „Les Caprices de Marianne", „On ne badine pas avec l'amour" und „Le Chandelier". Drängt sich das alles nicht von selbst der Musik auf? Wieviel Gedanken, wieviel Scharfsinn! Wie tief ist das alles durchfühlt, und dabei wie bezaubernd schön. Es liest sich so leicht, dass man garnicht die Empfindung hat, es sei blos um der Idee Willen geschrieben, d. h. diese Idee sei vorher gewaltsam in das künstlerische Material hineingezwängt worden und habe die freie Entwicklung der Handlung, der Charaktere und Situationen paralysiert. Ferner gefallen mir sehr die echt Shakespearschen Anachronismen, wie z. B. das Gespräch über die Kunst der Sängerin Grisi am Hofe irgend eines phantastischen Bayernkönigs beim Empfang eines Herzogs von Mantua. Wie Shakespeare, hält sich auch Musset garnicht an die *lokale Wahrheit*, dafür findet sich aber bei ihm, ebenso wie bei Shakespeare, sehr viel von jener allgemein menschlichen, von Zeit und Raum unabhängigen, ewigen Wahrheit. Nur der Rahmen ist bei ihm kleiner und der Flug nicht so hoch. Im Uebrigen giebt es wohl kaum einen

anderen Bühnendichter, der Shakespeare so nahe gekommen wäre, wie Musset. Ganz besonders starken Eindruck hat auf mich das Stück „Les Caprices de Marianne" gemacht, und Heute denke ich den ganzen Tag daran, wie man daraus ein Opernszenarium machen könnte. Ueberhaupt fühle ich die Notwendigkeit, wieder an Operntexte zu denken. „Undine" bin ich untreu geworden. Für „Romeo und Julie" schwärme ich zwar noch, aber: erstens—ist es sehr schwer, und zweitens—schrecke ich vor Gounod zurück, der über diesen Text eine, allerdings mittelmässige, Oper bereits geschrieben hat".

An Frau N. F. von Meck:

„Werbowka, 25. August, 1878.

Ich bin schon seit sechs Tagen in Werbowka und habe aus verschiedenen Gründen gar nicht gemerkt, wie die Zeit verflogen ist. Jeden Tag nehme ich mir mit einigem Angstgefühl vor, abzureisen, doch haben mich bis jetzt verschiedene Umstände daran gehindert. Erstens, ist das Wetter so schön, dass ich mich nicht entschliessen kann das Dorf mit der Stadt zu vertauschen. Zweitens, bin ich ausser Stande, mich von meiner Arbeit zu trennen... Ja, meine liebe, meine beste Freundin, die Sie mir Ruhe vordiktiert hatten,—ich habe das Ihnen gegebene Wort gebrochen. Ich hatte Ihnen schon aus Brailow geschrieben, dass ich mich eines kleinen Scherzoentwurfs für Orchester nicht habe enthalten können. Bald darauf kam ich auf die Idee, eine ganze Reihe Stücke für Orchester zu schreiben, aus denen sich eine Suite à la Lachner machen liesse. In Werbowka angelangt, fühlte ich, dass ich meinen inneren Drang nicht eindämmen könne und entschloss mich daher, die Skizzen für die Suite zu Papier zu bringen. Ich arbeitete mit einer solchen Wonne und Begeisterung, dass ich buchstäblich nicht merkte, wie die Stunden vergingen.

Augenblicklich sind drei Sätze dieses Orchesterwerkes bereits fertig, der vierte ist entworfen und der fünfte sitzt im Kopf.

Ich bin nicht im geringsten ermüdet, und das ist gewöhnlich der Fall, wenn ich gearbeitet habe, ohne mir Zwang anzuthun, d. h. aus reiner Herzenslust. Es scheint mir immer, ich hätte kein Recht, mich meiner Natur zu widersetzen, sobald das Flämmchen der Inspiration sie erwärmt, und ich bitte Sie daher, es mir nicht übel neh-

men zu wollen, dass ich mein Versprechen nicht gehalten habe. Die Suite wird aus fünf Teilen bestehn: 1) Introduktion und Fuge, 2) Scherzo, 3) Andante, 4) Intermezzo (Echo du bal) 5) Rondo. Während ich an diesem Werk arbeitete, dachte ich unausgesetzt an Sie; jeden Augenblick fragte ich mich, ob Ihnen wohl diese oder jene Stelle gefallen, oder die eine oder die andere Melodie Sie rühren würde; darum will ich mein neues Opus keinem andern widmen, als meinem besten Freund. Morgen will ich direkt nach Petersburg reisen, um meinen Vater und Anatol wiederzusehn und möchte dort zwei bis drei Tage bleiben. Dann gehts nach Moskau. Ein wenig Furcht, ein wenig Traurigkeit und ein wenig Ekel habe ich vor meinem zukünftigen Leben."

An M. Tschaikowsky:

„Werbowka, 28. August, 1878.

Ich habe eigentlich schon Vorgestern Abend von hier abreisen wollen. Da aber für Gestern eine grosse Treibjagd geplant gewesen ist, an welcher 32 Schützen und 70 Treiber teilnehmen sollten, so habe ich mich verführen lassen, meine Reise bis Heute aufzuschieben. Leider habe ich kein grosses Vergnügen an der Jagd gefunden, denn ich hatte mich Vorgestern erkältet und fühlte mich den ganzen gestrigen Tag so schlecht, dass ich fast weinte und die Rückkehr nach Hause herbeisehnte. Die Jagd war misslungen: es gab wenig Wild. Um neun Uhr Abends legte ich mich zu Bett und bin Heute um fünf als ganz gesunder Mensch wieder erwacht."

An M. Tschaikowsky:

„Kiew, 29. August, 1878.

In der heutigen Zeitung („Nowoje Wremja") fand ich ein Feuilleton, welches eine schmutzige, niedrige und gemeine Verleumdung gegen das Moskauer Konservatorium schleudert. Von meiner Person ist nur wenig gesagt; es ist nur erwähnt, dass ich mich nur mit Musik beschäftige und an den Intriguen nicht teilnehme.

Mit heroischem und philosophischem Gleichmut habe ich diese Philippika über mich ergehn lassen und fortgesetzt, mich mit Leo über Schwarzerde zu unterhalten. In Kiew—eine neue Ueberraschung. Wir hatten nur eine

halbe Stunde Verspätung, trotzdem war der Zug nach Kursk bereits fort. Ich hatte solch eine Sehnsucht nach der Weiterfahrt, und—prosit Mahlzeit! Jetzt muss ich 24 Stunden in Kiew sitzen, und Anatol wird sehr betrübt sein, mich erst am Freitag wiederzusehn.

Noch unterwegs, mit der Zeitung in der Hand, habe ich beschlossen, meine Professur ganz aufzugeben. Ich hätte das schon jetzt gethan und wäre garnicht erst nach Moskau gefahren, wenn die Wohnung nicht schon gemietet wäre, und wenn man im Konservatorium mich nicht bestimmt erwartet hätte. Mit einem Wort, ich habe beschlossen bis zum Dezember zu warten, dann für die Feiertage nach Kamenka zu reisen und von da aus die Mitteilung zu machen, dass ich krank sei; selbstverständlich werde ich Rubinstein im Geheimen vorher verständigen, damit er einen anderen Professor engagiere. Also vive la liberté et surtout Nadeshda Filaretowna! Es unterliegt garkeinem Zweifel, dass Sie meinen Entschluss billigen wird—folglich werde ich in der Lage sein, ein herrliches Wanderleben zu führen und mich bald in Kamenka, bald in Werbowka, bald in Petersburg oder im Auslande aufzuhalten. Aprés tout: es ist alles zu unserem Besten, und in diesem Augenblick bin ich in Betreff diverser Zeitungen vollständig beruhigt. Für mein ferneres Wohlbefinden thut mir nur eines Not: dass Du und Anatol mit eurem Geschick zufrieden seid; wie ist aber das zu erreichen? Komme um Gottes Willen schneller nach Moskau, ich sehne mich, Dir mein Herz auszuschütten! Um Gottes Willen arbeite an Deiner Novelle! Nur die Arbeit kann den Gedanken an die misères de la vie humaine verscheuchen. Gleichzeitig wird sie Dich selbstständig machen.

Ich weiss, Du wirst mir sagen, dass Du zum Schreiben *keine Zeit* findest, da Du den ganzen Tag durch Kolja in Anspruch genommen seiest. Ich wiederhole aber: schreibe, schreibe, schreibe! Ich könnte Dir mich selbst als Beispiel hinstellen. Ich hatte täglich sechs geisttötende, entnervende Stunden im Konservatorium zu geben, wohnte dabei zusammen mit Rubinstein, dessen Lebensweise mir sehr hinderlich war, die Wohnung lag neben dem Konservatorium, von wo aus ununterbrochen Tonleiter und Etüden zu mir herüberklangen und mich am Komponieren störten. Allerdings wird die Beschäftigung mit Kolja wohl etwas anstrengender sein, als meine Theoriestunden, nichtsdestoweniger—schreibe! Einstweilen jedoch küsse ich Dich, mein

lieber teurer Modi. Im Grunde ist alles—Wurst, wenn es nur Menschen giebt, die man lieb haben kann, so wie ich Dich lieb habe, und Du mich (verzeih mir die Einbildung)!"

Im Laufe der Saison hat Peter Iljitsch folgende Werke fertiggestellt:

1) Op. 36. Symphonie № 4 (F-moll), in vier Sätzen, gewidmet „meinem besten Freund." Die ersten Entwürfe waren schon im Mai 1877 fertig. Am 11. August begann Peter Iljitsch mit der Instrumentierung und beendete den ersten Satz der Symphonie am 12. September. Dann trat eine zweimonatliche Pause ein, worauf er Ende November an die Fortsetzung ging. Am 15. Dezember wurde das Andante fertig, am 20.—das Scherzo, und am 26.—das Finale. Ihre erste Aufführung erlebte die Symphonie am 10. Februar 1878 in einem Symphoniekonzert der Russischen Musikalischen Gesellschaft in Moskau unter Leitung N. G. Rubinsteins.

2) Op. 24. „Eugen Onégin". Lyrische Szenen in 3 Akten und 7 Bildern. Das Textbuch ist frei nach Puschkin vom Komponisten selbst und K. S. Schilowsky gemacht worden. Die Initiative für diese Oper gehört Frau E. A. Lawrowskaja. Am 18. Mai, 1877 hat Peter Iljitsch folgendes Szenarium projektiert:

Erster Akt. Erstes Bild. Die alte Larina und die Muhme sitzen im Garten beim Einmachen. Duett der beiden Frauen. Aus dem Hause ertönt Gesang. Er rührt von Tatjana und Olga her, welche ein Duett mit Begleitung einer Harfe singen. Dann erscheinen Bauern mit der letzten Garbe. Sie singen und tanzen.

Plötzlich meldet der Diener Gäste. Aufregung. Onégin und Lensky treten ein. Die Zeremonie der Vorstellung und Bewirtung (das Preisselbeerenwasser). Quintett à la Mozart. Die Alten entfernen sich, das Abendessen zu besorgen. Die jungen Leute promenieren paarweise im Garten (ähnlich wie in Faust). Tatjana ist anfangs etwas spröde, später verliebt sie sich.

Zweites Bild. Die Szene mit der Muhme und der Brief Tatjana's.

Drittes Bild. Duett zwischen Onégin und Tatjana.

Zweiter Akt. Erstes Bild. Tatjana's Namenstag. Ball. Die Szene der Eifersucht Lensky's. Er beleidigt Onégin und fordert ihn. Allgemeines Entsetzen.

Zweites Bild. Die letzte Arie Lensky's und das Pistolenduell.

Dritter Akt. Erstes Bild. Moskau. Der Ball im Adelsklub. Das Wiedersehn Tatjana's mit allen ihren Tanten und Cousinen. Chor. Das Erscheinen des Generals. Er verliebt sich in Tatjana. Sie erzählt ihm ihre Lebensgeschichte und ist bereit, ihn zu heiraten.

Zweites Bild. In Petersburg. Tatjana erwartet Onégin. Er erscheint. Grosses Duett. Tatjana kämpft mit dem Gefühl der Liebe zu Eugen, welches sie von neuem erfasst. Da erscheint ihr Gemahl. Das Pflichtgefühl siegt. Onégin stürzt in Verzweiflung davon.

Mit Ausnahme des ersten Bildes des dritten Aktes in welchem der Moskauer Ball mit einem Ball in Petersburg vertauscht worden ist, hat Peter Iljitsch an diesem Szenarium nichts weiter geändert.

Trotzdem sich die Librettisten bemüht hatten, in Betreff der Anordung der Szenen der Dichtung Puschkins möglichst treu zu bleiben, auch die Originalverse beizubehalten und nur in den dringendsten Fällen selbst erfundene Stellen einzuschalten,—ist ihnen dennoch eine kapitale Abweichung von dem Inhalt der Urdichtung mit untergeschlüpft, indem sie im letzten Bild der Oper Tatjana Onégin um den Hals fallen liessen. Doch im Herbst 1880—kurz vor der ersten Vorstellung der Oper im Grossen Theater zu Moskau—hat Peter Iljitsch der Schlussszene der Oper diejenige Fassung gegeben, die uns bekannt ist.

Die Mitarbeiterschaft K. S. Schilowsky's bei dem Arrangement des Libretto's beschränkt sich — abgesehen vom Szenarium — auf den französischen und russischen Text der Couplet's für Triquet; alle anderen eingeschalteten Verse haben den Komponisten zum Autor.

Am 6. Juni war das zweite Bild des ersten Aktes (der Brief Tatjana's) bereits komponiert und am 15. Juni — der ganze erste Akt beendet. Am 23. Juni waren $^2/_3$ der Oper fertig. Nach einer 30-tägigen Pause ging Peter Iljitsch im August (in Kamenka) wieder an die Arbeit und beendete die Komposition der Oper. Auch hat er daselbst das erste Bild des ersten Aktes instrumentiert.—Im Laufe des September und der ersten Tage des Oktober hat Peter Iljitsch wiederum nichts gearbeitet und ist erst Mitte Oktober an die Fortsetzung gegangen; am 20. ist der ganze erste Akt fertig instrumentiert und am 23. nach Moskau abgeschickt worden. Im November instrumentierte Peter Iljitsch das erste Bild des zweiten Aktes. Den ganzen Monat Dezember widmete er der Symphonie. Am 2. Januar 1878 machte

er sich in San Remo wieder an „Onégin“ und beendete die ganze Oper am 20. Januar. Im Ganzen hat Peter Iljitsch für die Komposition der Oper (einschliesslich des Libretto) nicht mehr als fünf Monate verwendet. Im Sommer 1885 komponierte Peter Iljitsch auf Ersuchen des Direktors der Kaiserlichen Theater eine Eccossaise für das erste Bild des zweiten Aktes und änderte ein wenig das Finale.

Ihre erste Aufführung erlebte die Oper am 17. März 1877 in Moskau gelegentlich einer Schülervorstellung des Moskauer Konservatoriums im Kleinen Theater.

Verlag P. I. Jurgenson.

3) Opus 38. Sechs an A. Tschaikowsky gewidmete Lieder: № 1. „Don Juans Serenade“, Text von Graf A. Tolstoi; № 2. „Das war im ersten Lenzesstrahl“ (A. Tolstoi); № 3. „Im erregenden Tanze“ (A. Tolstoi); № 4. „Ach, wenn Du könntest“ (A. Tolstoi); № 5. „Aus dem Jenseits“ (Lermontoff); № 6. „Pimpinella“ (florentinisches Lied). Verlag P. I. Jurgenson.

4) Op. 40. Zwölf Klavierstücke (mittlerer Schwierigkeit), M. Tschaikowsky zugeeignet: № 1. Etude, № 2. Chanson triste, № 3. Marche funèbre, № 4. Mazurka C-dur, № 5. Mazurka D-dur, № 6. Chant sans paroles, № 7. Au village, № 8. Valse As-dur, № 9. Valse A-dur, № 10. Danse russe, № 11. Scherzo F-dur, № 12. Rêverie interrompue. Als erstes von diesen zwölf Stücken ist № 12 komponiert worden. Der mittlere Teil dieses Stückes ist ein venetianisches Lied, welches während des Aufenthaltes Peter Iljitsch's in Venedig fast jeden Abend unter seinem Fenster gesungen wurde. Die anderen sind zu verschiedenen Zeiten entstanden, „Danse russe“ schon im Jahre 1876 und war ursprünglich als Einlegenummer für das Ballett „Der Schwanensee“ bestimmt. Verlag P. I. Jurgenson..

5) Op. 37. Grosse Sonate für Klavier (G-dur) in vier Sätzen. Ch. Klindworth gewidmet. Sie ist in den ersten Tagen des März 1878 in Clarens begonnen und am 30. April beendet worden. Am 21. Oktober 1879 hat sie N. G. Rubinstein zum ersten Mal (in Moskau) öffentlich gespielt. Verlag P. I. Jurgenson.

6) Op. 35. Konzert für Violine mit Orchester. Ursprünglich war es L. Auer gewidmet, später jedoch dedizierte es Peter Iljitsch an A. Brodsky. Es ist Anfang März 1878 in Clarens begonnen und bereits am 16. desselben Monats im Entwurf fertig gemacht worden, doch gefiel das Andante dem Komponisten nicht, so dass er ein neues ge-

schrieben hat. Ende April war das Konzert instrumentiert. Uraufführung in Wien (1879) durch A. Brodsky. Verlag P. I. Jurgenson.

7) Op. 42. „Souvenir d'un lieu cher", drei Stücke für Violine mit Klavierbegleitung: № 1. ist das ursprüngliche Andante für's Konzert. Die beiden andern Stücke sind Ende Mai in Brailow entstanden. Verlag P. I. Jurgenson.

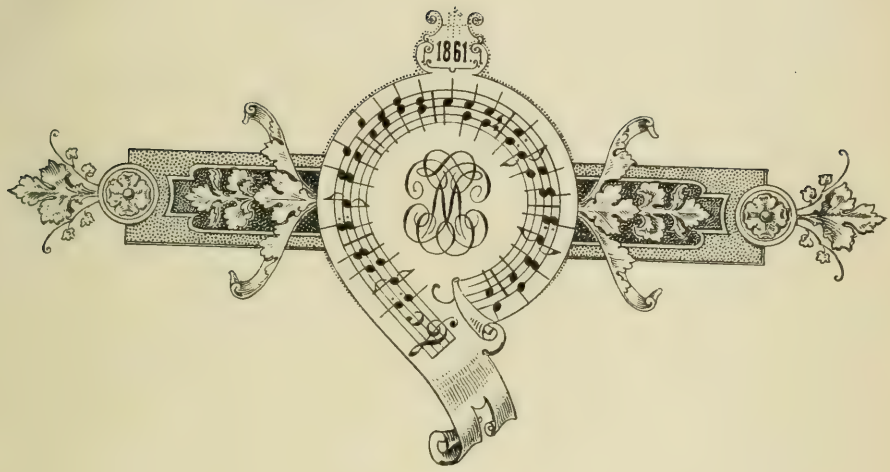
8) Op. 41. Liturgie des hlg. Joann Slatoust für vierstimmigen gemischten Chor. Begonnen im Mai 1878 in Kamenka, beendet am 27. Mai in Brailow. Verlag P. I. Jurgenson.

9) Op. 39. Kinderalbum, 24 leichte Stücke für Klavier (à la Schumann). Gewidmet an W. Dwidoff. Verlag P. I. Jurgenson.

10) „Skobeleff-Marche", komponiert von Sinopoff. Peter Iljitsch verheimlichte seine Urheberschaft dieses Stückes, da er es für zu unbedeutend hielt. Er hat es auf Bestellung P. I. Jurgenson's Ende April in Kamenka komponiert. Verlag P. I. Jurgenson.

Ausserdem hat Peter Iljitsch im Laufe des Dezember 1877 die Uebersetzung der italienischen Texte von sechs Liedern von Glinka gemacht und den Text für ein Gesangsquartett desselben Komponisten gedichtet.

Im August 1878 hat Peter Iljitsch auch noch den grössten Teil der Suite № 1 fertig gestellt.


1861

ML
410
C4C415
Bd.1

Chaikovskii, Modest Il'ich
Das Leben Peter Iljitsch Tschaikowsky's

63616

ML
410
C4C415
Bd.1

Chaikovskii, Modest Il'ich
Das Leben Peter Iljitsch Tschaikowsky's

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 09 08 10 012 6